This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

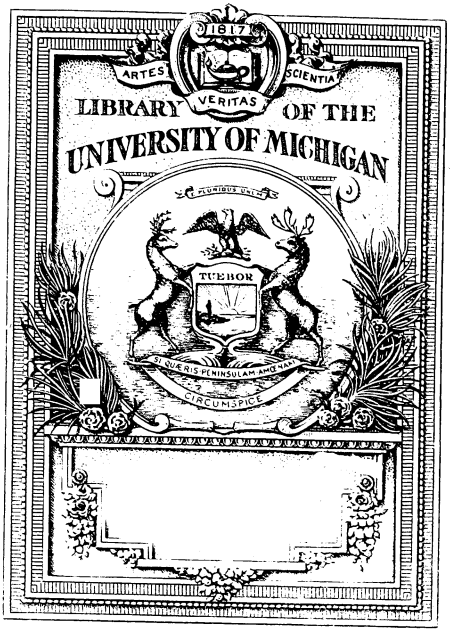
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 598077 DUPL

Hosted by Google



Hosted by Google

Hosted by Google

F. v. Lenbach pinx. Bruckmann repr.

Hosted by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Dritter Band

(Nr. 27—39.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1893.

Hosted by Google

Hosted by Google

Res. Hist.
Harvard
4-23-31
23211

Inhalt.

Ahlwardt s. Stöcker.
Ahlwardts Ahnen 44
Antisemitismus s. Bismarck, Fürst.
Antwort (auf den Artikel: Sozialpolitik eines deutschen Philosophen) 181
Arbeit, fremde 441
Arbeitlosigkeit, anhaltende . . . 248
Arbeitlosigkeit, vorübergehende . 12
Argentinien s. Zukunft, die, Argentiniens und Eisenbahnen.
Aus der Zeit des Cyrus . . . 452
Ausstellung s. Kunst.
Barbaresken-Tribut 145
Bennigsen als Erzieher 373
Bismarck, Fürst, in München . 7
Bismarck, Fürst, und der Antisemitismus 193, 278
Bismarcks Geburtstag 1
Bohême, die 178
Brahms s. Gruß, ein.
Brief, der, des Prinzen Albrecht 384
Brunetière, Ferdinand 545
Caprivismus s. Ende.
Circus Levetzow 285
Cyrus s. Aus der Zeit.
Dörfer, Caprivische 577
Durchführung, die, der Wohnungsreform 348
Einiges über moderne Kollegialität 133
Einsiedler, der große. Gedicht . 430
Eisenbahnen, die argentinischen . 172
Eisenexport, unser 41
Elegie, eine kommunale . . . 329
Elektrotechnik, die, als Kulturträger 424
Ende, das, des Caprivismus . 289
Entstaatlichung, die, der britischen Kirchen 262
Faktor, der moralische, im Kriege 506
Fernsehen, das, als Experiment 157
Finanzminister, der russische . . 90
Fonds, italienische 326
Fraktion Geldsack 333
Frauen, unsere s. Für unsere Frauen.
Frauenüberhebung und Frauenverlästerung 409
Friede, der, mit Portugal . . . 427
Für unsere Frauen 128
Glückseligkeit im Zukunftstaat . 231
Gold s. Vom gelben Metall.
Griechen, die bestraften 477
Gruß, ein, an Johannes Brahms 279
Händel als Schnellkomponist 28, 121
Handelspolitik, die 61
Handwerk, das, in der Malerei . 75
Hochzeit. Gedicht 182
Husaren, schwarze 529
Jesuitenparade 235
Ihering, Rudolf von 600
Industrie, unsere chemische . . 613
Infelices possidentes! 82
Irland s. Kampf.
Italienische Fonds s. Fonds.
Jury, die, der Kunstausstellung . 467
Kampf, der, um Irland . . . 210
Kipling, Rudyard 165
Kirchen, britische, s. Entstaatlichung.
Klim-Bim 571
Kollegialität, moderne s. Einiges über moderne Kollegialität.
Kommissionsgeschäft, das . . . 567
Korruption 282
Kunst und Ausstellung 511
Kunst und Wissenschaft in der Medizin 280
Kunstausstellung s. Jury.
Kunstfrühling in Berlin . . . 136
Lage, die, der englischen Landwirthschaft 314
Landwirthschaft, englische s. Lage.

Hosted by Google

Levetzow s. Circus.
Lieutenants und Assessoren in Ostafrika 276
Loyola s. Paulus.
Lustspiel, das deutsche 609
Luxussteuer, eine allgemeine . . 584
Medizin s. Kunst.
Menzer s. Tabakbauer.
Mexikanische Werthe s. Werthe.
Miguel, Reb 93
Militarismus und Militarismus 540
Militärkonzert, das europäische . 481
Militärstaat, der 393
Militär-Strafprozeß, der . . . 202
— — s. auch Oeffentlichkeit.
Moment-Photographie, eine . . 183
Monte Carlo 515
Moralpfaffenthum 215
Münzwesen und Edelmetallproduktion Rußlands 486
Neues von Friedrich Nietzsche . 39
Nietzsche, s. Neues von Friedrich Nietzsche.
Notizbuch 431, 528
Notizen zu Verdis Falstaff . . 474
Oeffentlichkeit, die, im Militär-Strafprozeß 110
Ostafrika s. Lieutenants.
Panama-Gesellschaft, eine neue . 563
Panamiten, die, in Paris und Rom 23
Paulus und Loyola 274
Place de la Bourse 141
Politik, illuminirte 241
Politiker, der, Taine 49
Portugal s. Friede.
Possidentes, infelices 82
Produkte der Völkermischung . 57
Quantität oder Qualität der Armee 433
Reichsseuchengesetz, das 97
Reichstags-Eröffnung s. Termin
Richter, Rickert & Co 415
Rickert s. Richter, Rickert & Co.
Salons, die beiden . . . 366, 455
Schaffen, künstlerisches s. Vom künstlerischen Schaffen.
Seuchengesetz s. Reichsseuchengesetz.
Skat 69
Sozialpolitik eines deutschen Philosophen 114
— — s. auch Antwort . . 181
Staat, der sozialistische bei den Chinesen 152
Stöcker, Ahlwardt & Co. . . . 85
Strecken-Rapport 618
Tabakbauer Menzer 187
Taine s. Politiker, der, Taine
Tausend sieben und siebzig (1077). Gedicht 401
Termin, der, der Reichstags-Eröffnung 362
Theater 78, 268
Unterschrift, eine 448
V. A. G. D. 522
Veitstag 480
Verdis Falstaff s. Notizen.
Völkermischung s. Produkte.
Vom gelben Metall 380
Vom künstlerischen Schaffen . . 321
Von Genua nach Kansas . . . 461
Wahlverwandtschaften 337
Werthe, mexikanische 525
Wesen, das, der Seele 253
Wien oder Berlin? 191
Wohnungreform, nationale, unter Reichsgarantie 299
— — s. auch Durchführung.
Wucher, der 402
— — s. auch Zins und Wucher.
Ziele, andere. Gedicht 182
Zins, der 222
Zins und Wucher 555
Zukunft, die, Argentiniens . . . 34
„Zukunft, die, des Deutschen Reiches" 385
Zukunft, die soziale 493
Zukunftstaat s. Glückseligkeit.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 1. April 1893.

Bismarcks Geburtstag.

In ängstlicher Sorge um die Erhaltung der Osterruhe haben wackere Bureaukraten sich einer Verordnung vom Jahre 1803 erinnert, die das Verbot des für heute geplanten Fackelzuges in Friedrichsruh ermöglichte. Alle Bierschänken, Schnapsbuden und Singspielhallen im Deutschen Reiche werden geöffnet sein, der Glanz festlicher Fackeln aber darf den Sachsenwald heute nicht erhellen, und da und dort wird versucht, durch eine Zersplitterung der Bismarck-Feier der tüchtig gesinnten Presse die Möglichkeit zu geben, vom Nachlassen der Begeisterung für den alten Kanzler triumphirend zu erzählen. Die Sabbathordnung von 1803 besteht zu Recht; aber auch der Brief des alten Kaisers Wilhelm vom 1. April 1885 ist nicht nur ein privates Schriftstück, und da dieser Brief vielfach vergessen scheint, ist es vielleicht gut, gerade heute an ihn zu erinnern. Er lautet: „Mein lieber Fürst! Wenn sich in dem deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu bethätigen, daß die Erinnerung an Alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes gethan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es Mir ein tiefgefühltes Bedürfniß, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es Mich erfreut, daß solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut Mich das für Sie als wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung, und es

Hosted by Google

erwärmt Mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kund thun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart, und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntniß für das Wahre und Große zeigt, und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt. An solcher Feier theilzunehmen, ist Mir und Meinem Hause eine besondere Freude, und wünschen Wir Ihnen durch beifolgendes Bild auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung Wir dies thun; denn dasselbe vergegenwärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern. Sie, Mein lieber Fürst, wissen, wie in Mir jeder Zeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage ich daher mit diesem nichts, was Ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und Ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was Wir Ihnen zu danken haben! Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige Ich diese Zeilen, als über das Grab hinaus dauernd Ihr dankbar treu ergebener Kaiser und König Wilhelm". Das Bild stellte die Kaiserproklamation in Versailles dar und der alte Herr wußte ganz genau, wem er diesen größten Moment seines prunklosen und bescheidenen Lebens verdankte. Wenn heute, nach der Maulwurfsarbeit trefflicher Minirer, auch wieder an der Spitze der Gratulanten der Erste fehlen sollte, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß der Enkel die Ansichten des Großvaters über die Verdienste des ersten Kanzlers im neuen Reich nicht theilt, oder daß er unwillig gar auf die Kundgebungen für den Bereiter der Herrlichkeit blickt, an deren Glanz der reiche Erbe sich jetzt erfreuen darf.

Ob heute nun ein paar Salamander mehr gerieben, ein paar Extrazüge mehr nach Friedrichsruh befördert werden, ob der Fackelzug bis zum elften April verschoben wird, dem Tage, an dem — wie Bismarck einst von Petersburg an seine Schwester schrieb — die Basis seines häuslichen Glücks geboren wurde: das kann uns Zuschauern so gleichgiltig sein wie dem Gefeierten selbst, der in einem wechselvollen Leben gelernt hat, den Lärm der Gassen, mochte er ihm wüthiges oder jubelndes Gebrüll melden, nach seinem wahren Werth zu beurtheilen. Mit heiterem Staunen wird der Fürst in fortschrittlichen und klerikalen

Hosted by Google

Blättern gelesen haben, er sei über das Verbot des Fackelzuges „ärgerlich". Wenn ers der Mühe für werth hielt, dieses winzige Detail der Oeffentlichkeit zu verkünden, so geschah das jedenfalls nur, weil er darin ein Symptom des wachsenden Servilismus sah, der da Dank zu verdienen glaubt, wo sein Diensteifer gar nicht begehrt wird. Die Zeit wird hoffentlich niemals erscheinen, wo man für eine Chicane gegen den Fürsten Bismarck vom Hause Hohenzollern Dank zu erwarten hat. Ohne eine kleinliche Deutung befürchten zu müssen, kann aber der alte Kanzler nicht mehr den Finger rühren.

Noch nie vielleicht ist eine Persönlichkeit, die bald ein halbes Jahrhundert nun in hellster Beleuchtung steht, so völlig falsch beurtheilt worden, wie es Bismarck von seinen Gegnern und von seinen Verehrern geschehen ist. Die Deutschen hatten freilich immer Talent dazu, ihre großen Männer zu verkennen; bei ihnen war die Zahl der Gleichheitflegel immer besonders groß, die den Aristides haßten, nur weil man ihn den Gerechten hieß; und Goethe, der selbst unter diesen banausischen Urtheilen litt, die manchmal von Kotzebue, manchmal aber auch von Börne stammten, schrieb seinen Landsleuten deshalb ins Stammbuch: „Sie thäten gern große Männer verehren, wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären." Solches Bestreben, den Gegenstand des Bewunderns mit kleinlichen und brutalen Zügen zu entstellen, ist den Deutschen eigenthümlich. Die Franzosen, die vor Zorn heulten, als Taine die kolossale Selbstsucht des großen Napoleon enthüllte, schütteln den Kopf, wenn sie sehen und hören, wie bei uns über den Mann geurtheilt wird, der dem großartigsten Traum die Erfüllung brachte, und sie sagen wohl: Dieses Volk fühlt sich erst wieder glücklich, seit das ungeheure Richtmaß verschwunden ist, nach dessen Höhe es sich vergebens zu recken suchte; nach einer Episode ungeahnter Macht kehrt es nun wieder in die bescheidene Stellung zurück, die ihm gebührt. In Deutschland aber möchte man trotz der traurigen Ernte der letzten drei Jahre noch gar zu gern immer so thun, als sei nach langer Bedrückung das Land von Tyrannen befreit. Den Wandel im Urtheil Europas verschweigt die gefällige Presse und nach dem ersten wird auch ein zweiter Spruch Goethes nun zur Wahrheit: „Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sei Einer da, der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich, von wem es auch

Hosted by Google

wäre, gern beherrschen ließen." Diese deutschen Literatoren schreiben heute die schnaubenden Artikel gegen den Despoten im Sachsenwalde und ihr Glückwunsch sollte eigentlich der innigste sein; denn mit dem schwarzen Mann auf der Scheibe würde auch ihre Macht verschwinden.

Die Thaten und die Reden des Fürsten Bismarck liegen vor Aller Augen; der mächtigste Künder großer Menschlichkeit, dessen Kunst heute diese Blätter schmückt, hat seine Züge uns vertraut gemacht; in der reichen Bismarck-Literatur ist mitunter ein verständiges Wort zu finden, — und dennoch können selbst die bewundernden Blicke das Bild dieser Individualität nicht aus den Schleiern der Legende lösen. Eine gewaltthätige, fast eine rohe Borussennatur ist er auch ihnen meist, ein Riese, in dessen Nähe nicht gut weilen ist, etwas wie ein apokalyptisches Fabelwesen mit ungeheuerlichen Geistesgaben und monströser Gemüthlosigkeit, mit unbändigem Egoismus und übermenschlich vereistem Herzen. Sie lächeln wohl, wenn sie sehen, wie der muntere Zeichner Allers den Gewaltigen aus der Perspektive der Frau Wilhelmine Buchholz angeschaut hat, und sie haben Recht, wenn der behäbige Landedelmann mit der langen Pfeife ihnen nicht ganz glaubhaft erscheinen will. Das aber wollen sie auch nicht glauben, daß zum ersten Male hier in das politische Leben der Deutschen auch eine tiefe poetische Persönlichkeit von vornehmstem Adel und von kindhafter Zartheit des Empfindens, bei aller strotzenden Kraft, eingetreten ist, ein Element geistiger Grazie, das wie ein klimatisches Wunder im märkischen Sande wirkt, wo sonst nur militärische Kiefern gedeihen wollen und bureaukratische Wruken. Wer erzählt, daß Otto Bismarck eine naive Natur von heiterer Grundfärbung ist, intuitiv viel eher als schlau, mehr germanischer Skalde als Diplomat alten Stils, der muß unbedingt ein Bismarckfanatiker oder ein Bismarckreptil sein; denn es ist doch ausgemacht, daß wir dreißig Jahre lang unter Elephantentritten gestöhnt haben.

Wie die Legende von dem Manne von Blut und Eisen entstanden ist? Wohl nicht anders als die Legende vom grollenden Frondeur, der den Verlust der Macht nicht verschmerzen kann und lieber die Welt in Brand stecken als auf seine Ministerwohnung verzichten will. In der historischen und literarischen Kritik lacht man Jeden aus, der heute noch mit einem a priori festgenagelten Urtheil an seine Aufgabe herantritt; in dem groben politischen Handwerk aber, zu dem ein

Hosted by Google

feiner Geist ganz selten nur und ungern sich herabläßt und das namentlich in Deutschland fast nur von Hohlköpfen und Knoten geübt wird, gilt immer noch das alte Rezept; man fragt nicht, wie ein Mensch handelt, um ihn danach zu beurtheilen, sondern man sagt: so ist er und so sind deshalb auch seine Handlungen zu deuten. Drei Jahre lang haben wir diese politischen Kellerbewohner nun an der Arbeit gesehen und die Betrachtung ihres Bemühens und ihrer Thorheit paßte besser vielleicht in die festliche Stille dieser Stunde als das hohle Pathos eines lärmenden Treueschwurs.

Er hat sich an sein Amt geklammert, und als er nicht mehr bleiben durfte, da hat er begonnen, der Politik des Reiches mit allen Kräften Schwierigkeiten zu bereiten, zu dem einzigen Zwecke, wieder Kanzler zu werden. In unzähligen Variationen hat man das gehört und gelesen, und endlich hat mans da und dort auch geglaubt. Zwar sprechen alle Thatsachen dagegen; zwar brauchte der Fürst heute noch nur ein kleines Opfer seiner Ueberzeugung zu bringen und im Reichstage die Regirung aus der Sackgasse herauszuhauen, in die sie die Militärvorlage geführt hat, um wie eine reife Frucht die alte Macht sich wieder zufallen zu sehen. Aber das ändert nichts an dem Vorurtheil, das einmal besteht und das erhalten werden muß, auch wenn dazu erst die komplizirte und umständliche Konstruktion eines Tartufe in Kürassierstiefeln erforderlich ist.

Der Doktrinär kann das Genie nicht begreifen; ihm erscheint jede Meisterschaft wie Egoismus, und wo einem Menschen durch neues Erleben eine neue Anschauung auch entsteht, da sieht er nur schnöden Wechsel der Gesinnung. Fürst Bismarck hat nur durch eigenes Erleben gelernt; mit einer Intuition, die wohl poetisch genannt werden darf, hat er seine nationale und seine wirthschaftliche Aufgabe erfaßt, und wenn er dem sozialen Bedürfniß der Zeit des Großkapitals und der Großindustrie mitunter so fremd gegenüber steht, daß seiner Politik des Besitzenden auch die Liebe nicht immer folgen kann, so ist dieser Mangel aus seiner Unbekanntschaft mit der Lage und den Stimmungen des städtischen Proletariats leicht zu erklären. Für einen preußischen Edelmann aus dem Jahre 1815, dem der Sozialismus nur in der wüsten Form einer demagogischen Opposition nahe kam, war die Anbahnung einer sozialen Reform schon keine geringe Leistung, und es hätte ihn kaum eine Gewissenlosigkeit, höchstens eine etwas leichtherzige Nach-

Hosted by Google

giebigkeit gekostet, auch im neuen sozialpolitischen Kurs, der inzwischen längst wieder der alte geworden ist, sein Schiff sicher zu steuern. Er ging, weil er sich selbst getreu bleiben und in tadellos weißer Weste Politik treiben wollte, weil der Kaiser ihm schlecht berathen schien und weil er sich der schweren Pflicht, ihn besser zu berathen, nicht entziehen wollte, einem Deserteur gleich, der vom unbequemen Posten weicht. Seitdem hat er nichts gethan, um für sich einen Vortheil zu erhaschen; er hat keinen Augenblick gezögert, alle Wege zur Rückkehr sich zu versperren, um in freier Unabhängigkeit aussprechen zu können, was nach seiner Ueberzeugung und Erfahrung das Wohl des Reiches forderte. Nicht der Schatten einer unlauteren Handlung hat ihn seitdem gestreift, und heute selbst, in der Aera der Enthüllungen, steht dieser durch dreißig Jahre Allgewaltige von der Verleumdung unangefochten da. Es war vielleicht die schönste Huldigung, die ihn zum Geburtstage erfreuen konnte, daß neulich im Reichstag, wo sein Name sonst nicht gern genannt wird, die Entrüstung besonders lebhaft wurde, weil Herr Ahlwardt gewagt hatte, die Regirung des Fürsten Bismarck zu verdächtigen. So greift selbst die Schaar seiner Hasser in gefährdeter Lage nach dem bergenden Schild dieses Ansehens.

Wie er uns fehlt, das lehrt jeder Tag, und der Schmerz darüber, daß diese unersetzliche Individualität in ungebrochener Frische feiern muß, wird im Deutschen Reiche nicht verstummen. Aber im Leben des lernfähigen und lernbegierigen Mannes hat auch das letzte Erlebniß, das von 1890, seine Bedeutung; es hat ihm, nach zuckendem Weh gewiß, die sanftere Gelassenheit des Weisen gegeben, und die feineren Reize seiner Natur, die durch das stürmende Temperament oft verborgen waren, deutlicher hervortreten lassen. Die Welt sieht ihn weniger, aber er sieht die Welt mehr und besser, seit er den Platz in der Maschine verlassen hat. Am Rhein pflegt das Hoch auf den alten Kanzler in das charakteristische Wort gekleidet zu werden: Der Mann soll leben! Und im ganzen Reich sollte man sich heute erinnern, daß „der Mann" zwar wie Wagners mystischer Held nicht Herzog genannt sein wollte, daß er aber als Schützer der deutschen Macht den stolzesten Titel trägt.

Hosted by Google

Fürst Bismarck in München.

(24.—26. Juni 1892.)

Epistel an einen Freund.

Du weißt es aus der Zeitung schon: auch wir
In München hatten unsre Bismarcktage,
Denkwürd'ge Tage wahrlich, eingezeichnet
Mit Goldschrift in die Chronik unsrer Stadt,
Von jener Nacht an, wo die Tausende
Die späte Mitternacht herangeharrt,
Nur um mit brausendem Jubel ein Willkommen
Ihm zuzujauchzen, bis zum dritten Tag,
Da das Geleit man gab dem Scheidenden,
Begierig Jeder, einmal noch sein Antlitz
Zu schaun, zu hören seiner Stimme Klang,
Und überglücklich gar, wem es vergönnt,
Die Hand zu drücken, die ein Menschenalter
Die eherne Wage hielt der Weltgeschicke
Und um Germania's Haupt den Lorbeer wand.

Mein Häuschen, weißt du ja, liegt nachbarlich
Dem Haus des Freundes, des berühmten Malers,
Drin der erlauchte Wandrer Herberg fand.
Und so von früh bis spät vor meiner Thür
Sah ich die Volksfluth hin und wiederwogen
Und Aller Blicke scharf hinüberspähn,
Ob am Balkone dort der hohe Gast
Erscheinen möchte, dann in stürmischen Zuruf
Ausströmend alle Lieb' und allen Dank;
Indessen jene dunklen Ehrenmänner,
Die, weil sie zwergenhaft, dem Riesen grollen,
Bei Tag verstummten, um im Diebesschatten

Hosted by Google

Der Nacht ohnmächtig in den Freudenchor
Des Volks ihr hämisches Gezisch zu mischen,
Bis wüthend eines Rächers derbe Faust
Die Schandgesellen züchtigte.

Du lasest
Wohl von den festlich bunten Zügen auch:
Studenten, Künstlern, schlichten Handwerksleuten,
Die mit Musik und Fackeln Nacht für Nacht
Vorüberwallten, manch treuherz'gen Spruch
Hinsendend zur Altane, wo der Gast
An seiner Gattin Seite lauschend saß,
Bis er dann plötzlich die gewalt'gen Glieder
Erhob und aufrecht mit entblößtem Haupt,
Die Menge streifend mit dem Löwenblick,
In stockender Rede sonder Prunk und Pomp,
Doch sein Gepräg auf jedem Wort, dem Volk
Darbrachte seine Seele, dankbewegt,
Indeß der Fackelschein die bleiche Stirn,
Umspielte, wie das elfenbeinerne Haupt
Des Zeus, das von ambrosischen Locken freilich
Umwallt war, während unser Donnerer
Nur mit dem Schütteln seiner buschigen Brauen
Heut noch erschüttern könnte den Olymp.

Dann, als verstummt die laute Festlichkeit
Und in des Hausherrn reichgeschmückte Werkstatt
Der Ehrenmüde sich zurückgeflüchtet,
Ruht' er behaglich noch ein Stündlein aus,
Hausväterlich den Wolkensammler spielend,
Um ihn ein Kreis Vertrauterer. Und lieblich
War's anzuschaun, wie er so ritterlich
Zu schönen Frau'n sich neigte. Dennoch stets
Umwittert' ihn ein seltsam fremder Hauch.
So menschlich sich uns gab der Uebermensch,
Bedacht, es Allen wohl zu machen, heimlich
Blieb eine Spannung in uns rege, wie
Genüber einem Gast aus andrer Welt.
Ich selbst, sonst ohne Menschenfurcht, gewohnt,
Vor irdischer Größe nicht den Blick zu senken,
Vor diesem Hohen wandelte mich doch

Hosted by Google

Ein Schauer andachtsvoller Ehrfurcht an.
Dies Antlitz, sagt' ich mir, das hier dich grüßt
In Fleisch und Blut, — wenn lange schon der Odem,
Der es beseelt, ins All zurückgeschwebt,
Der letzte Blitz aus diesem Herrscherauge
Versprüht ist und der Mund, auf dessen Wort
Der Erdkreis lauschte, stumm für ewig ward,
Dann, wie das Sphinxhaupt, das im Wüstenbrand
Noch unverschüttet auf zur Sonne ragt,
Ob auch jahrtausendalter Flugsand rings
Emporgeweht ist, wird dies Heldenhaupt
In mächt'gem Umriß noch die Blicke bannen,
Die Stirn, die weltenweite Pläne barg,
Von der Geschichte Nebelglanz umhaucht.
So vor dem schicksalsvollen Manne klopfte
Das Herz mir in der Brust, und nur beklommen
Von meinen Lippen löste sich das Wort.
Was hatt' ich ihm zu sagen, der Poet,
Der Mann der Träume, diesem Genius
Der That? der Zeichendeuter, der die Schrift
In Menschenherzen zu entziffern sucht,
Ihm, der des Volkes Herz zu lenken wußte
Zu glorreich hohen Zielen? War's nicht auch,
Wenn sinnend er das Ohr der Rede neigte,
Als lausch' er doch nur halben Antheils hin,
Da Geisterstimmen, ihm allein vernehmbar,
Ihm Zauberlieder sangen, wundersam
Wie ferner Schwertklang, freud'ger Glockenton
An seiner Größe Siegeslaufbahn mahnend?
Wie, oder wünscht' er nur sich weit hinweg
Aus allem Festlärm in sein Waldasyl,
Zwiesprach zu halten mit dem eignen Herzen
Und nachzusinnen seines Volks Geschick?
Nur halb der Unsre schien er, halb gehört' er
Sich selber an, in strenger Einsamkeit.
Und so, wie mir, erging's den Andern auch,
Die ihn umringten, ja, der Hausherr selbst,
Dem alle Geister muntrer Rede sonst
Gehorchen, heute war er seltsam still.
Weißt du, was plötzlich in den Sinn mir kam?

Hosted by Google

Das Märlein von Admet, dem Thrakerkönig,
In dessen schimmernder Hofburg Herkules
Zuweilen vorsprach, als verehrter Hausfreund
In Zwischenakten seiner Ruhmesthaten
Sich menschlicher Gesellschaft zu erfreun.
Damals, wenn des Gewaltigen Schritt erklang
Drauß vor der Halle, wohl erbebte da
Den andern Gästen insgeheim das Herz.
Denn nicht geheuer schien den Sterblichen
Des Halbgotts Nähe. Trat er dann herein,
Mit güt'gem Nicken erst des Hauses Herrin,
Die liebliche Alceste, dann die Andern
Begrüßend, atmete die Tafelrunde
Ein wenig auf, weil sie ihn furchtbarer
Gedacht, der nun so höflich sich betrug,
Und fühlte sich geehrt und endlich gar
Ermuthigt zu bescheidnem Scherzeswort,
Wozu er menschenfreundlich lächeln mocht',
Indeß er übermenschlich aß und trank.
Doch ganz vertraulich trat ihm Keiner nah.
Die Keule, die Nemea's Löwen schlug,
Jetzt als ein Wanderstab im Winkel lehnend,
Streiften verlegne Blicke nur. Das Fell
Des Ungeheuers, das die nackten Schultern
Des Siegers als ein Reisekleid umhing,
Wer hätte dran zu zupfen sich getraut,
Als etwa des Admetos junges Kind?
Alceste nur, der Hausfraunpflicht gedenk,
Trat lächelnd näher, dem durchlaucht'gen Gast
Den bauchigen Krug mit kühlem Bier zu füllen,
Indeß sein Leibarzt ihm die frische Pfeife
Darbot — doch halt! Wohin verirr' ich mich?
Wir sind in Thrakien nicht, in Bayerns Hauptstadt,
In Lenbach's Haus, und unser Heros, hat
Er Thaten auch vollbracht herkulischer Art,
Die Hyderköpfe deutscher Stammeszwietracht
Ausbrennend, manchen Diplomatenstall
Ausmistend und im fernen Westen uns
Des Friedens Hesperidenäpfel pflückend,
Nicht eine Keule führt er, nur den langen

Hosted by Google

Berühmten Stift, und seine Glieder hüllt
Kein Löwenfell, ein Gehrock züchtig ein.
Auch nach der Göttertafel im Olymp,
Wo Jenem von der lilienarmigen Hebe
Nektar kredenzt ward, wandelte den Unsern
Wohl schwerlich die geringste Sehnsucht an,
Da seines Gastfreunds blonde junge Hausfrau
Mit echtem Hofbräu ihm den Humpen füllte,
Bis warnend dann sein Arzt den Finger hob:
Durchlaucht, 's ist Schlafens Zeit. — Alsbald gehorsam
Erhob er sich, mit freundlicher Geberde
Uns gute Nacht zuwinkend. Und wir blieben
Noch still beisammen, in Gedanken, daß
Wir eine Stunde lebten, die man noch
Uns neiden wird in fernster Enkelzeit.

München. Paul Heyse.

Hosted by Google

Vorübergehende Arbeitlosigkeit.

Wie das Verbrecherthum sich aus der Vagabondage rekrutirt, so die Vagabondage aus dem Heere der unfreiwillig Arbeitlosen. Die industrielle Reservearmee der zeitweilig Arbeitlosen ist sehr viel größer als die Zahl der unfreiwillig Arbeitlosen unter den Vagabunden; sie umschließt erstens die Zahl der seßhaften Arbeitlosen, zweitens die Zahl der wandernden Arbeitlosen und drittens die dem ziellosen Umherstreichen und der Hoffnunglosigkeit Verfallenen, die als solche zwar Vagabunden zu nennen sind, aber den Theil der Vagabondage ausmachen, der bereit ist, die rettende Hand zu ergreifen und die gebotene Arbeitgelegenheit zu benutzen. Die seßhaften Arbeitlosen sind es, die in jedem Winter in den größeren Städten durch Versammlungen demonstriren und öffentliche Abhilfe für ihren Nothstand fordern. Die wandernden Arbeitsucher haben sich einerseits durch die gewährte Freizügigkeit sehr vermehrt, und andererseits sind seit der Auflösung der Zünfte die wandernden Handwerksburschen, welche es verschmähen, die vierte Klasse der Eisenbahn zum Ortswechsel zu benutzen, dem ziellosen Vagabundenthum bedenklich viel näher gerückt.

Die Sozialdemokratie liebt es, das Vorhandensein einer zum Hungern verdammten industriellen Reservearmee als eine unentbehrliche Nothwendigkeit für die kapitalistische Wirthschaftordnung hinzustellen und zu behaupten, daß diese ohne eine solche eben so sehr an Arbeiternoth leiden würde, wie die Miether einer Stadt ohne eine Reserve von leerstehenden Wohnungen an Wohnungnoth leiden. Daraus folgert sie dann natürlich die Unsittlichkeit und Verwerflichkeit der kapitalistischen Wirthschaftordnung. Dies ist aber eine ganz haltlose Behauptung. Thatsächlich haben wir jetzt allerdings in mittleren und schlechten Zeiten mehr Arbeiter, als Beschäftigung finden; aber das liegt nur an der Unvollkommenheit unserer bisherigen Einrichtungen, die in dieser Hinsicht sehr wohl einer Verbesserung fähig sind, und nur eines Ausbaus in der selben Richtung bedürfen, in der schon jetzt vielfach Hand daran gelegt ist. Wenn die Sozialdemokratie in

Hosted by Google

ihrem Idealstaat eine industrielle Reservearmee vermeiden will, so muß sie genau die selben Vorkehrungen dagegen treffen, wie sie auch die kapitalistische Wirthschaftordnung schon jetzt treffen kann.

Eine örtlich beschränkte Arbeitlosigkeit entspringt namentlich in den größeren Städten aus dem Zusammendrängen der Arbeiter aus kleineren Ortschaften und vom Lande, die dort ein besseres Fortkommen zu finden hoffen und sich häufig genug in ihren Erwartungen getäuscht sehen. Der Arbeiterüberfluß in den großen Städten und der Arbeitermangel auf dem Lande gehen Hand in Hand. Ein zentralisirter Arbeitnachweis, der sich über das ganze Reich verzweigt, kann von dem größten Nutzen werden für solche Fälle, in denen es sich darum handelt, relative Arbeitlosigkeit in einer Provinz mit relativem Arbeitermangel in einer anderen Provinz innerhalb des selben Gewerbes auszugleichen. Aber für die Ausgleichung der städtischen Arbeitlosigkeit mit dem ländlichen Arbeitermangel würde er so gut wie nichts leisten. Die Landwirthe würden zwar bereit sein, selbst im Winter, wo auch die landwirthschaftliche Arbeit behindert ist, neue Arbeiter mit Jahreskontrakt anzunehmen; aber die Arbeiter, die einmal die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens gekostet haben, wollen nicht wieder zurück aufs Land. Selbst wenn man den demonstrirenden Arbeitlosen der Großstädte Extrazüge zur Verfügung stellte, die sie zu der ländlichen Arbeitgelegenheit, aus der sie hergekommen sind, zurückführen sollten, so würden sie sich weigern, sie zu benutzen, und vorziehen, weiter zu demonstriren und öffentliche Hilfe für ihr Verbleiben in den Städten zu fordern. Hier liegt offenbar ein Mißbrauch der Freiheit in der Wahl des Wohnorts vor, der einer gesetzgeberischen Korrektur bedarf, sei es, daß man den Zudrang zu den Großstädten durch Wiedereinführung eines Zuzugsgeldes besteuert, sei es, daß man die Arbeitlosen gewaltsam in ihre Heimath zurückbefördert und ihnen für bestimmte Frist das Recht der Freizügigkeit aberkennt. Oertliche Arbeitlosigkeit kann auch in solchen Gegenden auftreten, wo ein bestimmter Industriezweig einem wesentlichen Theil der Bevölkerung Beschäftigung giebt; dann entspringt sie aber entweder aus einer zeitweilig ungünstigen Konjunktur dieses Industriezweiges oder aus einem dauernden Mißverhältniß der in ihm Beschäftigung Suchenden zu der Nachfrage nach seinen Erzeugnissen.

Die zeitliche Arbeitlosigkeit ist theils eine mit der Jahreszeit regelmäßig wiederkehrende, theils eine auf kleineren und größeren Konjunkturwellen beruhende. Die Saisonarbeitlosigkeit ist die Kehrseite der Saisonarbeit in den verschiedenen Gewerben. Ist die Arbeitsaison kurz, wie z. B. bei der Spiritusbrennerei, oder Zuckergewinnung, oder Ziegelbrennerei, so macht es sich ganz von selbst, daß die Arbeiter für den größeren Rest des Jahres

Hosted by Google

einer anderen Beschäftigung obliegen und die Arbeitcampagne in dem Saisongewerbe nur als eine einträglichere Episode in dem gewöhnlichen Beruf betrachten. Ist dagegen die Arbeitsaison lang, wie z. B. in den Baugewerben und bei Erdarbeiten, dann fällt die Arbeitlosigkeit in die wenigen kalten Wintermonate, wo es schwer ist, eine anderweitige Beschäftigung zu finden, und doch die Bedürfnisse nach Wohnung, Kleidung, Nahrung, Beleuchtung und Heizung sich am stärksten fühlbar machen. Die im Sommer beschäftigten Arbeiter sind zu feineren Winterarbeiten in der Regel gar nicht qualifizirt, da ihnen die Vorbildung zu solchen fehlt. Sie vermehren dann, soweit sie sich nicht durch sommerliche Ersparnisse gegen den winterlichen Lohnausfall versichert haben, die Masse der örtlich Arbeitlosen und vereinigen ihre Rufe nach Staatshilfe gegen den Nothstand mit dem Geschrei jener. Die hohen Löhne der Sommerarbeit, wie sie in den Baugewerben auch den unqualifizirten Tagelöhnern in den größeren Städten gezahlt werden, sind es vorzugsweise, die den ländlichen Arbeitern die Augen blenden und sie zum Zuzug nach den Städten verlocken; die Kehrseite der winterlichen Noth wegen Arbeitlosigkeit sehen sie in ihrem kurzsichtigen Leichtsinn nicht und lassen sich deshalb weder von dem Zuzug noch von dem Verbrauch des vollen sommerlichen Tagelohns abhalten. So steht die zeitliche Arbeitlosigkeit mit der örtlichen in Wechselwirkung.

Die Sache würde sich schon um vieles besser gestalten, wenn den im Winter feiernden Arbeitern im Sommer nur ein Theil des Lohnes ausbezahlt, der andere Theil aber für den Winter sichergestellt würde. Dann würden die ermäßigten Sommerlöhne aufhören, die Augen der ländlichen Arbeiter zu blenden und sie zu einem übermäßigen Zuzug nach den Städten zu verführen. Der regelmäßig wiederkehrende Winternothstand würde nicht nur eine geringere Zahl von Arbeitern bedrohen, sondern auch von diesen noch durch die Auszahlungen der aufgesparten Rücklagen abgewendet werden. Man würde dann auch deutlicher als jetzt die arbeitscheuen von den arbeitwilligen Arbeitlosen unterscheiden können, während jetzt die Arbeitscheuen im Winter am lautesten über Arbeitlosigkeit klagen und nach Staatshilfe schreien. Aber mit alledem würde nur die Noth als Folge der Arbeitlosigkeit abgewehrt, nicht die Arbeitlosigkeit selbst für die allerdings verringerte Arbeiterzahl; es bliebe der volkswirthschaftliche Uebelstand bestehen, daß eine Menge Arbeitkraft brach liegt, nicht weil es an Arbeit überhaupt fehlt, sondern weil es an der Möglichkeit fehlt, diejenigen Arten der Arbeit zeitweilig zu verrichten, für welche sie allein zu brauchen sind. Hier handelt es sich offenbar um einen Mangel der Vorbildung. Alle Lehrlinge von Gewerben, die nur Saisonarbeit haben, müßten gleichzeitig in den toten Saisons ihrer Lehr-

Hosted by Google

jahre auch für andere Berufsarten vorgebildet werden, die grade in dieser Jahreszeit keinen Mangel an Beschäftigung haben.

Eine Anzahl von Fabrikbetrieben, die jetzt das Jahr hindurch gleichmäßig arbeiten, würden gern bereit sein, im Winter mit vergrößerter Arbeiterzahl auf Vorrath zu arbeiten, wenn sie die winterlichen Hilfsarbeiter zu billigerem Lohne und doch für die Fabrikarbeit ausgebildet erhielten. Die Sommerarbeiter der Baugewerbe könnten sehr wohl zu billigeren Löhnen im Winter Fabrikarbeit verrichten, da sie im Sommer ohnehin höhere Löhne als die Fabrikarbeiter beziehen. Es gehört dazu nur, daß sie von ihrer Lehrlingszeit an im Winter für diese bestimmte Art der Fabrikarbeit ausgebildet werden. Schwieriger ist die Frage zu lösen für die unqualifizirten Tagelöhner, die überhaupt keinerlei gewerbliche Schulung genossen haben. Hier wird man sich mit dem traurigen Gedanken abfinden müssen, daß ein Theil dieser Arbeitkräfte unter unsern klimatischen Bedingungen für so lange zum winterlichen Brachliegen verurtheilt bleiben wird, bis es mehr und mehr gelungen sein wird, ihre rohen Menschenkräfte durch Maschinenkräfte zu ersetzen und alle Menschenarbeit zu qualifizirter Arbeit zu erheben. Grade diesem allein vernünftigen Bestreben setzen aber die erwachsenen unqualifizirten Arbeiter einen erbitterten Widerstand entgegen, weil sie für ihre Personen die Uebergangskrisis fürchten; so z. B. widersetzen sich die Steinträger bei Bauten jedem maschinellen Aufzug der Mauersteine, und reklamiren es als ihr heiliges Menschenrecht, diese auch fernerhin auf ihren Schultern emporzutragen. Solchem kurzsichtigen Widerstande ganzer Arbeiterklassen gegen den wirthschaftlichen Fortschritt müßte nachdrücklich der Garaus gemacht werden. So lange aber noch unqualifizirte Arbeiter in größerem Umfange nöthig sind, dürfte es wünschenswerth sein, öffentliche Arbeiten, die auch im Winter ausführbar sind, auch möglichst in den Winter zu verlegen, schon deshalb, damit die Arbeiter sich nicht an einen monatlangen Müßiggang gewöhnen, der doch manch' einem den Geschmack an schwerer Arbeit verdirbt. Behörden sollten es bei nicht eiligen Arbeiten möglichst vermeiden, mit der Privatnachfrage nach Arbeit im Sommer in Konkurrenz zu treten und dadurch die Sommerlöhne zu steigern und den Zudrang an Arbeitern zu vermehren, die nachher im Winter feiern müssen. Leider wird durch die Umständlichkeit des Schreibstubenwesens und den Schneckengang des Instanzenzuges die rechtzeitige Beschlußfassung und zeitliche Verfügung über öffentliche Arbeiten sehr erschwert, so daß für die Beschäftigung der Arbeitlosen aus Verlegenheit nicht selten zu eigentlich nutzlosen Arbeiten gegriffen wird; dies ist aber entschieden verwerflich, weil die Zwecklosigkeit von den Arbeitern doch durchschaut wird und zwecklose Arbeit ein Hohn auf den

Hosted by Google

Werth und die Ehre der Arbeit ist. Immerhin würde auch rechtzeitige Vorsorge nicht vollständig die winterliche Arbeitlosigkeit beseitigen können, weil die strenge Winterszeit nicht einmal öffentliche Arbeiten gestattet. Soviel ist sicher, daß sowohl die Noth der winterlichen Arbeitlosigkeit als auch die in ihr liegenden Verluste an unverwertheter Arbeitskraft von einer sozialistischen Wirthschaftsordnung um nichts besser abgewehrt werden können, als von der jetzt bestehenden, da beiden nur die gleichen Abhilfemittel zur Verfügung stehn und beide an den gleichen Grenzen scheitern, so lange überhaupt noch unqualifizirte Arbeit von Menschen geleistet werden muß.

Die zeitliche Arbeitlosigkeit aus Konjunkturschwankungen kann entweder eine auf bestimmte Gewerbe beschränkte oder eine allgemeine sein. So lange man es blos mit schwankender Konjunktur zu thun hat, d. h. mit einer Ebbe, deren Tiefe von der Höhe der letzten Fluth abhängig und deren Ablösung durch eine neue Fluthwelle mit Sicherheit zu erwarten ist, so lange kann eine Ausgleichung innerhalb des selben Gewerbes um so mehr angestrebt werden, je rascher Ebbe und Fluth mit einander zu wechseln pflegen. Wenn dagegen die ungünstige Konjunktur in einem Gewerbszweige einen dauernden Charakter annimmt, so kann der Ausgleich nur noch durch Ueberführung der Arbeiter in andere Gewerbe gesucht werden. In der Mitte stehen stärkere Depressionen von langer Dauer, deren Beendigung zwar zu erwarten, aber in unbestimmter Frist zu erwarten steht; hier muß der Ausgleich innerhalb des Gewerbes mit dem Ausgleich der verschiedenen Gewerbe unter einander verbunden werden.

Der Ausgleich innerhalb des darniederliegenden Gewerbes kann doppelter Art, personell und zeitlich, gesucht werden. Unter personellem Ausgleich ist zu verstehen, daß nicht ein Theil der Arbeiter volle Beschäftigung wie bisher und ein anderer Theil gar keine hat, sondern, daß alle Arbeiter dieses Gewerbszweiges sich in die vorhandene Arbeit brüderlich theilen. Dies hat in dreifacher Hinsicht eine günstige Wirkung. Erstens ist es besser, daß alle Arbeiter von gleicher Qualifikation eine wenn auch kärgliche Löhnung erhalten, die sie vor der schlimmsten Noth schützt, als wenn ein Theil in gewohnter Weise weiter lebt und gleichzeitig der andere Theil entweder verhungert oder zur Vagabondage und zum Verbrecherthum hinabsinkt. Zweitens ist es leichter und bequemer für die gesammte Arbeiterschaft eines Gewerbzweiges, wenn sie die zu leistende Arbeit dadurch verrichtet, daß alle beispielsweise fünf Stunden täglich arbeiten, als wenn die eine Hälfte 0 und die andere 10 Stunden arbeitet. Drittens wird aber auch die Arbeitkraft besser ausgenutzt und mehr und bessere Arbeit geliefert, wenn alle fünf Stunden, als wenn nur die Hälfte zehn Stunden arbeitet.

Hosted by Google

Die brüderliche Vertheilung der vorhandenen Arbeit unter Alle ist deshalb viel vernünftiger, als wenn nur der eine Theil reell arbeitet und von seinem Lohn dem andern feiernden Theile abgiebt; denn dadurch wird zwar die Noth gelindert, aber keine rationelle Vertheilung der Arbeit bewirkt.

Schon jetzt ist es vielfach üblich, daß ein Fabrikbesitzer bei verminderten Aufträgen seiner Arbeiterschaft die Wahl freistellt zwischen theilweiser Entlassung, umschichtigen vollen Arbeitstagen und Schichtenwechsel innerhalb jedes Arbeitstages, und daß die Arbeiter in brüderlichem Zusammenhalt sich gegen die theilweise Entlassung entscheiden. Was so innerhalb einer Fabrik möglich ist, das kann auch auf die gesammte Arbeiterschaft eines Gewerbszweiges ausgedehnt werden, wenn auch vielleicht mit provinziellen Beschränkungen. Es ist entschieden irrationell, wenn z. B. die deutschen Setzer durch freiwillige Lohnabzüge die Mittel aufbringen, um eine Reservearmee von feiernden Genossen zu unterstützen, um ihre ihnen doch nicht mehr voll zufließenden Löhne höher zu halten, anstatt sich mit entsprechend geringerem Lohn bei verkürzter Arbeitzeit zu begnügen. Es gleicht diese künstliche Werthsteigerung der Arbeitkraft durch Brachlegung eines Theiles davon ganz genau dem Verfahren der holländischen Gewürzbauer oder amerikanischen Petroleumquellenbesitzer, die zur Hochhaltung der Preise einen Theil der zu reichlichen Gewürzernte verbrannten oder die angebohrten Petroleumquellen zeitweilig unbenutzt ins Meer laufen ließen. Man darf hoffen, daß das Vernünftige auch ferner siegreich vordringen und sich in fortschreitendem Maße verwirklichen wird; das größte Hinderniß dagegen bildet der Egoismus und die Exklusivität der Gewerkvereine oder Fachvereine, die einerseits gegen alle Nichtmitglieder mit unendlich viel grausamerer Härte verfahren, als die kapitalistischen Unternehmer jemals gegen die Arbeiter verfahren sind, die aber andererseits gegen die Aufnahme neuer Mitglieder in ein nach ihrer Ansicht schon voll besetztes Gewerbe mit noch weit größerer Engherzigkeit sich sträuben als ehemals die Zunftmeister gegen die Aufnahme neuer Mitglieder in ihre Zunft.

Wenn aber bei diesem personellen Ausgleich immer noch der Uebelstand fortbesteht, daß ein Theil der täglichen Arbeitfähigkeit jedes Arbeiters unausgenutzt bleibt, so wird dieser Uebelstand beseitigt durch einen zeitlichen Ausgleich, so weit dieser nach den gegebenen Bedingungen möglich ist. Setzen wir den Fall, daß in einem Gewerbe der personelle Ausgleich während einer ganzen Konjunkturwelle völlig durchgeführt wäre, so würde während der Ebbe von jedem einzelnen Arbeiter genau so viel zu wenig gearbeitet, wie während der Fluth zu viel. Die durchschnittliche tägliche Arbeitzeit während einer solchen Periode nach Ausschaltung aller Arbeitlosen durch personellen Ausgleich würde zugleich die mittlere

Hosted by Google

oder normale tägliche Arbeitzeit in dem Gewerbe darstellen. Ein Zurückbleiben unter dieser mittleren Arbeitzeit während der Ebbe entspringt nur daraus, daß während der Fluth die mittlere Arbeitzeit um eben so viel überschritten ist; die Arbeiter sind gezwungen, in der einen Phase zu wenig zu arbeiten, weil sie in der andern zu viel gearbeitet haben. Die unzulängliche Ausnutzung der Arbeitkraft bei der Ebbe ist eine Folge der Ueberanstrengung während der Fluth und die Sünde der Ueberstunden wird jetzt durch Unterstunden gebüßt. Hätte man zur Zeit der Fluth die moralische Kraft besessen, der Verlockung zu Ueberstunden Widerstand zu leisten, so brauchte man jetzt nicht durch Unterstunden dafür zu büßen; denn es wäre dann jene Ueberproduktion vermieden worden, welche jetzt eine Unterproduktion nöthig macht, bis die zu viel produzirten Vorräthe allmählich von der Nachfrage aufgesogen sind.

Es gehört nun allerdings eine sehr große moralische Kraft von Seiten der Arbeiter dazu, der Verlockung zu hoch bezahlten Ueberstunden zu widerstehn, und von Seiten der Unternehmer dazu, der verlockenden Aussicht auf mitzunehmende Konjunkturgewinne zu widerstehen. Wenn die Unternehmer zu übersehen vermöchten, daß die Spekulation bereits das Maß der vorhandenen Nachfrage überschreitet und daß sie durch angespannte Produktion von Vorräthen und durch Uebernahme weiterer Lieferungen für die Großhändler schon nicht mehr einem vorhandenen Bedarf dienen, sondern nur noch Reservelager füllen, die nachher als unverkäufliche sie zu unverhältnißmäßiger Produktionseinschränkung zwingen, dann würden sie sich wohl hüten, ihr eignes Gewerbe durch Ueberproduktion in eine Krisis treiben zu helfen. Wenn die Großhändler die vorläufige Befriedigung des Bedarfs und die baldige Abnahme der Nachfrage richtig abzuschätzen vermöchten, so würden sie sich in Acht nehmen, weitere Lieferungverträge mit den Bergwerken und Fabriken abzuschließen, bei denen ihnen schwere Verluste drohen.

Fabrikanten und Großhändler sind beide im Ganzen zu klug und zu gebildet, um gierig nach einem augenblicklichen Vortheil zu haschen, von dem sie wissen, daß er ihnen dauernde schwere Schädigung bringt. Es ist wesentlich der alte Irrthum der Menschen, sich gar nicht mehr denken zu können, daß nach sechswöchentlichem schönen Wetter auch noch einmal wieder Regen kommt und nach sechswöchentlichem Regen auch noch einmal wieder die Sonne scheinen könnte; es ist die Gewöhnung an die bestehende Konjunktur, welche das erfahrungmäßige Gesetz des Wechsels vergessen, oder doch als sobald noch nicht in Kraft tretend nicht beachten läßt. Es ist der Mangel einer Konsumstatistik, der diese Verblendung allein möglich macht

Hosted by Google

und alle Lehren der Geschichte über den Wechsel der Konjunkturen und die Entstehung der Krisen zu ignoriren gestattet.

Auch ohne solche Konsumstatistik wäre es ganz wohl möglich, daß wachsende Vorsicht und Umsicht der Großhändler, Unternehmer und Arbeiter ihre moralische Widerstandskraft gegen verlockende Augenblicksgewinne so steigerten, daß sie sich im Verein weigerten, durch Ueberstunden der Ueberproduktion zu dienen und so die Absatzkrisen der überproduzirten Waaren unmöglich machten. Es wäre eben so möglich, daß der Kleinmuth in Zeiten der Depression vermieden und eine mittlere normale Produktion weiter geführt würde, deren Erzeugnisse sich in Vorrathslagern ansammelten; dann wäre bei wieder belebter Nachfrage genügender Vorrath vorhanden, um den verstärkten Bedarf auch ohne Produktionskrise und ohne Ueberanspannung der Leistungfähigkeit der Arbeiter zu befriedigen. Viele Fabrikanten thun dies schon jetzt, aber in beschränkterem Maßstabe, als sie möchten, weil ihre Betriebsfonds nicht ausreichen, um größere Vorrathslager zu halten; es hängt also in diesem Punkte eine Gesundung der Verhältnisse und eine Beseitigung des Wechsels von Produktions- und Absatzkrisen wesentlich von der Vermehrung des Kapitals ab.

Unthunlich ist die Regelung der Produktion nur bei solchen Erzeugnissen, die entweder raschem Verderben ausgesetzt oder der wechselnden Mode unterworfen sind. Ersteres trifft nur auf einen Theil der landwirthschaftlichen Produktion zu, weshalb diese auch niemals von der wechselnden Konjunktur günstiger und ungünstiger Ernten freizumachen ist. Die Mode bestimmt vorzugsweise das Bekleidungsgewerbe und die Weberei, zum Theil auch die Porzellan-, Glas- und Holzindustrie, aber schon nicht mehr in so rasch wechselnder Folge; die Spinnerei ist ihr schon nicht mehr unterworfen Die Knechtschaft der Konsumenten unter der von einigen Schneidern oder Musterzeichnern willkürlich festgesetzten Mode bewirkt, daß die Modeartikel. so lange sie Mode sind, mit 50 bis 150 Prozent über dem Werth, nach, einem plötzlichen Umschlag der Mode aber mit 50 und mehr Prozent unter dem Werth verkauft werden. Der Händler und Fabrikant müssen sich durch eine entsprechende Risikoprämie sicher stellen gegen die ihnen bei einem plötzlichen Umschlag der Mode an ihren Vorräthen drohenden Verluste. Die Konsumenten bezahlen ihre Unterwürfigkeit unter die Mode erstens mit dieser Risikoprämie von 50 bis 150 Prozent über dem Werth, und zweitens damit, daß sie ihre Bekleidungstücke weit öfter erneuern müssen, als sie abgetragen sind. Die Arbeiter bezahlen diese Herrschaft der Mode damit, daß sie bald bis zur Erschöpfung in Ueberstunden arbeiten, bald wieder unfreiwillig feiern müssen. Die Mode nützt den Fabrikanten, Händlern und Schneidern dadurch, daß die Bekleidungstücke öfter als nöthig erneuert

Hosted by Google

werden, d. h. auf Kosten einer wirthschaftlichen Vergeudung der Konsumenten.

Die Modeherrschaft ist in jeder Hinsicht eine Pest- und Eiterbeule der modernen Volkswirthschaft, ohne deren Beseitigung in den ihr unterworfenen Gewerben dem Wechsel von Ueberarbeitung und Arbeitlosigkeit schlechterdings nicht beizukommen ist. Aber auch eine sozialistische Wirthschaftordnung würde diese Pestbule nicht anders beseitigen können als durch Aufhebung der persönlichen Freiheit in diesem Punkte; das kann aber die individualistische Wirthschaftordnung auch, sei es daß den Fabriken vorgeschrieben wird, welche Stoffe und Muster sie fertigen dürfen, sei es daß den Konsumenten vorgeschrieben wird, welche sie tragen dürfen. Will man sich überhaupt zu einer so antiliberalen Beschränkung der persönlichen Freiheit in Bezug auf die Tracht entschließen, so bedarf es dazu auch keiner Aenderung in der bestehenden Wirthschaftordnung. Der Unterschied ist nur, daß jetzt die Beschränkung der Kleidungfreiheit als etwas Unerhörtes erscheint, weil das Individuum in so viel wichtigeren und größeren Dingen volle Freiheit genießt, daß dagegen im sozialdemokratischen Idealstaat wo die persönliche Freiheit in jeder Hinsicht aufgehoben wäre, eine solche Beschränkung in der Bekleidungfreiheit kaum noch Beachtung finden würde.

Jedenfalls ist die Hoffnung gering, daß die Einsicht sich von selbst Bahn brechen werde, ein wie unästhetischer und schädlicher Luxus die wechselnde Mode an Stelle der bleibenden Volkstracht ist, und wie nachtheilig die verwerfliche Eitelkeit der oberen Zehntausend, sich immer von Neuem durch Kleidung auszeichnen, auf die nachahmenden mittleren Volksschichten und auf die der Mode dienenden Gewerbe mit Ausnahme der Schneider und Kleiderhändler wirkt. Der Mode gegenüber wird auch jede Konsumstatistik ohnmächtig bleiben, weil in der Mode gerade das möglichst Unwahrscheinliche herausgesucht wird, damit das Publikum durch das Unberechenbare überrascht wird. Es kann nur das zweifelhaft sein, ob die Schädigungen der Konsumenten und Arbeiter durch die Mode wirklich so groß und ausgedehnt sind, um einen Zwang auf die Konsumenten zu üben, der bei dem zweifellosen Bestreben, alle Kleiderordnungen möglichst zu umgehen, sehr empfindlich eingerichtet werden müßte.

Daß die Konsumenten einen solchen Zwang nicht wünschen, ist sicher; eben so ist anzunehmen, daß der Staat nicht die Aufgabe hat, die Konsumenten gegen ihren Willen vor Schaden zu bewahren, den sie sich aus thörichter Eitelkeit, Nachahmungsucht und Feigheit zufügen. Es bleibt daher zu erwägen, ob der Schaden, den die Arbeiter der Modegewerbe durch den Modenwechsel erleiden, groß genug ist, um einen solchen Zwang zu rechtfertigen; eine genaue Untersuchung hierüber wäre wünschenswerth.

Hosted by Google

Bei allen nicht der Mode unterworfenen Gewerben ist von der Aufstellung und fortschreitenden Ausbildung der Konsumstatistik zunächst eine Milderung und Abschwächung der Absatz- und Produktionskrisen und mit der Zeit ihr völliges Verschwinden zu erwarten. Eine rein sozialistische Wirthschaftordnung, in welcher die Produktion von den Zentralbehörden aus geregelt würde, würde auch über keine anderen Mittel zur Verhütung der Krisen verfügen, als über eine rasch orientirende Konsumstatistik, vorausgesetzt, daß der Bedarf und die Nachfrage der Konsumenten überhaupt noch Berücksichtigung findet und nicht etwa Jedem sein Antheil an Gebrauchsgütern ohne Berücksichtigung seiner persönlichen Wünsche nach behördlichem Ermessen zugetheilt wird. So lange die Auswahl der Gebrauchsgüter den Konsumenten freigestellt bleibt, kann auch eine sozialistische Kontrolbehörde die Produktion nicht anders regeln als durch möglichste Anpassung an die zu gewärtigende Nachfrage, die aus den Veränderungen der konsumstatistischen Ziffern erschlossen werden muß.

Hier besteht nun aber ein großer Unterschied zwischen der sozialistischen und individualistischen Wirthschaftordnung. In der ersteren wird die überschlägliche Berechnung der zu gewärtigenden Nachfrage und die nach ihr bemessene Regelung der Produktion von Bureau-Beamten am grünen Tische vorgenommen, die vielleicht keine genügende Erfahrung und Vorbildung zu dieser Aufgabe mitbringen, sondern oft aus ganz anderen Gründen durch das Vertrauen in ihre Personen zu solchen Stellungen erwählt sind, und die jedenfalls nur ein amtliches, aber kein persönliches Interesse an der Richtigkeit ihrer Annahmen und Kombinationen haben und durch deren Irrthümlichkeit nicht geschädigt werden. In der individualistischen Wirthschaftordnung hingegen wird diese Kalkulation von den Unternehmern und Großhändlern vollzogen, also von Personen, die mitten drin im wirthschaftlichen Getriebe ihres Gewerbes stehen, ihre ganze Lebenserfahrung zu dieser Aufgabe mitbringen und unter einander in Vereinen und Berathungen austauschen, und jeden Irrthum an ihrem eigenen Fleisch und Bein durch schwere Verluste büßen müssen, also ein hervorragend persönliches Interesse an der Richtigkeit ihrer Urtheile haben. Es kann nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite größere Sachlichkeit, Vorsicht, Umsicht und Schlagfertigkeit der Entschließungen zu erwarten ist.

Schon jetzt sehen wir überall den schwerfälligsten Schlendrian einreißen, wo dauernd ein ganzes Gewerbe ausschließlich bureaukratisch geleitet wird, und dies würde in noch weit höherem Maße der Fall sein, wenn unsere gewissenhaften, pflichttreuen und gebildeten Beamten durch sozialdemokratische Demagogen ersetzt würden. Schon jetzt sehen wir, daß von allen staatlich verwalteten Unternehmungen diejenigen am sachge-

Hosted by Google

mäßesten geleitet werden, die durch einen technischen Beirath von Privatunternehmern und geschulten Fachmännern unterstützt werden, wie z. B. die Reichsbank, deren Diskontopolitik ganz besonders feine Fühlung mit den unwägbaren Strömungen des wirthschaftlichen Lebens verlangt, wie sie nur durch lange Erfahrung in verantwortlicher und persönlich interessirter Stellung erworben wird. Es ist deshalb dringend zu wünschen, daß bei allen Gewerben, die aus Privatbetrieb in öffentlichen Betrieb überführt werden, ein ähnliches gemischtes System durchgeführt werde, bei welchem die Erfahrung der privaten Fachmänner der öffentlichen bureaukratischen Verwaltung mit Rath zur Seite steht, aber auch nicht blos mit einem einflußlosen Geschwätz oder Geschreibsel, sondern mit beschließender Stimme, die ins Gewicht fällt. Die Angriffe, die gegen dieses gemischte System zu Gunsten des reinen Staatsbetriebes gerichtet werden, beruhen auf einer Unterschätzung der Mängel des letzteren, zum Theil auch auf unbegründeten Verdächtigungen der Personen des privaten Beiraths, und sind als kurzsichtig zu verurtheilen, weil sie die besten vorbildlichen Anfänge einer reichen künftigen Entwickelung verkennen, und der rein sozialistischen Wirthschaftordnung mit allen ihren Mängeln in die Hände arbeiten. Der Staatsbetrieb bedarf immer eines Korrektivs, wenn er nicht erstarren soll; dieses Korrektiv muß entweder in der fortbestehenden Privatindustrie in dem selben Gewerbszweige liegen, die ihn durch ihre Konkurrenz zum Aufraffen und Mitfortschreiten zwingt, oder in einem einflußreichen technischen Beirath von Privatpersonen, die durch ihre Mitwirkung die Einseitigkeit einer bureaukratischen Leitung ergänzen.

Eduard von Hartmann.

Hosted by Google

Die Panamiten in Paris und Rom.

Nichts ist so werthvoll wie Thatsachen für die Begründung und Ausgestaltung einer Theorie, — ganz besonders, wenn es sich um politische Thatsachen handelt, die die Aufmerksamkeit der Menge auf sich ziehen und fesseln, und deren Tragweite zugleich allgemein verständlich ist. Ich benutze deshalb die Gelegenheit der großen Skandalprozesse in Paris und Rom (Banca Romana), um zu zeigen, inwieweit sie die von mir in meinem Buch*) über das politische Verbrechen und seine Bekämpfung aufgestellten Theorien bestätigen.

Von den am Panama-Prozeß betheiligten Politikern zeigt nur Einer den von mir als dem Verbrecher eigenthümlich bezeichneten Typus in mäßigem Grade, nämlich Dugué de la Fauconnerie, der sehr stark vorspringende obere Augenhöhlenränder (Augenbrauenbogen), einen massigen Unterkiefer, eine schlecht angesetzte Nase mit concavem Rücken und finsterem Blick besitzt. Bei Amblieu finden sich von den betreffenden den Verbrecher charakterisirenden Merkmalen: der stark vorspringende Oberkiefer (sogenannte Prognathie) und leichte Asymmetrie des Gesichts, bei Baïhaut der niedrig-platte Schädel und bei Eiffel die — den Don Juan-Naturen häufig eignen — zusammengekniffenen Augenlider und der stumpfe, mürrische Blick. Eiffel besitzt daneben eine nach meinen Beobachtungen fast nie beim Verbrecher vorkommende (antikriminelle) Eigenthümlichkeit, nämlich frühzeitiges Ergrauen der Haare. Alle Uebrigen haben breite Stirnen, Bartwuchs und offenen, heiteren, energischen Gesichtsausdruck, — Alles Merkmale, die von den dem Verbrecher sonst eigenthümlichen durchaus abweichen. Reinach zeigt stark entwickelte Augenbrauenbogen; seine ungewöhnliche Kahlköpfigkeit ist eine bei Verbrechern fast nie vorkommende Eigenthümlichkeit.

Von den drei als „meneurs" bezeichneten Angeklagten, die mehr Geschäftsmänner als Politiker sind, hat nur Einer, Cornelius Herz, einige dem Verbrecher eigenthümliche Kennzeichen, nämlich abnorm angesetzte Ohren und Raubvogel-Blick. Arton ist der Einzige, der mehrere Verbrecher-Merkmale besitzt, — wenn auch im Ganzen nur vier, nämlich zwei stark

*) Der politische Verbrecher und die Revolution. Deutsch von Dr. H. Kurella. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1892.

Hosted by Google

ausgeprägte Höcker auf der Stirn (eine Hindeutung auf Erkrankung der vorderen Hirnpartien an Hydrocephalus), dicke Ohren, die dem Kopfe wie zwei Henkel ansitzen, massigen Unterkiefer und cynischen Blick; — daneben besitzt aber auch er eine fast nie bei Verbrechern vorkommende Eigenthümlichkeit, nämlich außerordentlich starken Bartwuchs. Im Allgemeinen beobachtet man bei den in diesem Prozesse auftretenden Personen das Gegentheil von dem, was man bei gewöhnlichen Verbrechern, und unter den politischen, bei anarchistischen Rebellen findet, nämlich das Fehlen aller typischen Verbrechermerkmale, so daß sie in ihrer äußeren Erscheinung ehrlichen Leuten gleichen.

Wie in Frankreich, so hat man auch in Italien zunächst die skandalösen Vorgänge zu vertuschen gesucht, — getreu den jesuitischen Grundsätzen, die unsere Regirung als ein Erbtheil der päpstlichen Herrschaft übernommen hat. Von den fünf angeschuldigten und mit ziemlicher Sicherheit verdächtigten Männern zeigen nur zwei den Verbrechertypus, und zwar auch nur in sehr geringem Grade. Was ich von dem äußeren Typus gesagt habe, gilt noch mehr von der Sphäre der Intelligenz und des Gemüthes. An Stelle der dürftigen, stumpfen Intelligenzen, des Cynismus, der Abwesenheit jedes ethischen und sympathischen Gefühles, wie wir es als Hauptcharakterzug bei den wirklichen Verbrechern, auch bei der Elite unter ihnen, den politischen, wie Ravachol, Reinsdorf u. A., finden, — sehen wir hier ausgeglichene, abgeklärte Intelligenzen, die lange Zeit hindurch das Schicksal einer Nation gelenkt haben, ohne dessen geistig unwürdig zu sein, die, statt der Schande der Anklage gegenüber sich gleichgiltig, cynisch, humoristisch zu verhalten, aufs Tiefste davon erschüttert, ja krank werden, so daß man, bei uns in Italien wenigstens, fast so weit kommt, zu vergessen, daß wir selbst die Bestohlenen sind, daß das geraubte Geld gerade aus den Taschen der Ehrlichsten, der Leichtgläubigsten geflossen ist.

Nur einer der Angeklagten, Cusiniello, besitzt einige Merkmale des Verbrechertypus, so die Apathie und den Cynismus des geborenen Verbrechers. Er ist auch, wie fast alle Giftmischer und Betrüger, trotz seines vorgerückten Alters außerordentlich lüstern; seine Schande läßt ihn so absolut kalt, daß er gleich nach seiner Verhaftung in burlesker Weise Selbstmord simulirte, gleich darauf dem Schutzmann eine Cigarre anbot, sich selbst eine ansteckte und sofort nach seiner Ankunft im Gefängniß mit bestem Appetit aß. Er kritisirte auch die ihm vorgesetzten Speisen in scherzhafter Weise, verlangte nach leichter Lektüre; und erklärte, er werde jetzt schon „Andre reinlegen", wie es ja zu den gewöhnlichen Amusements der Verbrecher gehört.

Die andern drei dagegen erkrankten gleich nach ihrer Verhaftung vor

Hosted by Google

Kummer, einer von ihnen sogar sehr schwer, sie weinten, aßen wenig oder gar nichts, und beschäftigten sich mit dem Gedanken an ihre traurige Lage oder mit ernster Lektüre. Das Fehlen der Verbrecher-Merkmale in diesen Fällen bedarf für diejenigen, welche meine Theorien kennen, keiner näheren Erklärung. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß Betrug und Eigenthumsdelikte im Amte zu denjenigen Vergehen gehören, die nur von gebildeten, gewandten Menschen begangen werden können, die nicht wie die wirklichen Verbrecher durch das auffällige Hervortreten äußerer Zeichen der Entartung Widerwillen und Mißtrauen einflößen, sondern die im Gegentheil einen gewissen Zauber ausüben, selbst auf Leute, die ihren Kabalen Widerstand leisten müßten, wenn sie sich nur von ihrer Einsicht leiten ließen.

Der Schwindel ist eine höher entwickelte, sozusagen civilisirte Form des Verbrechens, das in ihm all seine Grausamkeit, seine Härte verloren hat. An Stelle dieser abschreckenden Züge tritt hier die Begehrlichkeit und jene gewohnheitmäßige Verlogenheit, die heutzutage unglücklicherweise zu einer allgemeinen Konvention geworden ist, nur daß sie hier in konzentrirterer, gefährlicherer Form auftritt. Gehen wir vom Lande in die Stadt, aus den kleinen Städten in die großen Kulturzentren, so sehen wir überall im Erwerbsleben, von den kleinen Geschäften bis herauf zu den großen Unternehmungen, Lüge und Betrug allmählich wachsen; und wo die Entwickelung die höchste ist, sehen wir, in Gestalt von Bankunternehmungen, den Betrug oft in Permanenz, auf Kosten der Uneingeweihten, gestützt durch die berühmtesten, glänzendsten und am höchsten verehrten Namen.

Danach versteht es sich von selbst, daß der schwindelhafte Gründer kein geborner Verbrecher ist, sondern, wie ich ihn nennen möchte, ein Kriminaloïde, mit den Merkmalen des Durchschnittsmenschen, daß er nicht schuldig werden würde, ohne eine lockende Gelegenheit, die, wenn sie noch etwas verführerischer wäre, auch den Unbescholtensten zu Falle bringen würde.

Und in diesen beiden Fällen, in Paris sowohl als in Rom, waren die Versuchungen zahlreich und stark, vor Allem die Größe der zu erbeutenden Summen, die Alles überstieg, was die Meisten in ihren kühnsten Träumen zu hoffen wagen konnten. Einige von den meneurs, so Reinach, Herz und Arton, haben eine Gewandtheit, eine Verschlagenheit gezeigt, die offenbar durch einen ethnologischen Faktor bedingt sind. Diese Männer sind nämlich deutsche Juden, bei denen die lange dauernde Fernhaltung von jeder Berufsthätigkeit eine Fähigkeit und ein Geschick im Geldmachen entwickelt hat, — wie sie offenbar nicht zu den starken Seiten der Antisemiten gehört; sie haben zwar nicht den ausgesprochenen Typus des Verbrechers, aber einige seiner Hauptmerkmale, zeigen physiologisch absoluten Cynismus, und

Hosted by Google

nähern sich mehr dem geborenen Verbrecher als dem Kriminaloïden. Sie bilden gewissermaßen den Kristallisationskern, um den sich allmählich, von der Macht des Goldes bezaubert, die Deputirten und Journalisten wie die kleinen Kristalle ansetzten.

Die Vorgänge in Frankreich und Italien haben eine gemeinsame Ursache, nämlich die politischen Zustände, das eigenthümliche politische System, das nicht nur keine Garantie für die Rechtlichkeit bietet, sondern geradezu ein Werkzeug der Unehrlichkeit genannt werden kann, — wie ich es in meinem Buche über das politische Verbrechen nachgewiesen habe.

Diese Zustände sind mit Narbengeweben zu vergleichen, die einen Eiterungprozeß verdecken und ihn hindern, sich Bahn zu brechen, — ja, die Sachen liegen noch schlimmer: unser parlamentarisches System reizt geradezu zum Verbrechen auf. Wie Viele sieht man nicht in Italien ohne jeden persönlichen Vortheil, ohne jeden andern Zweck am Parlamentarismus theilnehmen, als um die Wahlen zu beeinflussen, und in Frankreich konnte man das Gleiche bei der Bekämpfung des Boulangismus beobachten.

Betrügerische Handlungen begehen im Interesse des Staats, — auch wenn es sich dabei um sakrosante Fonds handelt, gilt bei den Meisten nicht als Verbrechen, gerade so wie man es im Mittelalter nicht als Verbrechen ansah, aus politischen Gründen Menschen zu vergiften oder zu erdolchen; es ist ja bekannt, daß Gift und Dolch die politische Waffe nicht nur der Borgia, sondern auch des Raths von Venedig waren, der mit derselben Kaltblütigkeit die Ermordung irgend eines Ministers beschloß, mit der man heutzutage Jemandem einen Orden verleiht. Es ist schließlich nur ein Schritt von diesen Grundsätzen bis zu der Unterstützung eines Journals, eines Freundes, mit öffentlichen Geldern, die doch Allgemeingut sind, eigentlich also Niemandem gehören.

Das Schlimmste ist nur, daß Niemand weiß, wie dem Uebel zu begegnen ist; denn je mehr die Civilisation fortschreitet, desto mehr wird sich der Betrug in den höheren Schichten der Gesellschaft einbürgern.

Sicherlich hat der Pariser Panama-Prozeß den Beweis geliefert, daß das Land noch nicht durch und durch von dem Krebsschaden zerstört ist, daß es sich im Laufe der Zeit noch erholen kann. Für Italien kann ich mich solchen Hoffnungen nicht hingeben; hier hat das Parlament wohl Versuche zur Verbesserung der Zustände gemacht, — aber vergeblich. Das radikalste Heilmittel wäre es, die Volksvertreter und damit die Kandidaten für das Verbrechen auf eine möglichst geringe Zahl zu beschränken und der Presse möglichst große Freiheit zu gewähren (die ihr heute durch sogenannte „liberale" Gesetze beschnitten wird), damit sie unter allen Umständen die Wahrheit sagen und das Publikum auf drohende Gefahren aufmerksam machen kann.

Hosted by Google

Schließlich will ich bei dieser Gelegenheit auf einen Vorschlag hinweisen, den ich in meinem Buche über das politische Verbrechen gemacht habe, — nämlich die Errichtung von — provinzialen oder kommunalen — Tribunaten, deren Mitglieder die Pflicht und das Recht hätten, Allen und in allen Fällen die Wahrheit zu sagen, ohne Verleumdungprozessen ausgesetzt zu sein; verdankte doch die römische Republik die Beständigkeit und das Gleichgewicht innerhalb der Regirung dem Tribunat.

Was den Urtheilsspruch betrifft, der in dem Panama-Prozeß gefällt worden ist, so kann ich, ohne dem Urtheil der Nachwelt vorgreifen zu wollen, nicht finden, daß er dem Vergehen thatsächlich entspräche. Die Strafe scheint mir in diesem Falle nicht etwa zu gering, aber es fehlt ihr ein Element von höchster Wichtigkeit, nicht für die abstrakte Justiz, wie sie in den Köpfen der Juristen souverain herrscht, sondern für die echte, konkrete Gerechtigkeit, die den ehrlichen Leuten Genugthuung gewährt, und die sie trotz aller Opfer nicht erlangen können. Diese wirkliche Genugthuung besteht in der Entschädigung der Beraubten; viele tausend Franzosen sind durch die gaunerhaften Schliche der Panama-Verwaltung ins Elend gekommen, aber sie werden davon nicht satt werden, daß die Schuldigen vier oder fünf Jahre hinter Schloß und Riegel sitzen. Manche von diesen verdienten auch nicht, so lange sequestrirt zu werden, da sie, wie z. B. Charles Lesseps, nicht in dem Grade gefährlich sind wie ein gemeiner Räuber. Einige Jahre weniger Gefängniß, einige Millionen Geldstrafe und die Verpflichtung, die Geschädigten durch den Ertrag eigener Arbeit voll zu entschädigen —: das wäre eine Strafe, wie sie der strafrechtlichen Doktrin meiner Schule entspräche, — die sehr viel mehr Werth darauf legt, daß die Opfer entschädigt, als daß die Verbrecher gepeinigt werden. Die eigentliche Strafe soll abgemessen werden nach dem Grade der Gefährlichkeit, und nach der Höhe der Wahrscheinlichkeit, daß die Gesellschaft von Neuem geschädigt werden kann. Welche Gefahr für die Gesellschaft bedeutet nun aber der alte, fast völlig gelähmte Lesseps; und wer wird wohl befürchten, daß die Urheber des riesigen Panamaschwindels neue Pläne, Landengen zu durchstechen oder Banken zu gründen, schmieden werden, nachdem alle Welt sie aus den skandalösen Verhandlungen als Gauner kennen gelernt hat! Für Verbrecher aus Habsucht und Begehrlichkeit ist eine bedeutende Geldstrafe die wirksamste und am sichersten treffende, sie ist die Strafe par excellence für Naturen, denen mehr als anderen Menschen Geld das Theuerste ist, theurer als Leben und Ehre.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Hosted by Google

Händel als Schnellkomponist.

He seldom blotted out a line.

„Geist und Hand gingen bei ihm zusammen, und was er dachte, äußerte er mit solcher Leichtigkeit, daß in seinen Handschriften selten etwas durchstrichen ist.“ So schrieben Shakespeares Freunde, als sie 1623 seine gesammelten Werke in den Druck gaben. Sie mußten es wissen, denn sämmtliche Stücke waren unter ihren Augen entstanden und für ihr Theater bestimmt. Im Drange der Bühnenpraxis hatten sie die beste Gelegenheit, seine Leistungfähigkeit kennen zu lernen, die in vierzehn Tagen und selbst in noch kürzerer Zeit ganze aufführbare Werke hervorbrachte. Was die befreundeten Schauspieler bezeugten, ist auch von ihren Zeitgenossen nicht angezweifelt, wohl aber bekrittelt worden.

Shakespeares größter Zeitgenosse in der Dramatik, der Spanier Lope de Vega, „der große Lope de Vega, das Wunder der Natur, der Alleinherrscher auf der spanischen Bühne“, wie Cervantes ihn nennt, „erfand schneller (sagt sein Kollege und Biograph Montalban), als seine Hand zu schreiben vermochte. Er schrieb ein Schauspiel in zwei Tagen, das der fertigste Kopist nicht in der nämlichen Zeit abschreiben konnte. Zu Toledo schrieb er 15 Akte, also fünf Schauspiele, in 15 Tagen. Ein Theaterdirektor in Madrid war so in Schulden gerathen, daß sein Theater geschlossen werden mußte. Lope und ich beschlossen, eiligst ein Schauspiel für ihn zu schreiben. Er nahm den ersten, ich den zweiten Akt. Den dritten theilten wir uns. Es war schlechtes Wetter, ich blieb in seinem Hause; mir bewußt, daß ich ihm nicht an Werth gleichzukommen vermochte, wollte ich ihn mindestens in der Geschwindigkeit übertreffen. Ich stand um zwei Uhr auf und war um elf mit meinem Theil fertig. Sogleich suchte ich ihn auf und fand ihn im Garten bei einem Orangenbaum beschäftigt, der vom Frost gelitten hatte. Auf meine Frage antwortete er: Ich stand um fünf Uhr auf; seit einer Stunde bin ich mit dem Akt fertig; ich frühstückte ein wenig, schrieb eine Epistel von fünfzig Terzetten und bespritzte dann den Garten. Darauf las er mir den Akt und das Gedicht vor, was mich sicherlich in Erstaunen gesetzt haben würde, hätte ich nicht die Fruchtbarkeit seines Genies und seine Beherrschung unserer Sprache gekannt.“

Diesen dichterischen Größen stelle ich hiermit eine ähnliche Erscheinung

Hosted by Google

auf musikalischem Gebiete zur Seite. Es ist Händel. Er hat vor den genannten Dramatikern das Eine voraus, daß seine Thätigkeit genauer kontrolirt werden kann, denn wir besitzen in den Handschriften dieses Autors die bestimmtesten Angaben über seine Arbeitzeit. Schon aus diesem Grunde ist Händel besonders geeignet, wenn es sich darum handelt, eine solche Schnellthätigkeit genauer zu beobachten. Und zur Untersuchung drängt eine derartige künstlerische Evolution unabweislich. Enorme Fruchtbarkeit verdient allerdings kaum Bewunderung, wenn ihre Erzeugnisse geringwerthig sind und fast so schnell wieder vergessen werden, wie sie entstanden. Aber hier haben wir überall Werke vor uns von unvergänglichem Werthe, die das Größte und Normalste ihrer Gattung darstellen; Werke, die eine Ueberfülle reifer Gedanken, tiefer Einsichten und treuer Naturbeobachtung enthalten; Werke, die in ihrer Jahrhunderte lang sich gleich bleibenden, im Laufe der Zeiten immer weitere Kreise umspannenden Wirkung beweisen, daß ihre Urheber die künstlerischen Bedürfnisse der Menschennatur aufs genaueste berechnet haben. Ein derartiger Reichthum an vielseitigen Vorzügen scheint durch eine planmäßige, bedächtig und langsam fortschreitende Arbeit weit leichter und sicherer erreichbar als durch stürmische Schnellthätigkeit.

Wird uns nun gesagt, oder vielmehr bewiesen, daß eben diese Werke eine unglaulich kurze Zeit zu ihrer Entstehung beansprucht haben und gleichsam blitzartig ins Dasein getreten sind: so stehen wir damit vor einem Problem, das erklärt sein will. Aber die Erklärung hat in solchen Dingen ihre Grenzen, man muß sich also darüber verständigen, was zu erklären ist. Zweierlei soll hierin geleistet werden. Zunächst ist nachzuweisen, daß die bezeugten Zeitangaben wirklich zuverlässig sind, um die Zweifel abzuwehren, welche sie für übertrieben oder für unmöglich und auf Mißverständnissen beruhend, also für werthlos ausgeben. Sodann ist aus dem Charakter des Autors und aus seiner Art zu arbeiten, die Möglichkeit zu erweisen, daß ein Werk von ihm in der angegebenen Zeit hat zu Stande kommen können. Sind diese beiden Nachweise geliefert, so steht zu hoffen, daß man die angegebene Erklärung des Problems für ausreichend halten wird.

Wir lassen hier die genannten Dichter bei Seite und betrachten nur den Musiker. Wenn man die einfache dichterische und die umständliche musikalische Technik erwägt, so dürfte eine ungewöhnlich schnelle Herstellung von Musikwerken schwerer zu begreifen sein als eine solche von Schauspielen. Man ist aber bei Händel in der angenehmen Lage, wenigstens den thätsächlichen Verhalt mit Genauigkeit angeben zu können. Stellen wir diesen zunächst fest. Aus der großen Zahl von Händels Werken die hier in Betracht kommen, habe ich zwei als besonders lehrreich ausgewählt und ihre Niederschrift von des Künstlers Hand nach photographischer

Hosted by Google

Aufnahme gedruckt heraus gegeben. Das Eine ist das Oratorium „Messias".*) Dieses sei zuerst betrachtet.

Auf der ersten Seite des Autographs, wo die Ouverture oder, wie der Komponist sie nennt, „Sinfony" beginnt, steht „ℌ angefangen den 22. August 1741." Händel begann das Werk also am 22. August 1741 und zwar an einem Sonnabend. Die Wochentage pflegte er stets durch Kalenderzeichen anzugeben. Am Ende des ersten Theils steht „August 28. ♀ 1741". Dieser ganze erste Theil war also am 28. August, einem Freitag, mithin in sieben Tagen oder einer vollen Woche beendet.

Den Beginn der folgenden Theile notirte er nicht, weil die Arbeit selbstverständlich unmittelbar weiter ging. Aber das Ende des zweiten Theils ist angegeben mit „ ☉ September 6". Demnach ist der zweite Theil in neun Tagen komponirt, und der Schluß, das weltberühmte Halleluja, an einem Sonntag beendet. Dieses Halleluja füllt in seiner Handschrift 13 Seiten, und da der ganze zweite Theil 107 Seiten stark ist, mithin bei neuntägiger Arbeit 12 Seiten auf den Tag kommen, so wird Händel das Halleluja größtentheils, wenn nicht vielleicht ganz, an dem einen Sonntag nieder geschrieben haben.

Der etwas kürzere dritte Theil ist in sechs Tagen entstanden, denn er hat am Ende die Bemerkung: „Fine dell Oratorio G. F. Händel. ℌ Septembr. 1741" und darunter die Worte „außgefüllet den 14. dieses". Also beendete er das Werk am Sonnabend, den 12. Semptember und arbeitete dann noch zwei Tage daran, was er „ausfüllen" nannte — eine Bezeichnung, die später noch erklärt werden soll.

Summa: Eine Arbeit von 24 Tagen.

Man kann den „Messias" in 24 Tagen kopiren, darf dann aber seine täglichen Spaziergänge nicht allzu weit ausdehnen.

Nun liegt es nahe zu meinen, um eine solche Kopie oder Reinschrift des Komponisten werde es sich auch hier eigentlich nur handeln. Man wird geneigt sein zu glauben, Alles habe bereits in Entwürfen und Skizzen fertig vorgelegen, als die datirte Niederschrift begann.

Durch das Messias-Autograph ist eine solche Annahme weder zu bestätigen noch zu widerlegen. Wir wollen also die Handschriften von drei anderen Werken betrachten, die in dieser Hinsicht ergiebiger sind.

Als der Messias fertig war, kann Händel sich nur wenige Tage zur Erholung gegönnt haben, denn vierzehn Tage nach der Beendigung des Messias kam bereits der erste Theil eines neuen großen Oratoriums zu

---

* Gedruckt von Strümper u. Co. in Hamburg. 1892. Leipzig bei Wilhelm Engelmann.

Hosted by Google

Stande. Dies war „Samson„ (Händel-Ausgabe Band 10). Der Beginn der Arbeit ist hier nicht angegeben, aber beendet wurde der erste Akt oder Theil am 29. September des selben Jahres 1741. Der zweite Akt war am 11. Oktober fertig, der dritte dann am 29. Oktober 1741. Demnach kamen zwei Werke, die, jedes in seiner Art, unvergleichlich sind, in zehn auf einander folgende Wochen zur Vollendung. Ueber die näheren Vorgänge, namentlich darüber, ob und wie weit fertige Entwürfe vorgelegen haben, sind wir auch durch die Handschrift des Samson nicht unterrichtet. Es würde aber der Händelschen Art zu arbeiten gänzlich fremd sein, wenn man annehmen wollte, er habe bereits beide Oratorien in partiturmäßig ausgeführten Skizzen zur Hand gehabt, als er die Niederschrift des Einen davon begann. Eine solche Voraussetzung wäre bei Händel einfach unmöglich. Weil wir aber nicht wissen, wie lange er bereits im Besitz der betreffenden Texte war, als die datirte Komposition ihren Anfang nahm, lassen sich weitere Schlüsse aus der Handschrift des Samson nicht machen.

In dieser Hinsicht sind wir bei der „Trauerhymne auf den Tod der Königin Karoline (Funeral Anthem)" besser berathen. Der musikalische Geschichtschreiber Sir John Hawkins, ein jüngerer Zeitgenosse von Händel, führt dieses Werk ausdrücklich an als „einen erstaunlichen Beweis für die Fruchtbarkeit seiner Erfindung", und nennt die Zeit. Königin Karoline starb am 20. November 1737. Der König Georg II. entschloß sich erst spät zu einer großartigen Feier in der Westminster-Abtei, weshalb Händel auch erst am 7. Dezember von ihm den Auftrag erhielt, ein großes Begräbniß-Anthem zu komponiren, dessen Text bereits vorher für den Zweck zusammengestellt und für gut befunden war, sagt Hawkins. Ohne Zweifel hatten die Hofgeistlichen den Text zu ordnen und er wird dem Komponisten zugleich mit dem Königlichen Auftrage übergeben sein.

Nach einer Bemerkung am Schlusse des Autographs beendete Händel diese Komposition am 12. Dezember, also sechs Tage, nachdem er den Text erhalten hatte. Am 16. Dezember war die Hauptprobe, was ich damaligen Londoner Zeitungen entnahm, und am 17., einem Sonnabend, die Aufführung während der feierlichen Beisetzung. In der Partitur ist jede Note und jeder Buchstabe von Händel selber geschrieben. Das Funeral Anthem füllt 81 Folio-Seiten in der Ausgabe von Händels sämmtlichen Werken, wo es den elften Band bildet. Von dieser Komposition behauptet der bekannte Musikhistoriker Burney, sie sei als die vollkommenste ihrer Art vielleicht an die Spitze aller Händelschen Werke zu stellen, und Reichardt meinte, das genaue Studium dieses einen Stückes könne einen Begabten zum Komponisten machen. Die Leistung von sechs Tagen ist daher in geistiger Hinsicht wohl noch erstaunlicher als in physischer.

Hosted by Google

Daß aber die Erzählung von Hawkins zuverlässig ist, läßt sich durch einen glücklichen Umstand beweisen. Als die Königin starb, war Händel im Begriff, die Oper Faramondo (Händel-Ausgabe Band 91) zu komponiren und er führte dieses auch aus, obwohl die Arbeit nunmehr in keiner Weise dringlich sein konnte. Am 28. November war der erste Akt dieser Oper fertig, und sofort wurde der zweite in Angriff genommen, den er am 4. Dezember beendete, also in sechs Tagen. Es ist einleuchtend, daß Händel diese Arbeit nicht mit gewohntem Feuereifer fortgeführt hätte, wenn der Text der Trauerhymne bereits in seinen Händen gewesen wäre; selbst die vorläufige Anzeige, daß er eine solche Musik zu schreiben habe, würde die Komposition des Faramondo zum Stillstand gebracht haben, wie es später mit dem dritten Akt dieser Oper auch wirklich der Fall war. Einleuchtend ist ferner, daß bei der Komposition eines ganzen Opernaktes in sechs Tagen ihm keine Minute übrig blieb, um an irgend eine andere Musik zu denken. Also kann er den Text des Funeral Anthem frühestens am 5. Dezember erhalten haben, und ohne die Worte zu besitzen, waren Entwürfe zu dieser Komposition, die Werth haben konnten, nicht möglich. Wollen wir nun annehmen, der Text sei ihm nicht erst am siebenten Dezember, wie Hawkins berichtet, sondern bereits am fünften eingehändigt, so hätte die Komposition nicht sechs, sondern acht Tage beansprucht. Aber das wäre auch die äußerste mögliche Ausdehnung.

Durch das Oratorium Belsazar (Händel-Ausgabe Band 19) hoffe ich den soeben geführten Beweis von der Zuverlässigkeit der angegebenen Kompositions-Fristen noch etwas mehr zu festigen, denn hier werden wir es nicht mit dem Bericht eines Andern, sondern mit Händels eignen Worten zu thun haben.

Den Text zu Belsazar schrieb sein Freund Jennens, der auch die Worte zum Messias zusammen stellte. Händel erbat sich in einem Briefe vom 9. Juli 1744 den ersten Akt und erhielt diesen am 19ten; am 21. August zeigte er den Empfang des zweiten Aktes an und ersuchte um den dritten. Ohne diesen abzuwarten, begann er die Komposition am 23. August, beendete den ersten Theil am 3. September und den zweiten am zehnten des selben Monats. Drei Tage später bittet er dann noch einmal um den Schlußakt, den er aber erst am 2. Oktober in Händen hatte. Es erging ihm hier, wie mehrfach, daß seinen Poeten der Athem versagte, wenn sie mit ihm Schritt halten sollten. Die Beendigung der Komposition des dritten Theils fällt ohne Zweifel in die erste Hälfte des Oktober, ist aber nicht angegeben, weil im Autograph der Schlußsatz fehlt.

Aus den angeführten Daten, die einem noch erhaltenen Briefwechsel zwischen Händel und Jennens entnommen sind, ergiebt sich nun Zweierlei.

Hosted by Google

Zunächst sehen wir, daß Händel den Text des ersten Aktes von Belsazar bereits vier bis fünf Wochen vor der Komposition besaß. Für diesen Akt konnte er daher die Musik in aller Ruhe vorbereiten. Anders verhält es sich mit dem Text zum zweiten Akt, denn diesen kannte er erst seit zwei Tagen, als die Komposition ihren Anfang nahm. Vom 23. August bis zum 3. September wurde nun der lange erste Akt niedergeschrieben, in zwölf Tagen; vom 4. bis 10. September der kürzere zweite in sieben Tagen. Während der erste Akt entstand, hat Händel sicherlich keine Zeit gefunden, den Text des zweiten auch nur anzublicken. Wir erhalten mithin für die Komposition dieses zweiten Theils zwei vorbereitende Tage (21. und 22. August) und die sieben Arbeitstage vom 4. bis zum 10. September. Also: Am 20. August wußte Händel noch nicht, wie der Text zum zweiten Theil des Belsazar lauten werde; am 10. September war die Kompositon des Werkes beendet, welche, die beiden vorbereitenden Tage mitgerechnet, schlechterdings nicht mehr als neun Tage beansprucht haben kann. Dieser eine Fall beweist Alles und bestätigt damit zugleich die oben bei dem Messias und den andern Werken vorgelegten Zeugnisse. Sehr merkwürdig ist auch noch, daß die längere oder kürzere Bekanntschaft mit dem Texte keinen Einfluß hatte auf die Zeitdauer der Komposition, denn wenn man den Umfang der beiden ersten Akte (117 gegen 80 Seiten) vergleicht, so ist der zweite Akt noch um einen Tag schneller entstanden als der erste.

Das andere Ergebniß, welches den erwähnten Briefen entnommen werden kann, ist die Thatsache, daß die beiden ersten Theile komponirt wurden, bevor der Text des Ganzen da war. Wenn irgend eins von Händels Werken Einheit des Charakters und den Stil eines großen Geschichtbildes offenbart, so ist es das Oratorium Belsazar. Bedurfte Händel, um so etwas zu gestalten, zu seiner Beihilfe nicht einmal der natürlichen Hilfsmittel, so ist es kein Wuuder, wenn auch hinsichtlich der Zeitdauer die gewöhnlichen Schranken für seine Arbeit nicht vorhanden waren.

Der hiermit gelieferte Beweis, daß Händels Datirungen buchstäblich zu nehmen sind und für die Zeit, in welcher er seine Werke schuf, einen durchaus zuverlässigen Maßstab bieten, ist freilich vollständig und unwiderleglich. Aber trotzdem wird man noch etwas Anderes verlangen, weil ein Problem nicht nur erwiesen, sondern auch erklärt werden muß. Wir wünschen demnach zu wissen, wie die beschriebene wunderbare Schnellthätigkeit überhaupt möglich war, und welche technischen Mittel ihr zu Gebote standen. Hierüber will ich in einem folgenden Aufsatze Einiges mittheilen.

Friedrich Chrysander.

Hosted by Google

Die Zukunft Argentiniens.

Die heutige politische und ökonomische Lage der argentinischen Republik und ihre voraussichtliche Entwickelung in den nächsten Jahren, speziell im Jahre 1893 — da Ende dieses Jahres das Moratorium und die Zinszahlun durch das Konsortium in London ablaufen, die Regirung dann die Zinsen der auswärtigen Schuld der Nation selbst zahlen soll — interessiren in Deutschland und England weite Kreise. Da leider auch viel deutsches Kapital in argentinischen Werthen angelegt ist, halte ich eine Besprechung dieser Angelegenheit für nutzbringend.

Auf Grund eines sorgfältigen Studiums der Berichte der Minister, der Statistik und der Gesetze, die in den letzten Jahren publizirt sind, bin ich zu der Erkenntniß gekommen, daß die Regirung Argentiniens, falls das Land nicht in einen auswärtigen Krieg verwickelt wird oder ein Bürgerkrieg ausbricht, der sehr unwahrscheinlich ist, wohl im Stande ist, die Zinsen für die von der Nation aufgenommenen oder garantirten Schulden zu bezahlen. Anders liegt die Sache bei den Schulden der Provinzen. Wie die Gläubiger der Provinzialregirungen zu ihrem Gelde kommen werden, wann sie sicher auf volle Zinszahlung rechnen können, wage ich nicht anzudeuten. Eine Uebernahme der Provinzialschulden durch die Centralregirung wäre eine Thorheit, machte eine Wiederherstellung des Kredits unmöglich, den Bankerot unvermeidlich. Das wäre auch bei Aufnahme neuer Anleihen der Fall. Erste Pflicht aller Interessenten ist also: der Central-Regirung oder den zum großen Theile bankeroten Provinzen oder den verkrachten Banken keinen Cent mehr zu leihen! Der Kredit Argentiniens ist bis auf die äußerste Grenze ausgenützt und bei neuer Kreditgewährung sind alte und neue Schulden verloren.

Argentinien ist nicht reich an Mineralschätzen und kann mit Chile, Peru und Mexico in dieser Beziehung nicht verglichen werden. Aber sein Reichthum ruht auf der denkbar sichersten Basis, auf der des Ackerbaues. Als die fremden Millionen ins Land strömten, als sich viele intelligente Argentinier dem Müßiggange und der Spekulation widmeten oder eine gut dotirte Beamtenstelle zu erlangen suchten, wurden Ackerbau und Industrie vernachlässigt, erstarkten wenigstens nicht in der mit Recht erwarteten Weise. Aber seit 1889—90 hat sich die Situation so vollständig geändert, daß die Gläubiger Argentiniens sicher auf eine baldige Steigerung des Nationalwohlstandes und Erfüllung der finanziellen Pflichten der Regirung rechnen können. Leider hat auch diese erfreuliche Thatsache eine unangenehme Kehrseite. Die deutsche Landwirthschaft und die deutsche Exportindustrie werden durch dieses Erwachen der Argentinier aus dem Schwindelrausche 1882—89 und den Rückgang des Importes und die Steigerung des Exportes der Argentinier leiden, wenn es nicht gelingt, durch Stärkung und Schutz der deutschen Landwirthschaft diese zu einem stärkeren Konsumenten unserer Industrie zu machen.

Die Regirung, der größte Theil der Presse und der denkenden Be-

Hosted by Google

wohner des Landes hat heute klar erkannt, daß die furchtbare Krisis zum großen Theile eine Folge des Ueberschusses des Importes über den Export, der Menge der luxuriösen und zum Theil überflüssigen Bauten — die vom Staate und von Privaten in den Jahren 1885—90 ausgeführt wurden — und des in die Höhe getriebenen, künstlichen Werthes der Grundstücke ist. Dazu kam eine zügellose Spekulation, die weder auf Statistik noch gesunder Berechnung basirte. In den letzten drei Jahren sind nun immer weitere Kreise zu der Erkenntniß gekommen, daß die einzige Möglichkeit, eine Besserung der Lage zu erlangen, in Hebung des Ackerbaues und Einführung neuer Industrien besteht. Argentinien kann einen großen Theil der Waaren und Produkte, die es bisher aus Europa bezogen hat, selbst produziren und die Statistik der letzten Jahre hat gezeigt, welchen Aufschwung die junge Industrie genommen hat und noch nehmen kann.

Diese Thatsache verdient nach meiner Ansicht die größte Beachtung der europäischen und besonders deutschen Regirungen und Nationalökonomen. Deutschland und namentlich Preußen ist seit 1872 leider mehr und mehr ein Industriestaat geworden, die Regirung hat sich in erster Linie bemüht, den Exporthandel und die Industrie zu schützen. Dazu ist die Landwirthschaft durch die schrankenlose Freizügigkeit schwer geschädigt. Der alte Zusammenhang von „Land und Leuten", von „nährhaft und wehrhaft" schwindet immer mehr und mehr.

Seit einigen Jahren mehren sich aber die Klagen über mangelnden Absatz der Industrieprodukte. Wer die ökonomische Lage unserer Haupt-absatzgebiete kennt und die Statistik jener Länder in den letzten zehn Jahren verfolgt hat, wird sich diese Thatsache — in deren Gefolge Geschäftsstille, Arbeitlosigkeit und Rückgang der Löhne auftraten — erklären können. Ich kann nur über mein Arbeitgebiet, das spanische Amerika, urtheilen und da bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß unser Export nach Süd- und Mittel-Amerika keiner weiteren Steigerung fähig ist, ja sogar von Jahr zu Jahr zurückgehen wird. In Mexico, Guatemala, Costa-Rica, Chile und Argentinien entstehen immer mehr Fabriken, etabliren unternehmende Engländer und Amerikaner (leider wenige Deutsche) immer neue Industrien. Dazu kommen die gewaltigen Anstrengungen, welche die Vereinigten Staaten machen, ihre Waaren in ganz Amerika einzuführen und den europäischen Import zu verdrängen.

Wir wollen nun den Aufschwung der argentinischen Industrie und Landwirthschaft näher betrachten. Dieser Aufschwung und die große Krisis seit 1889 erklären den Rückgang unseres Exportes nach jenem Lande. Dieser hatte, nach der offiziellen Statistik, die unter Leitung eines ausgezeichneten Gelehrten, des Herrn F. Latzina, steht, einen Werth von fast 15½ Mill. Pesos im Jahre 1889, von über 12¼ Mill. im Jahre 1890 und von 6 206 572 Pesos im Jahre 1891. Als Geld im Ueberflusse vorhanden war, hielt es schwer, die argentinischen Industrieerzeugnisse abzusetzen, da die Mehrzahl der Konsumenten die besseren europäischen Waaren kaufen wollte. Diese Sachlage hat sich seit drei Jahren geändert und verständige Argentinier suchen mehr und mehr eine Ehre darin, argentinische Gewebe, Hüte, Schuhwerk, Papier ꝛc. zu tragen und zu benutzen. Der Aufschwung der Industrie datirt erst seit 1888, als das Ansehen des Landes durch eine unverantwortliche Finanzwirthschaft schwer geschädigt war. Aber die schlimme Krisis ist dem Lande zum Segen geworden, weil jetzt alle ehrenwerthen Patrioten der Ansicht sind, daß sich das Land

Hosted by Google

durch eigene Kraft und nicht durch neue Anleihen aus der schwierigen Lage befreien kann und muß.

Von den zahlreichen Rindern, die alle Jahre geschlachtet werden, wurden früher nur Häute, Hörner und Klauen, später noch Zungen und Fett exportirt. Jetzt wird auch der Rest der Thiere voll ausgenützt und als gedörrtes, schwach gesalzenes Fleisch, als Fleischextrakt, Conserven, Fleischmehl, Knochen, Fleischguano und Blutmehl verkauft. Hierzu kommt der Export von gefrorenem Fleische, der im Jahre 1891 fast 23¾ Mill. Kilo (für vier Häfen, incl .Buenos Ayres) betrug, und der von lebendem Vieh. Es wurden im Jahre 1891 ausgeführt: 170 605 Haupt Rindvieh, 114 601 Schaafe, 32 199 Pferde, Maulthiere und Esel und 921 Ziegen. Das meiste lebende Vieh geht noch nach anderen amerikanischen Ländern, doch kommen auf England bereits 2821 Pferde, 19 844 Schafe und 7304 Rinder. Dieser Export nach Europa wird voraussichtlich in den nächsten Jahren einen gewaltigen Aufschwung nehmen.

Die argentinische Wolle hat die europäische Landwirthschaft schwer geschädigt, da der europäische Produzent mit dem argentinischen nicht konkurriren kann und die erforderlichen Schutzzölle in Deutschland bekanntlich im Interesse der Industrie abgelehnt wurden. Argentinien versorgt schon heute einen großen Theil Südamerikas mit Brot und Fleisch, bald wird dies auch für Europa der Fall sein. In etwa fünf Jahren wird sich die Konkurrenz mit argentinischem Schlachtvieh, Fleisch und Weizen auch in Deutschland unangenehm bemerkbar machen, und in zehn Jahren (immer eine leidlich ruhige Entwickelung des Landes vorausgesetzt) wird diese Konkurrenz den Bestand unserer Landwirthschaft bedrohen, falls nicht schon früher wirksame Maßregeln zur Stärkung getroffen sind. Von gefrorenem Hammelfleisch gingen über 21 Mill. Kilo nach England, 2 Mill. nach Frankreich; vom Weizen 11½ Mill. Kilo nach Deutschland und über 140 Mill. nach England.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Lage der Industrie. Ich folge dabei dem vorzüglichen Berichte, welchen der Minister des Innern, Dr. José Zapata, dem Kongreß von 1892 vorlegte. Die Manufaktur-Industrie hat sich in den letzten fünf Jahren besonders stark entwickelt. Allein in Buenos Ayres und den Vorstädten giebt es (Mitte 1892) 296 Fabriken, die mit Dampfkraft arbeiten. Davon sind 104 Maschinen mit über 22 Pferdekraft. Die Summe der Pferdekräfte aller Maschinen beträgt 6500; es arbeiten in jenen Fabriken 8500 Männer und 3500 Frauen und Kinder. Es werden angefertigt: Pflanzenöle, Maisstärke, Mineralwässer, Asphalt, Materialien zum Bau von Wagen, Kutschen und Mühlen, Koffer, Firnisse und Farben, Knöpfe, Wagen, Geldbeutel, Konfitüren, Konserven, Chokolade, Korsets, Bier, Kutschen, Matratzen, Betten und Möbel aus Gußeisen, Bleiröhren, Cement, Hemden, Handschuhe, Parfümerien, Besen, Streichhölzchen, Seife und Kerzen, Tuche, wollene und baumwollene Gewebe, Bettdecken, Hüte, Nägel und noch einige andere, früher ausschließlich aus Europa bezogene Gegenstände. In Summa werden schon 80 Industrien und Handwerke im Lande fabrikmäßig ausgeübt.

Es mögen hier einige statistische Daten über die größten Fabriken Argentiniens folgen. Die Tuchfabrik wurde 1873 begründet, fristete aber bis 1882 ein kümmerliches Dasein. Nun übernahm Herr A. Prat die Leitung und bald änderte sich die Sache. Das Betriebskapital beträgt 600 000 Pesos Gold und die Fabrik produzirte im Jahre 1891 147 000 Meter Tuch und 34 000 Bett-

Hosted by Google

und Pferdedecken. Der Minister bemerkt: „Zur Bestreitung des Landeskonsums sind noch zehn derartige Fabriken nothwendig". Die Papierfabrik arbeitet mit Maschinen von 1500 Pferdekraft, beschäftigt 480 Arbeiter und liefert täglich über 30 Tons Papier verschiedener Art. Die mit einer Gerberei verbundene Schuh- und Stiefelfabrik beschäftigt 970 Arbeiter und liefert Schuhwerk im Preise von 1,50 bis 35 Pesos pro Paar und außerdem Pferdegeschirre, Holzschuhe und Leisten. Im Jahre 1891 gingen allein 400 000 Paar Schuhe und Stiefel aus dieser Fabrik hervor, außerdem wurden 400 000 Schaffelle, 50 000 Ochsen- und 80 000 Ziegenfelle daselbst gegerbt. Schon exportirt die Fabrik Schuhwerk und Leder nach Bolivia, Brasilien und Uruguay. Noch über 30 andere Gerbereien sind im Betriebe, von denen die des Herrn Juan Videla allein im Jahre 1891 über 150 000 Häute verschiedener Art gerbte. Die Hutfabrik von C. Dellacha, begründet 1886, arbeitet mit einem Kapitale von 1 200 000 Pesos und 380 Arbeitern und produzirte 1891 allein 300 000 Hüte aus Wolle und 130 000 aus Filz. Die Fabriken von Wachsstreichhölzchen verarbeiten theils einheimisches, theils fremdes Material. Die wichtigste, die „Comp. gener. de Fósforos", hat ein Kapital von 2 Mill. Pesos, beschäftigt 800 Arbeiter und lieferte 1891 75 Mill. Schachteln Zündhölzchen. Docht, Harze und Droguen liefert das Ausland, Stearin und die Materialien für die Schachteln stellt das Land selbst Die Glasfabrik von L. Rigolleau beschäftigt 300 Arbeiter und liefert täglich 12 000 Stück (Flaschen, Gläser, Gefäße aller Art). 500 Tons Sand und 300 Tons Soda werden noch aus Europa bezogen, desgleichen 60 Tons anderer Mineralien.

Eine 1890 begründete Wäschefabrik beschäftigt 500 Personen und arbeitet mit 252 durch Dampf betriebenen Webstühlen. Sie kann täglich 500 Dutzend Hemden, 250 Dutzend Unterhosen und 2000 Paar Strümpfe liefern. Die Cigarren- und Tabaksfabrik „El Telégrafo" beschäftigt 400 Arbeiter, hat ein Betriebskapital von 800 000 Pesos und lieferte (1891) 8 Mill. Bündel Cigaretten, 140 000 Cigarren und 80 000 Kilo Rauchtabak. Es wurden 50 000 Kilo einheimischen (Tucuman) und 130 000 Kilo fremden Tabaks verarbeitet. Die Fabrik eiserner Möbel von Cardini verarbeitet (gießt) jährlich 1 Mill. Kilo Eisen und liefert monatlich 2000 Bettstellen neben anderen Möbeln. Die Gießerei von Schwartz mit 150 Arbeitern und einem Betriebskapitale von 500 000 Pesos produzirte im Jahre 1891 für 300 000 Pesos Maschinen und Maschinentheile für Fabriken und Sägemühlen, Träger zum Hausbaue und Metallkästen. Die Kistenfabrik von Gebrüder Bossio stellte im letzten Jahre mit 40 Arbeitern 250 000 Kisten verschiedener Art her. Eine Kravattenfabrik, die ihre Materialien aus Europa bezieht, lieferte mit 30 Arbeitern 15 000 Cravatten. Eine andere neue Fabrik wird die schönen Nutzhölzer des Landes zu amerikanischen Schaukelstühlen verarbeiten. Auch eine Fabrik für gewöhnliches weißes Porzellan ist 1892 vollendet worden. Der Brennofen kann 1500 Dutzend Teller fassen. Eine Munitionfabrik mit einem 45 Meter hohen Eisenthurme kann täglich 85000 Kilo Munition verschiedener Art liefern.

Nach den Angaben der Steuerdirektion wurden 1891 in der ganzen Republik fast 8 Mill. Liter Bier und 20½ Mill. Liter Alkohol fabrizirt. In Wahrheit dürfte das Quantum aber viel größer sein. Die Zuckerfabrik in Rosario de Santa Fé verarbeitete (immer 1891) rund 19 Mill. Rohzucker (aus Tucuman) zu rund 16 Mill. Kilo Raffinade und 420 000 Liter Alkohol. Zahl-

Hosted by Google

reiche Oel-, Mahl- und Schneidemühlen in verschiedenen Provinzen arbeiten mit gutem Ertrage. Auch in anderen Städten, besonders in Cordoba, bestehen Fabriken.

Zum Schlusse noch einige Worte über den Aufschwung der Landwirthschaft. Der Finanzminister Emilio Hansen giebt in seinem Berichte an den Kongreß von 1892 hierüber ziemlich spezielle Daten. Da für kultivirtes Terrain eine Abgabe gezahlt werden muß, geben es die Besitzer fast immer kleiner an, als es in der That ist. Dies bitte ich für die folgenden offiziellen Angaben zu berücksichtigen. Es waren Mitte 1892 mit Weinstöcken bepflanzt 23 468 Hektar, die 50 Mill. Liter Wein und 3 820 000 Kilo Rosinen lieferten. Zuckerrohr wird bis zum 27° südl. Br. mit Vortheil gebaut. Die hiermit kultivirte Fläche beträgt ca. 27 000 Hektar, von denen rund 23 000 auf die Provinz Tucuman kommen. Produzirt wurden 36½ Mill. Kilo Rohzucker. Von Weizen wurden zuerst 1876 20 Tons ausgeführt, 1879 = 25 669 Tons, 1885 = 78 493 Tons, 1890 = 327 894 und 1891 = 395 555 Tons.

Von Zucker wurden noch 1889 34½ Mill. Kilo importirt, 1891 nur 13 Mill. Der Import gewöhnlichen Weines ging von über 105½ Mill. Liter (1888), auf 32⅓ Mill. (1891), der von Branntwein in der selben Zeit von 1 233 874 auf 93 720 Liter zurück. Bier wurde noch 1889 über 5¼ Mill. Liter importirt, 1891 nur 182 970 Liter. Die Zolleinnahmen sind allein für Wein, Zucker, alkoholische Getränke und Bier im Jahre 1891 um über 10½ Mill. Pesos Gold niedriger als die von 1889 gewesen. Eine Reform des Zoll- und Steuerwesens ist also gleichfalls nothwendig, damit die Staatskasse an der Zunahme des National-Wohlstandes partizipirt, ihren Verpflichtungen gegen die Gläubiger nachkommen kann.

Nach einer sorgfältigen Berechnung Latzinas waren Ende 1888 in der ganzen Republik 28 239 Quadratkilometer angebaut. Es macht dies 0,008 pCt vom ganzen Gebiete der Republik aus. Zieht man die unbewohnten und unfruchtbaren Gebiete südlich des Rio Negro ab, von denen aber immer noch große Flächen der Schafzucht dienen können, so ergiebt sich, daß von der ganzen mehr oder weniger kulturfähigen Fläche des Landes faktisch nur 1,1 pCt. unter dem Pfluge waren. In den vier Jahren 1888—92 hat sich die Sachlage nun bereits wesentlich geändert. Weite Flächen, besonders in den Provinzen Cordoba, Buenos Ayres und in den Pampas, die bisher nur der Viehzucht dienten, sind zum Theil mit Weizen oder Mais bepflanzt worden. Nach nicht offiziellen und wohl etwas optimistischen Angaben (v. Theod. Alemann) vermehrte sich die kultivirte Fläche im Jahre 1891 in der Provinz Santa Fé um 25 pCt., in Entre Rios um 50, in Cordoba um 70, in Buenos Ayres um 20 pCt. gegen 1890. Ein großer Theil der nördlichen Provinzen und der ganze Ostabhang der Andes sind mit Wäldern bedeckt, deren Größe nicht annähernd berechnet werden kann. Angepflanzt (aufgeforstet) waren Ende 1888 nur 44 Quadratkilometer und zwar besonders mit Pfirsichbäumen. Das wichtigste Erforderniß für eine rationelle Entwicklung des argentinischen Ackerbaues ist: die Ueberschüsse müssen zur Anlage von Bewässerungen an den Gebirgsabhängen und in den centralen Provinzen des Landes verwandt werden. Leider mangelt es dort sehr an nutzbaren Wasserläufen, und deshalb wird der größte Theil dieser Ländereien stets nur zur Viehzucht zu verwerthen sein. Dr. H. Polakowsky.

Hosted by Google

Neues von Friedrich Nietzsche.

Seit vier Jahren schon ist Friedrich Nietzsche nun seinem Werk entzogen und immer mehr ist die Hoffnung geschwunden, den größten lyrischen Denker der Zeit, der in einer Sprache von unerhörter Fülle und plastischer Kraft den Weg zum radikalsten Aristokratismus weist, der menschlichen Gemeinschaft zurückgegeben zu sehen, der er das Problem der Décadence aufgestellt hat. In Turin brach, in den ersten Tagen des Jahres 1889, die geistige Erkrankung aus, und Nietzsche, der — nach den Aufzeichnungen in seinem Notizbuch — beabsichtigt hatte, nach Korsika zu gehen, mußte von einem Freunde, dem Professor Overbeck in Basel, in eine Baseler Anstalt gebracht werden. Später kam er nach Jena in die Anstalt des Professors Binswanger und jetzt lebt er bereits seit einigen Jahren in Naumburg bei seiner Mutter, in deren Begleitung er fast täglich längere Spaziergänge macht. Anfälle kommen nicht mehr vor, doch ist seine Stimmung jähem Wechsel unterworfen, er scheut die Berührung mit Fremden und hat gar keine geistigen Interessen mehr. Höchstens liest er gelegentlich noch, ohne innere Antheilnahme und mehr in mechanischer Gewohnheit, einige Seiten Griechisch; die Melodien aus seiner geliebten Oper Carmen weiß er freilich noch wohl zu unterscheiden. Die Geisteskrankheit Nietzsches ist von Herrn Ola Hansson u. A. irrthümlich auf eine erbliche Belastung zurückgeführt worden. Herr Peter Gast erzählt dagegen in der Vorrede zu „Also sprach Zarathustra", Nietzsches Vorfahren seien meist kerngesund gewesen und in aller Kraft und Munterkeit 80, 90 Jahre alt geworden. „Der Urgroßvater z. B., Gotthold Engelbert Nietzsche (Sohn eines polnischen Schlachtziz Nietzki, der als Theilnehmer an einer politischen Verschwörung um 1715 nach Deutschland flüchtete), ritt noch mit 90 Jahren Galopp; er starb 92 Jahre alt. Nietzsches Vater starb in Folge eines Sturzes von der Steintreppe seines eigenen Pfarrhofes: er hatte nachts Freunde nach Hause begleitet und wurde, als er allein zurückgekehrt und oben an der Thür angekommen war, von seinem Hunde angesprungen: er stolperte und stürzte sieben Stufen hinab auf die Steinplatten. Von da an begann er, der nie in seinem Leben krank gewesen war, zu siechen und starb elf Monate danach im Juli 1850. Er litt zwar nach diesem Sturz oft an heftigen Kopfschmerzen, doch war er bis zum letzten Athemzug nicht eine einzige Minute geistesverwirrt." Da Nietzsche außerdem zur Zeit des Sturzes schon sechs Jahre alt war, kann von Vererbung nicht die Rede sein. „Was Nietzsches Gehirnlähmung herbeiführte," sagt Herr Gast, „war seine unglaubliche Produktivität in den letzten Monaten des Jahres 1888. ‚Er hat sich überarbeitet' — würde der Werktags-Ausdruck dafür lauten, wenn es erlaubt wäre, die geniale Leichtigkeit seines Schaffens ‚arbeiten' zu nennen. Wer ein Gefühl davon hat, aus welcher Intensität der Denkkraft Bücher wie die ‚Götzendämmerung' hervorgingen, kann sich vielleicht auch vorstellen, daß ein Mann, der in drei Monaten quantitativ ungefähr noch das Vierfache jenes Buches, qualitativ aber das Zwanzigfache schuf, plötzlich erschöpft zusammenbricht. Doch muß ich, da für Nietzsches geistige Potenz das Schwerste nur Spiel war, annehmen, daß diese Erschöpfung nicht eingetreten wäre, wenn sich ein anderer Umstand

Hosted by Google

nicht eingemischt hätte. Infolge der durch die zunehmende Gesundung mitbeschleunigten Produktivität stellte sich nämlich von Jahr zu Jahr mehr Schlaflosigkeit bei ihm ein. Aerzte riethen ihm als Gegenmittel, und zwar als ganz unschuldiges, Chloral. In einer so häufigen und jedenfalls übermäßigen Anwendung aber, wie sie Nietzsche für nöthig befinden mochte, mußte das Mittel schließlich schädlich wirken."

Herr Peter Gast, ein Zuhörer und späterer Freund des Philosophen, ist von den Rechtsnachfolgern des Erkrankten mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses beauftragt worden, der, wie Nietzsches sämmtliche Werke, im Verlage von C. G. Naumann in Leipzig erscheinen wird. Herr Gast ist Musiker; er hat eine Oper „Die heimliche Ehe" geschrieben, die Nietzsches Entzücken war, ferner „Vier Liebeslieder", und auf ihn bezieht sich die Stelle im „Fall Wagner", wo Nietzsche sagt: „Ich kenne nur einen Musiker, der heute noch im Stande ist, eine Ouverture aus ganzem Holze zu schnitzen: und Niemand kennt ihn". Der Nachlaß ist sehr umfangreich: er dürfte noch 6 oder 7 Bände von dem Umfange der „Morgenröthe" füllen und mit seiner Veröffentlichung soll im Herbst begonnen werden. Der erste Halbband wird drei für Nietzsches geistige Entwickelung bedeutsame Dokumente bringen: I. Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen. II. Homer und die klassische Philologie. III. Homers Wettkampf mit Hesiod. Alle drei Arbeiten sind ungefähr gleichzeitig mit der „Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" entstanden. Das fertige erste Buch von der „Umwerthung aller Werthe" und das neuerdings oft erwähnte Werk „Ecce homo" werden dagegen, trotz allen von den Zeitungen erfundenen Notizen, für absehbare Zeit noch nicht veröffentlicht werden, und zwar aus familiären Gründen, die sich einstweilen der öffentlichen Kritik entziehen. Sollten die Angehörigen Nietzsches dauernd der Veröffentlichung widerstreben, dann wird es nöthig sein, sie daran zu mahnen, daß die geistige Persönlichkeit eines großen Menschen nicht Denen nur gehört, die der Zufall der Geburt ihm nahe gebracht hat. Die Veröffentlichung des Nachlasses, der nach Plänen und Dispositionen des Autors geordnet werden soll, macht insofern Schwierigkeiten, als das in zahlreiche Taschenbücher, Quarthefte und Folianten verstreute Material nur mühsam aus einer fast nur Wortzeichen gebrauchenden Schrift zu entziffern ist. Die Verlagsbuchhandlung von Naumann bereitet nun zunächst eine würdige Gesammtausgabe von Nietzsches bisher erschienenen Werken vor, von der bereits zwei Bände — „Unzeitgemäße Betrachtungen" und „Also sprach Zarathustra" — erschienen sind. Band III. und IV. dieser Ausgabe — „Menschliches, Allzumenschliches" — werden wohl noch im Laufe des Frühjahrs erscheinen, später wird eine Biographie Nietzsches und ein systematischer Registerband folgen. Herr Peter Gast wird jeden Band mit einer Vorrede versehen, und wenn, wie zu hoffen ist, die Bedenken gegen die Veröffentlichung der vermuthlich radikal antichristlichen Werke „Ecce homo" und „Umwerthung" bei der Familie des Leidenden gewichen sein werden, dann wird es möglich sein, das steile Gedankengebäude des großen Einsamen mit einem Blicke zu überschauen.

Hosted by Google

Unser Eisenexport.

Es giebt sehr vernünftige Leute, die über die große Gnade lächeln, daß Rußland trotz seinen Donnetzer Bassins die deutsche Kohleneinfuhr bei sich freigeben will, denn wir haben gar kein Allgemeininteresse daran, uns unsere eigenen Kohlen zu vertheuern. Auch die weitere Gnade, den deutschen Chemikalien ihren Weg zu erleichtern, ist keinen Pfifferling mehr werth als die gleiche Zollherabsetzung im österreichischen Vertrag; die chemische Industrie der Deutschen steht so hoch und ist infolgedessen dem Auslande noch so unentbehrlich, daß sie, ganz wie von der Union des Herrn Mc. Kinley, auch vom Osten bezogen werden muß. Worüber aber nicht gespottet werden kann, was gegebenen Falles höchst ernst anzusehen ist, das wären Erleichterungen für unsern Eisenexport.

So drängend ist das Ausfuhrbedürfniß unserer mit einem riesenhaften Personal arbeitenden Hüttenwerke, daß das brasilianische Eisenbahn-Anlehen, abgeschlossen von Rothschild-Diskontogesellschaft-Bleichröder, sogleich Montanwerthe stimulirte, weil die Börse sich sagt, daß damit unsere Eisen- und Stahletablissements zu thun bekämen.

Natürlich Alles mit Einschränkung! Die Diskontogesellschaft wird bei solchen Lieferungen die Dortmunder Union mehr begünstigen als den Bochumer Gußstahl-Verein, an dem sie nur ein Zahlstellen-, aber kein Aufsichtsraths-Interesse besitzt, oder gar die Laurahütte, der sie ganz fern steht. Und dann könnten ja auch in Brasilien, gerade wie neulich in Baden, die Belgier siegen! Die junge und jüngste Republik, welche die Zinsen der betreffenden Eisenbahn zu garantiren hat — denn sonst wird aus dieser bereits als fertig geträumten Emission überhaupt nichts —, kann da kaum tiefe Verbeugungen gerade gegen unsere Schienenwerke machen. Trotzdem werden viele Blätter beim Erscheinen des brasilianischen Prospektes gewißlich auf die deutsche Arbeit hinweisen, die durch dieses Anlehen gefördert wird, — auf das Brot für Tausend und aber Tausende, — auf die entscheidende Hilfe, die damit den Unternehmern der bisherigen Oeste da Minas-Bahn zu Theil wird. Ach nein, — das zuletzt Gesagte wird man wohl lieber verschweigen.

Und doch ist Südamerika das eigentliche Abzugseldorado für Eisenbahnmaterialien und dürfte in absehbarer Zeit wieder in die vorderste Reihe unserer regelmäßigen Abnehmer treten. Was nützen dem größten Zukunftstaate Argentinien seine Bodenreichthümer, wenn ihnen die rasche Beförderung fehlt. Verkehrslinien sind nothwendig, und die mehrjährige Enthaltsamkeit auf diesem Gebiete muß schließlich nachgeholt werden. Hier liegt für die Deutsche Bank ein großes Feld brach, das Baring einst angebaut hatte und das bisher vergeblich einer neuen Bewirthschaftung harrte. Unsere Stahlwerke können nur liefern,

Hosted by Google

aber nicht kreditiren, sie laufen gewohnheitmäßig bei Ausführungen ihrer Bestellungen nicht das geringste Risiko, sondern erhielten früher entweder Wechsel auf Baring oder Munieta, die also jenen Staaten einen Acceptenkredit eingeräumt hatten, oder durften für Rechnung ihrer Auftraggeber selbst auf London trassiren. Diese großen Firmen — man kennt die Geschichte ihres Sturzes — fehlen auch unserer Eisenindustrie und es wäre dringend wünschenswerth, wenn dabei ein erstklassiges Institut mit älteren kaufmännischen Verbindungen einspringen würde. Die Deutsche Bank mit ihrem die Erde umspannenden Conto-Correntsystem und ihren M. 96 Millionen Tratten und M. 131 Millionen Debitoren würde diese segensreiche Aufgabe schon übernehmen können, aber eine Bank, die zugleich in einem Jahre 2½ Millionen an Effekten und Konsortial verdient und in diesen beiden Posten Ende 1892 über 40 Millionen angelegt hatte (außer den 43 Millionen in Reports und Lombard) hat sich nach zu vielen Seiten hin engagirt, um ein einziges bedeutendes Ziel erreichen zu können. Es ist dabei nicht einmal vertheidigend auf das schließliche Schicksal Barings zu verweisen, denn gerade dieses Riesenhaus verunglückte infolge seiner wachsenden Vielseitigkeit. Die ganze Basis der Deutschen Bank war der Waaren-Industrie-Kredit, Alles, was nachher an Emissions-Verbindungen in Italien, Argentinien, bei Bergwerken und selbst hinsichtlich Elektrizität hinzutrat, beruht entweder auf dem Unternehmungstalent oder den Verwandschaften ihres Leiters. Selbst die Elektrizität bietet so ein Beispiel. Schon heute ist diese Industrie in fühlbaren Finanzirungverlegenheiten, trotz der Deutschen Bank und deren Allgem. Elektrizitätgesellschaft, die bekanntlich mehr finanzirt, als eigentlich betreibt. Wo reicht die hier verfügte Kraft der Deutschen Bank für die Ansprüche unserer Beleuchtungfirmen von heute auch nur entfernt aus? Und wo sie eintreten könnte, wird sie in der Konkurrenz wieder von ihrer Dependance, eben der „A. E. G.", zurückgehalten.

Die Ansprüche der Elektrizität hängen mit der Zukunft des Eisenmarktes aufs Engste zusammen, denn Alles, was Lokalbahnen, Straßenbahnen und Kleinbahnen heißt, ist ohne die moderne Betriebkraft sehr bald nicht mehr zu denken. Unsere Banken müssen eine weit größere Arbeitstheilung vornehmen, um diesen Aufgaben gerecht zu werden, oder es sind bald neue Institute nöthig, darunter auch solche, die sich von vornherein auf langsamere Gewinne einrichten, da es mit neuen Industrien nun einmal nicht anders ist.

Da nun, wie oben nachgewiesen, ein Verkaufsrisiko bei Schienen kaum oder gar nicht existirt, so kann es auf den Nutzen nicht hinzugeschlagen werden. Es ist also eigentlich noch keineswegs klar, weshalb unsere Stahlwerke in so laute Klagen ausbrechen, wenn ihre niedrigen Preisofferten wie jetzt in Karlsruhe von der Société Cockerill noch unterboten werden und sie selbst dann auf ein Niveau herabgehen müssen, das als das bisher billigste eifrig geschildert wird. Die Thatsache, daß das Ausland keine so hohen Preise fordert wie unsere inländischen Werke, ist unbestreitbar und als Grund hierfür ist nicht das billigere Arbeiten anzuziehen, sondern einfach die aus dem Schutzzoll emporgewachsene Neigung zu jenen gewinnreichen Forderungen, die eine Nebenbuhlerschaft nicht zu fürchten hat. Es ist richtig, daß z. B. schon der Essener Handelskammerbericht für das verflossene Jahr die Schienenpreise am internationalen Markt für derartig gesunken hinstellt, „daß die deutsche

Hosted by Google

Produktion ohne Verlust gar nicht mehr existiren kann", und andererseits rechnet man unseren Werken nach, daß sie noch immer ihre M. 10 p. T. verdienen. Das macht für Etablissements wie Bochumer oder Laura zwischen M. 150,000 und 170,000 jährlich aus.

Nach Rußland bleibt eine Erleichterung der Schieneneinfuhr noch immer mehr als fraglich, wenngleich die dortigen Werke ihr Möglichstes thun, um sich die Zarenregirung abspenstig zu machen. Immerhin giebt es große Montanindustrielle bei uns, die ganz neuerdings auch für Schienen ein Eckplätzchen in den Petersburger Tarifverhandlungen erhoffen. Ein gewaltiges Gebiet: fertige Eisenwaaren, erscheint überhaupt ausgeschlossen, da in dieser Beziehung den russischen Werken auf Jahre hinaus bündige Staatszusicherungen gemacht worden sind. Etwas besser steht es aber um Roheisen und ganz neuerdings, wie gesagt, hofft man auch bezüglich dieses wichtigen Artikels die früheren oder einen Theil der früheren Zollerleichterungen. Das wäre allerdings ein großer Vortheil, denn unser Roheisen und der Export verhalten sich fast zu einander wie der Hirsch zum Wasser. Tritt Rußland wirklich wieder als unser Roheisenkonsument ein, so könnte das Polen benachbarte Oberschlesien den Bedarf gar nicht allein decken, sondern Rheinland-Westfalen müßte seewärts sowohl die baltischen Länder als auch Südrußland (trotz dessen eigenen Hütten) versorgen.

So viel Lärm nun auch von all diesen Vortheilen gemacht wird, so wiegen sie die heutige verzehrende Konkurrenz Englands doch noch nicht auf. In Großbritannien, wo an ein Syndiciren der Werke nicht gedacht werden kann, ist nämlich eine so rapide Förderung, ein so scharfes Rivalisiren mit Preisangeboten eingetreten, daß hierin thatsächlich eigentlich die Wurzel auch der üblen Beschaffenheit des deutschen Marktes zu suchen ist. Man ermesse nur, daß England allein so viel oder noch mehr Roheisen produzirt, wie Deutschland, Belgien, Frankreich, Spanien und Skandinavien zusammen genommen. Nun tritt aber die Nothwendigkeit einer Produktioneinschränkung bei den englischen Hütten mit so bitterer Nothwendigkeit hervor, daß eine solche Maßregel von Woche zu Woche erwartet werden darf; und wird die englische Förderung einmal eingeschränkt, so ist dies das Beste, was unserem Eisenexport passiren kann. Nach der Union wird Cleveland für fabrizirtes Eisen wieder die Eingangspforten öffnen; das wird aber nicht binnen Wochen oder auch nur Monaten zu erwarten sein, da alle Schutzzollpolitik selbst nach Bamberger einer allmählichen Abwickelung bedarf.

Für heute bleibt also das weitaus Wichtigste die Geneigtheit der englischen Werke zur Einschränkung der Roheisenproduktion und sodann etwaige Zugeständnisse Rußlands, denen nach den angeblichen dortigen Getreidevorräthen, die ohne Deutschlands Bezugskraft verfaulen würden, wieder mehr Aussichten als bisher zugeschrieben werden. Immerhin sind also die Chancen unseres Eisenexportes im Steigen.

Pluto.

Hosted by Google

Ahlwardts Ahnen.

„Kennen Sie etwa einen gewissen Ahlwardt, Rektor in Anklam, durch Uebersetzungen des Kallimachos? Er hat sich zu den Horen angeboten und beruft sich auf Voß, der ihn an mich gewiesen. Er übersetzt aus alten und neuen Sprachen, und auch im Merkur 1795 soll mehreres aus Euripides, Ovid und aus Camoens von ihm stehen. Wenn Sie Boettiger sehen, so seien Sie doch so gütig, ihn nach diesem Subjekt zu fragen, und uns jene Merkur-Stücke durch ihn zu verschaffen. Er bietet mir Hero und Leander und einige Uebersetzungen aus dem Englischen an und es wäre mir lieb, wenn ich ihn brauchen könnte." Also schrieb Schiller am 30. Juni 1797 aus Jena an Goethe, der gleich antwortete, er wolle sich „nach dem neuen Mitarbeiter erkundigen." Dieser Christian Wilhelm Ahlwardt, Rektor in Anklam, Oldenburg und Greifswald, war der Sohn des Professors Peter Ahlwardt; er starb als Professor der alten Literatur an der Greifswalder Universität und seine Uebersetzungen des Kallimachos und des Ossian, sowie seine Ausgabe des Pindar werden noch heute gerühmt. Ebenfalls in Greifswald lebte und lehrte, von 1733 bis 1791, Herr Peter A. Ahlwardt, der über Philosophie und Mathematik las und von dem die „Allgemeine deutsche Biographie" berichtet: „Der deutschen Gesellschaft zu Greifswald gehörte er als thätiges Mitglied an und stiftete den sogenannten Abeliten-Orden. Er war ein klar und scharf denkender Philosoph aus der Wolffschen Schule. Seine Lieblingswissenschaft war die natürliche Theologie, und mit lebhafter Empfindung sprach er von Gott und Religion, wenn er sich auch vom Besuch der Kirche mehr und mehr in die Stille seiner Studirstube und seiner Gedankenwelt zurückzog. Seine Erscheinung auf dem Katheder war sehr originell und voll Humor; hier und da dozirte er auch einmal plattdeutsch. Nicht minder aber als durch seine anregenden Vorlesungen wirkte er auf die Jugend durch seinen ebenso unbestechlich ehrlichen wie maßvollen Charakter." Auch der Rektor Ahlwardt, den wir mit Stolz jetzt den Unseren nennen, stammt aus dem Pommerschen, aus der Gegend bei Anklam; auch er ist Pädagoge und seine Erscheinung auf dem Katheder ist sehr originell und voll Humor, und wenn seine philologischen Verdienste auch geringer als die seiner gründlicher gebildeten Ahnen sind, so wird er an Ruhm sie doch sicherlich überstrahlen und in Aeonen noch wird man bei dem Namen Ahlwardt nicht an Hero und Leander denken, sondern an Dorchen Croner und Bleichröder, nicht an die Hymnen des Kallimachos, sondern an die Flinten des Herrn Isidor Loewe, nicht an Boettiger, sondern an Boetticher.

Woher dieser Ruhm stammt? Herr Ahlwardt verdankt ihn seinen

Hosted by Google

Ahnen, nicht denen freilich, deren Namen er trägt, aber den andern, die für seine Ernte so eifrig den Boden bestellten, daß ein heißer Tag genügte, um die Frucht zu reifen. Der Abgeordnete für Arnswalde-Friedeberg erkannte das wohl, als er ungefähr sagte: Sie bezeichnen mich als den Abschaum der Menschheit; aber bedenken Sie auch, wie unzufrieden das Volk mit Ihrer Politik sein muß, wenn es mich trotzdem in den Reichstag schickt. Und damit hatte er Recht; denn mehr als irgend einer seiner Kollegen ist er ein Vertreter des Volkes; Hunderttausende schwören auf ihn, bei jedem Wahlregime hätte er, ohne die Unterstützung anderer Parteien, eine Mehrheit erlangt, und als er im Reichstag mit einem noch nicht erhörten Aufwand von Entrüstung und Verbalinjurien bedacht wurde, da standen, des Märtyrers harrend, seine Anhänger Kopf an Kopf vor der Thür und im Vorübergehen konnte man Sätze wie diesen vernehmen: Da drin wird unser Rektor von Juden und Judengenossen zur Passahfreude geschächtet.

Was draußen geschah, war viel merkwürdiger als der zwecklose Lärm im Innern. Eigentlich besteht ja die Hauptthätigkeit der Mitglieder des Hauses der Phrasen darin, einander gegenseitig zu verdächtigen; seit Monaten hören wir, daß die agrarische Bewegung nur den Zweck hat, auf Kosten der Steuerzahler die Taschen prassender Großgrundbesitzer zu füllen, und seit Jahren wird uns erzählt, daß wir unter der frechsten Interessenherrschaft schmachten, die erst durch den General ohne Furcht und Tadel einigermaßen gesänftigt worden ist. Sogar in einer Wochenschrift, die sich für sehr vornehm hält, mußten wir lesen, alles Schutzzöllnerthum sei mit dem Panamismus eng verwandt, und es war kein Wunder, daß sie zur Antwort erhielt, alle Juden seien elende Betrüger, weil Herz, Arton, Reinach betrogen hätten. So ganz unerhört ist also das Auftreten des Herrn Ahlwardt nicht; nur war er noch zu sehr Neuling, um sich der besonderen parlamentarischen Sitte schlau zu bedienen; er konnte alle seine Geschichten über die Börsenjuden, den Reichsinvalidenfonds und die Diskontogesellschaft ungestraft vorbringen, wenn er dabei nur schon routinirt genug war, um jedem Satz die mit Recht so beliebte Schlußwendung zu geben: „Natürlich bezieht sich das nicht etwa auf ein Mitglied dieses hohen Hauses". Man muß allerdings durch die Weihen der geheimen Wahl gegangen sein, um dieses Treiben nicht ganz kindisch zu finden; in den Parlamenten aber werden solche Scherze, für die man anderswo Grobheiten oder Ohrfeigen einhandeln würde, stets mit verständnißvoller Heiterkeit belohnt.

Ueberhaupt scheint der parlamentarische Umgangston immer da Heiterkeit vorzuschreiben, wo Entrüstung am Platze wäre, und die Entrüstung gebieterisch da zu verlangen, wo der schlichte Sterbliche ohne Mandat herzlich lachen würde. Als Herr Ahlwardt gegen die allgemeine

Hosted by Google

Verjudung donnerte, als er aus dem klugen Arier Miquel einen höheren Reinach machen wollte, da wäre doch die fröhlichste Heiterkeit angebracht gewesen; weder die Staatsregirung noch die Diskontogesellschaft, weder das Judenthum noch Herr Miquel sind wehrlos dem Wüthen des aus Passion borenden Rektors ausgeliefert, und dem deutschen Volk kann es gleichgiltig sein, ob ein Skandalblatt im Westen oder im Osten über das berlinische Panamino zu zetern beginnt. Solchen Versuchen liefern die sozialdemokratischen Blätter — neulich sprach eins erst von Reinach-Bleichröder — täglich den ausreichendsten Stoff, und leidlich erfahrene Europäer wissen ja ohnehin, daß es im Kampf um den Mammon nirgends mit ganz reinen Händen zugeht. Nicht überall aber wird mit so liebenswürdiger Frivolität in Checks gearbeitet wie bei den moralisch vorurtheilslosen Nachbarn überm Rhein; im Allgemeinen gehört eine ungewöhnliche Naivetät dazu, um an „Aktenstücke" zu glauben, mag es sich nun um Welfenfondsquittungen, um Briefe von rumänischen Senatoren oder um bulgarische Enthüllungen handeln. Schwarz auf weiß pflegt man die eigene Schande nicht gern zu geben; der Schauspieler sogar, der jüngst einen Rezensenten für gute Behandlung belohnen wollte, selbst der schrieb zu seiner Brillantennadel einen anonymen Brief.

Herr Ahlwardt ist ganz naiv und deshalb glaubt er an alle Spukgeschichten, die ihm geschäftig zugetragen werden. Er ist gar nicht raffinirt und deshalb setzt er sich jeder Gefahr, jedem Gelächter und jeder Verachtung aus, anstatt aus gedeckter Stellung sein Gift zu verspritzen. Ich halte die Charakteristik für treffend, die Herr Stöcker in seiner verständigen und sachlichen Rede ihm gab: ein kleiner Mann ohne Einsicht in die politischen und sozialen Zusammenhänge, ein beschränkter Fanatiker, dem der lärmende Jubel seiner Verehrer und der tobende Zorn seiner Feinde zu Kopf gestiegen ist und in dem nun die felsenfeste Ueberzeugung von der Heiligkeit seiner Mission lebt. Die angebliche Hinrichtung, die an ihm vollstreckt worden ist, wird ihm vortrefflich bekommen; den Toten, die unser Liberalismus bestattet, geht es immer sehr gut.

Und ganz unter uns: die Hinrichtung war ja auch nicht viel mehr als eine gut inszenirte Komödie, was schon daraus hervorgeht, daß sie wiederholt werden muß und wird. In der Wuth über die spitzigen Künste des Picadors Richter hatte Herr Ahlwardt sich verschwatzt und von Aktenstücken gesprochen, die ihm vielleicht nur verheißen waren und die er jedenfalls nicht zur Stelle schaffen konnte. Das war sehr komisch und sehr unanständig. Nachdem der Blamirte aber selbst erklärt hatte, einstweilen sei er noch ohne Beweise, war der feierliche Spruch der untersuchenden Kommission eigentlich überflüssig geworden. Mit der Feststellung, daß Herr

Hosted by Google

Ahlwardt bis nach Ostern mindestens als ein leichtfertiger Verleumder zu gelten hätte, konnten die Herrschaften sich begnügen und vergnügt in die Ferien gehen. Das Bestehen auf dem Schein einer prompten Hinrichtung hatte einen shylockischen Zug, der gerade bei diesem Anlaß besser vermieden worden wäre. Wer an die objektive Wahrhaftigkeit des Herrn Ahlwardt bis dahin geglaubt hatte, der glaubt ihm auch heute noch, und es war unklug, die auch später wohl ziemlich gewisse Niederlage des Rektors durch eine überstürzte Justiz vor seiner Gemeinde wenigstens zu beschönigen.

Aber die Empörung des parlamentarischen Gerichtshofes kannte keine Grenzen und am lautesten tobten die Herren, die einige Anwartschaft hätten, sich zu Ahlwardts Ahnen zählen zu dürfen. Da waren klerikale Leuchten, die in unzähligen Reden der früheren Regirung Gewissenlosigkeit und Lüge vorgeworfen hatten. Da war vor Allem Herr Richter, der früher zwar den Inseratentheil seiner Zeitung in etwas eigenthümlicher Weise bereicherte und von den eigenen Parteigenossen mit allerlei bösen Ehrennamen bedacht wurde, bis ihn schließlich ein Sozialdemokrat öffentlich den verlogensten Schuft in den deutschen Landen nannte, — der aber jetzt in vornehmster Gesinnung prangte und ob der Verruchtheit des neuen Kollegen beinahe den grimmigen Haß gegen Miquel vergaß. Es war ein erhebender Anblick. Wie oft Herr Richter schon wegen Verleumdung verurtheilt worden wäre, wenn er sich nicht stets hinter seine Immunität oder seinen Sitzredacteur verschanzte, danach fragte Niemand. Schließlich war es ja auch nur die politisch zulässig Polemik, die Herrn Richter vor drei Jahren schreiben ließ: „Die Weinkisten im Reichskanzlerpalais sind schon gepackt. Die herkömmlichen Kibitzeier aus Jever werden schon nach Friedrichsruh adressirt werden müssen. Dem Verdienst seine Pension. Graf Herbert soll ja Botschafter in Konstantinopel werden. Der Posten trägt 120 000 Mk. Gehalt nebst freier Wohnung ein, und der Bosporus ist auch eine schöne Gegend.“ Auch wurde ihm gütigst gestattet, mitten im hellsten Zorn über den Verleumder, ohne jeden Beweis Herrn Stoecker kurzweg des Meineides zu bezichtigen. Und diesmal trat, trotz Ahlwardts witzigem Antrag, das Vehmgericht nicht zusammen.

Natürlich läßt Richter sich trotzdem nicht ernstlich mit Ahlwardt vergleichen; er ist ganz erheblich klüger, er hat als Budgetkenner keinen Rivalen und so nimmt man seine üblen Eigenschaften denn in den Kauf, so lange er den Herren Barth und Rickert nicht gar zu unsanft auf die Zehen tritt. Aber der Unterschied gehört doch dem intellektuellen viel mehr als dem sittlichen Gebiet an und er entspricht eigentlich nur der besonderen Eigenart großer und kleiner Parteien, von der Tocqueville gesagt hat: „Die großen politischen Parteien berücksichtigen mehr die Prinzipien als

Hosted by Google

die Konsequenzen, die Allgemeinheiten mehr als die Einzelfälle, die Ideen mehr als die Persönlichkeiten. Bei ihnen verbirgt sich das Sonderinteresse, das bleibende Motiv politischer Leidenschaft, geschickter hinter dem Schleier des allgemeinen Wohles, so daß der Einzelne selbst sich über die eigenen Motive täuschen kann. . . Die großen Parteien erreichen eine Umwälzung, die kleinen eine Erschütterung der Gesellschaft; jene zerrütten, diese korrumpiren sie, aber jene retten sie oft durch tief greifende Aetzungen, diese stören sie stets nutzlos." Solche kleine Partei ist die der Antisemiten, die überall jüdische Fehler sieht, wo meistens doch nur die typischen Mißbräuche des ohne Waare und ohne technische Vorbildung wirthschaftenden Großkapitalismus sich enthüllen. Vorläufig aber will der kleine Mann von der Beseitigung des Kapitalbesitzes noch nichts hören, denn er strebt selbst nach einem Kapitälchen und seiner Rathlosigkeit geht erst ein Licht auf, wenn er vernimmt, daß an seinem ganzen Jammer nur die Semiten die Schuld tragen.

Das ist die einfache Erklärung für die Triumphe des Herrn Ahlwardt. Unter allen politischen Sekten findet er seine Ahnen und es ist ganz verkehrt, ihn jetzt als den leibhaftigen Beelzebub an die Wand zu malen. Seine rüden Sitten wird die Routine im parlamentarischen Blechwalzwerk sehr bald belecken; und die liebe Bourgeoisie zählt in ihren Reihen doch bewährte Wucherer und Depotdiebe genug, um vor einem eitlen und wirren Demagogen nicht gleich scheu seitab zu weichen. Nicht die Wohlthätigkeit nur, auch die Sittlichkeit beginnt am besten im eigenen Hause. Aber die liebe Bourgeoisie ist nachgerade schon so empfindlich geworden, daß sie heute vielleicht ihren Lasker sogar zu den Verleumdern und Pamphletisten werfen würde; sie will Ruhe haben, Ruhe um jeden Preis, will gut essen und behaglich verdauen, und wenn sie aus trägem Schlummer erwacht, dann sollen die vereinigten Kuli-Kapellen ihr nur angenehme Weisen ins geschmeichelte Ohr flöten. Die Erde ist ja so schön und die Menschen sind ja so bieder.

Sonst giebts immer ein wirksames Mittel: Totschweigen; wenn aber Ahlwardt ins Spiel kommt, dann schwindet alle gelassene Vorsicht schnaubendem Paroxysmus. Und der wilde Rektor, der in der bourgeoisen Schmutzfinkerei als Gassenkehrer noch ganz gute Dienste leisten könnte, liest die vielen Zeilen, die über ihn und sein Thun gedruckt werden, und, in stolzem Aufblick zu seinen Ahnen, spricht er: Auch ich bin jetzt ein berühmter Mann, und um mich zu vernichten, müssen Caprivi, Lieber und Richter im allerneuesten Rütli sich vereinen.

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 8. April 1893.

Der Politiker Taine.

Ueber den mittelmäßigen Berufspolitiker Jules Ferry ist in Deutschland mehr geschrieben worden als über Hippolyte Taine. Und doch war Ferry eine prahlerische Null, ein Duodez-Gambetta, der für sein Vaterland niemals eine weiter reichende Bedeutung hatte und der höchstens neben den Provinzadvokaten und Kaffeehausberühmtheiten, die in der dritten Republik eine politische Rolle spielen, einen Schein von Größe erheucheln konnte. Taine aber war ein europäisches Ereigniß, freilich eins von leise fortschreitender Wirkung; er hat nicht die Grundlagen des modernen Denkens, etwa wie Darwin, erschüttert, aber er hat die Spitze der geistigen Pyramide durchhöhlt, die vor hundert Jahren in Paris für ein erneutes Europa errichtet wurde, und die Zeit wird erscheinen, wo in die Massenquartiere und in die Grabgewölbe moderner Kultur die von den feinen Fingern des philosophischen Weltbetrachters gelockerten Steine herab fallen werden. Wenn über diesen Mann in der deutschen Presse fast nichts gesagt worden ist als dreister Unsinn und rasch zusammengelesenes und schlecht kontrolirtes Geschwätz, so beweist das zum Ueberfluß wieder einmal, welches klägliche Niveau das geistige Leben wenigstens öffentlich in Deutschland erreicht hat. Ernsthafte Bücher werden nicht mehr gelesen und so kann es geschehen, daß kleine Schnellschreiber, die von Taine nicht zehn Zeilen kennen, ihn mit der Hilfe von Meyer oder Brockhaus feiernd bestatten und daß die Revue des Thiergartenfreisinns sich mit der thörichten Folgerung aus einem

Hosted by Google

unvollständigen und deshalb falschen Citat begnügt, um für das unersättliche Reklamebedürfniß des erhabenen Politikers Virchow dann schnell wieder das Becken zu rühren.

Zu der allgemeinen Disposition der durch schlechte Musik und gutes Bier, durch Skat und Zeitungen herab gedrückten neudeutschen Intelligenz kam noch ein Umstand, der Taine den Eintritt in die Kreise der sogenannten Gebildeten versperrte: er war kein Spezialist, und wer sollte sich da im Lande der Spezialisten ernstlich mit ihm beschäftigen? Die Philosophen wußten mit dem Historiker nichts anzufangen, den Historikern war seine künstlerische und literarische Kritik ein Buch mit sieben Siegeln, und so ging diesem universellen Geiste Jeder scheu aus dem Wege. Die Politiker vollends, die auf diesen Toten das erste Anrecht gehabt hätten, rührten sich nicht; in unserem politischen Treiben sind auch die Persönlichkeiten nur Fraktionen, und ein in der französischen Literatur bewanderter Mann wie Herr Bamberger, der mit seinem Freunde Stauffenberg im Deutschen Reichstag fast allein noch die schöngeistige Bildung vertritt, kann sich für den Reaktionär Taine natürlich nicht begeistern, den man später vielleicht den ersten Totengräber des internationalen Liberalismus nennen wird.

Die Politiker hätten das erste Anrecht auf Taine gehabt, denn immer war seine Auffassung die des Politikers, der die Erscheinung nicht als eine Einzelheit nimmt, sondern als das Symptom einer organischen Entwickelung. Leider hat man sich namentlich bei uns gewöhnt, in dem Politiker einen Menschen zu sehen, der Leitartikel schreibt, oder sich wählen läßt, der Reden hält und einer bestimmten Doktrin zum Siege zu helfen versucht. Auch diese Handwerkerei ist in der demokratisirten Epoche nöthig geworden und man mag es lächelnd dulden, daß die Handwerker sich heute protzig in den Vordergrund drängen. Nur darf über ihrem Lärmen nicht vergessen werden, daß auch in der Politik dem Künstler das erste Wort gebührt und daß den Künstler die Weltbetrachtung macht. Darum war Taine ein europäisches Ereigniß, weil er mit dem Temperament eines Künstlers und mit dem umfassenden Besitz moderner Naturkenntniß mächtig in die politische Anschauung des Jahrhunderts eingriff und weil er, der niemals Gesetze zu geben sich vermaß, der immer nur Gesetze abzuleiten sich bemühte, auf diesem Wege den Grundfehler der demokratischen Einrichtungen fand: den von Dilettanten gelenkten Mechanismus.

Hosted by Google

So wurde er seinen Freunden zum Aristokraten, seinen Gegnren zum finstern Reaktionär, so verdarb ers nach der Reihe mit allen Parteien, denn von keiner wollte er sich einfangen lassen. Er mußte das Martyrium durchmachen, daß keinem guten Europäer erspart bleibt, wenn er sich in die Politik verirrt: das sehnende Tasten von einer fraktionell geaichten Ueberzeugung zur andern und die endliche Erkenntniß, daß alle Parteien übel riechen und daß nur der Geruch verschieden ist.

Taine war ein systematischer Geist, aber er dachte nicht in Rubriken und die Beschränktheit, die zwischen Politik und Literatur einen dicken Strich ziehen und jeden Literaturkritiker von politischer Betrachtung fern halten möchte, blieb ihm immer fremd. Ob er von Livius oder von Raphael sprach, von der italienischen Renaissance oder von deutscher Philosophie, von Xenophon oder von Mérimée: in höherem Sinne trieb er immer Politik, und weil er der Zusammenhänge — der dépendances et conditions — aller Dinge sich stets bewußt war, konnte er auch nicht so leicht wie etwa Treitschke in leidenschaftliche Irrthümer verfallen. Treitschkes unglückseliges Kapitel über das junge Deutschland konnte von Taine nicht geschrieben werden; dessen korrekte, stille Seele hätte sich zu so stürmischer Ungerechtigkeit niemals herabgelassen. Da sogar, wo der Historiker ungerecht scheint — in der Betrachtung der großen Revolution —, verwirrt nicht leidenschaftliche Parteilichkeit, sondern die Erwägung politischer Nützlichkeit sein Urtheil. So jätet der Gärtner ein schädliches Unkraut aus, an dessen bunt schillernder Pracht gedankenlose Passanten bisher sich erfreut hatten. Und darum kann Taine vielleicht der erste wissenschaftliche Politiker genannt werden; das bezeichnet deutlich den Gegensatz, in den er zur liberalen Doktrin gerieth: denn deren Bestreben geht dahin, Einrichtungen, die sich unter den besonderen Verhältnissen Englands eine Weile bewährt haben, willkürlich nun in die völlig verschiedenen Lebensbedingungen anderer Völker zu übertragen, während Taines Lebenswerk darin bestand, die örtliche Gebundenheit und die zeitliche Bedingtheit aller Erscheinungen nachzuweisen. Nichts weiter sollte sein bis zur Ermüdung, und meistens unvollständig, citirter Satz andeuten: Que les faits soient physiques ou moraux, il n'importe, ils ont toujours des causes. Le vice et la vertu sont des produits comme le vitriol et le sucre.

Doch nicht die absterbende Theorie des internationalen Libera-

Hosted by Google

lismus nur, auch das heraufkommende Dogma des revolutionären Sozialismus fand ihn als entschlossenen Gegner. Taine und Karl Marx standen unter den gleichen Einflüssen, Beiden hatte Hegel das erste geistige Werkzeug geliefert, Beide standen auf dem Boden, den August Comte und Darwin bereitet hatten, aber sie mußten entgegengesetzte Wege gehen, weil ihre Weltanschauungen entgegengesetzt waren. Der Sozialismus ist optimistischer Christglaube, ist der Glaube, durch den Umsturz der sozialen Einrichtungen ließe die vom Nazarener für ein unbekanntes Jenseits verheißene Seligkeit sich schon hienieden begründen. Ein solcher Glaube läßt sich nur durch geistige Begrenztheit oder durch hochfliegende Phantasie stützen; und Taine war zu klug und zu nüchtern positivistisch, um so schöne Träume mitmachen zu können Er war Atheist, aber ein Atheist ohne aggressive Leidenschaft, und es mag ihn nicht besondere Ueberwindung gekostet haben, als er dem Wunsch seiner Familie nachgab und gestattete, daß an seinem Grabe ein protestantischer Pastor die Weiherede hielt. Der Protestantismus hatte für diesen klaren, aller Mystik abgekehrten Geist stets etwas Verwandtes, und wenn er sich offen nicht dazu bekannte, so geschah es, weil sein zartes Gewissen ihn abhielt, da sich ganz hinzugeben, wo wissenschaftlich bewiesene Wahrheit nicht zu finden war. Noch weniger aber gab es für diesen Pessimisten eine Brücke zum optimistischen Sozialismus; ihm war der Mensch immer le gorille féroce et lubrique, das zweizinkige Gabelthier, dessen Daseinsbedingungen man wohl ändern kann, dessen natürliche Bösartigkeit und Gemeinheit aber durch keine Kultur zu ersticken ist. Marx verschrieb der Menschheit ein Mittel, das Wunder wirken sollte; Taine zuckte die Achseln und rieth, so fleißig zu arbeiten, daß zu müßigen Träumen nicht die Zeit übrig blieb. Denn Träume hielt er für gefährlich und für das Verständniß der ekstatischen Träumer Byron und Hugo fehlte ihm das Organ.

Auch das unterschied ihn von den Sozialisten, daß ihm als höchstes politisches Prinzip die Theilung der Arbeit erschien. Er ging auch hier von der Naturbetrachtung aus und verglich dem entwickelten Thierorganismus, der über verschiedene Organe verfügt, den von der Civilisation gereiften und unendlich komplizirten Volksorganismus, dessen Fähigkeiten und Organe ebenfalls nach verschiedenen und sorgfältig getrennten Richtungen nutzbar gemacht werden müssen. Daß in den modernen Demokratien die Gesetze so oft von Leuten bestimmt werden, die allen-

Hosted by Google

falls brauchbare Schuhe oder Cigarren machen könnten, schien ihm eben so unsinnig wie die Centralisation aller Kräfte, die unzählige feine Rädchen durch ein einziges derbes Rad zu ersetzen sucht. Deshalb konnte er auch die riesige Maschinerie Napoleons nur kühl bewundern und eine trübe Genugthuung mußte es seinen letzten Lebenstagen sein, als er die Folgen dieser Centralisation und des ganzen demokratischen Systems in dem Pariser Zusammenbruch sah. Während Paul Leroy-Beaulieu und Paul Lafargue ihre Allheilmittel anboten, saß Taine still in seinem Arbeitzimmer und suchte den Trost, wo er ihn immer fand: bei seinem Liebling Marc Aurel. Die Menge existirte für diesen Weisen nicht und für ihr Vorurtheil, dem so selten ein Urtheil folgt, hatte er höchstens ein mattes Lächeln; am liebsten hätte er seine besten Bücher nur in lateinischer Sprache veröffentlicht, für die geistige Elite.

Im Grunde sind alle seine Bücher Auseinandersetzungen mit sich selbst, Etappen auf dem Wege zur Klarheit. In Taines Werken spürt man das Publikum nicht; es sind Privatissima, die er sich selbst hält, über die indische, die griechische, die angelsächsische Kultur, über das Verhältniß des in seinen Grundzügen unveränderlichen Menschen zu der wechselnden Civilisation. Er sieht eine Kunst, eine Literatur, und ihm entsteht, zu eigener Belehrung, die Frage, aus welchen örtlichen, zeitlichen und von der Rasse bedingten Momenten diese Kunst oder Literatur hervorgehen konnte. Seine berühmte und oft mißbrauchte Theorie von der Macht des Milieu hätte bei Freunden und Feinden nicht so ungeheures Aufsehen erregt, wenn diese Art der im eigentlichen Sinne politischen Betrachtung nicht eben neu gewesen wäre, trotzdem Neckers kluge Tochter, Frau von Staël, schon die ersten Schritte auf dieser Bahn gethan hatte. Nichts interessirt ihn, an dem Individuum wie an dem Volke, als die beherrschende Fähigkeit, die faculté maîtresse; deshalb hält er bei Shelley, der für das spezifische Engländerthum nicht viel bedeutet, sich nicht lange auf, deshalb scheint ihm Byrons Cain, der zu dem einmal erfaßten Bilde des Dichters keinen neuen Zug liefert, auch nicht eines Wortes werth, deshalb geht er auf Napoleons Strategie nicht ein, die ihm nur das nebensächliche Talent, nicht aber die faculté maîtresse dieser Kolossal-Gestalt scheint. Er hat kaum jemals das vollständig ausgeführte Bild einer Epoche oder einer Persönlichkeit gegeben; aber kaum ein Anderer vermochte wie er die Wurzel zu zeigen, aus der eine neue Kultur oder ein großer Mensch hervor-

Hosted by Google

wachsen konnte. Das war seine beherrschende Fähigkeit und sie gab ihm für Napoleon das selbe Verständniß wie für Rubens und Titian, für Shakespeare und Michelangelo. Zu den ganz menschlichen Kraftnaturen zog es diesen subtilen Geist, und wenn er nicht 1828 als Sprosse der französischen Bourgeoisie geboren worden wäre, dann hätte dieser Franzose uns vielleicht das literarische Bismarck-Bild geschenkt, das wir noch immer erwarten.

Mit anderen Mächten aber mußte das Kind des siècle bourgeois sich auseinandersetzen. Er wurde wahlmündig und sollte nun, nach der Landessitte, durch seinen Stimmzettel bekennen, ob er Demokrat oder Konservativer, Royalist oder Republikaner sein wollte. Schon früh hatte er erkannt, daß man, um das Leben erträglich zu finden, entweder nichts oder Alles sehen, die Beschränktheit oder die überlegene Intelligenz wählen müsse. Die Scheidemünze, mit der die Dummköpfe ihren Lebensunterhalt bestreiten, genügte ihm nicht; er wollte, als Philosoph und Künstler, nicht an den Krücken öffentlicher Meinungen gehen, die doch nur private Faulheiten sind, und so entschloß er sich, zuerst die Ursprünge und das Werden des Landes zu studiren, als dessen Bürger er seine Stimme abgeben sollte. Nicht ein Lehrender, sondern ein zum Lernen Bereiter, zog er aus, um das große Werk von den Origines de la France contemporaine zu schaffen, und weil die Welt sich gewöhnt hatte, ohne viel nachdenken zu müssen, von dem Historiker die Belehrung fix und fertig zu empfangen, deshalb wurde dieses ganz anders geartete und gar nicht lehrhafte Werk vom Mißverständniß begrüßt und begleitet.

In der Einleitung zu seiner Geschichte der englischen Literatur und in der Vorrede zu seinen ersten Essais hatte Taine die Methode deutlich bezeichnet, die er anwenden wollte. Auf Stuart Mill, auf Cuvier, Saint-Hilaire und Darwin hatte er sich berufen und für die neue Historik die Instrumente des Naturforschers verlangt. Den starren Doktrinären mochte das wie eine Schrulle erscheinen, vor dem lauten Erfolg aber, der den ersten Band der Origines — L'Ancien Régime — empfing, mußten auch ihre Bedenken verstummen. Man schrieb 1875, Frankreich erholte sich und der jungen Republik mußte die in jedem Detail dokumentarisch begründete Verurtheilung der monarchischen Gesellschaft willkommen sein. Die literarische Gemeinde erfreute sich an den plastischen Köpfen Diderots, Rousseaus und Vol-

Hosted by Google

taires, die leuchtend über die Menge emporragten, dem Publikum schmeichelte die Verachtung, mit der hier, ganz anders noch als bei dem Grandseigneur Tocqueville, dem höfischen Adel begegnet wurde. Hippolyte Taine erreichte damals den Gipfel seines politischen Ansehens: die Republikaner feierten ihn als Einen der Ihren und die Bonapartisten jubelten dem Manne zu, der die Legende des Sonnenkönigthums, wie Bossuet sie geschaffen hatte, grausam zerstörte.

Unterdessen schritt Taine ruhig vorwärts, und als er den zweiten Band hinausschickte, war das Staunen allgemein: Der vermeintlich Radikale stand als Reaktionär vor den zürnenden Blicken, denn er hatte an die revolutionäre Legende gerührt. Um den Schrecken zu begreifen, muß man sich erinnern, daß für die nach 1830 geborenen Franzosen die große Revolution zum heiligen Mysterium geworden war, zum einzigen Glaubenssatz in einer entgötterten Zeit; nur mit melodramatischer Rührung durfte man dieser Epoche gedenken, nur mit Andacht zu ihren Helden aufschauen. Wenn Taine nur das eine Verdienst hätte, daß er zuerst diesen Bann brach und mit naiver Aufrichtigkeit eine selbst gefundene Ueberzeugung aussprach, schon dann müßte ihm in der Geschichte des modernen Frankreichs ein ragender Denkstein errichtet werden. Er hat Götzen gestürzt und mit der modernen Idolatrie aufgeräumt; wer ihm einen Vorwurf daraus macht, daß er da oder dort auch wohl ungerecht war und manchen kleinen Tyrannen schwärzer malte, als er in Wirklichkeit gewesen sein mag, der vergißt, daß über sein Temperament Niemand, auch der Stärkste nicht, hinaus kann und daß, ohne Eier zu zerschlagen, ein Eierkuchen nicht zu backen ist.

Was Taine zum Verächter der großen Revolution machte, war die Erkenntniß, daß sie mit Mord und Gewaltthat versucht hatte, die natürlichen Lebensbedingungen eines Volkes wie einen Haufen alter Kleider bei Seite zu werfen. Dieser gewaltsame und unsinnige Stoß, meinte er, hat Frankreich aus den ihm gewiesenen Bahnen gedrängt und durch die Anarchie den Boden für die kommende Militärdiktatur bereitet. Daß der Diktator ein Genie war, leugnet er nicht, er nimmt dem Korsen nicht einen Zoll von seiner Größe, aber er läßt auch keinen Zweifel darüber, daß er in Hoche und Marceau wohlthätiger, und nützlichere Kräfte erkennt als in Napoleon. Grenzenloser Ehrgeize schrankenlose Selbstsucht und ein völliger Mangel an Gemüth und Gewissen werden in seinen Augen auch vom Genie nicht geadelt; er

Hosted by Google

sieht in Bonaparte nur den Glücksritter, den officier de fortune, der als Konsul wie als Kaiser immer nur an sein Avancement denkt und den Staat seinem persönlichen Interesse unterwirft. Einen visionären Historiker wie Carlyle, vielleicht auch glänzende Erzähler wie Macaulay und Mommsen, konnte das wilde Heroenthum der Epoche von 1789 bis 1815 blenden; den Politiker Taine mußte der Anblick überflüssiger Gräuel abstoßen und er durfte, wenn er mit seinem Gewissen nicht in Konflikt kommen wollte, nur wie ein prachtvolles, aber schädliches Ungeheuer den Mann bewundern, der in elf Jahren vier Millionen Menschen niedermetzeln ließ, um Frankreich schließlich noch um die fünfzehn Departements ärmer zurückzulassen, die unter der Republik dem Lande erobert worden waren.

Es giebt Portraits, auf deren Aehnlichkeit man wetten möchte, auch wenn man das Original nie gesehen hat. So wirkt Taines Napoleon, der dem Künstler den Zorn des rothen Prinzen und den Groll seiner Freundin, der Prinzessin Mathilde, zuzog, der mit seinen allzumenschlichen Schlacken und mit den individualisirten Zügen des rücksichtlosen Despotismus aber viel größer ist als der kleine Korporal Bérangers und der Legende. Seinen Bildern aus der Revolution mag Mancher den Glauben versagen und sicher kann Taine als Historiker nicht vor dem Anspruch bestehen, dessen Maß er als Stilist und kritischer Künstler selbst bezeichnet hat. Die Politik verdarb den Charakter seiner Historik und der Mann, der sich seiner Sympathie für alle Schulen und für die verschiedensten Formen der Kunst gerühmt hatte, erhitzte sich und wurde ungerecht, in dem Augenblick, wo er vom Lernen zum Lehren überging und wo es ihn drängte, auszusprechen, daß die politischen und sozialen Gestaltungen, in die ein Volk einzutreten hat, nicht von seiner Willkür oder von der Laune kecker Machthaber abhängen, sondern daß sie, wenn sie dauern sollen, mit dem nationalen Charakter und mit dem bisherigen Lebenslauf des Volkes im Einklang sein müssen. Es war der große Schmerz im Leben des Politikers Taine, daß er die Geschichte seines Vaterlandes in den Händen von Dilettanten und Strebern sah, die nach mechanischen Gesetzen einen Organismus leiten und lenken wollten, und daß eine philosophische Politik, wie er sie verstand, beim Heraufziehen seiner mit schlimmerem Schrecken drohenden Revolution nirgends zu entdecken war.

Hosted by Google

Produkte der Völkermischung.

Selbst Jenem, der nur die durchschnittlichen historischen Kenntnisse besitzt, die jeder sogenannte Gebildete inne hat, muß es auffallen, daß das politische und damit auch das geistige Centrum Deutschlands im Verlaufe der Jahrhunderte eine geographische Verrückung erfuhr, die dem heutigen scheinbaren Zug der Kultur von Osten nach Westen gerade entgegengesetzt ist.

Wenn auch das landläufige Bild, in dem wir uns Karl den Großen als Deutschen Kaiser darstellen, durchaus kein richtiges ist, da auch das heutige Frankreich nebst anderen Ländern seinem Szepter unterstand, so ist doch soviel sicher, daß das Centrum des damaligen Deutschlands bei weitem westlicher lag, als dies heute der Fall ist. Unter den sächsischen, den salischen Kaisern und unter den Hohenstaufen rückte der politische Brennpunkt Deutschlands und damit zum größten Theile auch der geistige, wenn sich auch vorübergehend nach Süden bewegend, doch im Allgemeinen mehr nach Osten. Als die Habsburger, anfangs nur vorübergehend, später aber dauernd, die Kaiserkrone an ihr Haus fesselten, rückte der politische Schwerpunkt noch weiter nach Osten.

Die Macht der über größere oder kleinere Territorien gebietenden Dynasten wurde in Deutschland durch die Kraft der Krone nicht gebrochen. Es kam zu keinem Deutschland in dem Sinne, wie die Könige von Frankreich über ihr Reich herrschten. Dazu kam der Umstand, daß die Habsburger durch den Besitz ihrer deutschen Erbländer und den Ungarns eine so große Hausmacht erlangten, daß sie sich mit dem Pompe der ersten Krone der Christenheit begnügen konnten, wenn auch die dadurch erworbene Macht eine sehr geringe war. Diese beiden Momente brachten es mit sich, daß Oesterreich im Verlaufe der Jahrhunderte Deutschland gegenüber sich mehr auf sich selbst zurückzog und Deutschland lange Zeit hindurch kein politisches Centrum besaß.

Sachsen, das heutige, nicht zu verwechseln mit dem altdeutschen Sachsen, dessen Schoße Luther entsprang, wußte in Folge des politischen Schwankens der Albertinischen Linie den politischen Schatz, der in der reformatorischen Bewegung lag, nicht zu heben und versäumte dadurch den richtigen Zeitpunkt, die politischen Zügel Deutschlands mit kräftiger Hand zu erfassen. Diesen schweren Fehler mußte Deutschland dreißig Jahre hindurch blutig büßen. Ja, man kann wohl sagen, daß bis heute noch nicht

Hosted by Google

alle Folgen dieses jammervollen Krieges verwischt sind. Nach Beendigung dieser längsten und furchtbarsten Völkerschlächterei tritt Brandenburg, tritt Preußen auf die deutsche politische Bühne. Seine Herrscher, sich eins wissend mit ihrem Volke, steuerten unverrückt nach ihrem Ziele, einen deutschen Staat zu bilden, im schroffen Gegensatze zu der überwiegenden Mehrzahl der übrigen deutschen kleinen Staatengebilde, in denen es keine leitende Idee gab und gallische Frivolität mit stupidem Absolutismus Hand in Hand ging. Friedrich der Große erreichte das Ziel, und seinen Nachfolgern in unserer Zeit gelang es, über das ursprüngliche Ziel noch hinausgehend, einen neuen deutschen Staat zu schaffen und dessen Kaiserkrone zu erringen. Damit ist das politische Centrum und dem parallel das geistige Centrum Deutschlands, weit weg von jenem zu Zeiten Karls des Großen, nach Osten verlegt.

Der Kern jenes Preußens, der das heutige Deutschland in sich aufgenommen, ist kein rein deutscher, er ist das Mischungprodukt deutschen und westslavischen Blutes. Dieses gemischte Blut ergab ein ausgezeichnetes Produkt, welches heute den politisch und intellektuell wichtigsten und damit leitenden Faktor Deutschlands bildet. Das autochthone Deutschland, das alte Schwaben, Bayern und wie die alten deutschen Gaue hießen, sie haben ihre politische und damit auch zum größten Theile ihre geistige Bedeutung, die sie früher besessen, nahezu gänzlich verloren und sie dem erwähnten deutsch-slavischen Mischungprodukte überlassen müssen.

Hat auch Sachsen, wie bereits erwähnt, den günstigen Zeitpunkt versäumt, die politische Führung Deutschlands zu übernehmen, so ist doch auch sein Volk deutsch-slavischen Blutes wie jenes Altpreußens, und es überragt in Folge dessen in intellektueller und anderer Beziehung das alte autochthone Deutschland.

Aehnliches sehen wir heute in Oesterreich, wenn sich dieser Prozeß hier auch in geringerem Umfange abspielte als in Deutschland. Der Schwerpunkt der inneren Politik Oesterreichs liegt, mag auch das leichtlebige Wien das Centrum des Reiches darstellen, in Böhmen. In diesem Lande entstammt das Volk dem gleichen Mischprodukte wie in Altpreußen. Auch hier finden wir ein Mischungprodukt deutschen und nordwestslavischen Blutes. Böhmen überragt in Bezug auf Intellekt und dadurch an Reichthum alle anderen Länder Oesterreichs und bildet in Folge dessen den wichtigsten Faktor des Reiches. Vor zwanzig Jahren schon war der Ausspruch zu hören, daß die innere Politik Oesterreichs nicht im Wiener Reichsrathe, sondern in der böhmischen Landtagsstube gemacht werde, und dieser Ausspruch gilt heute noch. Wohl leben in Böhmen zwei scheinbar einander fremde Völker, die einander feindlich gegenüberstehen und sich grimmig

Hosted by Google

hassen, wie sie es grimmiger nicht thun könnten, allein streng genommen stehen diese zwei Völker einander ethnologisch sehr nahe. Durch seine geographische Lage ist Böhmen ein Land, dessen slavische Bevölkerung nur durch eine schmale Zunge mit dem territorial immensen östlichen Slaventhume zusammenhängt. Dieser Fleck ist ringsum von Deutschen umsäumt und in Folge dessen seit Jahrhunderten, ob er es wollte oder nicht, in politischer, geistiger und jeder anderen Beziehung von deutschem Blute und Geiste durchtränkt. Andererseits wieder konnte jener Theil des deutschen Volkes, der seit Jahrhunderten in diesem Lande lebt, es nicht verhindern, slavisches Blut in seine Adern aufzunehmen. Die Deutschen haben so viel slavisches Blut in sich aufgenommen, daß sie thatsächlich ein Mischlingprodukt geworden sind, und die Czechen haben nicht viel weniger deutsches Blut in ihren Adern. Die vollständige Vermischung mit dem Abschlusse der Germanisation, wie sie im heutigen Nordwestdeutschland gelungen, ist in Böhmen in Folge zahlreicher politischer Umstände nicht zu Stande gekommen, aber doch weit genug vorgeschritten, um den Angehörigen beider Völker dieses Landes den Stempel aufzudrücken, den das ausgezeichnete Mischlingprodukt deutschen und nordwestslavischen Blutes trägt. Bildungstrieb, Fleiß, Sparsamkeit und dadurch hoher Intellekt ist den Angehörigen beider Völker in Böhmen eigen und sie überragen dadurch die Bewohner der übrigen Länder Oesterreichs, die sich autochthone Deutsche nennen. Gleichwerthig Böhmen ist das österreichische Schlesien und der größte Theil Mährens, da in diesen Ländern die gleiche Völkermischung stattfand. In Folge dieser Verhältnisse besitzt Böhmen als solches eine politische Bedeutung in Oesterreich, die weit wichtiger ist, als sie dessen Größe oder Einwohnerzahl entspricht.

Die heutigen politischen Verhältnisse Oesterreichs bestätigen neuerdings, daß so manches historische Schlagwort, das wie ein Dogma hingestellt wird, vollständig unwahr ist. Zu einem solchen zählt die so oft vernommene und gläubig aufgenommene Behauptung, die innerösterreichischen Länder, namentlich die Alpenländer, stagnirten heute noch in gewisser Beziehung und könnten sich noch immer nicht in intellektueller und anderweitiger Beziehung aufraffen, weil sie zu lange die geistliche Herrschaft getragen. Diese Behauptung ist ganz unrichtig. Die deutsch-böhmischen Länder hatten unter diesem Drucke gleich lange und gleich schwer zu leiden, haben das Versäumte aber längst nachgeholt und noch mehr als dieses gethan. Es sind eben die gleichen Verhältnisse wie in Deutschland. Das deutsch-slavische Mischlingprodukt hat dem autochthonen Deutschthume als aufgefrischtes Blut den Rang abgelaufen. Aehnlich wie in Deutschland sehen wir daher, daß in Oesterreich, soweit es die innere Politik betrifft, der Schwerpunkt von den

Hosted by Google

autochthonen deutschen Ländern nach jenen verrückt wird, in denen deutsches Blut mit slavischem, resp. slavisches Blut mit deutschem, gemischt wurde. Mag diese Verrückung vielleicht auch noch nicht eine vollständige sein, so schwanken doch die beiden Wagschalen sehr bedenklich und senkt sich die eine ganz auffallend oft gegen Böhmen. Daß diese Schwankungen zuweilen ganz eigenthümliche sind, hängt zunächst von den Polen ab, einem Faktor, den wir, als nicht hierher gehörig, nicht weiter beachten.

Die Völker verhalten sich in gewisser Beziehung wie das Einzelindividuum. Manche Ehen ergeben ein ausgezeichnetes Kinderprodukt. Dies geschieht, wenn sich die guten Eigenschaften der Eltern auf die Kinder vererben. Zuweilen aber beobachtet man unter den scheinbar günstigsten Prämissen das Entgegengesetzte. Die guten Eigenschaften der Eltern verflüchtigen sich gleichsam in der Nachkommenschaft und nur deren schlechte erben sich fort. Manche Ehen schließlich bleiben ganz steril. Aehnliches finden wir bei den Völkern. Ein ausgezeichnetes Produkt der Völkerehe sehen wir, wie erwähnt, bei Mischung deutschen und nordwestslavischen Blutes. Ein vorzügliches Produkt einer allerdings mehrfach geschlossenen Völkerehe, die aber weit früher stattfand, stellen die heutigen Engländer dar. Ein gleiches Beispiel aus neuester Zeit ist das Yankeethum. Ein Produkt, das zu den schlechtesten zählt, entsproßte der Verbindung des spanischen Volkes mit den Urvölkern Central- und Südamerikas, vielleicht nur theilweise Chile ausgenommen. Zwischen manchen Völkern scheint es zu gar keiner Ehe zu kommen, wie zwischen Deutschen und Franzosen oder zwischen Deutschen und Polen. Nichts aber scheint für ein Volk schädlicher zu sein, als wenn es keine solche Ehe eingeht. Es gleicht dann einer Sippe, in der nur die Inzucht gepflegt wird, und Inzucht degenerirt. Ein Beispiel dieser Art ist Frankreich. In einer Beziehung hatte daher Quatrefages mit seinem Ausspruche, der einst so viel Staub aufwirbelte, vollkommen recht, als er von der „race prussienne“ sprach, und es war meiner Ansicht nach ganz ungerechtfertigt, dieses Wort übel aufzunehmen; es entsprach der Wahrheit und war für Preußen nur schmeichelhaft, wenn auch ursprünglich nicht so beabsichtigt. Oesterreich mag an dem Völkerkampfe zwischen Deutschen und Nordwestslaven jetzt schwer leiden, die wohlthätigen Folgen dieses Kampfes aber werden für das Reich gewiß nicht ausbleiben, wenn sie sich auch erst nach mehreren Generationen einstellen werden. Dieser Völkerkampf in Böhmen bewahrt die Völker des Reiches vor der Stagnation, daher vor der Degeneration. Der Wein im Schlauche wird ausgähren und unsere Nachkommen werden ihn genießen können.

Czernowitz. Professor Dr. Ludwig Kleinwächter.

Hosted by Google

Die Handelspolitik.

Um einen großen Tisch herum saß eine Gesellschaft Hungriger. Vor ihnen dampfte eine große Schüssel voll Suppe. So groß sie war, so wenig reichte ihr Inhalt aus, den Hunger der Gäste zu stillen. Dagegen hatte ein Jeder von ihnen eine noch größere Schüssel hinter sich stehen, deren Inhalt allein schon mindestens ausreichte, seine Bedürfnisse zu befriedigen; aber so unglaublich es klingt, keiner der Leute kümmerte sich im Geringsten um die Schüssel, die hinter seinem Sitze stand, sondern richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die gemeinsame Schüssel auf dem Tische. Während ohne jede Mühe ein einfaches Umkehren und Auslöffeln der eignen Schüssel genügt hätte, um volle Befriedigung zu finden, wandten die Gäste statt dessen alle erdenklichen Kniffe und Listen an, um aus der gemeinsamen Schüssel etwas mehr oder ein paar fettere Brocken als die Anderen zu erwischen. Vergebliches Bemühen! Trotz aller Anstrengung standen Alle vom Tische hungrig auf. Sie erhielten im Durchschnitt nicht einmal so viel, wie bei friedlichem, ordnungmäßigem Austheilen auf Jeden gekommen wäre, denn durch das beständige Herummanövriren mit den Löffeln wurde eine Menge Suppe verschüttet. Ja, oft geschah das mit Absicht, denn wenn Einer dem Andern einen Stoß geben konnte, der den Inhalt seines Löffels verschüttete, so erregte das bei ihm eine so lebhafte Befriedigung, als ob er selbst einen vollen Löffel für sich weggeschnappt hätte.

Ein tolles Volk! werden die Leser sagen. So etwas kann doch nur in einem Irrenhause passirt sein? Nein, verehrte Herren, Sie irren sich; so Etwas geschieht vor Ihren eigenen Augen jeden Tag, und Sie selbst sitzen mit bei der Tafel und nehmen eifrig Theil an dem Löffelsport!

Der Tisch ist der Weltmarkt, die große Suppenschüssel in der Mitte ist der Weltabsatz und die Schüssel hinter jedem Gaste ist der heimische Markt. Das Gefecht mit den Löffeln bedeutet die internationale Handelspolitik, in der jeder zu Tisch sitzende Staat für sich die größten Brocken zu erschnappen sucht, aber auch schon seelenvergnügt ist, wenn er dem Nachbarn den Löffel verschütten kann. Die Suppe, die hierdurch auf das Tischtuch läuft und vergeudet wird, entspricht den Vergeudungen an Kraft, Zeit, Arbeit (Zollbeamtenthum und Grenzbewachung), welche die gegenseitigen Zollauflagen bewirken. Wenn selbst die Gäste ihr unsinniges Beginnen aufgäben und im gegenseitigen Freihandel dieser Vergeudung ein Ende machten, würde der heutige Gesammtabsatz nicht zur allgemeinen Befriedigung ausreichen, weil eben die Hauptabsatzquelle, der heimische Markt, außer Acht gelassen wird.

Ja, der heimische Markt, Ihr Herren, die Ihr durch alle möglichen Zollchicanen aus einer halbleeren Schüssel ein paar Extralöffel herauszubekommen sucht! Welchen Aufwand von Scharfsinn verwendet Ihr, meine Herren Diplomaten, wenn Ihr Monate lang im Konklave beisammen sitzt,

Hosted by Google

um Zollverträge zu machen, d. h. um zu versuchen, Euch gegenseitig über den Löffel zu barbieren! Kam Euch denn niemals in einer stillen Stunde der Gedanke, daß Ihr das Monopol auf ein riesiges Absatzgebiet besitzt, dessen richtige Kultivirung Euch einen Umsatz in Aussicht stellt, größer als der ganze Welthandel unserer Zeit? Habt Ihr Kolonialschwärmer nie daran gedacht, daß es eine Tollheit ist, mit riesigen Kosten und Opfern bedürfnißlosen Menschen einer fremden Rasse, eines fernen Welttheils mit aller Mühe, mit Feuer und Repetirgewehr, Bedürfnisse aufzunöthigen, um ihnen Eure Arbeiterzeugnisse verkaufen zu können, während sich zwischen Nordsee und Alpen, zwischen Vogesen und Weichsel 50 Millionen Menschen der eigenen Rasse, des eigenen Volkes befinden, die mehr Waaren brauchen als alle Neger der Welt, die ein größeres Absatzfeld bieten als der ganze Welthandel? Und es ist nicht einmal nöthig, Flotten und Schutztruppen hinzusenden. Die Bedürfnisse sind schon vorhanden; es braucht gar keiner Aufnöthigung; sie warten sogar dringend auf Befriedigung. Die Leute sind auch nicht zu faul, um zu arbeiten. Im Gegentheil, ihre Hauptklage ist gerade, daß sie keine Arbeit finden können. Nicht um Brot betteln sie, nein, um das Recht auf Arbeit; das Recht, sich die hundert Dinge herstellen zu dürfen, deren sie bedürfen! Das Land ist da, eines der schönsten dieser Erde, das liebe deutsche Vaterland, und wenn es auch von 50 Millionen Menschen bewohnt wird, so ist es doch noch nicht zu eng geworden, um ihnen die Rohprodukte liefern zu können, deren sie zur Bethätigung ihrer Arbeit bedürfen.

Stöpel in seiner „Bevölkerungsfrage" sagt hierüber S. 40:

„Ein Hektar, der mit Weizen oder Roggen bepflanzt ist, giebt in fruchtbaren Gegenden einen durchschnittlichen Ertrag, der zur jährlichen Ernährung von mehr als sechs erwachsenen Männern ausreicht. Ein Land wie Deutschland, dessen Acker- und Gartenfläche gegenwärtig ungefähr 26 Millionen Hektar (neben 10 Millionen Hektar Wiesenland, 14 Millionen Hektar Waldland 2c.) umfaßt, würde also, wenn es darauf nur Getreide baute, bei intensiver Kultur hinreichende Nahrung für eine Bevölkerung von 150 Millionen hervorbringen; (Stöpel hat hier das Land als nur zu drei Vierteln fruchtbar angenommen, da sechs Männer mehr essen, als acht gewöhnliche Einwohner erzeugen können) noch weit mehr aber, wenn es in ausgedehntem Maße Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Gemüse baute."

Hierbei hat Stöpel noch nicht einmal den Fischfang, die Jagd, die Schwämme, die Viehzucht auf dem Wiesenboden in Betracht gezogen. Das Land, das diese freimachen würden, könnte wohl ausreichen, um die nöthigen Handelsgewächse (Flachs, Raps 2c.) zu erzeugen, die den Fabrikaten als Rohstoff zu dienen haben. Da wir aber erst 50 Millionen Einwohner haben und da die Fortschritte der Ackertechnik noch längst nicht beendet sind (ich weise auf die glänzenden Erfolge mit dem Henselschen Steinmehl hin), so wird wohl Niemand in Frage stellen, daß der deutsche Boden Alles erzeugen kann, was das deutsche Volk braucht, mit Ausnahme der entbehrlichen, aber leicht im Austausch gegen Industrieprodukte erlangbaren Tropenerzeugnisse. Dieses schöne deutsche Land ist von einem der zur Arbeit tüchtigsten Völker bewohnt, und in einem solchen Lande, bei Friedenszeiten, bei guten Ernten, in Abwesenheit störender Naturereignisse, schreit man um das Recht auf Arbeit, um das Recht, auf dem Boden des Vaterlandes die Produkte herstellen zu dürfen, deren es zum Leben bedarf. Was würde der Bürger eines früheren Zeitalters, der uns heute besuchte,

Hosted by Google

dazu sagen, wenn er unsere technischen Errungenschaften gezeigt bekäme, wenn er die Millionen von Eisen- und Stahlsklaven sähe, mit etwas Steinkohle gefüttert, deren Förderung sie selbst unterstützen (zehn Manneskräfte auf jeden Kulturmenschen, nur die rohe Körperkraft gerechnet, nicht die riesige Arbeitersparniß durch die Arbeitmaschinen), die wichtigsten Verbesserungen in der Ackertechnik und dem Transporte, dabei den Frieden und die Sicherheit auf der ganzen Erde, mit geringen Ausnahmen; wenn er Alles dieses sähe und dann gesagt bekäme, daß der Arbeiter, der, mit Fähigkeiten begabt, die man früher nie gekannt, jetzt gegen früher das zehn-, ja oft das hundert- und tausendfache erzeugen kann, wenn es gut geht, bei Weitem nicht so viele Bedürfnißartikel mit seiner Arbeit zu beschaffen im Stande ist wie sein Vorfahre vor 4- und 500 Jahren. (Nach Thorold Rodgers, Janssen, Bessel u. A. konnte der Arbeiter im 15. Jahrhundert weit mehr von allen Bedürfnißartikeln mit seinem Lohne kaufen als heute. Optimistische Statistiker reiten gewöhnlich auf dem Vergleich mit dem Beginn und der Mitte dieses Jahrhunderts herum, wo in Folge besonderer Verhältnisse theilweise noch niedrigere Löhne geherrscht haben, wogegen wenigstens die Erlangung von Arbeitgelegenheit eine leichtere war und nicht so intensiv gearbeitet wurde; aber sie wagen nicht um 500 Jahre zurückzugreifen, obgleich sie sich doch sagen müßten, daß es noch viel befremdender ist, wenn in einer Zeit, in der die Produktivität der Arbeit eine so sehr viel geringere war, der Arbeiter mehr verdiente als heute).

Ich habe versucht, in meiner Arbeit über die Geschäftskrisis, zu zeigen, warum die Maschine dem Arbeiter statt Segen nur Fluch brachte, wieso sie ihm statt mehr Güter weniger Arbeitgelegenheit verschaffte, weil das Bezugsrecht auf diese Güter einer übersättigten Minderheit zufällt, die den größten Theil ihres Bezugsrechtes nicht mehr effektiv ausübt, sondern dafür ihr Tributerpressungrecht weiter vergrößert, also, statt Arbeitgelegenheit zu gewähren, die Kaufkraft der Massen immer weiter schmälert, ohne mit der eigenen Kaufkraft dafür einzutreten. Ich habe in der letzten Arbeit „Der Staatssozialismus",*) gezeigt, daß nur die Reformen, welche Lohnerhöhung gewähren, nützen können.

Ich fasse hier das Wort „Lohn" in seinem weitesten Sinne als Einkommen des Arbeiters auf, gleichviel welches die Arbeit sein möge. Es ist hierbei gleichgiltig, ob sich der Lohn des Ministers „Gehalt", der des Unternehmers „Profit" nennt, oder welches die Namen sein mögen, unter denen eine ehrliche Leistung belohnt wird. Ich habe auch gezeigt, daß es ein Irrthum ist, zu glauben, die Preise müßten im Verhältniß dieser Lohnerhöhung steigen, so daß also die relative Kaufkraft die gleiche bliebe.

Man schaffe also Reformen, die lohnsteigernd wirken und man wird im Inlande einen Markt erhalten, gegen den der Weltmarkt mit seinen so heiß erkämpften Absatzgelegenheiten weit in den Hintergrund treten muß. Man bedenke nur, was es für Deutschland heißen würde, wenn der heutige Durchschnitt lohn der Handarbeiter (alle Löhne der besser bezahlten Arbeiterklassen, der Beamten, Professionisten, Unternehmer 2c., würden selbstverständlich im Verhältniß steigen) von, sagen wir Mk. 1,50 (was gewiß nicht zu niedrig ist, wenn wir Frauen- und Kinderarbeit einrechnen), auf nur 6 Mk. stiege! Da wir den Lohn der Kleinbauern, die für eigene Rechnung arbeiten,

*) In Nr. 23 der „Zukunft". Ein Druckfehler hat in diesem Aufsatze den jährlichen Zuwachs des Tributrecht-Kapitals auf 18 anstatt auf 10 Millionen beziffert.

Digitized by Google

sowie den ihrer Familien einrechnen, so dürfte wohl die Zahl von 15 Millionen Lohnbeziehender weitaus zu niedrig gegriffen sein. Ein Mehrverdienst von 15 Millionen mal 4½ Mk. mal 300 Tagen ergiebt im Jahre über 20 Milliarden Mehrlohn, und wenn wir sogar von allen Ersparnissen durch Zwischenhandelreform und bessere Organisation der Produktion, die unfehlbar dem größeren Umsatze folgen müßten, absehen und nach der im vorigen Artikel gemachten Rechnung vorgehen, so würde eine solche Vervielfachung des Lohnes immerhin die Preise nur um drei Fünftel erhöhen, also die Kauffähigkeit der Arbeiter verzweiundeinhalbfachen.

Nach dem Maßstabe heutiger Preise würde sich also der Mehrkonsum auf 10 Milliarden belaufen. Es wäre dies etwa das Dreifache unseres ganzen Exportes. Damit wäre aber bei Weitem nicht auch nur annähernd die zu erreichende Mehrproduktion beziffert, denn bei den in Produktion und Vertheilung möglichen Ersparnissen könnten wir reichlich das Zehnfache produziren; ohne neue Erfindungen in der Technik, und also bei entsprechendem Mehrkonsum, der allein die Mehrproduktion gestatten würde (wir können nicht mehr produziren, als wir konsumiren) und der sich bei verhältnißmäßig erhöhter Betheiligung der Volksmassen am Produktionsertrag ergeben müßte, hätten wir, ohne einen Pfennig Waare zu exportiren, einen etwa vierzigmal größeren Umsatz, als der heutige Gesammtexport unseres Landes, oder mehr als dreimal so viel, als heute der ganze Welthandel beträgt, d. h. so groß wie heute der Waarenumsatz in der ganzen Welt sich beläuft, wenn Welthandel und Binnenhandel zusammengerechnet werden.

Obgleich uns demnach die Frage der Konkurrenzfähigkeit im Weltmarkt wenig zu kümmern braucht, ist durchaus noch nicht festgestellt, daß ein unter solchen Bedingungen produzirendes Volk nicht konkurriren kann.

In erster Linie sind billige Löhne nicht immer wirklich billig. Der amerikanische Konsul Schönhof vergleicht in seinem Buche „The industrial situation“ (New-York 85) Löhne, Arbeitzeit und Waarenpreise Amerikas mit denen Deutschlands und führt eine ganze Liste von Baumwollenwaaren auf, in denen die amerikanischen Preise bei mindestens gleicher Qualität um 15 pCt. billiger sind als die deutschen, bei 2—3fach so hohen Löhnen und um ein Fünftel kürzerer Arbeitzeit. Dafür bedienten aber auch die besser genährten und weniger lange beschäftigten amerikanischen Arbeiter im Durchschnit 68 Spindeln oder 1½ Webstuhl per Kopf, die deutschen nur 27 Spindeln und $^6/_{10}$ Webstuhl.

Ein weiteres wichtiges Moment in der Produktion ist die Spezialisirung, die um so vollkommener möglich ist, je größer der Gesammtumsatz.

Ein Kattunfabrikant, der jahraus, jahrein nur ein einziges Muster fabriziren könnte, auf das dann seine ganze Fabrik zugeschnitten wäre, würde dieses weit billiger herstellen können, als sein Nachbar, der ständig mit den Mustern wechseln muß. Spezialeinrichtungen sind für die meisten Artikel nur möglich, wenn das damit zu fabrizirende Quantum sie in absehbarer Zeit amortisirt, und je schneller diese Amortisation möglich ist, um so billiger kann fabrizirt werden. Auch steht der Spesenaufschag im umgekehrten Verhältniß zum Umsatz. Welche Vortheile hätte in dieser Beziehung ein deutscher Fabrikant, wenn der deutsche Gesammtumsatz größer wäre als h·te die ganze Weltproduktion! Wie könnte da ein anderes Land sogar bei niedrigeren Löhnen konkurriren? Hierbei habe ich noch ein sehr wichtiges Moment außer

Hosted by Google

Acht gelassen, an das ich erst kommen werde, wenn ich den Zins und die Grundrente (Steuer) behandeln werde, die Thatsache nämlich, daß ein wichtiger Theil der Lohnerhöhung aus der Ersparniß an den genannten Tributen fließen wird. Diese wichtige Quelle der Lohnerhöhung kann, da sie nur eine Verschiebung preisbildender Faktoren darstellt, keinen Einfluß auf den Gesammtpreis haben, also auch unsere Konkurrenzfähigkeit nicht im Geringsten beeinflussen.

Aber nehmen wir sogar an, wir könnten eine große Anzahl von Artikeln nicht mehr exportiren, was kann dies einem Staate ausmachen, der einen solchen internen Absatz erobert hat? Es wird immerhin weit mehr zum Export übrig bleiben, als nöthig ist, um die zu importirenden Kolonialprodukte zu bezahlen. Sollte aber der Import fremder Fabrikate lohndrückend wirken, was der Fall sein müßte, wenn wir nicht entsprechenden Gegenexport haben würden, so müßte eben Schutz- oder gar Prohibitivzoll zur Hilfe kommen. Wenn der Weltmarkt reformhindernd wirken würde, dann wäre eine Isolirung bis zu der Zeit, in der die Arbeiter anderer Nationen die gleichen Reformen errungen haben, kein Unglück. Doch hier sind wir bei einem Gebiete angelangt, auf dem erst einige Vorbegriffe zu erledigen sind, um uns zu verstehen. Wir finden nämlich sofort hier die Gegnerschaft jener blinden Freihandelstheoretiker, die da behaupten, daß jeder Import auch entsprechenden Export veranlassen muß, da Waaren schließlich nur mit Waaren gekauft werden. Es ist der gleiche Irrthum aufs internationale Gebiet übertragen, dem wir bereits auf dem nationalen begegnet sind. So wenig wie die Tributansprüche der reichen Individuen in Produkten gedeckt werden müssen, eben so wenig müssen die der reichen Nationen auf solche Weise befriedigt werden und werden sie in einer großen Anzahl der Fälle so befriedigt. Der gleiche Irrthum, der dort einen klaren Einblick in das eigentliche Wesen der sozialen Frage verhindert, macht hier eine Einsicht in das handelspolitische Problem unmöglich. Gerade so wie das Wesen der heutigen sozialen Frage darauf beruht, daß die Gläubiger einen Theil ihrer Forderungen nicht in Arbeiterzeugnissen, sondern in neuen Zins oder Rente bringenden Ansprüchen anlegen, gerade so beruht das Wesen der handelspolitischen Frage heute darin, daß die internationalen Gläubiger ihre Forderungen nicht in Arbeiterzeugnissen, sondern in Zins und Rente bringenden Ansprüchen, in Tributerlangsrechten, befriedigen.

England bietet uns den besten Beweis dafür, daß Waaren nicht mit Waaren gekauft werden. Nach Thorold Rogers beträgt das gegenwärtige Guthaben seiner Bürger dem Auslande gegenüber 2500 Millionen Pfd. Sterl., also 50 Milliarden Mark, einen jährlichen Tribut von 2½ Milliarden Mark abwerfend. Alle zwei Jahre kassirt England auf friedlichem Wege von den Völkern des Erdreichs einen Betrag, der ein größerer ist als die Kontribution, die sich Deutschland als Preis eines Riesenkampfes mit unendlichen Opfern holte. Was sind gegen solche Summen die Tributbezüge, die Rom als Weltbeherrscherin aus der ganzen Welt erpreßte? Nach Mommsen betrugen diese, so weit die sämmtlichen Provinzen in Betracht kommen — also Italien selbst natürlich ausgenommen — jährlich nur 200 Millionen Sesterzen (45 Millionen Mark) bei durchaus nicht so sehr verschiedenem Geldwerth, — wenigstens wenn man nach den den heutigen entsprechenden Getreidepreisen urtheilt.

England saugt heute auf friedlichem Wege die Welt mehr als fünfzigmal so stark aus, als Rom, da ihm die Welt gehörte, dies mit der Macht des Schwertes fertig brachte. Nur die so riesig gestiegene Gütererzeugungfähigkeit

Hosted by Google

macht es möglich, daß wir nicht schon längst unter solcher Tributlast zusammengebrochen sind. Und das Schlimmste ist, daß dieser internationale Rothschild gerade so wenig wie die nationalen Krösusse seinen ganzen Tribut in Arbeitserzeugnissen bezieht, denn der Ueberschuß seines Imports über den Export, der 2 Milliarden Mark per Jahr beträgt, ist nur ein scheinbar so hoher. Sein Profit und seine Einnahme für Transportgebühren ist davon abzurechnen, so daß schwerlich auch nur die Hälfte übrig bleibt. Der internationale Rothschild macht es wie die nationalen Kollegen. Er legt mehr als die Hälfte seiner Einkommenüberschüsse in neuen Tributansprüchen an. Das sämmtliche englische Kapital, das tagtäglich im Auslande Anlage findet, sei es in Staatspapieren, Aktien von Eisenbahnen, Kanälen oder Industrieunternehmungen, in Land oder Hypotheken, wird aus den Zins- und Rententributen der betreffenden Länder geliefert.

Wir lernen hierbei auch noch — was eigentlich selbstverständlich sein sollte — daß eine günstige Handelsbilanz immer besser als eine ungünstige ist. Ich will durchaus hier keinen Witz machen; denn es giebt manche Nationalökonomen, die das durchaus bestreiten, die z. B. gerade am Beispiel Englands mit seiner ungünstigen Handelsbilanz gegenüber der günstigen Oesterreichs und Rußlands, wo der Export den Import übersteigt, beweisen, wie gerade die Thatsache, daß ein Land mehr importirt, als es exportirt, seine größere Wohlhabenheit beweist, also günstig ist. England importirt mehr, als es exportirt, weil es einen Theil seines auswärtigen Zinsguthabens und seines Profits in Waaren erhält, und Oesterreich und Rußland exportiren mehr, als sie importiren, weil sie einen Theil ihrer Schulden in Waaren bezahlen.

Daß unter normalen Verhältnissen unbedingter Freihandel die beste Politik wäre, kann keine Frage sein. Wie die Arbeitstheilung innerhalb eines Landes günstigere Ergebnisse ergiebt als die rohe Naturalwirthschaft, in der sich jeder Produzent Alles selbst erzeugt, was er braucht, eben so kann die internationale Arbeitstheilung nur Segen schaffen, wenn sie bewirkt, daß die Güter stets da hergestellt werden, wo ihre Herstellung den geringsten Aufwand von Arbeit erfordert. Haben wir aber normale Verhältnisse? Ich will hier nicht auf die Störungen des Normalen eingehen, die durch die nationale Trennung an und für sich entstehen. Niemand hat sie besser beleuchtet als Friedrich List in seinem „nationalen System der politischen Oekonomie." Das Anormale, das ich meine, habe ich bereits angedeutet. Es besteht in der Thatsache, daß jede Krafterspariß von Unheil in einer Zeit sein muß, in der sie nicht von einer entsprechend vermehrten Kauffähigkeit der Produzenten begleitet wird, in der sie nur die schädliche Tributmacht der Reichen vergrößert, also den Abstand zwischen Konsum und Produktivität verschärft und die Arbeitlosigkeit verschlimmert. Die durch internationale Arbeitstheilung bewirkte Krafterspariß hat die gleiche Wirkung wie die technischen Verbesserungen, wie die Einführung der Maschinen. Sie kann nur günstig wirken, wenn sie von einer entsprechenden Steigerung der Kauffähigkeit der Produzenten begleitet ist.

Es ist entschieden vortheilhafter, Gletschereis aus Norwegen nach Westindien zu senden und dafür Ananas aus Westindien nach Norwegen zurück zu nehmen, als das Eis in Westindien mit Eismaschinen, die Ananas in Norwegen in Treibhäusern zu beschaffen. Wenn aber die Westindier ihr Eis aus Kanada beziehen, dann kann es vortheilhafter sein, die müßiggehenden Eisarbeiter Norwegens zur Ananaskultur zu verwenden, als diese Ananas zu kaufen und da-

Hosted by Google

für Schulden machen zu lassen, eben so wie umgekehrt, wenn die Norweger ihre Ananas aus Ostindien beziehen, die Westindier besser thun können, ihr Eis künstlich herzustellen, als dessen Betrag schuldig bleiben zu müssen. Ja, wenn diese Schulden früher oder später in Waaren bezahlt werden müßten, wie es die graue Theorie voraussetzt! Dann wäre der Austausch immerhin das Beste, vorausgesetzt, daß die Zinsen in der Zwischenzeit nicht mehr ausmachen, als die Kostendifferenz beträgt. Aber ist denn diese Theorie richtig? Wird sie durch die Thatsachen bestätigt? Gewiß nicht. Gerade so wenig, wie es im internen Verkehr richtig ist, daß Ansprüche immer mit Waaren befriedigt werden müssen. Arme Nationen können von den Kapitalistennationen gerade so ruinirt werden, wie arme Individuen von den Einzelkapitalisten. Portugal, das durch den Methuenvertrag seine Industrie erstickte und dafür den anscheinend vortheilhaften Austausch seiner Weine gegen englische Industrieprodukte organisirte, gerieth immer mehr in Schulden, weil eben England nicht nur Weine für seine Waaren nahm, sondern zum guten Theil auch Schuldverschreibungen in den verschiedensten Formen, deren Zinsen und Dividenden — oder Grundrenten, wenn es Anlagen in portugiesischem Boden waren — nicht bezahlt werden können, weil eben England keine Arbeitprodukte dafür haben will, resp. nicht so viel brauchen kann, wie Portugal zu liefern hätte und gern liefern möchte. Neue Schuldverschreibungen können auch nicht mehr gut angebracht werden und so steht hier ein von der Natur so begünstigtes Land gerade so vor dem Bankerot wie im internen Fall der einzelne überschuldete Hypothekensklave, wenn er auch Besitzer des besten Landes sein mag.

Schutzzölle können daher heute sehr am Platz sein und sie sind es überall, wo sie wirklich ihren Zweck erfüllen, wo sie die Handelsbilanz, resp. die Zahlungbilanz verbessern, d. h. wo sie nicht einen gleichen oder größeren Verlust im Export verursachen, wie sie mit der Importverhinderung gewinnen lassen. Dieser Verlust kann vornehmlich durch entsprechende Retorsionszölle der anderen Staaten entstehen; nicht aber, oder doch nur ausnahmsweise, weil an und für sich der verminderte Import aus dem fremden Lande durch entsprechend verringerte Waarenkäufe dieses Landes ausgeglichen wird, durch Käufe, die sonst stattgefunden hätten. Solche Ausnahmefälle mögen eintreten während schnell vorübergehender Volksgefühle, wie sie im Augenblick in der Schweiz Frankreich gegenüber herrschen. Dauernd können sie nur vorkommen, wenn die kaufende Nation in Folge ihres zurückgehenden allgemeinen Absatzes sich einschränken muß, wobei es aber durchaus nicht ausgemacht ist, daß der Schaden dieser Einschränkung gerade die sich abschließende Nation trifft. Im Großen und Ganzen fragen die Kaufleute nicht nach Gefühlen, sondern beziehen da, wo sie am billigsten kaufen, einerlei ob die betreffende Nation Gegenkäufe macht oder nicht. Der amerikanische Importeur von Seidenwaaren fragt nicht danach, ob sich Deutschland gegen amerikanisches Getreide abschließt, England dagegen es frei hereinpassiren läßt, sondern nur danach, ob die betreffende Seide billiger in Deutschland als in England ist. Ist sie dies, so kauft er in Deutschland und überläßt es der internationalen Arbitrage, ob sich Deutschland dafür mit amerikanischen Schuldverschreibungen bezahlt macht und ob also seine Nation mit den auflaufenden Zinsen immer tiefer in die internationale Kreide geräth oder ob die Deckung durch Waarenbezüge geschieht.

Noch ein Umstand ist freilich in Betracht zu ziehen, wenn man den Einfluß der Zollgesetzgebung auf das vorliegende Problem beurtheilen will, näm-

Hosted by Google

lich welcher Bevölkerungsklasse die durch den Schutzzoll erlangten Vortheile zu Gute kommen. Wenn solche nur die Grundrente der Großgrundbesitzer und der Bergwerkseigenthümer steigern, dann können sie mehr intern verderben, als sie im Verhältniß zum Weltmarkt gut machen, vorausgesetzt daß sie im Endresultat das Defizit zwischen Konsum und Produktion in Folge der vergrößerten Tributrechte der Reichen verschlimmern. Dieses Bedenken fiele freilich in dem Staate weg, in dem die Gemeinschaft den Boden eignet.

Es kann hier natürlich nicht meine Absicht sein, zu untersuchen, ob und wo im Einzelfalle Freihandel oder Schutzzoll geboten erscheinen mag, ob z. B. unsere deutsche Handelspolitik als eine richtige oder falsche erscheint. Ich wollte nur zeigen, von welchem Standpunkte aus eine solche Politik zu beurtheilen ist. Unter heutigen Verhältnissen ist die ganze Handelspolitik ein viel unwichtigeres Gebiet, als man im Allgemeinen annimmt. Heute muß es heißen: „Weg mit den nach dem Weltmarkt blickenden Fernrohre, und das gesunde Auge auf die Absatzquellen im eigenen Vaterlande gerichtet!" Erst wenn wir grundlegende Reformen geschaffen haben, wenn wir durch Erringung des Rechts auf den vollen Arbeitertrag für den Arbeiter (wieder natürlich alle Arbeiter, die direkt oder indirekt bei der Produktion und Vertheilung mitwirken, inbegriffen, aber den von Zins und Rente erpreßten Tribut ausgeschlossen) im Inland ein Absatzgebiet erschlossen haben, größer, als es heute der ganze Weltmarkt bietet, erst dann mag es von Wichtigkeit erscheinen, darüber zu wachen, daß uns nicht durch die unnatürlichen Arbeitbedingungen in der sozialen Entwickelung zurückgebliebener Länder das inländische Absatzgleichgewicht gestört wird, weil diese nicht im Verhältniß ihrer Lieferungen Gegenbezüge machen, sondern sich durch Edelmetall- und schließlich Schuldverschreibungbezüge decken, so daß wir die inländischen Tributherren nur abgeschafft haben, um den fremden den Platz einzuräumen. Wir sehen heute sehr hochmüthig auf die Merkantilisten herunter; aber die Herren waren der richtigen Anschauung näher als ihre Nachfolger mit der unsinnigen Theorie, daß Waaren stets mit Waaren bezahlt werden. Auch den Mc. Kinleys und Mélines wird unverdiente Geringschätzung zu Theil. Freilich haben sie sich nicht zur vollen Wahrheit durchgearbeitet; aber eine Ahnung ist ihnen doch dafür aufgegangen, daß es gut sein kann, sich behaglich im eignen Hause einzurichten und seine Thür zu verschließen, wenn man befürchten muß, daß die Vortheile des gastfreien Verkehrs durch größere Nachtheile überwogen werden können. Sie sagen sich: „Unsere Länder sind die kaufkräftigsten der Erde und eine freie Vermischung unseres Marktes mit dem allgemeinen kann höchstens unsere eigene Kaufkraft verringern, weil eben der Weltdurchschnitt unter unserem Niveau steht." Die Freihändler erwidern ihnen, daß die Vortheile des Welttausches so groß sind, daß trotz des Gewinnes der Fremden der eigene doch noch größer ist, — und die Abschlußfanatiker wissen die richtige Antwort nicht zu geben. Sie ahnen nur die Wahrheit, daß die durch den internationalen Tausch erzielten Ersparnisse meist nicht die Kaufkraft der Konsumenten erhöhen, sondern schließlich nur die Tributmacht einer heute schon ihr Konsummaximum erreichenden Minderheit.

Lugano. Michael Flürscheim.

Hosted by Google

Skat.

Chilon, ein spartanischer Ephor, ging einst nach Korinth, um mit den Korinthern ein Bündniß zu schließen. Als er sie aber alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder, spielen sah, kehrte er schleunigst um, ohne Bündniß. — So berichtet uns eine Anekdote aus dem klassischen Alterthum. Chilon war einer der sieben Weisen. Es ist ein Glück, daß die heutigen Staatsmänner weniger weise sind; sonst wäre Deutschland nicht bündnißfähig.

Denn auch bei uns spielen Männer und Weiber, Greise und Kinder. Immer und überall Skat. Geht man nach dem Mittagessen in ein Café, um zu dem braunen Trank Druckerschwärze zu konsumiren, so hört man am Nebentische, an dem Studenten sitzen, einen Kaffee-Lachs steigen und zwar so lange, bis das erste Nachmittags-Kolleg versäumt ist. Verzehrt man sein Abendbrot im Wirthshause, so schallt es von allen Seiten: Tourné, Ich passe, Null, Ramsch und ähnliches Rothwelsch. Fährt man von Leipzig nach Dresden, erfreut, daß die Mitreisenden einander nicht kennen, daß es schön still ist und man ungestört dem durch die schnelle physische Bewegung mitbeschleunigten Fluge seiner Gedanken nacheilen kann, da wird plötzlich ein Koffer vertikal gestellt, die Karten fliegen darauf nieder, die edlen Philisterseelen haben sich im Skat gefunden, aus ist es mit der schönen Ruhe. Und immer weitere Kreise ergreift diese Art, die Zeit zu „verramschen". Die Frauen haben ihre „Skatkränzchen" bald eben so häufig wie ihre Lesekränzchen. Die Gymnasiasten spielen schon längst zu Hause und in der Schule. Bald werden auch die noch nicht schulpflichtigen Kinder anfangen, statt Puppen und Bleisoldaten Skatkarten zur Weihnacht zu wünschen, zum Entzücken der Frau Wilhelmine Buchholz und ähnlichen Gelichters.

Der Spielteufel reitet die Germanen schon lange und kaum weniger heftig als ihr Lebensdämon, der Saufteufel. Schon Tacitus wunderte sich bekanntlich über den Ernst, mit dem sie sogar nüchtern das Spiel trieben, „so tollkühn zum Verlieren und Gewinnen, daß sie, wenn sie nichts mehr haben, im letzten entscheidenden Wurfe ihre Freiheit und ihr Leben ein-

Hosted by Google

setzen". Er beklagte dabei wohl im Stillen, daß auch in Rom die Zeit dahin war, wo das Verbot des Würfelspiels wirksam durchgeführt wurde. Dieses Verbot hat mindestens von Plautus' Zeit bis zu den letzten Kaisern bestanden, ist aber nicht immer mit gleicher Strenge angewendet worden, denn über Rom kam damals der große Ramsch, genannt „Individualismus", der jedes Charaktergefüge der Vergangenheit abbrach, um die Trümmer an die Erwerbsucht und Genußsucht des Individuums zu verkaufen. Prinzipiell indessen erlangte das Spiel niemals römisches Bürgerrecht und deshalb auch kein bürgerliches Recht. Spielgewinne konnten nicht eingeklagt werden.

Im christlichen Mittelalter wurden die Kinder von den Alten erzogen, die Alten von der Gemeinschaft, der sie angehörten, oder von der Gesammtheit. Das deutsche Recht war dem Spielgewinn günstiger als das römische, doch waren schon seit dem 13. Jahrhundert Städte und Fürsten bemüht, das unehrliche, zuletzt jedes Spiel zu verhindern, so daß im 16. Jahrhundert diese Leidenschaft merklich abnahm.*) Immerhin war sie noch stark genug. Achtzehn Teufel sind nach einer Predigt des Mattheus Friederich, Pfarrherrn zu Görentz, vom Jahre 1551 im Gefolge des Saufteufels, unter ihnen auch der Spielteufel, gegen den andere Prediger allein eifern. Einer davon, Eustachius Schildo aus Luckau, klagt in einer Schrift vom Jahre 1557, daß viele das Abc, das doch so leicht sei, nicht lernen, während alle das viel schwierigere Kartenspiel mit Begier studiren. Dies ist ihm ein Zeichen, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugeht, sondern der Teufel seine Hand „im Spiele" hat, daß das Kartenspiel eine teuflische Kunst ist, der sich eben deswegen die Menschen in ihrer angeborenen Sündhaftigkeit lieber zuwenden als dem Abc, das „ein göttlich Werk ist, zu der Menschen Nutz' und Gottes Ehr' verordnet, dazu dem Teufel nicht geringen Schaden zufüget." Die französischen Könige haben die Spielsucht bekämpft von Ludwig dem Neunten, dem Heiligen, an, der im Jahre 1254 ein Edict dagegen erließ, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, desgleichen die englischen Herrscher, besonders seit Heinrich dem Achten.**)

Erst der reine Absolutismus, das „Sonnenkönigthum" schwang sich zu der höheren, „liberaleren" Auffassung empor, daß Alles gut ist, was den Fiscus nährt, daß der schmutzigste Strom gut riecht, wenn sich Gold draus waschen läßt. Ludwig XIV. genehmigte im Jahre 1700 die erste stehende „Königliche Lotterie", zumal soeben erst die englische Krone und die hol-

*) Schuster, das Spiel, seine Entwickelung und Bedeutung im deutschen Recht, Wien, 1878, S. 107 u. S. 197.

**) Vgl. Dusaulx, de la passion du jeu, Paris, 1779.

Hosted by Google

ländische Republik gelegentliche Lotterien, deren Reinertrag patriotischen Zwecken diente, unter den Schutz ihres Wappens genommen hatten. Die sittliche Qualität des Spieles ist seitdem abhängig von der Quantität. Die großen Glücksspiele, die an Lotterien und Börsen getrieben werden, sind sittlich und erlaubt, die kleinen, Pharo, Tempeln, Kümmelblättchen u. s. w., sind unsittlich und verboten.

Freilich, alle früheren Beschränkungen des Spiels wandten sich zunächst nur gegen die Unsittlichkeit eines unverhältnißmäßig hohen Gewinns, der außerdem oft durch Betrug erreicht wurde, erst, um diesen mit der Wurzel auszurotten, gegen das Spiel selbst. Dieser Gewinn bildet heute nicht die Gefahr, er kommt nur noch vor in einer kleinen Anzahl von Clubs, in denen sich die Aristokratie des Blutes mit der Plutokratie zusammenfindet, um sich die gleiche Metallvergiftung zu holen, an der diese krankt. Die heutige allgemeine Sünde ist nicht der unsittliche Gewinn, sondern der unsittliche Verlust, nämlich der Zeitverlust, den der Spielende erleidet.

Es giebt wohl keine gründlichere Methode, die Zeit totzuschlagen, d. h. sie vollkommen zu sterilisiren, ihr jeden Inhalt an nützlichen Keimen zu entziehen, als das Kartenspiel oder ähnlicher Zeitvertreib, Domino, Schach, Damenspiel u. s. w. Selbst das stundenlange gedankenlose Biertrinken, dem die Germanen sonst fröhnen, ist eine edle Beschäftigung dagegen. Erstens wird dabei konsumirt, und das ist heute beinahe ein Verdienst, zweitens aber ist ja eine absolute Gedankenlosigkeit selbst dem einsamen Biertrinker unmöglich. Erinnerungen, Absichten und Hoffnungen steigen in ihm auf, sein Bewußtsein ordnet und organisirt sie und verrichtet eine nothwendige Arbeit, die es, wenn nicht während des Biertrinkens, zu anderer Zeit verrichten müßte. Anders der Spieler. Die Karten oder Schachfiguren nehmen ihn ganz gefangen, Vergangenheit und Zukunft versinken ihm, er wird zur Maschine, die Karten oder Figuren kombinirt. Wenn er vom Spiele aufsteht, hat er nicht geruht, wie im Schlafe, nicht Erfrischung gewonnen, wie nach einem Spaziergange, nicht seine Kräfte geübt, wie im gymnastischen Spiele, nicht sein Seelenleben erweitert, wie es durch Kunstgenuß oder geselligen Verkehr geschieht, er hat einfach ein Stück von sich, von seinem Leben vernichtet, ohne Ergebniß, ohne Frucht, ohne irgendwie verwerthbaren Rückstand. Wenn ich vor Jahren — es ist, Gott sei Dank, schon lange her — eine oder zwei Stunden Karten gespielt hatte, so stand ich auf mit dem Gefühl einer ungeheuren Oede und Leere, einem Unbehagen der geistigen Organe über fortwährende Anfüllung mit Nichtigkeiten, einem Unbehagen, wie es auch den Magen befallen müßte, wenn ihm zwei Stunden lang Wasser eingefüllt würde.

Aber es giebt doch geistreiche Spiele! Obenan das „königliche“

Hosted by Google

Schach — Montaigne*) freilich, einer der scharfsinnigsten und bedeutendsten Menschen aller Zeiten, nennt es albern und kindisch —, dann nacheinander die verschiedenen Kartenspiele, in denen die Macht des Zufalls zu Gunsten der Kombination beschränkt wird. — Die großen Feldherren alle, vom Mongolen Timur, dem nur das allergrößte Schachbrett mit 110 Feldern genügte, bis zum Grafen Moltke, sind große Schachspieler gewesen. — Ach ja! — Leider folgt daraus nicht die Umkehrung, daß alle Schachspieler auch große Feldherren sind, Feldherren für den Kampf des Lebens. Und wenn sie es sind, so nützt es ihnen selten, denn für den Kampf des Lebens bedarf es vielmehr der Eigenschaften des Soldaten, der unermüdlichen Ausdauer, der Tapferkeit und Fahnentreue.

Immerhin, sehr alte Leute haben ein unbeschränktes Recht auf ihre Zeit. Saat und Ernte ihres Lebens sind vorüber, es tritt die Zeit der Brache ein; wenn sie aus der Zeit nichts mehr herausnehmen, so ist es nicht ihr Schade. Anders die Jungen. Sie sollen aus jeder Stunde ihres Lebens Stoff zum Wachsthum saugen, sie sollen deshalb jede Stunde mit ernsthaften Dingen erfüllen, oder mit solchen Spielen, die ihre Kräfte üben, aber nicht mit der Variation von Figuren oder bemalten Blättern. Damit verglichen ist jede noch so oberflächliche Unterhaltung, jede Kannegießerei, sogar die Lektüre des Tageblattes von X oder Y eine nützlichere Zeitanwendung, ein Wühlen in einem Spreuhaufen, in dem aber hie und da doch ein Körnchen steckt, während das Kartenspiel ganz reine leere Spreu ist.

Endlich soll das Spiel sogar eine Erholung sein, ein Ausruhen der abendlichen Seele von den Lasten und Mühen des Tages. Nach Professor Lazarus**) dienen die Spiele „als Mittel zum Ersatz, zur Erneuerung der in ernster Arbeit aufgebrauchten Kräfte. Man wird sie deshalb in moralischer Betrachtung einerseits mit den sinnlichen Genüssen, andrerseits und sehr zu ihren Gunsten mit dem Schlafe zusammenstellen .... Wie vielfach die Erfrischung durch ein Spiel den bloßen Ersatz durch den Schlaf noch übertreffen mag, darf hier unerörtert bleiben." Es wäre herrlich, wenn es wahr wäre. Der Schlaf wäre gewissermaßen blos das Wasser, das verbrauchte Flüssigkeit ersetzte, das Spiel aber wäre der Wein, der außerdem noch eine erfrischende, lebenweckende Nebenwirkung hätte.

Leider beweist Professor Lazarus mit den citirten Worten nichts als die zähe Beharrlichkeit metaphysischer Rudimente. Für die Herbartische Psychologie, die an der Seele als substanzieller Monade festhält, wird die

*) Essais, I., Chap. 50.

**) Die Reize des Spiels, S. 164.

Hosted by Google

Seele gar leicht zur Person, zu einem persönlichen Zugthier des Körpers, das, durch ein Vergnügen bei guter Laune erhalten, die Kraft aus seinem Willen hergiebt. Für die moderne Psychologie ist die Kraft der Seele zugleich die Kraft des Nervensystems, ist ihre zugleich seine Arbeit. Daß die Thätigkeit des Spielens neben dem Vergnügen und durch dieses für die Erneuerung der Kräfte das selbe leiste wie der Schlaf, ist eine eben solche Unmöglichkeit wie eine Maschine, die durch ihre Bewegung zugleich die Kraftquelle für weitere Bewegung wäre, ein perpetuum mobile. Leider ist die Seele ein solches nicht, ihr Wille kann nicht nach Laune Kraft erzeugen, sondern ist nur der Dirigent ihrer Kraft. Physiologisch sind gerade die mit Lust und Eifer betriebenen Arbeiten die kostspieligsten, — nur scheinbar, da sie im rüstigen Alter zugleich den Stoffwechsel am meisten fördern, wirken sie durch Mehraufnahme von Nahrung krafterhöhend. Die langweiligen Arbeiten sind billiger, mit geringerer Ausgabe verbunden, nur indirekt wirken sie kraftmindernd, weil sie mit der Thätigkeit zugleich die Aufnahme neuer kraftgebender Stoffe herabsetzen. Die Förderung des Stoffwechsels bewirken aber wesentlich nur die Bewegungspiele, die überhaupt der Gesundheitpflege dienen, zumal sie meist im Freien stattfinden; die Kartenspiele hingegen, im dumpfen Zimmer oder in qualmiger Kneipe betrieben, sind nur ein Verbrauch des Leben erzeugenden Sauerstoffs ohne seinen gleichzeitigen Ersatz.

In den letzten zehn Jahren sind nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich,*) in Deutschland versteuert, also auch verbraucht worden: 37 177 500 Spiele zu je mindestens 36 Karten. Und zwar ist der Verbrauch von Jahr zu Jahr gestiegen, von 3 370 300 im Jahre 1881 auf 4 128 100 im Jahre 1891, d. h. weit über das der Volksvermehrung entsprechende Maß, um 24,8 Prozent, während die Volkszahl nur um 9,3 Prozent gewachsen ist. Dividiren wir mit der letzten Zahl in die 49 428 470 Seelen, die am 1. Dezember 1890 gezählt wurden, so kommt auf je 12 Seelen fast ein verbrauchtes Spiel. Unter diesen 12 Seelen sind etwa 5 Kinder, von den übrig bleibenden 7 Erwachsenen wiederum die Hälfte Frauen, deren Betheiligung am Spiel immerhin noch gering ist, so daß fast der ganze Verbrauch des Spiels auf die $3^1/_2$ übrigbleibenden erwachsenen männlichen Seelen fällt. Wieviel Seele wird in diesen $3^1/_2$ Mannesseelen noch übrig bleiben, wenn sie im Jahre ein Spiel Karten zur Unbrauchbarkeit gedroschen haben! Man bedenke nur, wie lange die Karten mit Staub und Schweiß imprägnirt werden müssen, ehe sie dem Philister ersatzbedürftig scheinen!

*) Jahrgang, 1892, S. 193.

Hosted by Google

Oder fassen wir den Verlust kollektiv: 4 128 100 Kartenspiele im Jahre 1891 verbraucht! Um in so kurzer Zeit dienstunfähig zu werden, muß wohl jedes täglich längere Zeit, sagen wir 3 Stunden, gedient haben. Das ergiebt schon gegen 4½ Milliarden Lebensstunden eines Triumvirats oder Duumvirats oder, wenn man auf jedes die Hälfte rechnet, 10¼ Milliarden Stunden eines einzelnen Menschen, die nach dieser sehr niedrig greifenden Schätzung in das Nichts versenkt worden sind. Rechnet man die erwachsene männliche Bevölkerung in Deutschland zu 15 Millionen, so kommen von jenem Gesammtverlust auf Jeden etwa 684 Stunden oder — den Normalarbeitstag zu 8 Stunden gerechnet — 85½ Arbeitstage, der vierte Teil des Arbeitsjahres. Und diese ungeheure Zeit wäre dann durch das Kartenspiel allein vernichtet worden. Wo bleiben die übrigen Zeitmordmaschinen? Börne konnte schon fragen: „Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Aengste und Hoffnungen, die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden, wenn man dieses Alles zusammensparte, würde es nicht ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden?“ Heute würde er mit viel größerem Rechte fragen: Wenn man die Zeit und die Kraft, die alljährlich den Karten oder ähnlichem Unsinn geopfert wird, zum Nachdenken über soziale Probleme verwendete, könnte man dann nicht zu dem materiellen Reichthum unsers Zeitalters den so schmerzlich vermißten sozialen Fortschritt und damit geistigen und sittlichen Reichthum hinzufügen?

Einer der Alkoholgegner, Professor Bunge in Basel, denkt wahrscheinlich zunächst an die Deutschen, wenn er sagt: „Die Hälfte aller Männer ist in ihren Gesichtszügen durch den sogenannten mäßigen Alkoholgenuß entstellt.“ Er hätte hinzufügen können: Die selbe Hälfte ist auch durch stumpfsinniges Kartendreschen verdummt. Besonders ist es ein Jammer zu sehen, wie die deutsche Studentenschaft die „blühende goldne Zeit“ ihres geistigen Wachsthumes durch diese beiden Gepflogenheiten verwüstet. Ich glaube, auch der alte Cato, der Censor, war deshalb soviel bedeutender als sein geistloser Urenkel, der politische Don Quixote, der sich in Utika tötete, weil der Erste das Würfelspiel verabscheute, der Zweite aber nach Plutarch den Wein und die Würfel sehr liebte.

Leipzig. Dr. Paul Barth.

Hosted by Google

Das Handwerk in der Malerei.

Von der Erziehung des Dekorationsmalers, von dem Begriff seines Handwerkes und seiner Kunst ist dem Publikum nicht viel bekannt. Dekorationsmaler nenne ich den Maler, der an der Wand oder der Decke Flächen verziert, die ihm durch die Architektur gegeben sind. Unter Kunst- oder Staffelmaler verstehe ich dagegen denjenigen, welcher das, was seinem Auge oder seiner Phantasie behagt, auf die Leinwand bringt und seine Arbeit im Goldrahmen auf die Kunstausstellung schickt, wo sie dann von irgend einem Liebhaber gekauft und an einen vorher nicht zu bestimmenden Platz gebracht werden kann. Der Dekorationsmaler, der stets darauf angewiesen ist, für einen bestimmten Raum zu arbeiten und diesen in seiner Gesammtwirkung malerisch zu gestalten, wird naturgemäß eine andere Erziehung genießen müssen als der Staffelmaler. Ich bin als Lehrer am Kunstgewerbe-Museum sehr oft in der Lage gewesen, von Eltern, die ihre Söhne in mein Atelier brachten, die verkehrtesten Ansichten über die Art zu hören, wie man ein Dekorationsmaler werden kann.

Da man keinem Menschen von vorn herein ansehen kann, ob er das Talent zu einem großen Künstler in sich birgt oder nicht, halte ich es für richtig, jeden jungen Mann, der Lust zur Ausübung der Malkunst in sich spürt, wenn er nicht von Geburt mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet ist, eine praktische Malerlehre durchmachen zu lassen. Es ist ihm dadurch, sollte er an der Erreichung seiner Ideale scheitern, die Möglichkeit der anständigen, seinen Mitmenschen nützlichen Existenz gesichert. Hat er nun gar die bestimmte Absicht, Dekorationsmaler zu werden, so ist die Stubenmalerlehre durchaus nothwendig. Während dieser praktischen Lehrzeit lernt der junge Mann, ernsthaft zu arbeiten; das eiserne Muß des Lebens wird ihm sehr viel klarer vor Augen geführt als in einer Kunstschule oder Akademie, wo immer die Möglichkeit des verfrüht eintretenden Größenwahns näher liegt. Der junge Mann soll in der Lehre auch zum Denken, zur Verstandesarbeit angehalten werden, besonders durch stetes Naturstudium. Er soll in seinen freien Stunden versuchen, das, was ihm in der Natur malenswerth erscheint, auf das Papier zu bringen, aber auch seine körperliche Ausbildung nicht vergessen, sondern fleißig die Beweglichkeit seines Leibes üben, damit er dereinst nicht vor den körperlichen Anstrengungen seines Berufes zurückschreckt. Denn es herrscht vielfach die irrige Meinung, daß körperlich schwächliche Knaben, die zu einem Handwerk nicht taugen, zu einem Dekorationsmaler immer noch ausreichen. Diese Meinung ist irrig; ich kann aus Erfahrung versichern, daß das Malen an der Decke kein Kinderspiel ist.

Hosted by Google

Nach dieser Lehrzeit käme die theoretische Ausbildung in einer Kunstgewerbeschule an die Reihe. Der junge Mann wird dann allmählich, vielleicht auch durch Reisen, genügend vorgebildet sein, um an eigene Arbeiten, wie sie ihm der Zufall bietet, heranzutreten, oder um sich unter Leitung eines älteren Meisters an der Ausführung größerer Arbeiten betheiligen zu können.

Zumeist wird der Architekt der Besteller oder Vermittler eines dekorativen Auftrags sein. Er giebt dem Maler einen Aufriß der Decke, Wand oder sonstigen architektonischen Form, die er malerisch zu dekoriren gedenkt, und gestattet ihm nun, seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. In diesem letzten Punkt wird in unserer Neuzeit viel gesündigt. Der Architekt, der Bildhauer oder Stuckateur und zuletzt der Maler suchen so viel wie möglich von ihrer Kunst in den Raum hineinzupressen und erreichen dadurch gerade das Gegentheil von dem, was ein gesunder Sinn für schön halten muß.

Ist der Entwurf genehmigt, so treten an den Maler zwei sehr wichtige Fragen heran, das ist die Zeitdauer der Ausführung und der Kostenpunkt der Arbeit. Hier nun zeigen sich die guten Folgen der praktischen Erziehung. Der gelernte Stubenmaler hat zugesehen, wie lange andere vor ihm an ähnlichen Arbeiten thätig waren, und legt gleich den richtigen Maßstab der Quadratmeter-Berechnung an die zu bemalende Fläche an. Er weiß auch ungefähr, wie viel Kilo Farben er zu einer so und so großen Fläche verbrauchen wird, welche Unkosten daraus erwachsen, und wo er die Farben am besten und billigsten beziehen kann; er weiß ferner, was an Gerüsten und Nebensachen zu der Arbeit nöthig ist, und macht sich und dem Besteller den Abschluß des Auftrages angenehm. Nach der gefertigten Skizze werden Studien und Karton im Atelier hergestellt, und der Maler zieht nun wohl vorbereitet auf sein Gerüst, um sich seines Auftrages zu seinem Ruhme und zu Anderer Ergötzen zu entledigen.

Handelt es sich um wichtige Arbeiten monumentalen Stiles, so kommt vorher die Frage in Betracht, welche Technik als die haltbarste zu wählen sei, besonders, ob auf Leinwand oder Verputz gemalt werden solle. Bei Fassadenmalereien sind wir ja durch unser Klima überhaupt auf Ausführung in Glasmosaik oder Porzellanplatten angewiesen; bei Innendekorationen ist außer der direkten Wandmalerei auch aufgespannte Leinwand nicht ausgeschlossen. Ich habe auf meinen Reisen mannichfache Studien über diese Frage angestellt und bin zu dem Schluß gekommen, daß unter allen Umständen Putzmalerei vorzuziehen sei. Schon der Zwang, im gegebenen Raum selber zu malen, ist für mich maßgebend. Man ist nie im Stande, sich im Atelier vollständig in die betreffende Raumwirkung hineinzudenken. Ich erlebte zum Beispiel bei der Ausmalung eines Opernhauses, daß ein Kollege der die figuralen Bilder der Zuschauerraumdecke zu malen hatte (nebenbei

Hosted by Google

gesagt, ein Staffelmaler, der sich überhaupt nicht auf Rüstbretter wagte), eine drei Meter hohe Figur, auf Leinwand gemalt, probeweise einspannen ließ und, nachdem das Gerüst aus dem Raum entfernt war, mit einem Opernglas nach seinem Bilde suchte. Das Bild war nämlich im Atelier so zart ausgefallen, daß es auf die Entfernung von 60 bis 70 Fuß kaum mehr zu entdecken war. Der Maler hat in Folge seiner falschen Vorbildung das Bild zweimal ausführen müssen.

Die Franzosen malen Dekorativbilder fast immer auf Leinwand, während die italienischen Meister Alles auf die Wand malten, und nach meiner Meinung sehr zum Vortheil der dekorativen Kunst. Die Franzosen müssen deshalb auf Leinwand malen, weil ihre Gebäude meist auch im Innern aus Quadern gebaut sind; sie malen auch schon darum durchweg im Atelier, um ihre Dekorativbilder in den Salons ausstellen zu können. Ich finde jedoch, daß die Bilder dort meist eine ungünstige Wirkung zwischen den vielen kleinen Staffelbildern machen, und halte die Art, wie z B. ein Tiepolo seine Raumdekorationen aufzufassen pflegte, für die richtigere.

Die bei den Franzosen beliebte Oelfarbe ist überhaupt die weniger geeignete Technik für Wandmalerei. Erstens glänzen größere Flächen immer so stark, daß der Beschauer nur ein Stück des Bildes klar sehen kann, und dann dunkeln sie mit der Zeit ganz überraschend nach. Die Wasserfarben dagegen geben einen viel heller leuchtenden Farbton her und glänzen nicht, reißen nicht, dunkeln nicht nach und sind bei richtiger Behandlung sogar an Festigkeit der Oelfarbe überlegen. Trotz dieser Vortheile sind die monumentalen Wasserfarben bei den Malern, welche die akademische Laufbahn hinter sich haben, meist unbeliebt, und das liegt hauptsächlich in der Angst vor dem ihnen unbekannten und ja auch technisch etwas schwieriger zu behandelnden Material. Der gelernte Stubenmaler dagegen, auch derjenige, welcher sich zu der höchsten Stufe seines Kunsthandwerkes heraufgearbeitet hat, kennt keine Furcht vor technischen Schwierigkeiten. Er hat sich von Jugend auf in Leimfarben geübt, hat seine Studien mit Tempera oder Kaseïnfarben gemalt und kennt die leichter zu erlernende Oelfarbentechnik erst recht. Für ihn giebt es nur den Unterschied der mit Oel oder Terpentin löslichen, also nicht heller auftrocknenden und der mit Wasser löslichen, d. h. heller auftrocknenden Farben. Er malt in der Technik, die ihm für die Raumwirkung die geeignetste erscheint, weil es für ihn keine Unkenntniß des Materials giebt. Er lacht über die langathmigen Broschüren, die neuerdings über alle möglichen Maltechniken im Umlauf sind, und macht sich seine Bindemittel zur Noth nach dem in seiner Handwerkerlaufbahn erlernten und von ihm selbst ausprobirten Rezepte selbst. Auch der edelsten Malkunst giebt das Handwerk einen sicheren Boden.

Professor Max Koch.

Hosted by Google

Theater.

In dem Wachsfigurenkabinet, das Emile Zola zu seiner Uebung einrichtete, ehe er sich selbst als den großen Epiker unlebendiger Schicksalsmächte entdeckte, steht, ganz im Winkel, in einer Art von Schreckenskammer, neben Therese Raquin die kleine Jeanne Grandchamp, die epileptische Heldin des Romans Une page d'amour. Es ist eine sauber gearbeitete Wachsfigur, und wenn man sie so die Augen verdrehen und auf Kommando hinfallen sieht, könnte man sie beinahe für lebendig halten. In dem wächsernen Kinderleib sitzt aber ein feines Uhrwerk und der stolze Mechaniker giebt sich die größte Mühe, uns zu erklären, warum seine Puppe jedesmal die Augen verdrehen und hinfallen muß, sobald ihrer Mutter ein Mann zu nahe kommt. Die Großmutter, sagt er, war nämlich hysterisch und die Enkelin leidet an Epilepsie; wenn nun, sagt er, die epileptische Enkelin einer hysterischen Großmutter eifersüchtig wird, dann äußert sich das immer so. Dabei arbeitet er an dem Uhrwerk und die Puppe verdreht die Augen und thut einen steilen Fall. Der Mechaniker nennt das Psychologie und die Gläubigen, denen diese zehnjährige Eifersucht mit ihrer verfrühten Pubertät gar keinen Ekel erregt, halten die Puppe für lebendig und bewundern sie etwa wie das boxende Känguruh, die dressirten Ratten oder eine andere für Geld gezeigte Widernatürlichkeit.

Nun weiß ich nicht, ob Herr Ernst Rosmer, der Verfasser des im „Neuen Theater" aufgeführten Schauspieles „Dämmerung", die kleine Jeanne Grandchamp kennt; ganz sicher aber hat er zu dem Wunderwerk aus Zolas Panoptikum ein sehenswerthes Seitenstück geliefert. Die kleine Jeanne bekommt ihren Krampf, wenn der Doktor der Mutter die Hand drückt; die etwas größere Isolde verfällt in Zuckungen, wenn der Vater mit dem Doktor zärtlich thut. Dadurch, daß der Arzt hier eine junge und hübsche Aerztin ist und daß die Eifersüchtige am Ende ganz wirklich und nicht nur geistig erblindet, wird der Fall nicht gerade einfacher und es hilft

Hosted by Google

meinem Verständniß auch nicht weiter, wenn ich von den Einflüssen eines überreizten Geschlechtslebens und einer sehr geheimnißvollen Augenkrankheit höre. Denn auf der Bühne sehe ich eben nur ein ältliches, unschönes und unmanierliches Mädchen, das einen dunklen Kneifer trägt und sich sehr interessant zu finden scheint.

Zu unserem Glück ist der Vater eine freundlichere und erfreulichere Erscheinung: ein froher Musikant alten Stils, ein Sonntagskind, dem die Herzensgüte noch ganz altväterisch selbstverständliche Menschenpflicht ist. Wie dieser Vater zu dieser Tochter kam, das ist das Geheimniß des Herrn Rosmer. Genug, der Musikant hat und liebt seine Isolde, und da dem Kind ein ernstes Augenleiden zu schaffen macht, giebt er seine Stellung auf — ich glaube, er war in Wien Hofkapellmeister — und geht auf die Suche nach Autoritäten und Spezialitäten. Endlich findet er denn auch eine Aerztin, die Isolde durch eine glückliche Operation heilt — aber ich bemerke, daß diese Krankengeschichte mit dem Drama gar nichts zu thun hat und daß ich sie darum doch nicht nachzuerzählen brauche, weil Herr Rosmer sie mit dem ganzen Stolz kaum erworbenen Besitzes in breitester Ausführlichkeit vorerzählt hat.

Das Drama sieht so aus: Der Vater liebt die Aerztin, aber er opfert sein Glück und das Glück der Geliebten, weil seine Tochter — ich weiß nicht, ob durch Gemüthsbewegung oder durch „Erkältung" — nun doch wieder blind geworden ist, weil sie die Aerztin haßt, die ihr doch das Augenlicht erhalten hatte, und weil sie den Vater für sich allein bewahren möchte, als ein Spielzeug für ihre lichtlosen Tage. Also das Opfer zweier erwachsener Menschen für die kindische und krankhafte Laune eines unerzogenen, eitlen und selbstsüchtigen Mädchens; man kann den altruistischen Schwächekultus unmöglich weiter treiben und es ist erstaunlich, daß Herr Rosmer sich als eine Dame entpuppte. Die lieben Frauen pflegen doch sonst für ihre Schwestern nicht gar so mitleidig zu sein und hysterische Mädchen fürchten gewöhnlich nichts so sehr wie weibliche Aerzte, weil die ihre Schliche kennen und mitunter ganz andere Dinge verschreiben als Antipyrin oder Stahlbäder.

Wie man sieht, hat dieses Drama eine Moral, die man getrost nach Hause tragen kann und über die man auch streiten könnte, wenn der Streit nur die Mühe lohnte. Mir erschien der opferfrohe Musikant, der zuerst als der einzige lebendige Mensch in diese erlesene Welt getreten war, schließlich doch etwas kindisch und die Aerztin, die neben ihm ja wohl die moderne, im wissenschaftlichen Sinne naturalistische Anschauung vertreten soll, habe ich trotz ihren Zürcher Studien und ihren Pariser Preisen im Verdacht, früher beim fabelhaften Lord Rowland Rochester Gouvernante

Hosted by Google

gewesen zu sein. Dennoch zeigt das neurastheniſche Idyll, das zu ganz flüchtigem Bühnenleben nur erweckt werden konnte, nicht allein einen ſicheren Theaterinſtinkt, ſondern auch das leiſe Walten eines klugen Geiſtes, der ſich ſelbſt freilich noch nicht gefunden hat und der ſtatt der Menſchen vorläufig nur die Atmoſphäre zu ſchaffen vermag. Die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß und die Keckheit einer munteren, oft ſogar ganz kernhaft derben Sprache täuſcht über die Mängel der Charakteriſtik hinweg und über die erkünſtelte Lichtwirkung, die für ſolche Panoptikum-Probleme allerdings unentbehrlich iſt. Vielleicht trug die kaum mittelmäßige Darſtellung, vielleicht trugen die ungeſchickten Regieſtriche, von denen ich in einer Provinzzeitung las, einen Theil der Schuld an dem üblen Ausgang des Abends. Man wird den Erſtling des Herrn Rosmer beſſer beurtheilen können, wenn man mit dem Buch in der Hand ſich durch den kliniſchen Apparat und durch das Dunkel dieſer ſeltſamen „Dämmerung“ arbeiten kann. Auf der Bühne, die immer die Bilderbibel der an Geiſt Armen und an Phantaſie Reichen bleiben wird, iſt für ſo kränkliche Subtilitäten nicht der Platz.

Immerhin darf man in dem neuen Schauſpiel, das für ſeine dürftigen Reize nur etwas gar zu anſpruchsvoll auftritt, vielleicht die Geburtanzeige eines intereſſanten Talents begrüßen und deshalb ziehe ich es dem handfeſten Theaterſtück vor, das im „Leſſing-Theater“ aufgeführt worden iſt. Das Stück heißt „Hanna Jagert“, und da es von der Cenſur anfänglich verboten wurde, da der Verfaſſer, Herr Hartleben, als ein witziger Mann bekannt war, durfte man ſich ein literariſches Feſt erwarten. Daraus wurde nun nichts und für mich wenigſtens war es ein Glück, daß diesmal der Verfaſſer nicht, wie im Falle Rosmer, eine Maske trug: ich hätte auf einen müden Routinier gerathen und mich furchtbar blamirt, denn Herr Hartleben gehört zu den Neuſten. Er hat ein flottes „Studententagebuch“, eine in den Aeußerlichkeiten geſchickte Ibſen-Parodie und zwei luſtige Frechheiten — „Angele“ und „Die Lore“ — geſchrieben und er ſah aus, als ob ihn der fidele Ruhm eines deutſchen Murger lockte. Den Berliner Nordweſten, wo Studenten und arme Infanterieoffiziere mit Kellnerinnen, Griſetten und Theatermädchen niederer Ordnung ein bummeliges Leben führen, konnte er für den deutſchen Schwank entdecken und in der aus Bierdunſt, Pfeifenqualm und billigem Moſchus gemiſchten Stickluft manchen luſtigen und wohl auch tragikomiſchen Konflikt finden.

Leider wollte Herr Hartleben höher hinaus, er wollte ſein Problem, haben und auf ſeine beſondere Weiſe die ſozialdemokratiſche Anſchauung, der er ſelbſt früher wohl nahe geſtanden hatte, „überwinden“; ſo heißt der durch Eugen Richter geheiligte Ausdruck. Und weil heute immer etwas Sexuelles ins Spiel kommen muß, wenn die Geſchichte wirken ſoll

Hosted by Google

deshalb ersah Herr Hartleben als Ziel seines Spottes die „Irrlehre" von der freien Liebe. Fräulein Hanna Jagert war eine begeisterte Sozialdemokratin, so lange ihr Schatz ein Arbeiter war; als an seine Stelle ein begüterter Fabrikant tritt, entdeckt die zum zweiten Male illegitim Vermählte ihr individuelles Recht, sie kehrt dem „Heerdenproletariat" den Rücken und geht von August Bebel zu Bruno Wille über; schließlich aber langweilt sie auch die Unabhängigkeit und der Fabrikant, der wie ein Buch von Oscar Blumenthal spricht, sie öffnet die allmählich geübten Arme einem Laffen von Freiherrn, und als sie unter dem Herzen das bekannte Leben spürt, entschließt sie sich, nach einigem Geziere, die Philosophie des freien Menschenthums über Bord zu werfen und eine ganz legitime Freifrau zu werden. Was denn bedeuten soll, daß die Frauen immer das sind, wozu die Männer sie machen, oder auch, daß die freie Liebe die erste Schwangerschaft nicht überstehen kann. Und ein Stück von so ordentlicher Gesinnung wollte der Polizei-Präsident verbieten. Die gute Hanna Jagert ist für die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft gerade so ungefährlich, wie die Gruppe der Unabhängigen, die mitunter zwar wilde Reden führen und mit dem Anarchismus liebäugeln, die eigentlich aber brave Bürger und Steuerzahler sind und bedenklich die Köpfe schütteln, wenn Einer von ihnen sich ohne Standesamt ein wildes Eheglück schafft.

Herr Hartleben ist ein gescheiter Mann und er hat seine Handlung, die sich nach einem kräftigen Anlauf mühselig durch drei lange Jahre schleppt, manchmal mit klugen Reden begleitet. Diese klugen Reden hält aber der Erklärer, und die Hoffnung, Menschen menschlich sprechen zu hören, bleibt unerfüllt. Jeder Person ist eine nicht allzu reichliche Portion sogenannter Weltanschauung zugemessen, hinter ihnen taucht aber immer der Verfasser auf, der uns zublinzelt: damit wollte ich nämlich das und das sagen. Wir blicken in eine unlebendige, arrangirte Welt, und weil ich im Theater nun einmal zum Glauben gezwungen und nicht überredet sein will, erschien mir die Schwangerschaft der Experimentirdame Hanna Jagert nicht glaubwürdiger als die Blindheit der abscheulichen Isolde und die krampfige Eifersucht der kleinen Jeanne Grandchamp. Wenn Fräulein Hanna erst als Freifrau zwischen dem legitimen Eheherrn und den beiden illegitimen Liebhabern sitzt, wird sie allen Dreien vielleicht — denn mit allen Dreien ist sie ja gleich vertraut — das neueste süße Geheimniß zuflüstern, daß sie sich damals geirrt hat. So etwas kommt vor und schon darum sollten verlegene Dramatiker für ihre arg verknoteten Konflikte allmählich sich doch nach einer anderen Hilfe umsehen als nach der des von der Impotenz jetzt gern bemühten Klapperstorches.

M. H.

Hosted by Google

Infelices possidentes!

An den Wänden der Berliner Vergnügungstätten steht das Mene Mene Tekel; Marmor und Gemälde, Gold und Atlas, die sie bekleiden, bemühen sich vergebens, die Schrift zu überdecken, sie dringt durch die ängstliche Pracht hindurch, wie die Zukunft durch die Gegenwart hindurchdringt, und die Magier von heute wissen sie zu deuten. Als würde die Entwickelung des Menschengeschlechts rückläufig, die von der Sinnlichkeit zur Vernunft emporgeführt hat, scheint jetzt kein Reiz mehr des Genießens werth als Sinnenkitzel und Nervenrausch. Wer mag noch von der ernsten stillen Kunst etwas wissen, die mit der Seele gesucht sein will, die der Genießende erst erwerben muß, um sie zu besitzen? Heute bedarf es der Genüsse, die sich den Nerven aufdrängen, wie sich die Straßendirne aufdrängt und damit das natürliche gesunde Verhältniß der Geschlechter in sein Gegentheil karikirt; es bedarf des Glanzes für die Augen, in dem sich die Etablissements athemlos überbieten, während der Bourgeois mit der Behaglichkeit des Zuschauers im Gladiatorenspiele oder des Haremsbesitzers dabeisitzt und abwartet, welcher seiner Vergnügungssklaven es ihm am amüsantesten und zugleich am bequemsten machen wird; es bedarf der Aushöhlung von jedem tieferen Inhalt, damit nur ja der Seele nicht zugemuthet werde, noch selbst eine Schale zu durchbrechen, selbst einen Weg zu machen, um zum Kern zu gelangen. Darum darf nur geboten werden, was sich an der Oberfläche bieten läßt, und darum herrschen die Sinne statt des Sinnes.

Und doch — die Tragödie liegt nicht erst nach dem Satyrspiel, sondern schon vor ihm. Ein furchtbarer Ernst wird nicht nur diesen gleißenden Rausch ablösen, sondern er ist schon da, er ist seine Ursache wie er seine Folge sein wird. Ein gesunder glücklicher Mensch ergiebt sich nicht der Trunksucht, sondern die Elenden und Unglücklichen sind es, die den Rausch suchen. Und wie man sich hüten muß, mit sittenstrenger Entrüstung den verlumpten Trunkenbold zu verdammen, den sein Jammer in die Vergessensseligkeit der Branntweinflasche hineinpeitschte, so würde der moderne Jeremias auch seinerseits an der Oberfläche haften, wenn er für die Oberflächlichkeit, den Sinnentaumel, den hohlen Prunk modernster Vergnügungen nur Fluch und Verdammung hätte und nicht sähe, welche Noth und Pein die Volksseele hineintreibt in diesen Rausch, sie fliehen läßt zu den obersten Schichten des Seelenlebens, weil in den tieferen der Schrecken herrscht.

Hosted by Google

Es mag eine Zeit gegeben haben, wo man das Verhältniß von Wirklichkeit und Spiel in den harmlosen Gegensatz fassen konnte, daß das Leben ernst, die Kunst heiter sei. Wie aber steigende Entwickelung allenthalben die Gegensätze steigert, feindseliger auseinander treibt, was der Keimzustand einheitlich zusammenschloß, so ist das Leben furchtbar, schreckhaft, tragisch geworden und die Ergänzung dazu, die unvermeidliche Rückseite ist es nur, wenn die Erholung, das Spiel, satyrhaft, orgiastisch, sinnentrunken wird. Es war ein Meisterstück Wagners, daß er ein Bayreuth schuf, in dem die, die seine Kunst genießen sollten, den Tag beschäftigunglos, jedenfalls losgelöst von den Mühen und Aengsten des wirklichen Lebens hinbrächten; er sah ein, daß das moderne Leben nicht die Stätte ist, von der aus eine schwere und tiefe Kunst begriffen und gewürdigt werden kann. Deshalb zeichnete er sein Ideal mit der Umkehrung jenes Schillerschen Wortes: das Leben solle heiter, die Kunst ernst sein. Je ruhiger und befriedigter der Ernst des Lebens ist, desto mehr Kraft und Möglichkeit der Vertiefung bleibt für das Spiel. Nun aber ist jenes fieberhaft erregt worden, spannt alle Nervenkräfte bis aufs Letzte an — wir geben nicht nur aus, was wir an Kraft haben, sondern wir leben gewissermaßen auf Vorschuß, verbrauchen für die Forderung des Augenblicks, was noch für die Zukunft ausreichen sollte; daher der tausendfache Bankerot an Kraft. Zwischen der Leidenschaft, Alles zu gewinnen, und der Furcht, Alles zu verlieren, wird der moderne Mensch hin- und hergetrieben, die Konkurrenz der Einzelnen, der Rassen, der Stände, inszenirt die fiebernde Jagd der täglichen Arbeit und reißt auch den, der nicht arbeitet, in die ruhelose Rhythmik, die Selbstverzehrung hinein, und in die Angst, klarer oder dunkler, daß diejenigen, von deren Arbeit er lebt, nicht immer geneigt sein werden, ihren Schweiß gegen seine Coupons auszutauschen. Sieht der Tag so aus, welches Gesicht kann der Abend tragen? Welche Seelenkräfte bleiben noch übrig, nachdem der Tag verbraucht hat, was nur an Aktivität, Spannung, Konzentrirtheit vorhanden war? Das Ronacher- und Apollo-Theater geben Antwort auf die Frage, welche Fähigkeiten der Großstädter unserer Zeit noch ins Theater mitbringt. Weil das Leben seine Kraft völlig verbraucht, darf ihm als Erholung nur das geboten werden, dessen Assimilirung absolut keine Kraft beansprucht; die Nerven, durch Hast und Sorge des Tages erschöpft, reagiren auf keine Reize mehr, außer auf diejenigen, die so zu sagen unmittelbar physiologisch sind, auf die der Organismus selbst dann noch antwortet, wenn alle feineren Reizbarkeiten abgestumpft sind: die Reize des Lichtes und farbigen Glanzes, die leichte Musik, endlich und hauptsächlich die Anregung der Sexualgefühle. Wie man gesagt hat, die Geschichte der Frauen habe das Eigenthümliche, daß sie nicht die Geschichte der Frauen, sondern die der Männer sei, so kann man sagen, die Geschichte der Erholungen, des Spieles, der Vergnügungen sei, näher betrachtet, die Geschichte der Arbeit und des Ernstes. Nach dem ruhigen Tagewerk früherer Zeiten mag es möglich gewesen sein, daß, wer überhaupt ein Theater besuchte, sich an Goethe und Shakespeare erquickte; die wirthschaftliche und soziale Aufreibung, in der wir uns befinden und die ihre Unruhe, ihre Kraftverzehrung, ihre Leidenschaftlichkeit auch in die individuellen Verhältnisse hineinträgt, läßt uns so viel Kraft für die Erholung nicht mehr übrig; es muß uns bequem gemacht werden.

Denn dies ist das Furchtbare und Tragische an solcher Herrschaft des Seichten und Gemeinen, daß sie nicht nur die schlechten und niedrigen Naturen

Hosted by Google

ergreift, die sich ihr so wie so beugen, sondern auch die besseren und vornehmeren. Grade je tiefer diese vom Ernst der Wirklichkeit ergriffen sind, je gewaltsamer sie von den Mächten des Tages geschüttelt werden, desto leichter gleiten auch sie auf die schiefe Ebene, auf der man „sich nur amüsiren will" — „nur amüsiren" — darin liegt das ganze Elend unseres Vergnügungwesens. Jener Beisatz edlerer Seelenkräfte, den die Lebensführung früherer Zeiten dem Vergnügen übrig ließ, ist durch die Noth der Zeit ausgeschieden und es gilt, sich nach dem Prinzip der Kraftersparniß zu amüsiren. Seit das Elend der Massen den oberen Zehntausend zum Bewußtsein gekommen ist, seit die Nöthe der eignen Existenz, der äußerlichen oder innerlichen, noch mit dem Uebergewicht des sozialen Elends belastet worden sind, hat gerade das Leben der Besseren und Höheren jene Erschwerung erfahren, die einerseits für den Genuß nur die niedrigeren Seelenenergien übrig läßt, andererseits, wenn nun einmal genossen sein soll, gerade den tollsten Rausch, den blendendsten Effekt sucht, damit nur ja die inneren Ahnungen und Mahnungen übertönt werden.

Im Bewußtsein der Einzelnen dürfte man freilich vergebens nach solchen Gründen ihres Verhaltens suchen. Unbefangen und behaglich schwimmt Jeder in dem großen Strom des Vergnügens und nur dem Soziologen enthüllt sich die tragische Veranlassung der gedankenlosen Genußsucht, über die der Moralprediger nur zu zürnen weiß. Die Frivolität des Einzelnen ist nur die äußere Erscheinung des tiefernsten sozialen Untergrundes; und was für die individualistische Anschauung in Gegensätzen auseinanderliegt, schließt sich für die soziale Betrachtung, für die der Einzelne zugleich das Wesen und das Verhängniß seiner Klasse in sich trägt, als nothwendige Seiten einer geschichtlichen Einheit zusammen. Der Proletarier, der die Stätten des Genusses von außen betrachtet, mag an dem: beati possidentes — seinen Groll nähren; könnte er tiefer blicken, so würde er erkennen, daß je glänzender, rauschender, berauschender der Trubel da drinnen ist, um so trostlosere Müdigkeit, um so quälendere Sucht, sich selbst los zu werden, ihn emporgetrieben hat. Die Zeit der beati possidentes ist vorbei und die Ronacherei war nicht ein Zeichen des Glückes der Besitzenden, sondern ihres Jammers, mag auch das Individuum dieses nur im dumpfen Unbewußtsein tragen. Der Glückliche greift nicht zu solchen Vergnügungen, so wenig er zur Schnapsflasche oder zur Morphiumspritze greift. Und vielleicht wird sich die Forderung gerechterer, sinnvollerer Zustände der sozialen Gruppirung und Besitzvertheilung einst nicht nur aus dem Hunger der Enterbten, sondern auch aus dem Midasdurste der oberen Klassen erheben, denen die wilde Jagd des Wettbewerbes und das erwachende soziale Gewissen mehr und mehr die Freuden aushöhlen, um derentwillen es sich lohnte, ein Besitzender zu sein, und die so hinein getrieben werden in das letzte Refugium derer, die nicht mehr wahrhaft zu genießen wissen, in den Sinnenrausch und die Verrohung des Raffinements. Und so könnten die Tempel grade des ausschweifendsten Genusses ihre Thüren überschreiben: Infelices possidentes! —

Paul Liesegang.

Hosted by Google

Stöcker, Ahlwardt & Co.

Stöcker, Ahlwardt & Co. Wie entstand diese Firma — wie wird sie sich weiter entwickeln und welches wird ihr Ende sein?

Anfangs hieß es schlechthin „Stöcker".

Der Aufschwung, den ein Theil des Erwerbslebens nach dem französischen Kriege genommen, verursacht theils durch den auf manchen Gebieten befruchtenden Millionenregen und verschuldet durch die von einer „liberalen" Gesetzgebung bewirkte Niederreißung weiser wirthschaftlicher Schranken, die vordem das schnelle Ansammeln großer Reichthümer in tausend Händen zu Ungunsten hunderttausender wirthschaftlich schwacher Elemente erschwert hatten: dieses in überraschend wenig Jahren möglich gewordene Entstehen zahlreicher materiell glänzend situirter Existenzen im geistigen Lumpengewande war zugleich der Nährboden für schlimme Geister aller Art. Die vordem in heimliche Schlupfwinkel verbannte Gemeinheit jeder Gestalt trat auf allen Gebieten mehr und mehr frech hervor. Eine völlig ungezügelte Unsittlichkeit im engeren Sinne des Worts machte sich breit. Eine Sippe von Zeitungschreibern war entstanden, die das Anstandsgefühl weiter Kreise so erfolgreich betäubt zu haben schien, daß die Oeffentlichkeit selbst von den widerwärtigsten Ausschreitungen sich nicht mehr mit Abscheu fortwandte. All das forderte den — ich sage das unter voller Betonung der ganzen Bedeutung dieses Adjectivums — heiligen Zorn eines Berliner Seelsorgers heraus. Wenn die geschickt und wegen ihres historischen Mißverhältnisses erfolgreich von jener Zeitungschreibersippe gegen Stöcker ausgebeutete Bezeichnung „neuer Luther" von einem Theil seiner Anhänger in den Anfangsstadien seines Wirkens ihm beigelegt worden ist, so beweist dies in der That nur, wie lebendigem idealen Eifer Stöcker in einem Winkelchen der Volksseele noch begegnete. Aber Stöcker hatte einem außerordentlich folgenschweren Irrthum sich hingegeben, der es verschuldet, daß er und die von ihm eingeleitete Bewegung heute auf den Ahlwardt gekommen ist.

Koch entdeckte einst in den Auswürfen eines durchseuchten Körpers den Bacillus und darauf baute sich die Lehre, die in dem Bacillus die Ursache der Krankheit sieht und die Folgerung zieht: wenn man den Bacillus erwischt und vernichtet, so erfolge die Gesundung des Körpers von selbst. Heute tritt dieser Lehre erfolgreich die Meinung entgegen, der Bacillus sei nur Begleiterscheinung dieser Seuche; man thue wohl daran, ihn zu isoliren, da er Ansteckungskraft besitzt, aber er stelle nicht im Kochschen Sinne wirkende Ursache dar. Er bleibt, das scheint erwiesen, unwirksam, wenn er nicht in unabhängig von ihm herrschenden schädlichen Zuständen seinen Nährboden findet.

Stöcker sah in dem Morast der Hauptstadt sehr viele Kröten sich tummeln und er folgerte, wenn man nur erst die Kröten finge, dann würde der Morast schon austrocknen. Bei flüchtiger Betrachtung fand er, daß diese Kröten überwiegend orientalischer Rasse angehörten, und er folgerte, wiederum falsch: es

Hosted by Google

gäbe nur jüdische Kröten. So entstand seine Lehrmeinung: der Jude ist schuldig, die heute ausklingt in den Refrain: Juden raus!

Hätte Stöcker tiefer geblickt und hätte er seine hervorragenden Gaben darauf gerichtet, zu bewirken, daß die Gesetzgebung durch eine zweckmäßige Drainage den Sumpf trocken legte: würde nicht dann das Gewürm von selbst umgekommen sein, Alles, beschnittnes und unbeschnittnes? — Einstweilen aber kams anders und das ging so zu.

Stöckers Bezeichnung des „Juden an sich" als der wirkenden Ursache geistiger und sittlicher Verlodderung bewirkte, daß eben nicht nur jenes mit allem Recht von seinem schweren Tritt beklemmte Gewürm sein ganzes Gift gegen ihn spritzte. Das hätte ein Mann wie Stöcker mit Gleichmuth ertragen, den Geifer hätte er gelassen von den Stiefeln gewischt. Aber seine Lehrmeinung rief die Gegnerschaft derer hervor, die, tiefer blickend, sie als irrig erkannten, und weiter schauend klar voraussahen, wohin und zu welchen verderblichen Folgen diese irrige Lehre einst führen würde. Stöckers Glüheifer ließ ihn die Einwürfe nicht objektiv würdigen. Sein heißes Temperament ließ ihn die schweren Fehler mancher starken Geister begehen: sachliche Einwendungen gegen das Mittel zu behandeln wie grundsätzliche Gegnerschaft im Ziele. Das ließ ihn auch hier mit der ihm eigenen Schärfe, aber nun nicht mehr goldnen Rücksichtlosigkeit einherstürmen. In seinen Augen gab es bald nur noch einen Sammelpunkt für alle ihm nicht unbedingte Gefolgschaft leistenden Elemente: der Begriff „Judenschutztruppe" war entdeckt. Solcher Mangel an Objektivität verletzte tief auf der anderen Seite und diese seine Art „Judenhaß" erzeugte den Stöckerhaß sittlich höher stehender Juden sowohl als vieler Christen, bei denen vielfach nun gleichfalls der klare Blick im Groll sich trübte, so daß ihre Galle zuweilen sich kaum unterschied von dem Gift der ursprünglich von Stöcker mit Recht gequetschten Natter.

„Stöcker" schlechthin war in diesem Entwickelungstadium nicht mehr genügend. Das Arbeitfeld hatte sich erweitert. Er hatte Schule gemacht und Spezialitäten hatten sich herangebildet. Es entstand Stöcker & Co. Ziemlich selbständige Abtheilungvorstände für einzelne Branchen. Stöcker, der noch immer die Oberleitung hat, nimmt für sich das spezifisch religiös-sittliche Gebiet in Anspruch. Ein Anderer macht als guter Teutscher vorzugsweise in Rassengegensätzen. Ein dritter kultivirt das Gebiet des Klassenhasses und der Begehrlichkeit: er stellt grundsätzlich den ausgesogenen Christen dem spezifisch jüdischen Prasser entgegen. Noch aber ist Stöcker alleiniger Firmeninhaber und hat als solcher die Geister ziemlich in seiner Gewalt. Niemand noch verlangt als selbständiger Geschäftsmann öffentlich registrirt zu werden, man kennt nicht den „reinen" Antisemiten. Aber in dem Maße wie durch diese Erweiterung des Arbeitfeldes, insbesondere nach den beiden Richtungen des Rassenhasses und Klassengegensatzes, eine immer breitere Basis für die Bewegung geschaffen wird, in dem Maße verliert der Chef die Kontrole über den Betrieb. Einige Abtheilungchefs etabliren sich und gründen selbständige Geschäfte des „reinen" Antisemitismus. Und in diesem Stadium beginnt die Versuchung heranzutreten an den Christen Stöcker.

Soll er als solcher im Namen unserer Religion die bereits unverkennbaren gemeinen Instinkte, die im „reinen" Antisemitismus zur bewegenden Kraft sich ausbilden, ehrlich und rückhaltlos bekämpfen, rücksichtlos, wie er

Hosted by Google

gegen die jüdische Natter wettert? Oder soll er im Interesse der öffentlichen Machtstellung des Politikers Stöcker die unheiligen Mittel dem „großen Zweck" dienstbar machen im politischen Kampfe gegen den Liberalismus? .... Nun .... noch ist die Frage nicht so sehr dringend. Bald leise aufmuntern, bald stillschweigend gewähren, so kann man ja die Pflanze hochziehen, bevor man ganz klare Stellung dazu nimmt ..... sagte die Politik, als sie den Charakter verdarb.

Wer ist nun Ahlwardt? Rektor nennt man ihn und bis zum 22. März gabs Leute — ich gehörte zu ihnen —, die, um sich nicht des eigenen Volkes schämen zu müssen, redlich sich bemühten, einem Gerichtserkenntniß beizupflichten, das den Mann für gutgläubig erklärte. Die Möglichkeit war ja noch nicht ausgeschlossen, daß lebhafte Phantasie solche einen starken Stich ins Pathologische zeigende „Gutgläubigkeit" gezeitigt haben könnte. Da wird es am 22. März auch für den Gutgläubigsten immer mehr wahrscheinlich, daß man es mit einem Patron zu thun habe, wie er in gleicher Erbärmlichkeit kaum je zuvor an den Markt der Oeffentlichkeit getreten ist.

Diese in hundert Winkelzügen sich äußernde kaltschlaue Berechnung, die noch überall ein Loch sich offen hält, um zu entwischen. Diese überlegene Ruhe des Mannes mit dem hinterpommerschen Kompromißdialekt, der nicht etwa eine logische pathalagische Aussprache verlangt, sondern dem pathalogisch schon ausreichend hinterpommersch klingt. Diese Art, die den Kerl immer wieder entschlüpfen läßt, auch wo man ihn so eisern fest gepackt zu haben denkt, daß kein Entrinnen möglich scheint: gerade sie reißt den letzten Fetzen von dem neuesten Heros. Jetzt tritt in dem immer wiederkehrenden „das wissen Alle" gar nichts Krankhaftes mehr hervor. Man erkennt nun, daß das nur die bewußte Lüge ist, die zu ihrer eigenen Verschleierung bei Anderen den Glauben an das Vorhandensein subjektiv entschuldigenden pathologischen Zustandes selbst zu schaffen wünscht. Das ists, was jetzt Alle wissen ... auch Herr Stöcker.

Stöcker, Ahlwardt & Co. Nur ganz kurz ist das Cirkular, das dem erschrocknen Herzen Kunde giebt von der Entstehung dieser fürchterlichen Firma:

> Abg. Stöcker: „Der Versuch, Herrn Ahlwardt hier moralisch totzuschlagen, ist meiner Ansicht nach nicht am Platze. Einem Freisinnigen gegenüber ist Ahlwardt das kleinere Uebel. Er ist nur ein Mann, der unfähig ist, politische Geschäfte in höherem Stile zu treiben." —

Das Tivoliprogramm — „Lieber zehn Ahlwardts als einen Freisinnigen" — die geistlichen unlieblichen Lieder in Friedeberg-Arnswalde, die Lorbeerkränze und all der andere Teufelsspuk entschwand mir, als ich den Parlamentsbericht vom 22. März durchflog. Da trat ja zu Tage, daß man den Mann vordem gutgläubig hingenommen hatte. Erst der Seniorenkonvent brachte völlige Entlarvung. Immer kräftiger, unzweideutiger wurden die Erklärungen, die den Mann gebührend beleuchteten. Von Ballestrem über Lieber bis Manteuffel immer steigende Klarheit. In meiner stillen Klause hörte ich förmlich den Ruck, mit dem er von den Rockschößen der Konservativen flog, beim Gipfelpunkte der Manteuffelschen Erklärung: „Ahlwardt ..... der faulste Punkt im Staate."

Aber auf Einen noch freute ich mich, den Besten. Stöcker hatte noch nicht

Hosted by Google

gesprochen. Es schien wohl schwer, den vorangegangenen Erklärungen der Gesinnung über „diesen Ahlwardt" noch beredteren Ausdruck zu geben. Aber ein warmes, ein heißes Stöckerherz, was wäre ihm nicht möglich? Ich sah ihn vor mir stehen in ernster Würde.

„Meine Herren! Als überzeugter Judenfeind, ... was Sie mir glauben werden .... als seitheriger Bundesgenosse Ahlwardts, ... was Sie mir auch glauben werden ... und als echter evangelischer Christ, .. was Sie mir nun endlich glauben werden ... habe ich Folgendes zu erklären: Gewiß, um einen Ahlwardt riskirt man keinen Ordnungsruf, wie der Vorredner sagte. Aber die Kreise, die Herrn Ahlwardt wählen, verstehen unsere parlamentarische Ausdrucksweise nicht. Man muß derb deutsch reden, wenns da wirken soll. Daher, um dieser Kreise willen, acceptire ich vorweg den Ordnungsruf des Präsidenten, wenn ich jetzt sage: Ahlwardt, dieser Schuft .... " (Glocke des Präsidenten).

von Levetzow: „Der Herr Redner hat den Abgeordneten Ahlwardt einen Schuft genannt. Ich vermuthe, daß er ihn damit gewissermaßen als den absoluten, den reinen „Schuft an sich" hat hinstellen wollen. Ich mache darum den Herrn Abg. Stöcker darauf aufmerksam, daß es im Deutschen Reichstag nicht üblich ist, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen."

Abg. Stöcker: „Dann verzichte ich auf das Wort und beantrage nur noch: Die Erklärung des Herrn Präsidenten wird auf Staatskosten in allen Gemeinden Deutschlands angeschlagen." —

So weit hatte ich geträumt. Endlich kann ichs mir nicht länger versagen, auch wirklich zu schauen, wie Stöcker den Reigen der Urtheilsfällungen schließt. Ich nehme den Parlamentsbericht wieder zur Hand und lese:

Abg. Stöcker: „.... Der Versuch ... Herrn Ahlwardt .... hier ... moralisch ... totzuschlagen ... "

So erschlug der Politiker „höheren Stiles" den Christen höheren Stiles.

Wie wird die Firma sich weiter entwickeln und welches wird ihr Ende sein? Stöcker wird bald auf dem Altentheil sitzen und Reue nagen. Die Firma wird dann lauten: Ahlwardt N. N. & Co. Ich kenne keinen Namen aus der heutigen parlamentarischen Vertretung der Sozialdemokratie, den ich nach den Vorgängen vom 22. März in sittlicher Beziehung auf ein gleiches Niveau mit dieser Firma stellen möchte. Aber wie ich überzeugt bin, daß die sozialistische Bewegung heute schon zahlreiche solche Elemente in ihrem dunklen Schoße birgt, die später mehr und mehr hervorbrechen werden so wird sich nach Stöckers Ausscheiden schon Jemand finden, der bereit ist, für ihn hinten in die Stammfirma einzutreten. Dann werden Ahlwardt N N. & Co. nur noch wenige Jahre brauchen, um sich selbst und das deutsche Volk aufzulösen in ... Anarchie.

Ahlwardt ist tot ... der antisemitische Spuk ist erschlagen in ihm ... die Judenfrage gelöst ... Hurrah!

Wenn ich sehe, wie dieser Grundton in den Leitartikeln der gesammten liberalen Publizistik durchschlägt und auch in vielen anständigen konservativen Zeitungen nachzittert, so will mir der vorstehend gezeichnete Ausgang des Trauerspiels Stöcker-Ahlwardt als fast unabwendbar erscheinen. Sie haben einen Ahlwardt erwischt, in ihrem Spiritus wohl konservirt werden sie ihn nun immerfort dem frohlockenden Volke zeigen ... Hurrah! — So fangen sie Flöhe, um den Wäscherlohn fürs Hemd zu sparen. — Die selbe Doktrin, die Stöcker ins

Hosted by Google

Verderben gestürzt hat, auch auf der anderen Seite. Statt mit klarem Blick und ernstem Willen sich zu bemühen, die wirkende Ursache der Seuche zu erkennen und zu beseitigen, legen sie sich auf den Bacillenfang.

Die reinen „Judenfrager" — ihre Zahl ist heute nicht mehr groß — die noch immer im Sinne des ursprünglich von Stöcker ausgestreuten Samenkorns die Judenfrage als eine rein ethische und nationale auffassen und von ihrer wahren Beschaffenheit als großer allgemein christlicher Frage, die wiederum mit wirthschaftlich-sozialen Setzen zusammenhängt, nichts wissen, sie wird der „Antisemitismus" in der ihm allein angemessenen Form der sozialen Revolution vielleicht schon an dem Tage verschlingen, da sie durch eine Gesetzgebung, deren Vorläufer der Antrag von Friesen und Genossen zu sein scheint, den letzten Juden mit einer Fahrkarte nach Jerusalem versehen haben werden.

Solange der ehrwürdige hinterpommersche Edelmann über die „Judenbordelle" sich moralisch entrüstet, ohne daran denken zu wollen, daß zu selbiger Stunde sein Sohn sich vielleicht im nächtlichen Schlamm der Hauptstadt wälzt, — solange dem vom jüdischen Wucherer geprellten Bauern seine unter frommer Leitung stehende Dorfzeitung vom christlichen Halsabschneider und dessen Hintermännern nichts erzählt, — solange man fortfahren wird, die selbsteigne Urkraft christlich-religiöser Zucht und Sitte, deutscher Treue und Redlichkeit bankerot zu erklären, indem man mit arger Selbstverhöhnung den Knüttel staatlicher Gesetzgebung ergreift, um damit auf den Sack zu schlagen, wenn man den Esel meint, — solange man der „Judenschutztruppe" immer neue Kräfte einverleibt nach dem Vorgang der Kreuzzeitung, die uns vor einigen Tagen als jüngsten Hauptmann darin den Kardinal Kopp nannte, weil er zwei Rabbiner in Audienz empfangen und ihnen die Aufrechterhaltung des religiösen Friedens in seiner Diözese zugesichert hat, — solange man in diesem Sinne den Balken im eigenen Auge für einen semitischen Splitter hält: solange wird man dem sittlichen Krüppelthum jüdischer Nation nur Rückhalt schaffen.

Wird die Erkenntniß noch einmal sich durchringen, daß diese „Judenfrage" nur dann gelöst werden kann, wenn sie aufgeht in einer großen allgemeinen *christlichen* und wahrhaft deutschen Frage? Im Sinne jenes masurischen Grafen und Agrariers, der seine *persönliche* Stellung zur „Judenfrage" auf dem konservativen Parteitage zu Dresden mit den Worten schilderte: „Ich sähe am liebsten das Wort Jude in unserem Programm gar nicht gebraucht und an dessen Stelle nur überall das Wort *christlich* stärker betont" —? Wenn man weiß, daß dieser Mann, mit dessen Geistesschärfe die Charakterstärke und echt adlige Gesinnung immer nur wetteifern, schon seit anderthalb Jahrzehnten in der Partei wirkt, dann wird man kaum noch hoffen daß sein Sauerteig doch noch den Konservativismus durchdringen werde. Sollte es wider Erwarten noch geschehen, dann wird *eine* Voraussetzung erfüllt sein, um die Firma Stöcker, Ahlwardt & Co. bankerot zu machen, ehe noch das deutsche Volk zu Grunde geht, die Voraussetzung auf *ethischem* Gebiete.

Die zweite Voraussetzung dafür liegt auf *wirthschaftlichem* Gebiete. Zu ihrer Beleuchtung gestattet mir die „Zukunft" vielleicht demnächst einige neue Blätter für eine Betrachtung der Handelsgesellschaft Richter, Rickert & Co.

Sillginnen in Ostpreußen. Edmund Klapper.

Hosted by Google

Der russische Finanzminister.

An der Newa regirt jetzt ein einziger Mann, auf den unsere Getreideinteressenten, unsere Eisenhütten und endlich die lange Bank an der Berliner Börse, wo man Rubelnoten handelt, genau zu achten haben. Es ist dies nicht der Zar aus dem Hause Romanow, sondern der Zar aus dem Hause Witte, mit einem Worte der Finanzminister.

Es sind noch nicht drei Monate her, daß diese Persönlichkeit, die heute bei Alexander dem Dritten persona gratissima ist, ins Schwanken gekommen war. Seiner Excellenz Gemahlin, bekanntlich die als Israelitin geborene Frau eines Beamten, der sich zwar scheiden ließ, aber einen höheren Bureauposten erhielt, war nämlich in das Gerede gekommen, Geschäfte zu machen. Vielleicht hat sich dies als Irrthum sehr bald aufgeklärt. Der eigentliche Zauber Wittes auf seinen Monarchen beruht in einer gewissen Ungeschliffenheit, welche die thatsächlich ungewöhnliche Energie gleichsam lebhafter hervortreten läßt. Herrscher oder auch Herrschernaturen lassen sich oft von Männern beeinflussen, denen aus körperlichen oder geistigen Gründen das bis zur Sattheit ausgekostete Höfisch-Glatte fehlt; das gilt als grade, als aufrichtig. In der That sticht der Finanzminister durch seinen Ueberfluß an Derbheit einigermaßen hervor. Es soll in einer Senatssitzung passirt sein, daß der Kriegsminister General Wannowski für die Befreiung der Offiziere von der Wohnungsteuer sprach und Witte in seiner heftigen Entgegnung das Wort Lügen fallen ließ. Der alte schwerhörige Fürst Imeretinsky präsidirte schlecht, so daß Wannowski erklärte, falls der Fürst Herrn Witte nicht zwinge, seine Worte zurückzunehmen, so werde er sich eigenhändig mit diesem auseinandersetzen. Erst daraufhin gab der Beleidiger nach.

Heute ist Herr Witte allmächtig, und gestützt auf die Gunst des Zaren, mischt er sich in Alles. Er ist der Grund, daß Ostrowski seinen Posten als Minister der Reichsgüter plötzlich verlor, und die Szene ist verbürgt, wie der Genannte die Thüren nach seinem Vorzimmer aufriß und den harrenden Courieren die ganz unerwarteten Worte zurief: „Geht zum Teufel, Ihr habt keinen Minister mehr!“ Sein Nachfolger wurde Jermolow, unter Bunge der Chef der indirekten Steuern und später Gehilfe Wittes. Er ist auch der Grund, daß Abasa aus dem Reichsrath geht, und es wurde sogar eine Kontrolkommission ernannt, die Abasa u. A. die Mithilfe zum Vorwurf macht, die er dem Hilfssyndikat der Raffalowich in Odessa (gewiß nicht zum Schaden des Staates) seiner Zeit angedeihen ließ. Selbst Bunge will nicht mehr mitziehen und tritt, um mit Witte nicht mehr zusammen zu sein, von allen Kommissionen zurück, nur das Präsidium im Ministercomité wird er auf des Zaren Befehl vielleicht noch eine Weile behalten.

Die Wichtigkeit dieser Details, die das Alleinstehen Wittes so ziemlich feststellen, wird Jedermann einleuchten. Sein letztberühmtes Cirkular gegen die Baissespekulation in Rubelnoten, dessen eigentliche Tendenz viel besser ist als die westliche Kritik, die sich daran frisch und fröhlich gewagt hat, traf

Hosted by Google

die Petersburger Banken ganz unvorbereitet. Dann aber hat er mit den Direktoren ganz gewohnheitwidrig liebenswürdig verhandelt. Die russischen Banken unterstehen bekanntlich einer Regirungskontrole, die Directoren erlaubten sich daher die Frage, wie der Minister denn den Privatbankiers solche Blancoverkäufe wehren wolle. Hierauf erwiderte Witte, er würde die betreffenden Geschäfte durch die politische Polizei schließen lassen „wegen staatsfeindlicher Finanzpolitik". Man kann sich denken, welche Ueberraschung dieser ganz neu konstruirte Begriff hervorrief. In Wirklichkeit kann die beste Absicht mit derartigen Gewaltmitteln verhallhornt werden. Die Spekulation in Rußland selbst ist mit ihren Noten à la baisse, weil auf dem schlechten Stand der Papiergelder der ganze Export ruht. Je mehr Noten dem Kurse nach das Ausland remittiren muß, desto mehr Gewinn für den russischen Kaufmann, der ja im Reiche selbst seinen Papierrubel für voll ausgeben kann. Aus diesen Verhältnissen hat sich allmählich bis nach Berlin hin ein effektiver Stückhandel in Rubelnoten herausgebildet, so daß beständig mehr Noten am Markte sind, als für selbständige Waare gebraucht werden.

Der Notenmarkt in Berlin, der nicht umsonst der Getreidebörse benachbart ist, enthält gerade die intelligentesten Händler und tüchtigsten Makler, so daß dort die Umsätze oft ganz kolossal waren. Seit jener Maßregel Wittes können natürlich die großen Arbitrageure wie Deutsche Bank, Dresdener Bank, Robert Warschauer, die stets fremde Devisen, vor Allem London, nach Rußland abgaben, um Noten dafür zu empfangen, nicht mehr so unternehmend sein. Trotzdem hält man etwas von der Energie des Ministers, ja man glaubt sogar, daß er den ernsthaften Ehrgeiz besitze, mit einer Art von Valutaregulirung resp. festen Währung nicht ganz hinter Oesterreich-Ungarn zurückzubleiben. Allerdings haben über den ungeheuren Goldschatz in der Peter Pauls-Festung noch andere Mächtige mitzureden; u. A. solche, die das Ansammeln von Gold nur als eine Vorbereitung für den Krieg ansehen. Den betrachten aber unsere Berliner Optimisten überhaupt als in weite Ferne gerückt.

Eines der Hauptziele Wittes bildet der Bau der Sibirischen Bahnen. Diese berühren auch die Eisenwerke des Urals und so glaubt man, daß eventuell nur für ein paar Jahre das deutsche Roheisen ohne die einheimische Konkurrenz nach Rußland eingehen könnte. Dann aber würden jene Bahnen das russische Eisen schon billiger auf den Markt bringen. Herr Witte erhofft von der Fertigstellung der Sibirischen Bahnen überhaupt eine völlige wirthschaftliche Verschiebung, weil dann vor Allem statt Südrußlands, wo die Güter sich allerdings noch immer mit 10—12 pCt. verzinsen, um Süd-Baikal herum unermeßliche Brotschatzkammern eröffnet werden. Wie stark übrigens bei rationeller Bewirthschaftung das südrussische Getreide rentiert, beweist die Thatsache, daß dort Tereschtschenko in Kiew, ein bekannter Güter-Parvenu, vor nun zwanzig Jahren ein Gut für 1 Million Rubel kaufte, das jetzt 1 Million Rubel jährlich einbringt. Dieser ehemalige Bauer, der sich durch Bewirthschaftung von Gütern, Errichtung von Zuckerfabriken 2c. ein Vermögen von vielleicht 60 Millionen Rubeln erworben hat, wird aber vorläufig keine Güter mehr kaufen, — die Regirung hat ihm einen Wink gegeben, daß sie ein Anwachsen seines Grundbesitzes nicht wünsche.

Wie ersichtlich, werden Gewaltmaßregeln auch gegen russische Orthodoxe angewandt. Den Juden ergeht es dort noch immer schlecht, wenn auch nach einem geräuschloser arbeitenden System als bisher. Sie haben nie das

Hosted by Google

Geld, aber stets das Geschäft in Händen gehabt, und sobald es wieder Geschäft giebt, werden sie es trotz alledem wieder beherrschen. Momentan ist Alles still, weil der Hauptumsatz, die Regirungaufträge, durch das neuerliche Prinzip von billig und schlecht in die Brüche gegangen ist. Die reichen Israeliten waren Günzburg, Dreyfuß, Poljakow, Brodski, Aschkenaly in Odessa. Damit schloß der Reigen, während russische Kaufleute, wie die Gubkins, Jelissejews, Morosows oder wie der bereits erwähnte Gutskäufer Tereschtschenko, in ihrer Zahl kaum zu übersehen sind. Die Zuckerfabriken blühen und vertheilen zwischen 25 und 50 pCt. Dividende; Textilwaare, die unbedingt unsere Chemikalien braucht, geht in Lodz glänzend und müßte sich auch in Moskau wieder aufschwingen, sobald die dortigen etwas altmodischen Kaufleute statt mit 70 pCt. Nutzen mit deren 7 zufrieden sind.

Die Nachrichten über die Ernte sind vielleicht noch verfrüht. Die Saaten sind noch unter Schnee, allerdings ist ein harter Winter den Aussichten günstig. In Petersburg ist man sehr gespannt, ob Herr Witte auch eine starke Erleichterung der Getreideausfuhr nach Deutschland durchsetzen werde. Diese Ausfuhrwünsche bilden vielleicht den Hauptgrund für die jüngste Bessergestaltung der Tarifverhandlung. Ersichtlich zweifelt man an der Newa noch an der Neigung der deutschen Regirung, ihren einheimischen Getreideparteien schroff entgegen zu treten, und: ohne russisches Getreide kein deutsches Roheisen.

Auf ernsten Widerstand in Geschäftskreisen stößt die Reorganisation der Staatsbank, wie sie jetzt die vom Minister Witte eingesetzte Kommission unter Vorsitz des Herrn Iwaschtschenkow vorschlägt. Indessen erscheint das Bestreben, den Kredit zu erweitern, nur zu berechtigt, da bisher eigentlich nur der Wucher dominirt hat. Eine Bank beispielsweise mit 2 Millionen Rubeln Kapital erhält jetzt vom russischen Staate 1 Million gegen Verpfändung ihres Wechselportefeuilles, zu 4 pCt. Sie leiht die Million zu 7 pCt. an Private wieder gegen Wechsel aus. Dieses Geld nehmen sogenannte Kapitalisten und vertheilen es zu 12—18 pCt. an kleine Kaufleute und erst die geben es zu 25 pCt. an die Waarenhändler. Gehen diese, was bei 25 pCt. nicht unmöglich ist, nach sechs Jahren zu Grunde, so ist noch immer der Verlust zu ertragen. Diesem Unwesen nun will Herr Witte ganz mit Recht steuern, wobei er allerdings die Klippe zu umschiffen hat, seine Staatsbank nicht zu einer Handelsbank zu machen. Ginge man wieder zu schablonenmäßig vor, so wären die Kapitalien ganz wie einst bei der Adelsbank rasch verloren.

Auch eine Vermehrung der Bankanstalten erscheint unbedingt nothwendig. Durch den sodann ermöglichten Verkehr vieler Filialen untereinander würden zur Erntezeit Anweisungen ausgegeben werden können, so daß die erhöhten Notenausgaben wegfielen, die im Herbst fast lediglich zur Erleichterung der Privatzahlungen stattfinden. Man muß nur bedenken, daß die russische Regirung kein Gold ausgeben kann, um die Noten wieder zurückzuziehen, während diese fortwährenden Papiergeldemissionen eine Krisis leicht herbeiführen können.

Im Zarenreich gelten die Finanzminister als eine Art von Goldmachern, man thut ihnen höchsten Orts lange Zeit alchymistische Ehren an, schließlich aber pflegt der Zar so mißtrauisch gegen sie zu werden wie weiland August der Starke gegen Boettcher, dem dann Muße gegönnt wurde, statt des gelben Metalls — Porzellan zu finden.

Pluto.

Hosted by Google

Reb Miguel.

Es war am ersten April. Die Lorbeern des Herrn Hermann Bahr, dem Hermann Ahlwardt, der neue Armin, sein Herz, aber leider nicht seine drei großen Aktenkisten ausgeschüttet hatte, ließen mich nicht mehr rasten und ruhen. Ich mußte diesen verteufelten Pariser aus Linz an der Donau, der Interviewens halber jetzt den ganzen Globus abtrottet, überbieten. Aber wie? Alle Berühmtheiten hatte er hier schon abgegrast, sogar von den Lippen des tiefsinnigen Theodor Barth das Lob Caprivis und den Tadel Richters erlauscht und das spaßhafte Orakel vernommen, daß der Bank- und Börsen-Liberalismus das Heil jetzt von einer Verstärkung der Sozialdemokratie erhofft. Dagegen ließ sich nichts mehr machen, und wenn ich nach Mannheim zum kuzelsicheren Schneider gefahren wäre, dann hätte ich am Bahnhofe wahrscheinlich wieder Hermann Bahr getroffen und der hätte mir gesagt: „Ach Sie kommen wegen Dowe? Ist schon Alles nach Wien telegraphirt also bemühen Sie sich nicht weiter und sagen Sie mir lieber, warum Sie noch immer nicht über meinen neuen Roman geschrieben haben. Er ist wirklich sehr gut."

Nur an Einen war selbst der große Bahr nicht herangekommen und diesen unnahbaren Einen mußte ich haben. Mittwoch Abend war ich in den Germania-Pracht-Sälen gewesen und da hatte ein beredter Herr eine Mordgeschichte von dem portugiesischen Juden Miguel erzählt, der im Bunde mit Rothschild, Bleichröder und andern Glaubensgenossen vor nunmehr zweiundzwanzig Jahren den schlimmen Bismarck unter das jüdische Joch gezwungen haben sollte. Es war eine schöne, eine historisch lehrreiche Rede, zu dem Spottpreise von zwanzig Pfennigen Entrée halb geschenkt, und der beredte Herr meinte, es sei Alles aktenmäßig und es würde den Juden nichts nützen, wenn sie jetzt aus der königlichen Bibliothek und aus dem Reichstag die Akten zu stehlen versuchten. Das leuchtete mir ein und namentlich ergriff mich der Ton der Wahrhaftigkeit, mit dem, nach einem Korrektor und vor einem Dienstmann, der Vorsitzende dieser würdigen Versammlung von 800 deutschen Männern und Frauen in die Debatte eingriff. Der sagte nämlich, er könne Alles, was der beredte Herr gesagt hätte, „voll und ganz" bestätigen; denn er sei Reichstagsdiener gewesen und wisse aus eigenster Einsicht, wie da von den Juden alles für sie kompromittirliche Material bei Seite geschafft und vernichtet würde. Eben deshalb habe er bekanntlich sein Amt niedergelegt. Und die 800 Deutschen Männer und Frauen waren tief ergriffen, tiefer

Hosted by Google

noch als ich selbst, und riefen dem Märtyrer ein wohlverdientes Bravo zu. Nach dieser Versammlung in der Chausseestraße, wo die Akten zur Stelle sein sollten, wegen der Druckschwierigkeit aber nicht zur Stelle waren, wußte ich, womit ich den Bahr überbieten konnte. Auch ihm hatte ja der größere Hermann gesagt, der sogenannte Miquel sei schlimmer als ein Jude, übrigens sei auch sein Großvater ein aus Spanien eingewanderter portugiesischer Jude gewesen, und am dreizehnten April werde er vor versammeltem Kriegsvolk entlarvt und vernichtet werden. Ich bestellte also den Möbelwagen, der mir von der Chausseestraße die versprochenen Akten nach Hause fahren sollte, für den dreizehnten April nach der Leipzigerstraße und beschloß, den portugiesischen Hidalgo aus dem Morgenlande in seiner Höhle aufzusuchen.

Ihm mußte ja daran liegen, vor seiner Vernichtung noch einmal zum Wort zu kommen, und die offiziösen Blätter sind ihm, seit er mit dem Kanzler so schlecht steht, daß er kaum noch die Sitzungen des Bundesrathes besucht, nicht mehr sonderlich grün; die Kölnerin sogar ist schon auffässig geworden und fleht die Rache des leitenden Generals auf den Finanzverbrecher herab. Deshalb ging es mit dem Besuch auch leichter, als ich gedacht hatte, und am ersten April, ich bitte, das Datum wohl zu beachten, zog ich die Klingel an dem unscheinbaren Hause im Kastanienwäldchen. „Excellenz lassen bitten!" Für einen preußischen Ministerialdiener hatte der Mann eine auffallend krumme Nase. Ob dieser Jean nicht eigentlich Chaim heißt?

Der Herr Finanzminister saß an seinem Schreibtisch. Vor ihm lag der Entwurf der ergänzenden Vermögenssteuer, darunter aber guckten hebräische Buchstaben hervor. „Schulchan-Aruch, Excellenz?"

Er nickte trüb mit dem Kopfe. „Meine gewöhnliche Passah-Lektüre. Sie treffen mich in keiner heiteren Stimmung. Ich habe mir nie viel aus meinem Amt gemacht, habe mich von der vermauerten Panke hier vor meinem Fenster oft genug an den Tajo zurückgesehnt und immer stand in der Ecke mein Stock bereit, wenn ich etwa ganz unvermuthet eines Tages den Laufpaß erhalten sollte. Aber es ist doch hart, so zu fallen. Noch vorhin habe ich zu Tuebben gesagt, ich würde ja gern gehen, aber meine Steuern möchte ich doch erst in Sicherheit haben. Wer weiß denn, wer nach mir kommt? Huene, der wegen der Militärvorlage die meisten Aussichten hätte, werden sie nicht nehmen, weil sonst das protestantische Gefühl rebellisch würde. Von den Konservativen wird wegen der Zollpolitik kein einigermaßen Befähigter zu haben sein und Enneccerus, den ich in meine Pläne so ziemlich eingeweiht habe, verkehrt in Friedrichsruh. Na, — nach mir der Eugen Richter!" Er drehte nervös den Gebetriemen zwischen zitternden Fingern.

Hosted by Google

„Excellenz sind also fest entschlossen zum Rücktritt?"

„Ja, glauben Sie denn, daß ich warten werde, bis am Dreizehnten die Sache zum Klappen kommt? Ich kann ja nicht einmal auf die Schutztruppe zählen. Bamberger hat meinen Stil parodirt, Alexander Meyer kann mich nicht ausstehen und Rickert hat sich schon lange darüber geärgert, daß Lasker mich damals so großmüthig schonte; sonst wäre die Sezession nicht nöthig gewesen, der Heidelberger Aufschwung wäre nicht erfolgt, und da ein Nationalliberaler als Aufputz nun einmal gebraucht wurde, könnte Rickert heute vielleicht als Minister für Landwirthschaft seine genialen Ideen über den Kartoffelbau verwirklichen. Sie glauben nicht, wie rachsüchtig diese Leute sind, und wie gern sie den Antisemiten ein Opfer bringen, das sie selbst so gar nichts kostet. Und die Agrarier werden mein heißes Werben um ihre Gunst in dem Augenblick vergessen, wo mein Großvater ausgegraben wird. Man müßte heute eigentlich gar keinen Großvater haben, wenn man eine politische Rolle spielen will. Ich habe es Rothschild immer gesagt, aber er wollte durchaus keinen Andern als mich."

„Es bestand demnach wirklich eine Verbindung zwischen Rothschild und Ihnen?" Ich wurde schon kecker und ließ die Excellenz fort; für 1893/94 war ich ja schon mit einem jährlichen Steuersatze von achtzig Mark angesetzt worden, und bis zur nächsten Deklaration würde die Excellenzherrlichkeit doch nicht dauern.

„Schrieben Sie mir nicht, daß Sie in den Germania-Pracht-Sälen waren? Nun dann wissen Sie ja Alles. Die Geschichte ist buchstäblich wahr. Eines Tages wurde ich zu Bleichröder gebeten, der damals noch Rothschilds Beauftragter war. Er bot mir eine Cigarre an — Sie haben wohl gehört, daß er 32 000 Stück Importen hinterlassen hat — und erzählte mir dann, der vorbereitende Ausschuß für die jüdische Weltherrschaft habe beschlossen, zunächst einmal ein Deutsches Reich zu begründen, weil die napoleonischen Aktien nicht mehr recht fest notirten und in Rußland einstweilen noch nicht viel zu machen sei. Ob ich mich an der Gründung betheiligen wolle.

Na, ich war damals ein kleiner Jurist im Hannöverschen, mit dem Kommunismus hatte ich meiner Karriere auch nicht genützt, Rothschilds Scharfblick schmeichelte mir, ich rauchte schon damals gern Importen — und kurz: ich sagte Ja. So kam die Geschichte in Gang. Ich muß lächeln, wenn ich jetzt lese, wie die Antisemiten sich noch immer beim Reichsinvalidenfonds, bei der Altenbekener und Köln-Mindener Bahn aufhalten und uns vorwerfen, wir hätten 400 Millionen in Schwindelpapieren angelegt. Als ob es Rothschild auf 400 lumpige Millionen angekommen wäre! Nein, mit solchen Kleinigkeiten gaben wir uns nicht ab. Wir kauften die parla-

Hosted by Google

mentarische Opposition und zwangen sie, Bismark das Geld zum Krieg zu verweigern. Der hochmüthige Junker mußte uns kommen und er kam uns; und ich kann Ihnen sagen, daß er damals die pupillarische Sicherheit in meinen Augen gar nicht vermißte. Wir diktirten ihm die Judenemanzipation, wir hetzten ihn in den Kulturkampf, den ich, um die Aufmerksamkeit abzulenken, nicht mitmachte, wir oktroyirten ihm unseren Glaubensgenossen Falk, und als Bleichröder 1871 nach Versailles reiste, ließ er sich von Bismarck einen Revers unterschreiben, wonach dieser sich verpflichtete, bei seinem Rücktritt gegen eine Belohnung von zehn Millionen, baar auf den Tisch, mich zu seinem Nachfolger zu empfehlen. Das ärgert den Alten am meisten, daß ihm diese Summe entgangen ist, und ich glaube, er stichelt jetzt nur darum manchmal gegen mich, weil er weiß, daß mir das nützt, und weil er hofft, vielleicht doch seinen Revers noch bei mir in der Wilhelmstraße einkassiren zu können. Damit ist es nun wohl freilich vorbei. Und ich hatte mir doch alle Mühe gegeben, die Gesetzgebung zu verjuden, und mir obendrein noch den Dank der Kreuzzeitung zu verdienen. Da kommt dieser Rektor mit seinen zwölf Zentnern Akten und der ganze schöne Plan geht in die Brüche. Aber der Frankfurter Rothschild, bei dem ich unter dem Vorwande der Oberbürgermeisterschaft meine werthvollsten Lehrjahre durchmachte, hat mirs immer gesagt: ‚Nur nichts Schriftliches, und alle einlaufenden Briefe, auch die scheinbar harmlosesten, hübsch sauber verbrennen!‘“

Der Diener trat ein. Ob er portugiesisch oder hebräisch sprach, weiß ich nicht; jedenfalls verstand ich seine Meldung nicht.

„Der Oberrabbiner! Entschuldigen Sie mich — er bringt eine geheime Ordre; das jüdische Central-Comité hat gestern Abend getagt und ich bin natürlich begierig zu hören, was über mich beschlossen ist. Auch erwarte ich um eins Arton zum koscheren Lunch. Wir reisen wahrscheinlich zusammen zur Generalversammlung der Alliance. Wohin, das sage ich Ihnen nicht, denn Sie sind im Stande, auch das noch in die Zeitung zu bringen.“ Und eilig entschwand Reb Miguel meinen Blicken.

Es war am ersten April. Ich hatte der Geschichte ins Antlitz gesehen und konnte mit Hermann Bahr nun kühn in die Schranken treten. Wenn wieder einmal 800 deutsche Männer und Frauen sich versammeln, um feierlich gegen den portugiesischen Juden im Kastanienwald zu protestiren, dann darf nach dem erfahrenen Reichstagsdiener nun auch vielleicht ich das Wort ergreifen und für die Echtheit der gegen zwanzig Pfennig Entrée verkündeten Historik mein Zeugniß ablegen. Denn mir hat, vor dem geöffneten Schulchan-Aruch und in reumüthiger Passah-Stimmung Reb Miguel gebeichtet, am ersten April.

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.
Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 15. April 1893.

Das Reichs-Seuchengesetz.

Fast Alles, was wir in Europa an größeren sanitären Einrichtungen besitzen, verdanken wir den Anregungen der Cholerainvasionen seit 1831. Mit diesen, meist aus der Initiative der autonomen Gemeinden, besonders der Großstädte, hervorgegangenen Assanirungsarbeiten ging parallel, oft zeitlich voraus, auch eine Reform der Organisation des Gesundheitwesens. Vor allem wurde die in England beobachtete Thatsache, daß die Summe der Assanirungsarbeiten die Zahl der Erkrankungen und Sterbefälle beträchtlich herabsetzte, von großer Bedeutung Dies galt ganz besonders, oder wenn wir die neueren Ermittelungen über die Ursachen der Krankheiten mit berücksichtigen, eigentlich nur von den Infektionskrankheiten, die deshalb geradezu als vermeidbare Krankheiten bezeichnet wurden. Wenn vermeidbar, fragte der Prinz von Wales bei der Eröffnung des hygienischen Kongresses in London 1891, warum vermeidet man sie denn nicht?

Nun, die Hygieniker von Fach, die Aerzte und andere auf das Wohl ihrer Mitmenschen praktisch bedachte Leute haben sich gerade unter dem Einflusse der Cholera bemüht, diese Frage praktisch zu lösen. Die Praxis konnte nicht auf die Theorie warten, und das Verdienst, diesen Weg betreten zu haben, gebührt England, dem sich später viele deutsche Städte aus eigener Initiative anschlossen. Wenn die Praxis bisweilen hinter den theoretischen Erwartungen stark zurückblieb und nicht überall „vermied“ wo Krankheiten zu vermeiden waren, so liegt dies zum Theil daran, daß die wissenschaftlichen Fortschritte in Erweiterung alter epidemiologischer, Erfahrungen ergaben, daß die noch dazu sehr ungleichmäßig ausgeführten

Hosted by Google

Assanirungsarbeiten in ihrer relativen Gleichförmigkeit nicht gegen alle Infektionskrankheiten gleichartig wirken konnten, weil deren Ursachen eben verschiedenartig sind.

Ein anderes sehr wichtiges praktisches Moment war aber die Organisation des Sanitätwesens.

England begann sofort, als sich das Bedürfniß nach Neuschöpfungen geltend machte, mit einer gründlichen Organisation von unten auf, die mit ärztlichen, mit Initiative ausgestatteten öffentlichen Gesundheitbeamten begann und zu einer Verwaltungspitze fortschritt, die stets in lebendiger Fühlung mit den unteren Organen und der Bevölkerung blieb.

In Deutschland hat man nirgends auch nur den Versuch gemacht, zu einer den modernen Bedürfnissen der öffentlichen Gesundheit entsprechenden Form des öffentlichen Gesundheitwesens zu gelangen. Man flickte an den überkommenen Formen der Sanität-Polizei herum, bei der beamtete Aerzte Organe der Ortspolizei blieben, ohne genügendes Gehalt, um sich ihrem Amte ausreichend widmen zu können, ohne Initiative, um rechtzeitig etwas anordnen zu können. Preußen blieb hierin am weitesten zurück, während die süddeutschen Staaten, besonders Bayern, und das Königreich Sachsen auch in diesem überlebten Rahmen zu einigermaßen genügenden Einrichtungen kamen. Man muß diese Thatsachen vorausschicken, wenn man den Geist des im „Reichsanzeiger" veröffentlichten Gesetzentwurfes richtig würdigen will. Dieses neue „Gesetz, betreffend die Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten" ist nämlich nichts als eine in einigen Punkten verbesserte, in anderen aber auch verschlechterte Reichsauflage des längst als unzureichend erkannten preußischen Seuchen-Regulativs von 1835! Bei der Abhängigkeit der Reichsverwaltung von der preußischen wurde bei dem Entwurfe die derzeit schlechteste Medizinalverfassung zur Grundlage genommen. Will man jetzt schon von Partikularismus sprechen, so kann man bei diesem Entwurfe nur von preußischem Partikularismus reden, da der Entwurf, zum Gesetze erhoben, die süddeutschen Staaten, besonders Bayern, schwer schädigen würde, weil ihre Gesetzgebung gegen die Seuchen besser ist.

Dieses besondere Verhalten zu Preußen scheint auch der Grund zu sein, weshalb die nothwendigen organisatorischen Fragen ängstlich vermieden werden. Durch diese würden eben nur die höchst mangelhaften, vom preußischen Medizinalminister Bosse selbst „beschämend" genannten Zustände der preußischen Sanitätgesetzgebung getroffen.

Das Reich hat für sanitäre Fragen keine ausführende Behörde, sondern muß Alles der Executive der Bundesstaaten überlassen, auf die dem Reichskanzler nach dem Entwurf nur die „Möglichkeit" einer Einwirkung gesichert werden soll, die er aber so wie so hat. Das Kaiserliche Gesundheitsamt,

Hosted by Google

welches bei seiner Stellung meist falsch als Reichs-Gesundheitsamt bezeichnet wird, ist eine rein berathende Behörde, die jetzt nur bureaukratisch arbeitet. Ursprünglich war das Amt, um ihm für seine Begutachtungen Fachautorität zu verschaffen, als kollegiale Behörde gedacht, was aber schnell geändert wurde. Der Entwurf macht nun den sehr beherzigenswerthen Vorschlag, künftig einen Reichs-Gesundheitsrath zu fordern, der dem Amte die fehlende Fachautorität in anderer Form wieder sichern würde. Dieser Lichtpunkt im Gesetze scheint aber bereits unangenehm vermerkt worden zu sein, da verlautet, daß einige Bundesraths-Ausschüsse die Streichung dieses Paragraphen bereits beantragt haben. Wie kann man aber auch so gegen das bureaukratische Gewissen fehlen? Es hätte sich vielleicht aus dieser Idee später auch etwas Praktisches entwickeln können. Und das geht doch wohl gegen die derzeit beliebten Gewohnheiten der „großen Papierherren". Also fort mit dem Reichs-Gesundheitsrathe!

Was bleibt aber dann vom Inhalte des Entwurfs? Leider wenig Gutes. Alle großen Maßnahmen, die man in einer modernen Neuschöpfung verlangen kann, die ganze Sozialhygiene, die Assanirungsfragen, werden gar nicht beachtet oder so dargestellt, daß sie praktisch auf nichts hinauslaufen. Es bleiben nur Maßnahmen, welche die Polizeiorgane ermächtigen, mit oft ganz ungeheuerlichen Eingriffen in das Privatleben und die Freiheit der Individuen gegen die Seuchenerreger los zu gehen. Das ist doch gewiß nicht das „Seuchengesetz", welches die ärztliche Welt seit Dezennien fordert und welches ein modernes Kulturvolk von seiner Regirung erwartet.

Der erste Abschnitt behandelt die Anzeigepflicht. Hiernach sollen angezeigt werden: 1. Cholera, Fleckfieber, Gelbfieber, Pest, Pocken; 2. Darmtyphus, Diphterie und Croup, Rückfallfieber, Ruhr, Scharlach; 3. Puerperalfieber.

Der Entwurf scheint die erste Gruppe aufgestellt zu haben, um ausländische von den einheimischen (2 bis 3) Seuchen zu trennen. Aber Fleckfieber und Pocken sind zwar in Deutschland selten, jedoch in einzelnen Fällen stets vorhanden, so daß es meist einer Einschleppung nicht bedarf. Nur diese beiden Krankheiten der ersten Gruppe sind im landläufigen Sinne ansteckend, aber die Pockenepidemien werden durch die Zwangsimpfung fast unmöglich gemacht und bei Fleckfieber kommt es nur unter ganz besonders trostlosen sozialen Zuständen, z. B. bei Hungersnoth, zu Epidemien und gegen diese Mißstände helfen Polizeimaßregeln nicht.

Die Pest ist seit über 150 Jahren in Deutschland unbekannt und Gelbfieber in Deutschland noch nie beobachtet. Diese beiden Krankheiten verhalten sich in Bezug auf ihre Ansteckungsgefahr ähnlich wie Cholera. Letztere Krankheit ist nur selten ansteckend, in der Regel erfolgt ihre Ueber-

Hosted by Google

tragung indirekt. Man wird durch dieses Zusammenwerfen einer Krankheit vom Charakter der Cholera mit Krankheiten, die für Deutschland zur Zeit gar nicht in Betracht kommen (Gelbfieber und Pest), und mit Seuchen, die kontagiös sind (Fleckfieber und Pocken), zu der Vermuthung gedrängt, daß der Entwurf auf diesem Umwege gegen die Cholera alle jene Maßregelungen von Personen und Verkehr rechtfertigen will, die sich stets als unzureichend und schädigend erwiesen haben.

Der öftere Hinweis auf analoge Paragraphen des Reichs-Viehseuchengesetzes ist wenig angebracht, da man gegen Menschen nicht mit Contumaz und Totschlag gesetzlich vorgehen kann, so sehr auch viele Paragraphen des Entwurfes eine Menschen-Contumaz anordnen. In Europa muß man auch asiatische Krankheiten wie Pest und Cholera mit Waffen bekämpfen, die in unsere Civilisation und Rechtsanschauungen hineinpassen.

Die Cholera bleibt also thatsächlich allein als fremde Krankheit der ersten Gruppe bestehen und diese Krankheit könnte viel sachlicher bekämpft werden, wenn man sie aus dem obigen umfassenden Rahmen heraushebt. Da eine natürliche Gruppirung der anzeigepflichtigen Krankheiten unerläßlich ist, so genügt wohl das Beispiel, um zu zeigen, daß die epidemiologischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Forschungen über die Ursachen der Seuchen bei dem Entwurfe nicht sonderlich behelligt worden sind.

Die Anzeige soll sich nun bei der ersten Gruppe, d. h. also eigentlich nur bei Cholera, auf jeden Erkrankungs- und Todesfall und selbst auf den Verdacht der Erkrankung erstrecken. Bei einheimischen Krankheiten ist es zwecklos, bei dem gegenwärtigen Zustande der Sanitätsorganisation die Meldung der Erkrankungen zu fordern. Was erreichbar ist, ist eine genaue Meldung der Todesfälle, aus deren Häufung man sehr schnell erkennt, ob eine in vereinzelten Fällen stets einheimisch mögliche Krankheit epidemieartig auftritt. Nur bei der Cholera ist die Kenntniß der ersten, noch isolirten Fälle anders zu beurtheilen, weil hierbei die Herkunft von außen sicher ist.

Die Meldung des Krankheit-Verdachts ist aber mißlich, die des Ansteckungverdachts einfach unmöglich. Am grünen Tische macht sich das ganz schön, aber in der Praxis kann ein solcher Verdacht nur unter sehr seltenen Bedingungen von einem Arzte motivirt ausgesprochen werden. In der Regel muß der Arzt warten, bis er sicher ist, da er sich sonst als Arzt unmöglich macht.

Es sollte also für Cholera die Anzeige der Erkrankungen und Todesfälle, für alle anderen Seuchen die Anzeige der Todesfälle gefordert werden. Um diese Meldung aber sachgemäß zu gestalten, müßte Preußen endlich

Hosted by Google

die bisher stets von ihm verweigerte obligatorische Leichenschau einführen. Mit Rücksicht auf diesen Umstand erscheint die Forderung der Anzeige der Erkrankungen statt der wichtigeren Todesanzeige bei den einheimischen Seuchen als eine Konzession an diese preußische Eigenthümlichkeit.

Zur Erstattung der Anzeige verpflichtet der Entwurf in erster Linie den praktischen Arzt, in zweiter Linie Krankenpfleger und Kurpfuscher, in dritter Linie Laien. Bei einer so verantwortlichen Sache ist thatsächlich nur ein naturwissenschaftlich gebildeter Arzt im Stande, die Anzeige richtig zu erstatten und eine wirkliche Ordnung der Anzeigepflicht ist ohne die aktive, unmittelbare Betheiligung der praktizirenden, approbirten Aerzte niemals durchführbar. Anzeigen, die nicht durch den Arzt erfolgen, sind einfach werthlos. Sollte es bei dieser klaren Sachlage, die durch die Nothwendigkeit einer obligatorischen Totenschau für Preußen noch weiter beleuchtet wird, nicht viel richtiger sein, den Arzt allein zur Anzeige zu verpflichten? In Deutschland kann Jedermann bei der großen Zahl der Krankenkassen- und Armenärzte sich eines Arztes versichern.

Allerdings hat die Sache noch einen Haken, und der liegt in der Stellung des Arztes als Gewerbetreibenden, einer Stellung, die der Staat dem Arzte zugewiesen hat. Unter diesen Umständen hat der Staat gar nicht die Möglichkeit, ohne Weiteres frei über Dienste zu verfügen, die, wie die Anzeigepflicht, nur im Interesse des Staates liegen, oder für Unterlassung solcher Anzeigen Strafen anzudrohen. Gegen eine solche Gewaltmaßregel muß sich das Rechtsbewußtsein eines Kulturvolkes entschieden auflehnen; so etwas paßt in Europa höchstens noch in die russischen Zustände. Mit der einfachen Gewaltmaßregel, daß der Arzt anzeigen muß, ist es nicht gethan. Von der deutschen Volksvertretung darf man erwarten, daß sie sich gegen solche Vergewaltigungen entschieden ausspricht. Der Staat kann ohne den Arzt auf diesem Gebiete gar nichts durchführen. Es wäre deshalb mindestens sachlich gewesen, daß sich der Staat der für ihn unentbehrlichen Dienste der Aerzte durch ein gewisses Entgegenkommen, durch Vorfragen, durch Vorlegen des Entwurfes an die Standesvertretung der Aerzte, versicherte, was aber nicht geschehen ist.

Die Aerzte sind durch die von ihnen selbst früher angeregte soziale Gesetzgebung neuerdings stark benachtheiligt worden. Trotzdem haben die Aerzte mehr als irgend ein anderer Stand dauernd unentgeltlich Dienste für die Allgemeinheit gethan und sie werden wohl auch die übrigens in den einzelnen Bundesstaaten schon bestehende Anzeigepflicht im Interesse der Allgemeinheit gern auf sich nehmen. Aber vom Staate, der für uns das Rechtsbewußtsein verkörpern muß, ist es mehr als eigenthümlich, daß er

Hosted by Google

Dienste unentgeltlich beansprucht, die nur ihm zu Gute kommen. Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth. Das muß im vorliegenden Falle um so mehr beachtet werden, als der Arzt gerade zur Zeit von Epidemien *mehr als sonst* in Anspruch genommen ist, als seine Zeit für ihn und die ganze Bevölkerung werthvoller ist. Durch Belästigung des Arztes wird allerdings, wie die Motive naiv sagen, keine „übermäßige Belästigung der Bevölkerung" herbeigeführt.

Da die Anzeige schnell erstattet werden soll, würde neben der schriftlichen und mündlichen Anzeige auch die telegraphische zulässig sein müssen.

Der Entwurf verlangt, daß die Anzeige bei der 1. Gruppe, d. h. speziell bei Cholera, doppelt erstattet werde, an die Ortspolizeibehörde und den beamteten Arzt, bei der 2. Gruppe jedoch nur an die Ortspolizeibehörde, bei der 3. Gruppe nur an den beamteten Arzt. Da auch Laien die Anzeige erstatten sollen, wird man wohl in den Volksschulen die Vorschriften auswendig lernen lassen müssen. Wie ganz anders würde die Sache werden, wenn es dem Staate durch ein in seinem eigenen Interesse gebotenes Entgegenkommen gegen die Aerzte gelänge, diese für die neuen Bestimmugen mehr zu interessiren. Dann aber muß die Anzeigebehörde nicht mit einem „oder" gleich unkenntlich gemacht werden, sondern durch eine scharfe Bestimmung eindeutig definirt sein.

In Deutschland, besonders in Preußen, ist der beamtete Arzt, weil er trotz des bekannten Ausspruches des ersten Napoleon, der diese Nothwendigkeit nicht einsah, leben muß, bei einem Gehalt von 900 Mark, auch praktizirender Arzt, also Konkurrent des praktischen Arztes! Das darf ein Gesetz nicht übersehen. Es ist bei solcher Doppelstellung widersinnig, daß der praktische Arzt an seinen Konkurrenten in der Praxis, den beamteten Arzt, anzeigt. Wie zur Zeit die Verhältnisse thatsächlich liegen, kann im praktischen Sinne die Anzeige nur an die Ortspolizeibehörde erstattet werden, die auch über genügendes Hilfspersonal und Schreiber verfügt, um den beamteten Arzt umgehend zu informiren. Auf die Dauer geht das aber nicht. Der beamtete Arzt darf im allgemeinen, den Interessen einiger Ressorts doch gewiß übergeordneten Interesse nicht Organ der Ortspolizei bleiben, sondern er muß öffentlicher ärztlicher Gesundheitbeamter werden, mit ausreichendem Gehalt und mit Initiative, und dann ist die Anzeige nur an ihn zu erstatten. Dieser Fall ist im Entwurf für *Nothfälle* vorgesehen, um dann die nöthige Schnelligkeit, d. h. Sachlichkeit, zu ermöglichen. Damit ist thatsächlich zugegeben, *daß die jetzt vorgesehene Regel unsachlich und langsam ist.*

Der II. Abschnitt des Entwurfes befaßt sich mit der *Ermittelung*

Hosted by Google

der Krankheit. Dieser Abschnitt behandelt nun im Geiste der überlebten Organisation zunächst den beamteten Arzt recht schlecht. Von dem schon angedeuteten Nothfalle abgesehen, der eine schnelle Erledigung ermöglicht, benachrichtigt nämlich die irgendwie informirte Ortspolizei den beamteten Arzt, der sich daraufhin an Ort und Stelle zu begeben und Ermittelungen anzustellen hat, dann von diesem Ergebniß seinerseits wieder die Ortspolizei in Kenntniß setzt, die dann die Schutzmaßregeln anordnet. Und da giebt es schon Abgeordnete, die von einer zu großen Ausdehnung der Kompetenzen der Physiker reden!

Es sei überhaupt bemerkt, daß die Angst vor etwaiger Ausdehnung der Machtbefugnisse der beamteten Aerzte ganz unberechtigt ist. Diese Angst rechnet nur damit, daß der beamtete Arzt Organ der Polizei ist. Der Uebelstand hört eben auf, wenn der Arzt Organ der öffentlichen Gesundheitpflege wird, wie das Beispiel Englands lehrt, dessen Bevölkerung in ihrem germanischen Stolze auf ihre persönliche Freiheit durchaus keine polizeiliche Bevormundung duldet und doch oder vielmehr gerade deshalb den beamteten Arzt zum ärztlichen öffentlichen Gesundheitbeamten erhoben hat.

Von dem Dienststandpunkte aus giebt hier das Amt der Ortspolizei den nöthigen Verstand in sanitären Dingen, trotzdem die ganze Autorität in sanitären Fragen thatsächlich doch nur in der Fachautorität des beamteten Arztes beruht. Muß es da nicht sonderbar berühren, daß die Ortspolizei Anordnungen der beamteten Aerzte „mit ihrer Autorität zu decken oder zu korrigiren" berechtigt ist?

Der selbe aus dem Amte ganz von selbst erfließende höhere Verstand wird aber dem beamteten Arzte sofort höheren Ortes beigelegt, wenn diesem ein mit ihm konkurrirender und praktizirender Kollege gegenübertrit. Die Verhältnisse liegen so, daß der erfahrene ältere Praktiker in der Epidemiologie sicher mehr weiß als die jüngeren Physiker, daß aber auch in bakteriologischen Dingen die jüngeren Generationen der praktischen Aerzte mehr bewandert sind als die älteren Physiker. Mindestens kann bei den Anforderungen, die das Physikatsexamen stellt, in der Epidemiologie von einer durchgreifenden Ueberlegenheit der Physiker über ihre nur praktizirenden Kollegen um so weniger die Rede sein, als diese amtlich gar nicht einmal zur Vornahme besonderer Untersuchungen ausgerüstet sind. In der Praxis bleibt deshalb die Diagnose des behandelnden Arztes für die Feststellung der Erkrankungen und Todesfälle entscheidend. Trotzdem wird dem beamteten Arzte das Recht gegeben, ohne jede Verständigung des behandelnden Arztes sich zu den Kranken resp. den Leichen zu begeben, Ermittelungen und Untersuchungen anzustellen und die An-

Hosted by Google

wesenden auszufragen. Die Ungeheuerlichkeit liegt darin, daß der Vertrauensmann der Erkrankten, der behandelnde Arzt, als ein Arzt zweiter Güte erscheint, was ihn in den Augen der Bevölkerung um so mehr herabsetzen muß, als er sich von einem Konkurrenten, bei Strafe von 10—150 Mk. oder Haft nicht unter einer Woche, auch ausfragen lassen muß.

Mit diesem Recht, welches dem beamteten Arzte zugesprochen wird, wird aber außerdem tief in das Recht des Individuums und die Heiligkeit des Familienlebens eingegriffen, welches damit thatsächlich der Willkür der Ortspolizei überliefert ist. Das Schlimmste ist aber, daß hiermit an einer Stelle in das Recht des Individuums eingegriffen wird, wo es zwecklos ist. Es mußte mindestens gesagt sein, daß da, wo ein approbirter Arzt die Behandlung leitet, der beamtete Arzt am Krankenbette nichts zu suchen hat und daß in zweifelhaften Fällen derartige Untersuchungen nur in Form einer Konsultation mit dem behandelnden Arzte und unter Einverständniß der Angehörigen resp. der Kranken zulässig sind.

Der dritte Abschnitt behandelt die Schutzmaßregeln, wobei zum ersten Male der richtige Grundsatz ausgesprochen wird, daß die Anfechtung der Anordnungen keine aufschiebende Wirkung hat. Leider sind nur die meisten der in den folgenden Paragraphen vorgeschriebenen Maßregeln so, daß sie nie in Wirkung treten sollten. Die wichtigsten der sofort durchführbaren Maßnahmen bewegen sich nämlich im Rahmen polizeilicher Bevormundungen der Bevölkerung und führen alle die als nutzlos und meist direkt schädlich erkannten Maßregelungen von Personen, von Handel und Verkehr wieder ein.

Der Grund für dieses sonderbare, in dem Entwurf und seinen Motiven selbst als unrichtig deutlich gemachte Vorgehen scheint formell darin zu liegen, daß man dem Rufe nach Schutz, der 1892 gegen Hamburg diese vielen thörichten Maßnahmen zeitigte, etwas nachkommen will, und sachlich darin, daß man sich nicht entschließen kann, klipp und klar die als überflüssig und schädlich erkannten Maßregeln schießen zu lassen. Das ist aber ein Zustand, der eines gebildeten Volkes unwürdig ist. Bei obiger Volkspsychose, wie sie sich 1892 in dem traurigen Verhalten gegen Hamburg zeigte und erkennen ließ, daß die Deutschen die Bakterien mehr fürchten als Gott, wäre zu beachten gewesen, daß diese Verirrung der Bakterienfurcht und auch die Cholerafurcht ganz besonders durch die Berliner Schule der Bakteriologie großgezogen wurde. Der Entwurf würde deshalb in Form der Belehrung über das Richtige des Gegentheils allen diesen Schädigungen sehr leicht erfolgreich haben entgegen treten können.

Es scheint aber etwas zu schwer gefallen sein, die früheren Fehler

Hosted by Google

einzugestehen. Während der Entwurf zugiebt, daß bei Darmtyphus und Ruhr das „bloße Zusammensein gesunder mit kranken Personen noch nicht zur Uebertragung des Krankheitstoffes“ führt und daß nur „die Abgänge des Kranken geeignet sind, das Leiden zu übertragen, zunächst auf solche Personen, welche es an der nöthigen Vorsicht und Reinlichkeit fehlen lassen,“ verschweigt der Entwurf, daß das bei der Cholera ganz eben so ist, und sucht diese 1892 auf Kosten der Deutschen wiederum einmal erprobten Thatsachen ins Gegentheil zu verkehren, indem er gegen die Cholera die „weitestgehenden Abwehrmaßregeln“ fordert.

Im Paragraph 12 wird thatsächlich die Landquarantaine, selbst gegen Gesunde, als zulässig erklärt, insofern der „Ansteckungsverdacht“ hierzu genügt. Damit wird der ganze Unfug von 1892 nachträglich sanktionirt. Auch der folgende Paragraph 13 sichert nicht gegen eine solche Auffassung. Der Paragraph 14 klärt aber unzweideutig darüber auf, daß bei Cholera nicht nur Kranke und Krankheitverdächtige, sondern unter der Vorgabe des Ansteckungverdachtes auch Gesunde quarantainirt werden können. Damit sanitäre Mißstände nicht zur Bildung von „Brutstätten für Ansteckungstoffe“ werden, soll man prophylaktisch diese Dinge beseitigen, aber nicht ihr Vorhandensein zu ungeheuerlichen Eingriffen in die persönliche Freiheit mißbrauchen.

Eine zwangsweise Ueberführung der Cholerakranken in die Krankenhäuser ist eine oft recht gefährliche Maßregel, weil gerade diese Kranken sehr unter dem Transporte leiden. Es muß deshalb unter Umständen vorgesehen werden, daß die Kranken zu Hause bleiben und die Gesunden dislozirt werden. Etwas derartiges muß aber außerdem vorgesehen werden, wenn Wohnungen später behufs Desinfektion geräumt werden müssen. In der Regel wird es auch ohne Zwangsmaßregeln leicht möglich sein, die armen Kranken zu bewegen, sich in ein Krankenhaus aufnehmen zu lassen, wo sie alle Pflege finden, während ihnen zu Hause oft Alles fehlt.

Der Entwurf verlangt aber auch zu Hause eine Absonderung der Kranken dadurch, daß nur die Pfleger mit ihnen in Berührung kommen. Das ist nicht nur praktisch undurchführbar, sondern es würde mit solcher Forderung einfach die praktische Humanität gerade den Hilfsbedürftigen gegenüber aufgehoben. In Wilhelmsburg ließ man den Besuch der Kranken durch ihre gesunden Angehörigen zu und hatte keine schlechteren Erfahrungen zu verzeichnen als in Hamburg, wo man ängstlich absperrte.

Paragraph 15 bringt vielerlei, was besser getrennt worden wäre. Er befugt unter anderem die Behörden in Ortschaften, in denen Cholera, Fleckfieber, Pocken oder Darmtyphus ausgebrochen sind, und in

Hosted by Google

deren Umgebung, die gewerbsmäßige Herstellung, Behandlung und Aufbewahrung und den Betrieb von Gegenständen, die Krankheiten verbreiten können, zu beschränken oder aufzuheben. Besonders soll dieses vom Betriebe im Umherziehen gelten und die Ausfuhr solcher Gegenstände aus infizirten Orten soll untersagt werden. Ueber diese Gegenstände sprechen sich die Motive etwas wunderbar aus, da sie rohes Obst, Molkereiprodukte, ungekochte Nahrungsmittel neben von Kranken gebrauchten Möbeln, Kleidungs- und Wäschestücken aufführen. Diese Gegenstände bedürfen wegen ihrer Herkunft zweifellos einer strengen Desinfektion. Die anderen Sachen müßten aber gemäß dem Nahrungsmittelgesetze stets einer strengen Kontrole unterliegen und, soweit hier keine Garantien geboten sind, bedarf das Gesetz eben einer Berichtigung und Ergänzung auf Grund der Erfahrungen. Der selbe Paragraph verlangt noch besondere Vorsicht gegenüber dem Schiffsverkehr. Hiergegen ist sicher nichts zu sagen, wenn nur nicht für einzelne dieser Maßregeln das einzige Motiv darin läge, daß das Aufsichtpersonal unzureichend sei, ein Motiv, welches doch gewiß Niemand wichtigen Verkehrseinrichtungen gegenüber gelten lassen kann.

Weiter wird verlangt, daß Märkte, Messen und überhaupt Ansammlungen größerer Menschenmengen bei Herrschen und Drohen der Cholera im Inlande beschränkt oder verboten werden können. Später wird dies auch bei Vorhandensein der Cholera im Auslande verlangt. Man vermißt hier jede Garantie, daß nicht unter der Angabe des Drohens von Seuchen auch politische Versammlungen einfach verboten werden können. Der Nutzen einer übertriebenen Vorsicht gegenüber der Gesammtbevölkerung wird dadurch jedoch etwas sonderbar beleuchtet, daß ein anderer Paragraph Truppenübungen und Kontrolversammlungen ausnimmt und die Bediensteten der öffentlichen Verkehrsanstalten einer Beschränkung nicht unterwirft. Besondere antibakterielle Leistungen der Uniformen hat man bisher nicht gekannt.

Die nächsten Paragraphen behandeln die Desinfektion. Hierbei wäre zu berücksichtigen gewesen, daß die Desinfektion ausgeführt werden muß, wo sie nöthig ist, daß sie jedoch zu unterlassen ist, wo sie überflüssig erscheint. Hier sollte endlich der Grundsatz herrschend werden, daß man nur da desinfizirt, wo man die Infektionserreger mit Erfolg fassen kann. Jeder andere Modus ist zwecklos und zieht den Leuten das Geld aus der Tasche, das man besser verwenden könnte. Eine entschiedene Betonung der der Desinfektion übergeordneten Reinlichkeit wäre sehr nothwendig.

In erfreulicher Weise beschränken die Motive die Desinfektion von Waaren und Reisegepäck und stehen hierin ganz auf den Boden der Erfahrung.

Ein etwas eigenartiger Paragraph ist der 24. Dieser verbietet resp.

Hosted by Google

beschränkt zur Verhütung der Einschleppung aus dem Auslande 1. die Ein- und Durchfuhr von Waaren, 2. den Schiffsverkehr, 3. den Personenverkehr. Sicher ist, daß der Auswanderer-Verkehr einer Regelung auch nach der sanitären Seite bedarf. Speziell der Cholera gegenüber sind im Einzelnen die Maßnahmen dem Auslande gegenüber die selben wie im Inlande. Es ist nun interessant zu sehen, wie die Motive stärkere Maßnahmen durch das Recht der „Wiedervergeltung" rechtfertigen. Es wäre dann aber wohl Sache der Diplomaten, ihren Witz anzustrengen, um dies zu rechtfertigen. Man sollte endlich einmal aufhören, die öffentliche Gesundheit bei solchen Dingen vorzuschieben. Bei der Bedeutung, welche die öffentliche Gesundheit für jedes Volk und jeden Staat und für jede politische Partei des einzelnen Volkes und Staats hat, soll man die gemeinsame Grundlage nicht mißbrauchen, um eine diplomatische und politische Hygiene aufrecht zu halten.

Die im folgenden Paragraphen geforderte Regelung der Ausstellung von Gesundheitpässen an Seeschiffe ist sehr nothwendig, wie 1892 die „Moravia" und „Normannia" lehrten, die trotz ihrer in Hamburg ausgestellten reinen Pässe mit Cholerakranken in New-York ankamen.

Der IV. Abschnitt bespricht die Entschädigungen, deren Nothwendigkeit bei Beschädigung oder Vernichtung von Gegenständen durch die Desinfektion damit anerkannt wird, wie ich es bereits gegenüber manchen Vorkommnissen bei der Desinfektion von Reisegepäck 1892 als nothwendig bezeichnet habe.

Der V. Abschnitt theilt allgemeine Vorschriften mit. Hierbei werden die Beziehungen der Behörden unter einander behandelt, besonders auch die Ausnahmen von Militär und Marine und der öffentlichen Verkehrsanstalten erörtert.

In diesem Abschnitte begegnen wir auch dem wichtigsten Paragraphen des ganzen Entwurfs, § 34. Im § 17 war die Schließung von Brunnen, Wasserleitungen, Badeanstalten und ähnliches ausgesprochen. Der § 23 forderte Beobachtungs- und Absonderungsräume, Unterkunftstätten für Kranke, Desinfektionsapparate, Beförderungsmittel für Kranke und Leichen, Leichenhäuser, Beerdigungplätze. Zu diesen Forderungen, die „dem Verständnisse weiter Bevölkerungskreise noch fern" liegen, fügt nun § 34 1. die Ueberwachung der Einrichtungen für Versorgung mit Wasser und zur Entfernung der Abfallstoffe und 2. die Verpflichtung der Gemeinden zur Schaffung der entsprechenden Einrichtungen.

Die Einrichtung der zur Durchsuchung dieser Dinge sehr wichtigen örtlichen Gesundheit-Kommissionen ist nirgends erwähnt.

Der Entwurf legt den Gemeinden die „Verpflichtung" auf, „für die

Hosted by Google

Abhilfe Sorge zu tragen". Hier ist nun der Punkt, wo das Interesse des Einzelnen, ohne daß seine Privatverhältnisse unmittelbar berührt werden, hinter das Interesse der Gesammtheit zurücktritt. Diese Maßregeln belasten den Reichen mehr als den Armen, dem sie relativ mehr nützen. Sie entsprechen dadurch einer wichtigen Forderung der Sozialgesetzgebung. Hier haben die Engländer, die so stolz auf ihre Selbständigkeit sind, überall freiwillig ihre Privatinteressen untergeordnet und die Kodifizirung der Maßnahmen bildet den Hauptgegenstand der so erfolgreichen englischen Gesundheits-Gesetzgebung. In England kann eine Stadt gerichtlich zur Anlage einer Wasserleitung verurtheilt werden.

Was Deutschland an solchen Assanirungswerken besitzt, hat zum geringsten Theil der Staat ausgeführt, wie z. B. die großartige Wasserversorgung der schwäbischen Alb in Württemberg. Das meiste ging aus der Autonomie der größeren Städte hervor. Dabei verhielt sich der Staat aber sehr verschieden. Einzelnen Städten wurden große Auflagen gemacht, und zwar waren dies meist jene Städte, die schon freiwillig viel gethan hatten, während die anderen viel besser wegkamen. Es scheint dabei etwas der Gedanke geleitet zu haben, daß Städte, die freiwillig anfingen, auch reich genug seien, um noch mehr thun zu können, während die anderen, die garnicht erst anfingen, als so arm betrachtet wurden, daß man ihnen nichts auferlegen wollte. Ich sage, es scheint vielfach in diesem Sinne vorgegangen worden sein. Das aber ergiebt sich, daß praktisch die Möglichkeit der staatlichen Einwirkung davon abhängig war, ob die Gemeinden die Mittel besassen; daneben aber besteht seit langem die Möglichkeit, daß der Staat die Gemeinden zu Assanirungswerken anhalten kann. Würde dieser Zwang gesetzlich und gleichmäßig geltend gemacht, so würde der in England bestehende Zustand erreicht. In Deutschland bleibt aber alles einfach beim Alten, da die Motive ausdrücklich angeben, daß mit dem Seuchengesetz die „Möglichkeit" eines solchen Vorgehens geschaffen werden solle, welche „Möglichkeit" eben längst vorhanden ist, aber allein nicht genügt.

Gerade durch diese Unklarheit wird der wichtigste Paragraph des Entwurfes, der allein hingereicht hätte, ein echtes, großes Seuchengesetz zu schaffen, thatsächlich gegenstandslos und mit dieser unglückseligen „Möglichkeit" hat „das Gesetz zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre".

Es ist dies um so mehr zu bedauern, weil erfahrungsgemäß durch die Summe der Assanirungsarbeiten die Sterblichkeit an den vermeidbaren Krankheiten und damit eben die Sterblichkeit

Hosted by Google

überhaupt stark und dauernd abnimmt und weil durch diese Werke gerade den Krankheiten vom Charakter der Cholera, Ruhr oder Unterleibstyphus stark Abbruch gethan wird.

Der VI. Abschnitt behandelt die Strafvorschriften. Die Verletzung des Ausfuhrverbotes, des Gebrauchs undesinfizirter, von Kranker gebrauchter Wäsche, das Wiederbenutzen von Fahrzeugen, die von Kranken gebraucht waren vor ihrer Desinfektion werden mit Gefängniß bis zu zwei Jahren, bei mildernden Umständen mit Geld bis zu 1500 Mark bestraft. Wird ein Dritter hierbei von der Krankheit befallen, so tritt Gefängniß bis zu drei Jahren ein. Leider werden hierbei ungleichwerthige Dinge gleich behandelt und es ist bei Bemessung des Strafmaßes nach dem früher Gesagten eine entsprechende Abänderung zu treffen. Wissentliche Uebertretungen in motivirten Fällen müssen hart bestraft werden.

Ein folgender Paragraph bedroht mit Strafe von 10—150 Mark oder mit Haft nicht unter einer Woche die Unterlassung der Anzeige, die Verweigerung des Zutritts zum Kranken. Die mangelhafte rechtliche Motivirung der Gegenstände verlangt eine Aenderung der entsprechenden Paragraphen und damit der Strafvorschriften.

Otto E. Ehlers erzählt in seinem „Marsch durch Indo-China", daß ein indischer Polizei-Offizier, der aber wie die meisten Engländer im Kolonialdienste kein „großer Papierherr", sondern ein erfahrener Praktiker war, einem Dieb in einer Gerichtssitzung eröffnen ließ, daß er ihn nach § 42 zu einigen Wochen Gefängniß verurtheilt habe. Der Bestrafte habe aber erwidert, daß sei doch keine Gerechtigkeit, daß er gleich nach einem so hohen Paragraphen bestraft würde, da er zum ersten Male gestohlen habe.

Hieran wurde ich lebhaft erinnert, als ich sah, mit welcher Strafe der Schlußpapagraph des V. Abschnitts und des Entwurfes die Deutschen bedroht. Dieser Paragraph besagt nämlich, daß das Gesetz 1893 in Kraft tritt. Gleich mit diesem hohen Paragraphen zu strafen, scheint mir bei dem Inhalte des Entwurfes aber doch selbst den vielen hygienischen Unterlassungsünden gegenüber eine zu hohe Strafe zu sein. Mindestens darf man von der Gerechtigkeit in diesem Falle hoffen, daß der vorliegende Entwurf nicht zum Gesetze erhoben wird.

Prag. Professor Ferdinand Hueppe.

Anmerkung. Der Entwurf ist inzwischen dem Reichstag zugegangen. In der äußeren Anordnung der Paragraphen hat sich Einzelnes geändert, der Geist des Ganzen aber ist erhalten geblieben und es erscheint noch fraglich, ob die wenigen wichtigeren Aenderungen nicht wieder rückgängig gemacht werden.

Hosted by Google

Die Oeffentlichkeit im Militär-Strafprozeß.

Der Ruf nach einer Reform der militärischen Strafprozeß-Ordnung wird immer lauter und ungeberdiger, je weiter ihre Ausführung hinausgeschoben wird. Dieser Aufschub hat viel böses Blut gemacht, sogar in Kreisen, denen sonst eine ablehnende Haltung gegen die Regirung fern liegt.

In den für einen Patrioten wenig erfreulichen Verhandlungen über die neueste Militärvorlage und in den Besprechungen der Presse darüber wurde öfters mehr oder weniger verhüllt angedeutet, man würde vielleicht zum Entgegenkommen geneigter sein, wenn die Regirung sich gegenüber alten Wünschen (Beschwerderecht, Strafprozeßreform) willfähriger gezeigt hätte. — Andere Parteien schrieben, ohne ihre verschämten Handelsabsichten merken zu lassen, ganz einfach dem bösen Willen der Regirung den Aufschub der erwünschten Reformen zu. — Die Gereiztheit, mit der die Regirung von ihren Vertretern gegen solche Insinuationen vertheidigt wurde, war größer als die Geschicklichkeit, und deshalb wenig wirksam.

Und doch war ihre Position z. B. gegenüber dem Verlangen nach einer Strafprozeßreform nicht ungünstig. Angriffe wie die, daß in der Armee Insubordinations-Vergehen (die zu 7 Jahren verurtheilten Landwehrmänner) strenger bestraft würden als Ausschreitungen von Vorgesetzten, hätten neben scharfer Betonung des nothwendigen Geistes jeder militärischen Institution schon durch die Berufung auf das Militär-Strafgesetzbuch zurückgewiesen werden können, dessen Strafbestimmungen unter Mitwirkung der Volksvertretung und unter wesentlicher Antheilnahme anerkannt liberaler Männer (Lasker) festgesetzt worden sind, also eben so wenig dem leichtfertigen Vorwurf einseitig übertriebener Strenge wie zu großer Milde hätten ausgesetzt werden dürfen.

Untersuchen wir einmal die Gründe, aus denen die Regirung bisher die auch von ihr schon lange beabsichtigte Reform aufgeschoben hat.

Zunächst hat sie das unbestreitbare Ergebniß für sich, daß unter dem alten Verfahren die Disziplin in der Armee unerreicht dasteht. Solche Früchte kommen nicht von schlechten Bäumen. Einen besonderen Grund zur Ueberstürzung mit der Reform hat also die Armee an sich nicht.

Gleichwohl verschließen sich wohl nur wenige Persönlichkeiten in ihr der Einsicht, daß das formelle Strafverfahren einige zeitgemäße Abänderungen wünschenswerth mache. Wenn darüber auch noch nicht Einigkeit herrscht, so würde sie doch hierin verhältnißmäßig leicht zu erreichen sein.

In einem Punkt ist jedoch nahezu absolute Einstimmigkeit vorhanden, und gerade darin ist der eigentliche Grund der bisherigen Verschleppung zu

Hosted by Google

suchen. Es ist die Frage der Oeffentlichkeit beim Prozeßverfahren. Die weitaus größte Masse derjenigen, die nach der Reform verlangen, versteht darunter lediglich oder wenigstens hauptsächlich: die Einführung der Oeffentlichkeit bei dem Verfahren.

Die Regirung ist aber fest entschlossen, die unbeschränkte Oeffentlichkeit nicht zuzulassen, und zögert nun, mit den übrigen Reformen hervorzutreten, denn sie ist sicher, daß diese, wie groß und zeitgemäß sie auch sein mögen, wenig Anerkennung finden und nur den gehässigsten Angriffen ausgesetzt sein werden.

Nicht die sozialdemokratische Partei allein, auch andere Parteien und zahlreiche Individuen aller Fraktionen, denen jede feindliche Absicht gegen Staat und Armee fern liegt, verlangen nach der unbeschränkten Oeffentlichkeit. Selbst unter den Sozialdemokraten mögen sich, außer den Führern, nicht viele ihrer destruktiven Absicht dabei klar bewußt sein.

Diese Führer aber wissen ganz genau, was sie wollen; die jüngsten Verhandlungen über die Militärvorlage müssen auch den Leichtgläubigsten überzeugt haben. Die Führer glauben mit der Einführung der Oeffentlichkeit einen weiteren Weg gefunden zu haben, um die berufsmäßige Verbreitung von Unzufriedenheit und Mißtrauen ausdehnen und womöglich auch in die Armee übertragen zu können. Sie brennen darauf, jeden einzelnen Fall von Insubordination oder Ausschreitung von Vorgesetzten in ihrer Weise zur allgemeinen Kenntniß zu bringen u. s. w.

Sie sind zu kluge Leute, um nicht zu wissen, daß in einer so großen und eigenartigen Gemeinschaft, wie die Armee sie ist, Sachen vorkommen und immer wieder vorkommen werden, die nicht blos gegen Vorschriften und Gesetz, sondern oft noch mehr gegen Moral und sittliches Empfinden verstoßen. Sie sind aber auch ungerecht, und zwar bewußt ungerecht genug, um in der Verfolgung solcher Vergehen nicht das Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit und möglichster Beschränkung solcher Fälle anzuerkennen, sondern sie stellen sie als unausbleibliche Folgen einer verabscheuungwürdigen (weil der Verwirklichung ihrer Pläne hauptsächlich entgegenstehenden) Institution hin. Es wäre mehr als unvorsichtig, zu glauben, daß sie von der Oeffentlichkeit nur eine Herabminderung gewisser Uebelstände erhoffen, denn diese Abhilfe wäre ihren eigentlichen, kaum noch geläugneten Zwecken sogar schädlich; sie verlangen die Oeffentlichkeit hauptsächlich, um — Agitationsmaterial zu sammeln.

Wer das bestreiten oder für Uebertreibung halten will, der erinnere sich der agitatorischen Angriffe Bebels in den Märzsitzungen, wo er den beklagenswerthen Fall v. Salisch immer von Neuem, auch nach näherer Aufklärung, als eine Art von „Meuchelmord" darzustellen suchte, um in ge-

Hosted by Google

wissen „intelligenten" Volkskreisen den Eindruck zu erregen, daß es ein Privilegium der Offiziere sei, für „Meuchelmord" mit geringer Freiheitstrafe belegt zu werden; wo er der Militärjustiz schlankweg Willkür, Unfreiheit, Abhängigkeit vorwarf, und das deutsche Offiziercorps der gröbsten Pflichtvergessenheit und Unglaubwürdigkeit sogar in seinen gerichtlichen Aussagen beschuldigte, und selbst das Begnadigungsrecht des Monarchen in nie dagewesener Weise zum Gegenstand seiner Kritik machte.

Das war nur eine Probe davon, in welcher Weise man auf dieser Seite gedenkt, die Oeffentlichkeit zu verwerthen. Aber es war auch ein Beweis dafür, auf wie weite, nicht blos urtheilsunfähige Kreise die gröbste Verdächtigung Eindruck machen kann, wenn sie nur mit der gehörigen Unverfrorenheit vorgetragen wird. Fand doch keine von allen andern Parteien sich im Augenblick veranlaßt, das deutsche Offiziercorps, um das uns eine Welt beneidet, energisch zu vertheidigen und die maßlosen Beschuldigungen mit der gebührenden Entrüstung zurückzuweisen, wie es doch schon wetteifernd geschehen ist, wenn von andern Berufsständen nur mit zu geringer Anerkennung gesprochen worden ist.

Glaubt man, daß diese unbeabsichtigte Probe die Regirung zur Einführung der Oeffentlichkeit geneigter gemacht hat? Und welche besonderen Vortheile verspricht man sich von der Oeffentlichkeit überhaupt? Nimmt man etwa an, daß die Hochachtung vor dem Publikum irgend welchen Einfluß auf den pflichtmäßigen Spruch der Richter ausüben wird? Ist vielleicht in dem bürgerlichen Strafverfahren von der Einführung der Oeffentlichkeit eine ähnliche Wirkung bemerkt worden? Oder ist die Befriedigung des Wissensdurstes der andächtigen Zuhörer, der nur in sehr seltenen Fällen wirkliches, psychologisches Interesse sein mag, sonst aber nur als Altweiberneugier müßiger, beschäftigungloser und arbeitunlustiger Menschen bezeichnet werden muß — ist diese Befriedigung von solcher Bedeutung, daß sie die Oeffentlichkeit gebieterisch verlangt? Ist es ein Unglück, wenn man einigen Reportern durch Ausschließung die Gelegenheit entzieht, nun auch über militärische Strafsälle in bewährter, geistreich-witzelnder Berichterstattung vor den Zeitungslesern zu glänzen und deren altväterische Anschauungen über die Schwere von Vergehen und Verbrechen so unvermerkt zu verwirren? Oder verlocken andere Folgen der Oeffentlichkeit beim bürgerlichen Verfahren zu ihrer Uebertragung auf die Armee, als da sind: kostenlose, aber gründliche Unterweisung der „Kriminalstudenten" im Umgehen der Gesetze, Erweckung des herostratischen Nachahmungtriebes vieler Naturen zu ähnlichen Verbrechen, Verleihung eines falschen sentimentalen Märtyrerthums und Verbrecherruhms (beunruhigende Zunahme der jugendlichen Mörder und Kinder-

Hosted by Google

selbstmorde), Aufreizung der Sinnlichkeit u. s. w. ad infinitum in Folgerungen, die bereits beim bürgerlichen Verfahren zu immer häufigerem Ausschluß der Oeffentlichkeit geführt haben und immer weiter führen werden? — —

Die einzige Konzession, die man in dieser Beziehung allenfalls machen könnte, wäre, da die Oeffentlichkeit für das bürgerliche Verfahren nun einmal besteht, ihre Zulassung im militärischen Verfahren bei rein bürgerlichen Vergehen der Soldaten. Das wäre für die Armee in einer Beziehung sogar günstig, denn damit wäre Gelegenheit gegeben, die Unabhängigkeit, Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit des militärischen Justizverfahrens zu erkennen und mit dem bürgerlichen Justizverfahren zu vergleichen; einen solchen Vergleich hat die Armee, besonders nach Durchführung anderer beabsichtigter Reformen, in keiner Weise zu scheuen. Dieser geringe Vortheil kann allerdings die einer unbeschränkten Oeffentlichkeit entgegen stehenden Bedenken niemals aufheben.

Man verweist immer im Gegensatz zum preußischen auf das bayerische Verfahren und rühmt dessen Vorzüge. Die hat es zweifellos, nur beruhen sie in ganz anderen Dingen als in der Oeffentlichkeit, wenn auch die Presse diese meist allein unter den Vorzügen versteht, oder doch als Hauptvorzug besonders betont.

Die bayerische Armee denkt freilich unter sich über diesen Vortheil ganz anders, so stolz sie auch mit Recht auf die sonstigen Vorzüge ihres Strafverfahrens ist. An dieser Thatsache ändern Eingeweihten gegenüber die gegentheiligen Auslassungen der Presse nichts und würden nicht einmal etwaige zeitgemäß erscheinende Widersprüche aus der Armee etwas ändern. Es steht fest, daß auch in Bayern bei weitem nicht alle rein militärischen Vergehen und Verbrechen vor der Oeffentlichkeit verhandelt werden. Vielleicht ist das Publikum dieser uninteressanten Verhandlungen bereits so überdrüssig, daß sich dazu selbst kein Sozialdemokrat oder Kriminalstudent mehr einfindet!? — Man wird sich in der Opferwilligkeit der braven bayerischen Armee schwerlich verrechnen, wenn man von ihr zu Gunsten einer allgemeinen deutschen Militär-Strafprozeß-Ordnung weiter nichts als ihren Verzicht auf den „Vorzug" der Oeffentlichkeit verlangt. —

Jedenfalls bleibt es tief zu beklagen, daß bei uns das stürmische Verlangen nach der Oeffentlichkeit die Durchführung anderer, weit wichtigerer und auch in der Armee für dringend wünschenswerth erkannter Reformen im Militär-Strafprozeß so lange verhindert hat und vielleicht noch fernerhin verhindern wird.

Diese Reformen sollen Gegenstand einer späteren Betrachtung sein.

Hannover. Major C. Tottleben.

Hosted by Google

Sozialpolitik eines deutschen Philosophen.

Eine Antwort an Eduard von Hartmann.

Toastredner nennen uns noch das Volk der Dichter und Denker. Vergeblich suchen wir aber in unserem neueren politischen Leben nach Beweisen für die Wahrheit dieses stolzen Wortes. Uebt auf die politische und soziale Grundstimmung und das praktische Handeln des jungen Deutschlands nur einer unserer Philosophen einen solchen Einfluß aus, wie ihn einst in England ein Locke, Hume, Bentham, Mill besessen hat?

Doch unser Urtheil bedarf hier einer Einschränkung. Ein Theil der deutschen politischen Bewegung hat allerdings eine philosophische Unterlage: das ist die Sozialdemokratie, der Karl Marx seine hegelianische Grundanschauung eingeimpft hat.

Wie steht es aber mit dem bürgerlichen Mittelstande? Bieten ihm die Philosophen Deutschlands ein Programm, das nicht blos die Ideen der Aristokatie für den Emporkömmling in verblaßter Schrift kopirt, sondern den Besten als Ziel des Strebens werth erscheinen muß, ein Programm, das mit der Entwickelungtendenz harmonirt? Sind unsere Philosophen dem jungen Deutschland, soweit es nicht sozialdemokratisch ist, die berufenen Führer im Kampfe für Aufrechterhaltung unserer Wirthschaftordnung, angesichts der Gährung, die die sozialen Kämpfe allenthalben hervorrufen?

Jeder ernste Versuch eines Philosophen, in dieser Richtung Einfluß zu gewinnen, ist mit Freuden zu begrüßen. Freilich wird auf diesem Gebiete auch dem Philosophen — wie anderen Sterblichen — der Erfolg nur zu Theil, wenn er die Mühe eines umfassenden Studiums sowohl der deutschen wie der ausländischen Entwickelungtendenzen und der sie behandelnden Literatur nicht scheut.

Einer unserer meistgelesenen lebenden philosophischen Autoren, Eduard von Hartmann, hat in letzter Zeit in verschiedenen Zeitschriften, unter anderem auch in der „Zukunft", sozialpolitische Themen behandelt. Ich greife von den verschiedenen mir vorliegenden Aufsätzen dieses Autors zwei in Nr. 1 und 2 der „Gegenwart" im Januar 1893 veröffentlichte als die am meisten charakteristischen heraus. Hartmann behandelt darin die Frage der „Vertheilung des Arbeitertrages", und zwar zunächst nicht die Theilung des Volkseinkommens zwischen den rentenbeziehenden und den arbeitenden Klassen, sondern die Frage, wie zeitlich, sachlich und persönlich die gesammte heute auf die Arbeiter entfallende Lohnsumme besser vertheilt werden könne, als es jetzt der Fall sei. Der Verfasser polemisirt hierbei sowohl gegen die sozialdemokratische wie gegen die individualistische Idee und macht selbst praktische Vorschläge.

Auf Hartmanns Auseinandersetzungen mit der Sozialdemokratie einzugehen, beabsichtige ich nicht. Eben so wenig habe ich vor, prinzipiell den individualistischen Standpunkt ihm gegenüber zu vertheidigen; ich hoffe vielmehr zu zeigen, daß er selbst von der individualistischen Wirthschaftauffassung mehr erfüllt ist als Andere.

Was hingegen von Hartmann über einzelne Hauptfragen unserer Arbeitverfassung, ferner auch darüber gesagt ist, was unseren Arbeitern fehle und was ihnen noth thue, möchte ich durchaus nicht unwidersprochen lassen, da

Hosted by Google

die Meinungen eines Schriftstellers von Ruf, wie Eduards von Hartmann, Einfluß zu üben vermögen und da sie ferner in mancher Hinsicht charakteristisch sind: charakteristisch für eine einflußreiche Gruppe, die den Arbeitern wohl will, aber ohne sich um das zu kümmern, was an Idealen in der Brust der deutschen Arbeiter schlummert, und ohne sich an das zu kehren, was außerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle in der Welt der Einen heißes Sehnen, der Anderen werthvollsten Besitz bildet.

Fassen wir zunächst die greifbarsten praktischen Forderungen Hartmanns ins Auge. Der Hauptvorschlag, den unser Autor entwickelt, besteht in der zwangsweisen Erziehung der Arbeiter zum Sparen. Er geht hierbei, nachdem er die Möglichkeit verneint hat, eine allgemeine Versicherung gegen Arbeitlosigkeit zu organisiren, von folgender Erwägung aus:

. . . „Endlich bleiben die Lohnschwankungen auf Grund wechselnder Konjunktur auch für die dauernd in dem selben Betriebe beschäftigten Arbeiter unvermeidlich. In Zeiten aufsteigender Prosperität fordern die Arbeiter einen erhöhten Lohn, den sie erforderlichen Falls durch Ausstände oder Ausstandsdrohungen erzwingen, in Zeiten des Niedergangs sehen die Unternehmer sich vor die Wahl gestellt, entweder den Betrieb aufzugeben oder die Selbstkosten durch Herabsetzen der Löhne zu ermäßigen, und können diese Herabsetzung erforderlichen Falls durch Arbeitsperren oder Drohungen mit solchen erzwingen."

Hieraus zieht Hartmann folgende Konsequenz: „Es ist nöthig, daß die höheren Löhne der guten Jahre zur Bildung eines sicher zu stellenden Lohnreservefonds benutzt werden, der in schlechten Jahren zur Erhöhung der sinkenden Löhne dient. Die Arbeiter müssen es als in ihrem Interesse liegend erkennen lernen, die in guten Jahren zulässige und von den Unternehmern bewilligte Lohnerhöhung nicht in die Hand zu bekommen, sondern in den Lohnreservefonds abgeführt zu sehen, in dessen Rechnungführung einem Arbeiterausschuß Einblick zu gewähren ist." Nachdem nun Hartmann auf die Erneuerungfonds u. s. w. der Aktiengesellschaften hingewiesen hat, fährt er fort: „Hier handelt es sich darum, einen Spezialreservefonds zur Stetighaltung der Löhne hinzuzufügen, der nöthigenfalls unter staatliche Aufsicht gestellt werden könnte, wenn die Aufsicht des Arbeiterausschusses nicht genügend erscheinen sollte."

Wollen wir im Uebrigen die Auslese an praktischen Ergebnissen der Hartmannschen Ausführungen sammeln, so begegnen wir noch zwei positiven Vorschlägen. Der eine lautet, es sollte überall da, wo der Arbeiter die Wohnungmiethe noch monatlich und nicht wöchentlich zu entrichten hat, ein entsprechender Mehrbetrag bei der letzen Löhnung im Monate gezahlt werden, der bei den drei vorhergehenden Löhnungtagen einzubehalten ist. Konsequenter Weise wird hinzugefügt: „Zahlungsunfähige Arbeitgeber müßten wegen verdienter und nicht bezahlter Löhne als Arbeitpreller unnachsichtig wegen Betrug und Unterschlagung bestraft werden."

Der andere positive Vorschlag Hartmanns ist ein Beitrag zur Arbeiterwohnungfrage. Die Grundidee ist in folgendem Satze enthaiten: „Wie sehr auch im allgemeinen der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft als ein Kulturfortschritt anzusehen ist, so bleibt es darum doch wichtig, daß er gerade für die wirthschaftlich Schwächsten Gefahren mit sich führt, denen theils durch vorsichtige Konservirung eines lebensfähigen Restes von Naturalwirthschaft innerhalb des Systems der Geldwirthschaft, theils durch soziale Vorkehrungen zur vortheilhaften Rückverwandlung des Geldlohnes in

Hosted by Google

Gebrauchsgüter vorgebeugt werden kann und muß." Von diesem Gedankengang ausgehend, bezeichnet unser Verfasser als das Naturgemäße, daß „der ländliche Arbeiter durch Besitz eines Häuschens oder einer Scholle an die Heimath gefesselt und vor der Ausnutzung des Freizügigkeitsrechtes bewahrt wird." Wir werden des weiteren belehrt: „Jede Verbesserung der Arbeiterwohnungen in den großen Industriestädten wirkt vor einer entsprechenden Verbesserung der ländlichen Arbeiterwohnungen nur als ein neues Reizmittel, das die Arbeiter um so sicherer vom Lande nach den Städten lockt, und gleicht einem Aufzäumen des Pferdes beim Schwanze. Wir müssen vorläufig Gott danken, daß wir an dem unerfreulichen Zustande der städtischen Arbeiterwohnungen wenigstens noch ein, allerdings viel zu schwach wirkendes Abschreckungsmittel gegen die Ueberschwemmung der Großstädte mit Zuzug besitzen." Die Verbesserung der ländlichen Arbeiterwohnungverhältnisse erscheint unserem Autor nothwendig, um den Zug in die großen Städte zu stauen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet er die Ansässigmachung der ländlichen Arbeiter in ihnen selbst gehörigen Wohnungen als das wesentliche Moment, um die Menschen zufrieden zu machen. „Die schlechteste Wohnung wird ihm genügen, wenn nur das Haus sein eigen ist; eine blos gemiethete aber wird er kritisch vergleichen mit den besseren Wohnräumen des städtischen Arbeiters, ohne zu bedenken, daß dieser bei dem Mangel frischer ländlicher Luft eine weit bessere Wohnung braucht als er"

Beim ersten Durchlesen dieser Forderungen überlief mich ein gewisses Erstaunen. Fast alle hier aufgeführten Gedanken sind dem Nationalökonomen alte Bekannte, und zwar in doppelter Hinsicht: einmal sind es Programmpunkte, die von den Arbeitern als Hemmnisse ihrer freien Entwickelung bekämpft werden, anderseits sind gewisse Interessenten unter den Arbeitgebern seit Jahren für diese Forderungen eingetreten. Das Fesseln der ländlichen Arbeiter an die Scholle, der Kampf mit allen Mitteln gegen den Zug in die großen Städte ist ein alter Programmpunkt der Agrarier, neben dem wir nur die regelmäßig zugleich auftauchende Empfehlung der Doppelwährung hier vermissen. Die Theorie dagegen, daß eine wechselnde Höhe des Lohnes die industriellen Arbeiter ruinire, wurde von dem Führer der Baumwollspinner bereits in den siebziger Jahren vertreten, als er für erhöhte Schutzzölle agitirte. Daß endlich die Arbeiter in guten Zeiten nicht sparsam genug seien, haben bereits vor Herrn von Hartmann die Manchestermänner aller Länder mit beweglichen Worten als den Krebsschaden bezeichnet; dagegen hat vielleicht der Vorschlag der Zwangssparkasse den Reiz einer gewissen Neuheit.

Ehe man Stellung nimmt zu solch einem Vorschlag, ist es für den gewissenhaften Beurtheiler angebracht, zweierlei zu prüfen: erstens ob Herr von Hartmann die Bedenken, aus welchen die Arbeiter sich gegen seine Ideenrichtung sträuben, gewissenhaft gewürdigt hat, und zweitens, ob er selbst durch die Begründung seines Vorschlages eine Sachkenntniß nachweist, die ihn berechtigt, die deutschen Arbeiter als dauernd Unmündige zu behandeln.

Beginnen wir zunächst mit dem zweiten Thema.

Was erkennt Herr von Hartmann als die letzte Ursache der heutigen sozialen Noth? Er antwortet: „Die eigentliche Noth des Arbeiterstandes beginnt mit der Geburt des dritten Kindes, und sie wächst mit der jedes folgenden." Ist dieser Satz mit Ueberlegung geschrieben, so setzt unser Philosoph zweierlei als gegeben voraus: daß es keine eigentliche Noth in Arbeiterfamilien mit

Hosted by Google

weniger als drei Kindern gebe und ferner, daß eine Verschlimmerung des Arbeiterlooses nach Geburt des dritten Kindes eintrete. Vermuthlich dürfte jedoch Herrn von Hartmann hierbei entgangen sein, daß in Deutschland die Ausnutzung der Kinderarbeit gerade bei den elendest gestellten zahlreichen hausindustriellen Betrieben eine enorme Rolle spielt. Hier ist das Elend, und zwar auch philosophisch gesprochen, eine eigentliche Noth von Anfang an oft da, und die Ausnutzung der Arbeitkraft der zarten Kinder durch die Eltern von dem ersten leistungfähigen Alter an trägt bei zum Haushalt der Eltern. Fünf- bis sechsjährige Kinder helfen dem sächsischen Hausweber durch Spulen, die älteren Kinder durch Mitweben seinen kärglichen Lohn gewinnen. Kurz, die Noth ist permanent und die Kinder dienen mit ihrer Arbeitkraft zur Fortfristung dieses kummervollen Familiendaseins. Es kommt hier wenig darauf an, zu beweisen, daß die Noth geringer wäre, wenn die Kinderzahl nicht über zwei stiege; die Hauptsache wäre zu beweisen, daß Noth noch nicht zu verspüren ist, so lange blos zwei Kinder zu ernähren sind; es wäre zu beweisen, daß die von dem Arbeiter bis zum Lebensende verdiente Lohnsumme in jedem Gewerbe ausreichend hoch ist, um bei richtiger zeitlicher Vertheilung ihn, seine Frau und zwei Kinder ehrlich zu ernähren. Diesen Beweis hat Hartmann nicht erbracht.

Ein anderes noch auffälligeres Diktum Eduards von Hartmann lautet: „Die gesammte Wirthschaftgeschichte beweist, daß die Löhne der qualifizirten und unqualifizirten Arbeit die Tendenz haben, sich einander anzunähern." Allerdings tröstet er uns am Schlusse, daß dies Gesetz doch nicht allzu unerbittlich herrsche: „Die Gleichheitschwärmer müssen sich daran genügen lassen, daß die Tendenz zur Ausgleichung in der Geschichte vorhanden ist und mit Nothwendigkeit fortwirkt, wenn auch die Unterschiede sich der Null nur nähern, ohne sie jemals zu erreichen."

Es fragt sich, auf Grund welcher Quellen Herr von Hartmann sein wirthschaftgeschichtliches Gesetz von der Ausgleichungtendenz zwischen qualifizirter und unqualifizirter Arbeit aufgestellt hat. Zur unqualifizirten Arbeit gehört doch jedenfalls die gemeine ungelernte Handarbeit, das, was die Engländer unskilled labour nennen. Eine rationelle Lohnstatistik dieser gemeinen Handarbeit, die zu wissenschaftlichen Schlüssen berechtigt, fehlt uns noch heute in Deutschland. Viel weniger aber vermögen wir statistisch die Lohnbewegung in den Gewerben, die keine Vorschulung erfordern, auf längere Perioden exakt zurück zu verfolgen.

Es fragt sich nun, wie weit uns die nöthigen Anhaltspunkte zu Gebote stehen, um für die qualifizirte Arbeit die Lohnbewegung zu erforschen. Hier ist das erste Problem: was ist qualifizirte Arbeit? Eduard von Hartmann scheint hierzu alle um des Verdienstes willen unternommene Arbeit der sogenannten gebildeten Klasse zu rechnen, denn er nimmt an, daß die Erleichterung der Bildung den Lohn der qualifizirten Arbeit herabdrücke. Sozialpolitisch ist es jedoch falsch, die Lohnbewegung aller Glieder der mit der Hand arbeitenden Klasse als einer ununterschiedenen Schicht unqualifizirter Arbeit den Leistungen der Gebildeten gegenüber zu stellen. Vielleicht will dies Hartmann auch nicht thun, und nur der Ausdruck führt irre. Gehen wir aber alsdann den Thatsachen zu Leibe, so zeigt uns England, das über eine leidliche Lohnstatistik verfügt, daß der Jahresverdienst der sogenannten gelernten Arbeiter, der Maschinenarbeiter, Spinner, Schiffszimmerleute, Buchdrucker u. s. w. keineswegs dem der ungelernten Arbeiter, der Dockarbeiter, Gasarbeiter u. s. w. gleich-

Hosted by Google

steht, sondern bis jetzt das Doppelte, ja Dreifache jener zu unterst stehenden Schicht erreicht. Unter den Arbeitern selbst herrscht eine starke Differenzirung, und die Bestgestellten sind Glieder eines neuen Mittelstandes und dessen beste Stützen geworden, erwerben mit Familie 3—4000 Mk. Einkommen und überragen allerdings damit die niedrigste Schicht der um des Erwerbes willen arbeitenden sogenannten Gebildeten. Ich bin aber auch weit entfernt, z. B. die Thätigkeit aller Schriftsteller als qualifizirte Arbeit anzusehen. Diejenigen, die, der eigenen Umgestaltung und Durcharbeitung unfähig, die Meinungen Anderer unkritisch abschreiben, wird Herr von Hartmann eben so wie ich zu den unqualifizirten Arbeitern rechnen. Die Thatsache, die Hartmann vorschwebt, ist lediglich die, daß ein Theil der „Gebildeten" im Einkommen, das ihre Arbeit erzielt, unter die besten gelernten Handarbeiter sinkt, während unverkennbar die gesuchteste geistige Arbeit, die literarische Produktion erster Sterne, die Thätigkeit ausgezeichneter Advokaten und Bankdirektoren, thurmhoch emporragt im Preis, den sie erzielt, vor aller unqualifizirten geistigen und körperlichen Arbeit. Es ist die selbe Lohndifferenz gegenüber der niederen Schicht, wie zwischen dem Gehalt der Primadonna und der Choristin!

Nun wenden wir uns der Kritik einer weiteren mit apodiktischer Gewißheit ausgesprochenen These unseres Gewährsmannes zu, die am meisten Erstaunen erregen dürfte. Es ist seine Stellung zur Frage der Versicherung gegen Arbeitlosigkeit. Nachdem unser Autor von der Forderung des Rechtes auf Arbeit gesprochen und vollkommen zutreffend hervorgehoben hat, daß das Recht auf Arbeit, wenn durchgeführt, nur ein Recht auf „unqualifizirte Arbeit" sein kann und daher schon nicht zur Lösung der Schwierigkeiten führen könne, behauptet er: „Die durch Vereinsthätigkeit versuchte Abhilfe gegen Arbeitlosigkeit bleibt eben so unzulänglich wie die öffentliche und die private Wohlthätigkeit und hat nebenbei den Uebelstand, daß sie nur allzu oft den Unwürdigen und Arbeitscheuen auf Kosten der fleißigen Arbeiter die Tasche füllt."

So giebt es denn nur eine Vereinsthätigkeit der oberen Klassen, die der Arbeitlosigkeit abzuhelfen sucht? Ist denn in Deutschland ganz unbekannt, daß die Arbeiter selbst auch Vereinsrechte besitzen? Ist denn ganz unbekannt, daß auf die Fachvereine der Arbeiter alle die obigen Ausführungen Hartmanns nicht im mindesten passen? Doch der Schlüssel liegt in einer logischen Unklarheit, die unserem Gewährsmann in einem der Vordersätze seiner Behauptung zugestoßen ist. Hier hat er behauptet: „Gegen unverschuldete Arbeitlosigkeit ist auf dem Wege der Versicherung nur insoweit anzukämpfen, als dieselbe durch Naturereignisse (wie Feuersbrunst, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Ueberschwemmungen) hervorgerufen ist, weil diese sich als zufällige einer Wahrscheinlichkeitrechnung unterwerfen lassen. Dagegen scheint eine Versicherung ausgeschlossen gegen eine solche Arbeitlosigkeit, die ganz oder theilweise von menschlichen Willensentschließungen abhängt, weil dann der Bestand der Versicherung als Motiv zur Herbeiführung der Arbeitlosigkeit mit ins Gewicht fallen könnte." Es ist nun klar, daß hier zwei ganz verschiedene Fälle zusammengeworfen sind: der Fall, in welchem die Arbeitlosigkeit des Arbeiters durch Laune oder Nothlage des Arbeitgebers gegen den Willen des Arbeiters herbeigeführt wird, und der Fall, in welchem der Arbeiter muthwillig faullenzt, um die Versicherung auszunutzen. Gegen den letzten Fall haben die Arbeiter, wo sie in der Organisation Fortschritte gemacht haben, sich sehr wohl zu sichern

Hosted by Google

gewußt, und zwar nicht blos eigentliche Arbeitervereine, sondern auch z. B. der kaufmännische Verein von Liverpool. Nur der letzte Fall liefert aber Bedenken in Hartmanns Sinne, nicht der erste, wo die Arbeitlosigkeit vom Willen des versicherten Arbeiters unabhängig erfolgt.

Hier kommen wir aber an den Kernpunkt von Hartmanns Irrthümern. Er kennt nur den Arbeiter als unmündige Einzelexistenz, spricht aber kein Wort von der erziehenden Macht der Organisation.

Hieraus folgt mit Nothwendigkeit das praktische Rezept der Zwangssparkasse, in das er von seinem Standpunkte aus verfallen muß. Hartmann ist unbefriedigt von demjenigen wirthschaftlichen Individualismus, der vom Sparen erwarte, daß der Arbeiter allmählich Kapitalist werde. Trotzdem sieht er eine Rettung blos in der Steigerung der Sparmotive, und da ihm der Subalternbeamte und der Soldat als Ideal vorschweben, schlägt er vor, als Sparmotiv den Zwang zu statuiren. Das individuell zu Ersparende soll gleich an der Löhnung vorweg abgezogen werden.

Dieser Vorschlag in der Art, wie ihn Hartmann aufstellt, ist ganz ungefährlich, denn er wird nicht ausgeführt werden. Die Gesammtheit der Unternehmer wie der Arbeiter wird aus mehreren Gründen nie darauf eingehen. Aber einzelne Unternehmer werden allerdings aus Hartmanns Argumentation das mit ihren Lieblingsideen Harmonirende herausnehmen, sie werden sagen: ein Philosoph hat diejenige Form der Gewinnbetheiligung, in welcher ein Theil des Lohnes nicht ausbezahlt, sondern zurückbehalten und angelegt wird, mit einem neuen Argument zu rechtfertigen gesucht.

Was aber werden die Arbeiter erwidern? — und hier kommen wir zu der Frage zurück, ob Hartmann denn die Bestrebungen und Interessen der Arbeiter gewürdigt, ihre Beweggründe nur einigermaßen zu verstehen gelernt hat: Die Arbeiter werden entgegnen: Dein Glaube, daß die Löhnungverhältnisse der Bureaukratie auf den großgewerblichen Arbeiter überhaupt übertragen werden könnten und daß die Schwierigkeit hauptsächlich im Wechsel der Arbeitgeber beruhe, ist irrig. Unsere Arbeit hat nicht einen immer gleichen, sondern einen nach der Konjunktur schwankenden Werth. Steigt die Nachfrage nach Eisen, Kohle und Garn, so steigt der Werth der auf Eisen, Kohle und Garn verwendeten Arbeit. Wir widerstreben der Fesselung an einen konkreten Arbeitgeber, weil wir, wenn durch eine Zwangssparkasse an einen konkreten Betrieb gebunden, nicht unser einziges Vermögen, unsere Arbeitkraft, nach Belieben verwerthen können, wo sie am besten bezahlt wird; weil ferner, wenn uns die Möglichkeit, den Arbeitgeber zu wechseln, geraubt wird, wir jeder Hoffnung, die Werthsteigerung unserer Arbeit in guten Jahren auszunützen, für immer beraubt werden

Soweit der Arbeiter, wenn er seinem Instinkt folgt. Wir fügen hinzu: dadurch, daß Hartmann nur den vereinzelten, nicht den organisirten Arbeiter ins Auge faßt, muß er selbst im wirthschaftlichen Individualismus, muß er bei der „Spar-Agnes", aber — einer staatlich gemaßregelten, seine Auskunft suchen.

Was lehrt demgegenüber die Arbeiterentwickelung in freien Ländern, da, wo sie nicht durch Sozialistengesetz, ausdehnende Verwaltungauslegung der alten Vereinsgesetze und Versammlungerschwerungen in eine rein politische, negirende Richtung getrieben wurde? Sie zeigt, daß der großindustrielle Arbeiter aus eigenem Antrieb sehr wohl spart, ja daß ein neues Sparmotiv auf ihn wirkt, viel stärker als der staatliche Zwang: das ist der Klassengeist. Freilich spart hier der Arbeiter weit weniger als Individuum, sondern vielmehr

Hosted by Google

in erster Linie als organisirte Gesammtheit, als Gewerkverein und als Konsumverein. Die Bedeutung gerade der Konsumvereine als Sparanstalten hat Hartmann ganz ungenügend gewürdigt. Zwar kein deutscher Philosoph, aber eine Dame, die als Schülerin des größten lebenden englischen Philosophen das Arbeiterleben auf Grund der Thatsachen ernst durchstudirt und durchkostet hat, weist die oben behauptete Bedeutung der Gewerkvereine und Genossenschaften in einem soeben in deutscher Uebersetzung erschienenen Buche*) eingehend nach. Aber noch mehr zeigt sie uns, was gewiß auch von Hartmann und anderen deutschen Philosophen mit Freude begrüßt werden wird: die Freigebung der Arbeiterbewegung vom Zwange der Bureaukratie hat die Arbeiter erzogen, hat sie aus sich selbst über den Zustand emporkommen lassen, der Hartmann als der einzig mögliche vorschwebt, aus dem Zustande, in welchem die Arbeiterschaft eine unmündige, noch nicht differenzirte Masse ohne höhere Bildunginstinkte geworden ist.

Freilich ist es nur Schicht um Schicht, die, dem Beispiel der höchst gelernten Arbeiter folgend, zur Stufe eines gesunden Mittelstandes der Zukunft emporstieg. Aber dürfte nicht dies Ziel des Vorkämpfens unserer Philosophen würdiger sein, als eine ewig in feiger Unterwürfigkeit und sklavenhafter Schwäche des Willens und auch der Leistungfähigkeit vom Mittelstande zurückgehaltene, zusammenregirte Arbeiterkaste?

Vielleicht hat sich Hartmanns Aufsatz nur verirrt in die „Gegenwart", vielleicht sollte es nur eine Verherrlichung der Gedanken sein, die die preußische Sozialpolitik vor 1806 beherrschten, ein Beitrag zur Kennzeichnung der Vergangenheit eines damals etwas zurückgebliebenen Staates!

Vielleicht vereinigt sich der Philosoph, dem wir entgegentreten mußten, mit uns und belehrt das deutsche Volk eines Bessern. Das deutsche Volk erzieht seine Söhne zum Muth gegen den Feind auf dem Schlachtfeld, warum soll der deutsche Mittelstand nicht auch erzogen werden, daß er sich nicht fürchte vor jeder freien Bewegung der Arbeiter, vor jeder Versammlung unter freiem Himmel, vor jeder sachlichen Auseinandersetzung mit den Massen, vor jeder praktischen Anwendung des Koalitionsrechtes?

Es ist gewiß weit leichter, daß ein Reicher in den Himmel kommt, trotz aller Schwierigkeit mit dem Nadelöhr, als daß jemand, der in den Anschauungen des absterbenden Theiles des Mittelstandes aufgewachsen ist, die Nothwendigkeit begreifen lernt, daß in erster Linie unser Arbeiterstand sich selbst befreien muß. Indeß die Zukunft unserer Kultur und unseres Vaterlandes wird davon abhängen, ob unser bisheriger Mittelstand dies rechtzeitig begreift. Nur wenn alle Vortheile, die unsere Wirthschaftordnung bei freiheitlicher und gerechter Handhabung des Versammlung- und Vereinsrechts dem Aufsteigen der Bahn des Arbeiterstandes zu bieten vermag, freiwillig und rechtzeitig gewährt werden, nur dann retten wir uns vor der Verneinung und Unbefriedigung, die das Zeichen sinkender, schwacher Zeiten sein soll. Wir werden eine positive Zukunft mit verjüngter Kultur haben, wenn wir uns gewöhnen, im Arbeiterstand nicht blos das Sehnen nach Brot, sondern das Sehnen nach Selbstbestimmung, nach Kraftäußerung und nach Bildung zu achten!

München. Professor Walther Lotz.

*) Vgl. Mrs. Sidney Webb (Beatrice Potter): Die britische Genossenschaftsbewegnug. 1893. Leipzig. Herausgegeben von L. Brentano.

Hosted by Google

Händel als Schnellkomponist.*)

II.

Seine Kompositions-Methode.

Verwunderung zu erregen, ist nicht der eigentliche Zweck, den man erreichen muß, wenn über eine ungewöhnlich schnelle Entstehung von Kunstwerken berichtet wird. Das bloße Erstaunen ist fruchtlos. Man soll den Vorgang begreifen lernen, den Weg erkennen, auf welchem ein solches Werk zu Stande gekommen ist. Das Wunderbare bleibt bei einer fast übernatürlich erscheinenden Thätigkeit unter allen Umständen bestehen, denn das Vorhandensein einer Kraft, wie sie sich in einer bestimmten einzelnen Persönlichkeit offenbart, ist nicht weiter zu erklären, sondern einfach als Thatsache hinzunehmen. Das bezieht sich aber nicht auf die Lebensäußerungen einer solchen Kraft; diese müssen wir begreifen können, wenn sie überhaupt Werth für uns haben sollen.

Als ich vor einigen dreißig Jahren Händels Handschriften in der Sammlung der Königin von England zuerst kennen lernte, war es besonders das Autograph des Oratoriums Jephtha, welches meine Aufmerksamkeit fesselte. Der Wunsch, es facsimilirt heraus zu geben, ging 1885 in Erfüllung, wo ich es als eine Festgabe zur Erinnerung an Händels 200jährigen Geburtstag publizirte.*)

Die Bedeutung dieser Jephtha-Handschrift liegt nun darin, daß sie über die Arbeitmethode des Komponisten einen vollständigeren Aufschluß giebt als irgend ein anderes seiner Werke. Die Ursache davon war eine Augenkrankheit, die ihn während der Arbeit befiel.

Als Händel dieses Oratorium und damit seine letzte große Komposition am 21. Januar 1751 begann, hatte er sein 66. Lebensjahr nahezu vollendet. Die Arbeit ging in gewohnten schnellen Schritten vorwärts; der erste Akt war am 2. Februar beendigt, also nach dreizehn Tagen. Auch noch bei dem zweiten Akt führte er das Werk in dem selben Tempo weiter. Als er dann mit dem erschütternden Recitativ-Satze des Jephtha „Deeper and deeper still, Tiefer und tiefer nur zerreißt dein Muth, o Kind, des Vaters blutend Herz" den Höhenpunkt der Handlung erreicht und darauf den ersten Theil des Schlußchores „How dark, O Lord, are Thy decrees. Wie hart, wie dunkel, Herr" nieder geschrieben hatte, überfiel ihn jenes Augenübel, welches später völlige Erblindung herbei führte. Am Ende

*) S. Nr. 27 der „Zukunft".

*) Gedruckt von Strumper & Co. in Hamburg 1885. Leipzig bei Wilhelm Engelmann.

Hosted by Google

des genannten Chortheiles hat er dieses Ereigniß selber berichtet, mit nachstehenden Worten: „Biß hierher kommen den 13. Februar ♀ 1751 / verhindert worden wegen / des Gesichts meines linken Auges.“ Dann feierte er zehn Tage. Inwischen war das Leiden soweit gehoben, daß er am 23. Februar, seinem Geburtstage, die Arbeit wieder aufnehmen konnte, wobei er die Bemerkung machte „den 23. ♄ dieses etwas besser worden / wieder angegangen“ (d. h. angefangen). Die Niederschrift der noch folgenden elf Seiten dieses Schlußchores, welche er sonst in Einem Tage erledigt haben würde, nahm jetzt fünf Tage in Anspruch, denn am Ende des Satzes lesen wir „Fine della Parte Seconda geendiget den 27. dieses. Februar ♀ 1751.“

Die dann folgende Pause war länger; der dritte Akt hat zu Anfang die Bemerkung „♂ Juin 18“, begann also am 18 Juni, einem Dienstag. In den ersten Zeilen, und hin und wieder auch bei späteren Sätzen, offenbart sich der frühere Schwung seiner Handschrift, die bei fliegender Eile doch sehr schön sein konnte; aber nach jeden neuen Anlauf sieht man, wie die Hand bald wieder ermattet und das Auge sich trübt. Und so quälte er sich fort bis zu dem Chore „Theme sublime of endless praise, Dank sei Dir und ew'ger Preis“, den er Mitte Juli beendete. Hier muß sein Leiden eine neue Pause erzwungen haben; als er später im Stande war, die Arbeit fortzusetzen, hatte er den genauen Tag ihres Aufhörens vergessen, deshalb schrieb er „July 15 or 17 th 1751 .) or ♀“. Der kleine Rest von 24 Seiten war Ende August fertig. In sichtlich gehobener Stimmung notirte er groß und breit die Schlußtakte „Alleluja Amen“, und setzte darunter „S. D. G. Finis. ♀ Agost 30. 1751. G. F. Handel. aetatis 66.“

Die Herstellung des Oratoriums Jephtha nahm also mehr als sieben Monate in Anspruch. In diesem Zeitraum wurden auch die früheren Theile vervollständigt oder „ausgefüllt“, wie er es zu nennen pflegte. Beim Schlusse des ersten Theils, der, wie oben erwähnt, am 2. Februar „geendiget“ war, findet sich die nachträgliche Bemerkung „völlig ♂ Agost 13. 1751“. Die Partitur des ersten Aktes war demnach so, wie wir sie jetzt besitzen, erst am 13. August fertig.

Die Ausdrücke „völlig geendiget“ und „ausgefüllet“, welche Händel abwechselnd gebraucht, bedeuten das Gleiche. Aber was bedeuten sie? Was war es, das in der Partitur noch leer stand? Und mit welcher Berechtigung konnte der Komponist trotz dieser Lücken sein Werk als „geendiget“ bezeichnen?

Wäre das Jephtha-Autograph nicht erhalten, so müßten wir uns die Antwort hierauf aus einigen 80 Bänden seiner Handschriften mühsam zusammen suchen. Das beklagenswerthe Unglück des Meisters hat zur Folge gehabt, daß wir jetzt auf einem leichteren und weit kürzeren Wege zum

Hosted by Google

Ziel gelangen können. Die Schriftzüge, mit welchen er die beiden ersten Theile des Jephtha später „ausfüllte", sind von denen der anfänglichen Aufzeichnung so verschieden, daß sie durchweg auf den ersten Blick erkannt und fast bis auf die Note genau bestimmt werden können. Diese Ausfüllung ist räumlich eine sehr große und deshalb eigentlich noch mehr geeignet als der erste Entwurf, um über das, was Händel in 24 Stunden leisten konnte, in Erstaunen gerathen zu lassen.

Schriebe ich nun für Leser, denen das Facsimile des Jephtha-Autographs zur Hand wäre, so würde es eine gar angenehme Aufgabe sein, mit ihnen den Entwurf der Komposition und die spätere Ausfüllung schrittweise im Einzelnen zu vergleichen. Da das aber nicht der Fall ist, muß ich mich hier auf einen summarischen Bericht beschränken, den ich überdies möglichst zusammen zu drängen verspreche.

Von den rein instrumentalen Sätzen abgesehen, hatte Händel bei der Komposition mit dreierlei Formen sich zu beschäftigen: mit Recitativen, mehr oder weniger geschlossenen Einzelgesängen und Chören. Sein Verfahren war nun das folgende.

Beim ersten Entwurf, den wir mit ihm als die eigentliche Komposition betrachten müssen, setzte er von dem Recitativ nur das, was eng in die übrigen Sätze verflochten oder an sich besonders gewichtig und dann auch durch vollere Begleitung hervorgehoben war. Dahin gehört z. B. der Anfang des Jephtha. Sonst schrieb er von den Recitativen nur den Text zwischen die Notenlinien und fügte die Musik erst beim „Ausfüllen" hinzu, ein auch insofern praktisches Verfahren, als nun die Tonarten der beiden Sätze, zwischen denen das Recitativ stand, ungezwungen verbunden werden konnten.

Die Sologesänge — Arien, Duette, Terzette und dergleichen — wurden durchweg schon bei der ersten Niederschrift fast vollständig notirt; der Ausfüllung verblieben dann nur die Korrekturen, Kürzungen und Umänderungen, die aber mitunter sehr bedeutend waren. Die Sorgfalt, mit welcher Händel seine Sologesänge von Anfang an ausarbeitete, ist unverkennbar. Namentlich den Grund aller Komposition, den dreistimmigen Satz, führte er sofort vollständig aus, sei es nun, daß dieser in zwei singenden Stimmen und einem Begleitbaß bestand, oder in einer concertirenden Dreitheiligkeit von Gesang, Solo-Instrument und harmonieführendem Grundbaß. Bei Gesängen, die lediglich von einem Harmoniebaß geleitet wurden, geschah das natürlich ebenfalls. Trat aber ein volleres Orchester hinzu, so gab er zu Anfang die Hauptmotive und im Verlaufe die charakteristischen Lichter und Schatten an, beschränkte sich aber im Uebrigen auf Singstimme und Grundbaß, die er immer als unzertrennliche Gefährten behandelte.

Hosted by Google

Von dem Ausdruck des Textes im Gesange und der harmonischen Fundamentirung der Musik im Basse ließ er sich durch nichts abhalten. Alles Andere war ihm vorläufig Nebensache. Hierdurch hat er das erreicht, was seine Gesänge auszeichnet: das unendlich Einfache und Natürliche bei aller Verwendung der künstlichen Formen; eine vollendet gesangliche Haltung; sinn- und kraftvolle Declamation; eine Steigerung, die den Eindruck des Improvisirten macht; lebhafte, starke Fundamentalbässe. Dabei ist die unfehlbare Sicherheit zu bewundern, mit welcher, während die Arbeit an einem räumlich nur kleinen Theile fort geht, zugleich der volle Umfang der Partitur abgesteckt wird. Man sieht, daß der Theil niedergeschrieben wurde in vollständiger Ueberschau des Gesammtbildes. Wem die Kraft plastischer Gestaltung mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit zu Gebote stand, der konnte auch zehn Seiten und mehr an einem Tage füllen; die körperliche Leistung ist hierbei keineswegs die größte.

Was bei den Sologesängen bemerkt wurde, läßt sich zum guten Theil auch auf die Chöre anwenden. Der Anfang eines Chores wird sowohl in den Singstimmen, wie in der Begleitung vollständig und überaus deutlich hingeschrieben. Aber sobald den oberen Begleitstimmen der Weg gewiesen ist, beschränkt Händel sich auf die Chorstimmen und den niemals ausgelassenen Grundbaß, wobei er die lebhaften Figuren der Begleitung in der ersten Geige, seltener in den Bläsern, festzuhalten pflegt. Besteht ein Chor, wie gewöhnlich, aus mehreren Theilen, so wird das Ende eines Theiles und der Anfang des stets scharf kontrastirend gehaltenen folgenden Absatzes wieder peinlich genau ausgeschrieben; aber im weiteren Verlaufe bleibt fort, was entweder leicht aus dem Aufgeschriebenen zu entnehmen war oder besonderer Ueberlegung bedurfte, denn alles das wurde bis zur Ausfüllung verschoben, um den Fluß der Arbeit durch keinerlei nebensächliche Erwägungen aufzuhalten. Mitunter ging er hierin noch weiter, gab gegen Ende eines Chores oder Chortheiles sogar die oberen Singstimmen preis und notirte von dem ganzen Satze nichts als die unterste Stimme und den anschließenden Grundbaß. Das geschah, wenn er über die Gestaltung der letzten Takte eines Chorsatzes noch nicht mit sich im Reinen war; sie erhielten dann ihre eigentliche Gestalt erst beim Ausfüllen. Wie er hierbei unter Umständen den von der früheren Skizze vorgezeichneten Weg völlig verlassen konnte, zeigt der Schlußchor des ersten Theils von Jephtha in einem merkwürdigen Beispiel. Den ersten Absatz dieses Stückes gedachte Händel anfangs in H-moll zu schließen; bei der Ausfüllung entstand aber ein E-moll-Schluß, und aus den beabsichtigten vierzehn Takten wurden sechs von ganz anderer Gestalt. An solchen Steinen des Anstoßes hätte er lange grübeln und herum probiren können, wenn es seine Art gewesen

Hosted by Google

wäre, keinen Satz aus der Hand zu lassen, der nicht vollständig abgethan war. Bei seiner Kompositions-Methode sind nun derartige, vorsichtig unausgefüllt gelassene Seiten wohl in eben so vielen Minuten entstanden, wie eine auf sofortige Fertigstellung abgerichtete Arbeitweise Stunden oder gar Tage dazu gebraucht haben würde. Vergegenwärtigt man sich nun die grandiosen Händelschen Chorschlüsse, wie sie mit scheinbar so einfachen Mitteln eine Austönung erreichen, die in zusammenfassender Kraft von dem ganzen Tonbilde laut und deutlich die Summe zieht und an erhabenem Schwunge Alles übertrifft: so wird es auch verständlich, weshalb der Komponist gerade diese Ausgänge erst nach wiederholter Ueberlegung fixirte. Schnell schreiben und bedächtig arbeiten braucht einander nicht nothwendig auszuschließen, denn wie wir sehen, war der größte Schnellschreiber, den die Musikgeschichte kennt, in allen Hauptschritten, die für den Werth und die Wirkung seiner Kunst entscheidend waren, von einer Bedächtigkeit, die nicht übertroffen werden kann.

Hieraus ergiebt sich nun, daß Händel die Komposition seiner Werke in zwei großen Zügen erledigte. Beiden gemein war der unaufhaltsame Fortgang der Arbeit, aber an sich waren sie grundverschieden. Der erste Zug war der schöpferische, der zweite der kritische. Händels Partituren entstanden demnach durch eine Doppelarbeit, die jedesmal das ganze Werk durchlief. Die erste dieser Arbeiten ist als die grundlegende Komposition anzusehen; sie enthält bereits sämmtliche Tongedanken in derjenigen Gestalt, welche für die spätere Durcharbeitung auch formell maßgebend war. Der andern Arbeit, dem Ausfüllen, verblieb dann noch ein großer Theil der Partitur im Einzelnen und die Kritik des Ganzen. Zweimal, von verschiedenen Standpunkten aus, also mit voller Frische und der ganzen Kraft der Initiative, ging der Komponist an das selbe Werk, und beide Male nahm er bei seiner Thätigkeit diejenige Stellung ein, in welcher er die Gesammtkomposition stets im Auge behalten mußte.

Dies war seine Methode.

Ihre Vortheile sind mannichfaltiger Art, können aber hier, wo es sich nur darum handelt, eine kompositorische Schnellschrift begreiflich erscheinen zu lassen, nicht einzeln aufgezählt werden. Nur das Eine sei bemerkt, daß die Händelschen Werke durch die beschriebene Methode jene einheitliche Gestalt und Totalwirkung erhalten haben, welche ihnen sämmtlich eigen ist, so verschieden sie an künstlerischem Werthe auch sein mögen.

Den Eindruck des Improvisirten, des momentan Entstandenen empfängt man von dieser Musik am unmittelbarsten durch die Betrachtung der Handschrift. Wer das Jephtha-Autograph liest, der ist von der schnellen Abfassung der Komposition bald so vollständig überzeugt, daß sie ihm als

Hosted by Google

selbstverständlich erscheint. Mit solcher Stärke wirken die Züge dieser Handschrift. Selbst die Verwunderung über das schnelle Verfahren hört auf, wenn man sieht, wie Alles so sicher und in reifer Gestalt dahin fließt. Man empfängt den Eindruck, es habe garnicht anders sein können und gelangt in erklärlicher Selbsttäuschung endlich so weit, zu meinen: Ja, wenn es so gemacht wird, dann würde man das am Ende auch selber machen können. Gewiß, man kann es auch; die Voraussetzung ist freilich, daß der vorliegende Gegenstand die Kräfte des Geistes mit solcher Stärke und Schnelligkeit aufruft, um jene plastischen Tonbilder zu gestalten. Es lassen sich Metalle schmelzen und dann mit diesen sonst so trägen Massen Feuerströme erzielen, die in stürmischer Gluth weit schneller und gewaltiger dahin schießen, als Wasser: nur die entsprechende Feuerung und Vorrichtung dazu muß vorhanden sein.

Ich befürchte nicht, daß man obige Darstellung so auffassen wird, als ob das geschilderte Verfahren nun als die allein richtige und zweckdienliche Art der künstlerischen Gestaltung bezeichnet werden sollte. Dieses Verfahren hat offenbar auch seine Nachtheile und Gefahren. Bei schneller Arbeit lassen sich Flüchtigkeiten schwer vermeiden und sie sind in Wirklichkeit auch nicht vermieden, selbst von den Allergrößten nicht. Trotzdem bleibt die beschriebene Methode das Vollkommenste, was sich denken läßt; bei aller handwerksmäßigen Einfachheit ist sie im höchsten Sinne schöpferisch. Aber andere Arbeitweisen behalten daneben ihren vollen Werth, in allen Künsten; sie sind sämmtlich berechtigt, ja unentbehrlich. Nur wolle man nicht vergessen, daß andere Weisen auch andere Resultate ergeben. Goethe konnte, bei seiner episodischen Art zu arbeiten, niemals ein Bühnendichter ersten Ranges werden, und doch sind seine Dramen frei von jenen harmlosen Flüchtigkeiten, die man bei Shakespeare wahrnimmt. Den Zeitgenossen des britischen Dichters waren derartige Spuren der Eilfertigkeit noch auffälliger als uns, und Einige von ihnen sprachen darüber mit einer Rücksichtlosigkeit, die heute komisch wirkt. So verspottet Ben Jonson die Lobreden der Schauspieler über Shakespeares Schnellfertigkeit u. a. mit den Worten: „Die Schauspieler, wie ich erinnere, führten zu Ehren Shakespeares oft an, daß er bei Abfassung seiner Stücke niemals eine Zeile ausstrich (he never blotted out a line). Meine Antwort darauf ist gewesen: Hätte er doch tausend davon gestrichen (Would he had blotted a thousand)! Was sie dann für eine böswillige Rede hielten. Ich erzähle dies der Nachwelt nur wegen der Ignoranz, die, um den Freund zu rühmen, eben denjenigen Umstand hervor hob, in welchem er am meisten fehlte: denn ich liebte den Mann und ehre sein Andenken bis an die Grenzen der Abgötterei, wie nur Einer“ u. s. w. Dem trefflichen Jonson, einem der

Hosted by Google

ersten Bühnendichter Englands, soll hier nicht bestritten werden, daß er Obiges in ehrlicher Ueberzeugung der Nachwelt vermeldete. Er vergaß nur, daß es auch im Bereiche des menschlichen Geistes Rangstufen giebt und daß bedächtige Arbeiter, wie er, von der zweiten Stufe aus niemals die Thätigkeit auf der ersten Stufe völlig begreifen können. Wo ein Geist die Höhe und Lauterkeit besitzt, wie Natur zu wirken, da produzirt er auch wie sie, in scheinbar plötzlichem Hervorbrechen, in Ueberfülle, Herrliches und Schwächliches, aber Alles von dem selben Stamme.

Aehnliche Bemerkungen, wie die soeben bei Shakespeare angeführten, hat auch Händel hören müssen, sogar von Denen, welche seine Werke bewunderten und förderten. Sollte ich wohl, ohne die Beweise vorzulegen, Glauben finden mit der Erzählung, daß selbst sein Freund Jennens, der Ordner des Messias-Textes, mit dessen Komposition niemals völlig zufrieden war, sondern meinte, durch eine weniger überhastete Arbeit würde Vieles noch weit besser geworden sein? Bei Uebersendung des Textes zum Oratorium Belsazar muß er so etwas geäußert haben, denn Händel antwortete ihm am 14. Juli 1744: „Seien Sie so freundlich, diejenigen Stellen (passages) des Messias anzugeben, von welchen Sie meinen, daß sie eine Aenderung erfordern." Das sagte Händel in seiner unaffektirten Bescheidenheit; auch schrieb er wirklich Mehreres neu, nur nicht Alles, was Jennens wünschte, denn dieser klagt am 30. August 1745 einem Freunde: „Ich habe ihn nur mit großer Schwierigkeit dahin bringen können, einige der gröbsten Fehler (grossest faults) in seiner Komposition zu verbessern."

Eine derartige Kritik sollte man heute nicht einfach belächeln, sondern sie für nützlicher halten als das Anstimmen von Lobpsalmen. Namentlich schnellfertigen Künstlern thut es gut, gelegentlich ein „Philister über dir, Simson!" zu vernehmen. In Folge der obigen Auseinandersetzung können wir auch über diesen Punkt unbefangener denken, als gemeinhin der Fall ist. An die Glanzseiten soll man sich halten; das ist nur recht und billig; aber auch die Fähigkeit, die Kehrseiten zu beachten, darf niemals eingebüßt werden.

Was hinsichtlich der methodischen Aufzeichnung der Händelschen Komposition zu beweisen war, glaube ich hiermit bewiesen zu haben. Trotzdem dürften die Leser sich noch nicht völlig befriedigt fühlen; noch manche Fragen werden auf ihren Lippen schweben und man wird die Bemerkung hören: „Ist das nun Alles?" — Nein, das ist auch noch nicht Alles. Auch die intimeren Vorgänge in der Werkstatt des Komponisten lassen sich noch ans Licht ziehen und sollen demnächst hier betrachtet werden.

Friedrich Chrysander.

Hosted by Google

Für unsre Frauen.

Während der letzten Monate lag in den Schaufenstern einiger Berliner Buchläden eine sehr schön gedruckte, aber nicht ganz so geschriebene Broschüre mit dem Titel: „Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes", von Max Wolf. Das Thema ist in aller Mund und verdiente gewiß einmal, mit Ueberlegenheit behandelt zu werden. Leider ist dem Verfasser das nicht gelungen; er erscheint als ein guter Mensch, aber schlechter Musikant. Er hat ziemlich viel gelesen und bringt ein paar hübsche Citate, aber es fehlt ihm an Ueberblick, und es sind drei schwere Mängel, die sein Buch entwerthen.

Der erste davon ist mehr technischer Art: es liefert keine zwingende Schilderung des Zustandes, den es angreift. Nur verstreute Andeutungen, keine sinnfälligen Bilder, keine abgegrenzten Typen, keine statistischen Belege (z. B. über Kurzsichtigkeit und Rückgratverkrümmung in den Schulen) werden uns geboten.

Zweitens hält der Verfasser die höheren und niederen Stände nicht auseinander. Die Arbeiterfrauen und Fabrikmädchen unterscheiden sich in viel weiterem Maße von der Vergangenheit, sind also viel moderner als die bekannten upper ten, die ihr Vorrecht auf Entartung schon seit Jahrtausenden mit größter Aufopferung vertheidigt haben. Gerade sie, über die das Buch so weitläufig wird, sind unwichtig. Das allein Entscheidende liegt in der Frage, ob von unten herauf noch eine Verjüngung der obern Schichten möglich ist, ob unsere Gesellschaft noch eine nationale Reserve hat; und diese Frage wird vom Verfasser unbeantwortet gelassen. Ja auf dem Gebiet, auf dem er fast ausschließlich sich tummelt, kennt er nicht einmal den klaffenden Unterschied zwischen Hauptstadt und Provinz. Die blühenden Töchter unserer östlichen Grundbesitzer, wenn sie in der Masse auch verschwinden, hätten mindestens wohl eine Erwähnung verdient: von ihnen aus grünt unser Volksthum. Die Königsbergerin, selbst die Ham-

Hosted by Google

burgerin ist ungleich frischer, wärmer und gesünder als die Berlinerin, und vollends in den kleinen Landstädten, soweit sie noch nicht von der Industrie infizirt wurden, leben überall jene Frauen, von denen Niemand spricht und die doch die guten Eigenschaften unseres Volkes treulich fortpflanzen.

Am schlimmsten aber ist der dritte Fehler. Dem Verfasser scheint es vollständig entgangen zu sein, daß der deutsche Staat ausschließlich von Männern eingerichtet wurde, daß in keinem Lande der Welt die Frau sich so bescheiden und häuslich auf ihre angeborenen Pflichten beschränkt, dem Manne so vollkommen freien Spielraum in der Oeffentlichkeit gelassen hat. Sie für die Fehler der Männer verantwortlich zu machen, sie dafür auszuschelten, daß die Folgen einer verkehrten Politik an ihr in die Erscheinung treten und sie das wurde, wozu Andre sie schufen, das ist doch mehr als ungerecht. Die deutsche Frau war, volkswirthschaftlich gesprochen, das prächtigste Material, das jemals einer Rasse vom Schicksal zugedacht worden war. Wie die Männer dieses Material verbraucht und verlottert haben, ist zum Gotterbarmen. Jahrhunderte lang ist das deutsche Weib von ihren Beschützern verrathen und an die Bestialität des Abschaumes aller Länder ausgeliefert worden. Immer gab in der Politik der verbohrte Eigensinn von Stämmen, Konfessionen und Parteien, die Bärenhäuterei und Selbstsucht der Männer den Ausschlag; die Rücksicht auf die Reinheit des deutschen Herdes kam regelmäßig zu spät. Aber wenn Schiller gelegentlich der Zerstörung Magdeburgs sinnig sich äußert: „Das wehrlose Geschlecht hatte blos das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen", so sind unsere Geschäftsleute und Beamten, Gelehrten und Parlamentarier auch heute noch nur zu gern bereit, es im Besitz solcher „Vorrechte" zu belassen. Die Sittsamkeit, mit der deutsche Männer fortrücken und Pfui! rufen, sobald der schwunghafte Handel mit deutschen Mädchen nach amerikanischen Küstenstädten zur Sprache kommt, die Gehässigkeit, die Jedem begegnet, der gegen die Schand- und Hunger-Löhne der Arbeiterinnen des blühenden Berliner Konfektionsgeschäftes auftreten möchte, liefern den traurigen Beweis. Und als unlängst ein liberaler Schriftsteller die Ursachen unserer Prostitution ausschließlich in einer „lasterhaften Veranlagung" der deutschen Mädchen fand (durch die sie sich bekanntlich schon zu des Tacitus Zeiten auszeichneten), da war diese Verleumdung sicher, den Beifall aller „Moralischen" zu finden. Den unmoralischen Sozialdemokraten blieb es vorbehalten, Anstoß daran zu nehmen.

Wahrhaftig, wenn es nach solchem, nunmehr Jahrtausende langem Mißbrauch bei uns überhanpt noch Frauen und Mädchen giebt, an denen man die Eigenschaften unserer Vorfahren ablesen kann, so ist das ganz allein das Verdienst jener Unverwüstlichkeit, die zu widerlegen und zur Fabel zu

Hosted by Google

machen, anscheinend erst unserm Industrialismus gelingen wird. Aber da es immer ehrenhafter ist, zu kämpfen, als ohne Kampf unterzugehen, so würde die nächste Aufgabe nationaler Politik darin bestehen, statt ihre Opfer anzuklagen, lieber zu erhalten, was noch zu erhalten ist. Für die breiten Massen wird diese Aufgabe in Angriff genommen werden, sobald die Vereinsamung solcher Männer wie Miquel aufhört, d. h. in den Aemtern Politiker häufiger werden, die mit volkshygienischen Gedanken gesättigt sind und nicht in der Befriedigung des Eigennutzes bevorzugter Kreise den Lohn ihrer Anstrengungen erblicken. In den besitzenden Ständen der Provinz und der kleinen Städte aber wird die gefährdete Gesundheit des weiblichen Nachwuchses schon jetzt durch eine kräftige Rückbewegung im gesammten Wesen der Erziehung und Bildung zu sichern sein. Vom Korset und seinen Schäden wurde bereits in diesen Heften, recht aus dem Herzen eines Hygienikers, gehandelt. Aber auch die Art und Weise, wie in den Schulen der weiblichen Natur Gewalt angethan wird, ist nicht länger zu verantworten. Als vor zweihundert Jahren der Engländer Daniel Defoë, der selbe, der unsrer Jugend den Robinson schenkte, in einem seiner „essays on projects" den Gedanken aussprach, es sei ihm unverständlich, wie seine Landsleute an junge Pferde so viel training wenden könnten, ihre jungen Mädchen aber, ihre zukünftigen Gefährtinnen „for better, for worse" fast wild aufwachsen ließen, ohne ihren Geist abzurichten und zu vervollkommnen, da hatte er die kraftstrotzenden Töchter eines Geschlechtes vor sich, bei dem „jung" und „hübsch" gleichbedeutend waren. Seitdem ist allerwegen der weiblichen Jugend der Kopf vollgepfropft worden mit dem buntesten gelehrten Kram, der bei uns zwar keineswegs beigetragen hat, eine wirkliche Bildung zu erzeugen, denn die „höhere Tochter" ist das Stichblatt allgemeinen Witzes, wohl aber die körperliche Frische unserer Schülerinnen gründlich untergräbt. Es wirft deshalb auf die Denkart des Verfassers unsrer Broschüre ein eigenthümliches Licht, wenn er (S. 56) Mädchen und Frauen, die „von Darwinismus, Bacillenlehre, Erhaltung der Kraft, Zellentheorie, Freiheit des Willens, Elektrizität, Sozialdemokratie, Frauenfrage, den afrikanischen Aequatorialseen und dergleichen nichts mehr wissen als die Worte", das Prädikat „gebildet" absprechen will. Das geschieht am grünen Holze, von Einem, der gegen „Entartung" zu Felde zieht! Wie wäre es — wenn wir einmal im Zuge sind — mit vergleichender Anatomie, Sternkunde, Staatsrecht, Sanskrit, Moorkolonien und arabischem Hufbeschlag? Auch dieser Lehrplan ist nicht bunter, als der in den meisten Mädchenschulen schon gilt; aber ich kenne Männer, die es ekelt vor solcher verworrenen, unverdauten, prahlerischen Vielwisserei, die gesund genug empfinden, um den

Hosted by Google

ganzen Schnickschnack, der jenen armen Wesen auf Andringen männlicher Pädagogen eingetrichtert wird, gern dahinzugeben für ein paar blühende Wangen, ein paar runde Schultern. Gerade das sind Artikel, die bei „höheren Töchtern" rar zu werden beginnen und, wenn der Unfug weiter getrieben wird, eines Tages verschwunden sein werden, mitsammt der Wärme und Herzensgüte, die früher unseren schönen Frauen eigen war, und die so recht doch nur ein vollsäftiger Körper ausstrahlen kann.

Man braucht nicht laudator temporis acti zu sein, um zu finden, wie sehr zu Ungunsten unseres heutigen Geschlechtes ein Vergleich mit jenen Tagen ausfällt, als noch nicht Alles in den Läden gekauft wurde, als den deutschen Hausfrauen die jetzt verschollene Kunst des Brotbackens und sogar die des Bierbrauens geläufig war, als noch Leinwand und Tuch von ihnen gewoben wurde, welches sie selbst und ihre Angehörigen trugen, als für Garten, Küche, Keller und Boden hundert wirthschaftliche Geheimnisse sich von Mutter auf Tochter vererbten, die heute nur noch in gewissen Familien der Provinz gewußt werden. Damals war die Erziehung heranwachsender Mädchen nicht auf gelehrte Kenntnisse, sondern vor Allem auf Fertigkeiten gerichtet. Das hat — unsere Literaturgeschichte beweist es — keine geistig bedeutende Frau verhindert, in den Zenith ihrer Begabung zu treten, wohl aber gab es damals bessere Mütter und Gattinnen, weniger unglückliche Ehen. Für die Mädchen recht eigentlich ist von Gibbon das tiefsinnige Wort gesprochen worden, daß der Unterricht nur bei jenen glücklichen Naturen etwas ausrichte, bei denen er von vornherein fast überflüssig sei. Wo der Wissenstrieb bei Mädchen vorhanden ist, wird er niemals zu unterdrücken sein und sich immer sein Recht verschaffen; wo er fehlt, wird man sie nur verwirren und betäuben, wenn man ihnen das Wissen selber einzupauken sucht. Und nicht eher wird das Gespräch von der „sittlichen Entartung" unsrer Mädchen verstummen, als bis man wieder darauf ausgeht, ihnen vor Allem die Körperfrische zu erhalten, die sie befähigt, das Empfinden unserer großen Dichter nachzufühlen, statt, wie es heute geschieht, nach Ueberbürdung und Abspannung ihres Verstandes ihnen die warmblütigen Quellen gesunder Einbildungskraft zuzuschütten oder zu vergiften. Der Fehler liegt darin, daß man verlernt hat, junge Mädchen ihrer Natur gemäß zu beschäftigen, daß man sie aus purer Gedankenlosigkeit und Trägheit in die Schulen schickt, nur um sie unterzubringen und los zu sein, daß in den Schulen aber Schlendrian und Pedanterie ihr Werk vollenden. Und wenn dann die Widerstandsunfähigen unter ihnen — und ihrer werden mit jedem Tage mehr — vom Grammatik-Teufel ausreichend malträtirt sind, um mit blau-schwarzen Rändern unter den Augen (dem bekannten Berliner „Schleppsäbel"), engbrüstig und nervös, mit allen möglichen

Hosted by Google

Polsterungen und doch nur ein trippelndes, unansehnliches Volk, auf Bälle und in Bäder zum Männerfang geführt zu werden, so schilt man sie noch, weil sie wurden, wie der deutsche Mann es haben wollte.

An den Verheerungen, angerichtet in Kraft und Gesundheit der besitzenden Klassen, ist zweifellos weibliche Eitelkeit und Modethorheit mitschuldig, welche die Leiber verunziert und schädigt, die Zahl der Zuchtmütter alljährlich verringert. Wichtiger und schlimmer ist es aber, daß in den niedern und mittlern Ständen die Mädchen mehr und mehr ins Erwerbsleben hineingestoßen werden, und der freiende Mann, der einen Heerd gründen will, sie aus diesem Erwersbleben bis in den Kern verdorben wiederbekommt. Im dreißigjährigen Kriege wurden die Aermsten geschändet und dann gemordet; heute werden sie sittlich und gesundheitlich ruinirt, weil man sie wirthschaftlich mißbraucht und ausnützt. Wir haben uns den Industrialismus auf den Hals geladen; er hat, was in seine Klauen fiel, vor Allem die Frauen, zu einer Verjüngung unseres Volksthumes untauglich gemacht, weil man ihn schrankenlos gewähren ließ Es wird außerordentlicher Anstrengungen bedürfen, um das Versäumte nachzuholen und der Habsucht durch die Gegenforderungen der Hygiene Grenzen zu ziehn. Aber man höre endlich auf, das „moderne Weib" anzuklagen und ihm die Verantwortung zuzuschieben für die Folgen des Mißbrauchs, den Andre mit ihr trieben. Es ist verzeihlich, wenn das moderne Weib, von seinen natürlichen Beschützern im Stich gelassen, seine Nothlage gar als gegeben anerkennt und den ungleichen Kampf um die Existenz gegen die Männer aufnimmt. Das enthebt den Mann selber noch lange nicht der angeborenen Verpflichtung. Vielleicht wendet Max Wolf seine Aufmerksamkeit gelegentlich auf diesen Punkt. Das würde mir zeitgemäßer scheinen als eine Broschüre, die über „die Entartung des modernen Weibes" Gericht hält.

Dr. Robert Hessen.

Hosted by Google

Einiges über moderne Kollegialität.

Der sicherste Weg, zur goldenen Praxis zu gelangen, ist, die Kollegen schlecht zu machen und sich selbst als Wunderkind hinzustellen. Das wußten die Aerzte schon zu des Paracelsus Tagen. Wer das Schimpfen lernen will, braucht blos einen Schriftsteller der damaligen Zeit zu lesen. Das ist bildender als der Verkehr mit Fischweibern.

Heutzutage machts das „Krummer Hund"-Schelten nicht mehr. Der Kundenfang will gelernt sein. Es ist nicht immer ganz leicht, seinen Standesgenossen das Brot zu stehlen und dabei doch für einen guten Kollegen zu gelten.

Die reifere Jugend der Aerztewelt wird mir gewiß dankbar sein, wenn ich ihr, als alter Praktiker, ein wenig unter die Arme greife. Ein größeres „Handbuch über Pflege der Kollegialität", das hoffentlich demnächst erscheint, wird den Gegenstand gründlicher behandeln. Vorläufig sind es nur kurze Rathschläge, die ich nach dem Muster der modernsten Cholera-literatur zugeschnitten habe.

Wenn ein Kranker zu Dir kommt, so frage ihn, ob er schon von einem andern Arzt behandelt worden ist. Bejaht er das, so sage ihm, daß es Unrecht sei, den Arzt zu wechseln. Je gröber Du es thust, um so besser ist es. Du wahrst dadurch die Kollegialität, und der Patient hält Dich für einen ehrenwerthen Mann. Dann mußt Du so thun, als ob Du in diesem besonderen Fall eine Ausnahme von Deinen Grundsätzen machtest. Schärfe aber Deinem Klienten noch besonderes ein, er solle seinem ersten Arzt Mittheilung davon machen, daß Du die Behandlung übernommen hast. Du hast durch dieses Intermezzo Deine Seele gerettet und kannst nun munter drauf los schimpfen. Es macht immer den Eindruck, als ob Du der Sache, nicht der Person wegen redest.

Dann mußt Du Dich danach erkundigen, was der Kollege von der Krankheit denke. Wenn der sie Rheumatismus genannt hat, so mußt Du sie Neuralgie taufen. Es ist ein andres Wort, weiter nichts. Aber der Kranke merkt gleich, daß sein früherer Rathgeber die Art der Erkrankung nicht erkannt habe und daß in Folge dessen auch seine Behandlung falsch gewesen ist. Auf daß dieser Gedanke recht fest in ihm werde und der geldbringende Kunde Dir sicher bleibe, verschreibe eine rothe Medizin, während Dein Vorgänger eine weiße verordnet hat. So wirst Du einen guten Fang thun.

Reiche Beute sind für Dich Kranke, die vorher bei einem ehrlichen Arzt waren, deren es immer noch welche geben soll. Hat der ihnen blos

Hosted by Google

in den Hals gesehen und gemeint, die Mandelentzündung habe nichts zu bedeuten, so greife zu Hammer und Höhrrohr, putze den Kehlkopfspiegel und prüfe das Wasser auf Zucker und Eiweiß. Eine beiläufig hingeworfene Frage, ob der Kollege denn gar nicht untersucht habe, verstärkt den Eindruck und ist sehr empfehlenswerth. Zum Schluß gieb der Posse einen hübschen Titel, etwa angina phlegmonosa. Wie alle Menschen gern Hintertreppenromane lesen, so lieben sie auch in dem Spechstundentheater die Zugstücke. Ein Arzt, der jedem seiner Kranken das Hemd vom Leibe reißt und die Leute in ihrer nackten Blöße bewundert, gilt stets für einen gründlichen und gelehrten Mann.

Ein ehrlicher Arzt sagt ab und zu denen, die sich Rath bei ihm holen, ihr Leiden werde von selbst vergehen. Sie sollten ihr Geld nicht unnütz in die Apotheke tragen. Mit solchen Einfaltspinseln hast Du stets gewonnen Spiel. Du brauchst blos ein recht langes Rezept zu verschreiben, dann hält Dich der Kranke für den Ausbund der Weisheit und Deinen Rivalen für einen Esel. Denn wenn Jemand zum Arzt geht, so will er seine Krankheit auch als anständig respektirt wissen. Er will es sich etwas kosten lassen und er ist empört, wenn ihm Jemand den Säckel zusiegelt, während er ihn just leeren will. Mundus vult decipi, ergo decipiatur — das heißt: Täusche und betrüge den Menschen, weil und so lange ers will, bis ihm die Augen tropfen.

Sehr gut ist Kopfschütteln im geeigneten Augenblick. Wenn Du Jemand untersucht hast, läßt Du Dir noch einmal die Ansicht Deines Vorgängers sagen und schüttelst dazu den Kopf. Dann beklopfst Du den Patienten zum zweiten Mal und schüttelst wieder den Kopf. Wenn Du dann noch ein Wort wie „unbegreiflich" vor Dich hinmurmelst, bist Du Deiner Wirkung sicher.

Ein hübscher Coup ist auch folgender: Du fragst, was der Kollege verschrieben habe und thust so, als ob Du die Rezepte studirtest. Bei irgend einem mußt Du stutzen und gleichsam aus den Wolken fallen. Dein Mann wird Dich fragen, ob an dem Rezept etwas nicht richtig sei. „O nein", sagst Du dann, es ist ein Bischen stark, aber wahrscheinlich war Ihr Zustand damals auch so, daß der Kollege Sie stark angreifen mußte." Der Patient weiß dann zweierlei, erstens daß ihn sein früherer Arzt beinahe gemordet hat, und zweitens, daß Du ein wackrer Mann bist, der seine Standesgenossen in Schutz nimmt, selbst wenn sie Unrecht haben.

Oder Du siehst Dir die Verordnungen Deines Vorgängers starr an und fragst plötzlich: „Ja, hat Ihnen denn das eigentlich geholfen?" Es hat natürlich nicht geholfen, sonst wäre der Kranke nicht zu Dir gekommen. Aber so eine ganz thörichte Frage hat ihr Gutes. Sie macht

Hosted by Google

dem Kunden deutlich, was für ein Hornochse sein erster Berather gewesen ist.

Sehr nutzbringend ist es, bei der Untersuchung irgend einen Pickel zu finden, dem bei der früheren Konsultation kein Werth beigelegt worden ist. Man besieht sich das Ding auf das Genauste, wundert sich darüber, daß Kollege X es nicht bemerkt hat, und redet so lange davon, bis der Kranke zu der Ueberzeugung kommt, dort sitze sein ganzes Leiden, und sich empört fragt, warum Dr. X das nicht auch gefunden hat.

Hat einer Deiner Kollegen wirklich eine falsche „Diagnose" gestellt so darfst Du das um Himmelswillen nicht verschweigen. Erzähle es überall und laß es Dir womöglich von einem dritten Arzt bestätigen. Du wirst goldene Früchte von solcher Saat ernten.

Wenn Einer aus Deiner Klientel stirbt, dem weder Du noch der zuerst behandelnde Arzt helfen konnte, so mußt Du den Angehörigen sagen: „Wenn Sie mich von Anfang gerufen hätten, würde ich den Tod verhütet haben. Aber so —", und damit zuckst Du die Achseln.

Am besten läßt sich der Kundenfang aber am Biertisch betreiben. Wissen die Gäste erst, daß Du ein Arzt bist, so wird Dir bald der Eine oder Andere die Leidens- und Sterbensgeschichte seines Großvaters vorsetzen. Dann erkundigst Du Dich theilnehmend, wer den Verblichenen behandelt hat, und wunderst Dich baß, daß einem so tüchtigen Arzt, wie dem Dr. X, ein neunzigjähriger Kranker sterben kann. Du fragst, was verordnet worden sei, und setzest zum Schluß recht wissenschaftlich und gelehrt auseinander, wie der gute Alte noch lange hätte leben können, wenn er in die richtigen, d. h. in Deine, Hände gekommen wäre. Der Unsinn von den gewaltigen Fortschritten der modernen Medizin spukt den Leuten so im Kopf herum, daß sie Deine Radamontaden aufs Wort glauben. Hast Du ihnen klar gemacht, daß der arme Großvater nur an der veralteten Therapie seines Arztes gestorben ist, so hast Du am nächsten Morgen Deine Wartestube voll von Bierphilistern, die sich alle nach den „neuesten Methoden" kuriren lassen wollen.

Wenn Du jung bist, und Deine Kollegen sind alt, so erzähle den Leuten von den zitternden Händen und den schwachen Augen Deines Nebenbuhlers. Kommt er frisch von der Universität, so mache das Publikum darauf aufmerksam, daß ihm die nöthige Uebung und Erfahrung fehle.

Wenn Du nur alle diese Rathschäge befolgst, wirst Du schon als ein tüchtiger Arzt gelten, die Standesgenossen werden Dich gern „lieber Kollege" nennen, weil sie es merken, daß Du Dein Geschäft verstehst. Und Dein Geschäft ist nicht etwa, Kranke zu heilen oder ihnen zu helfen, sondern: Geld zu verdienen.

Ein Arzt.

Hosted by Google

Kunstfrühling in Berlin.

Es regt sich sacht.

Etwas, das schon erstarrt schien, unempfindlich gegen Wiederbelebungversuche und längst tot geglaubt, fängt an, Lebenszeichen von sich zu geben. Die Leute hatten vergessen, daß es in Berlin neben so vielen anderen schönen Dingen auch noch eine Kunst gäbe. Und nun auf einmal rührt sich was. Draußen haben sie auch schon gemerkt, daß hier etwas los ist. Wer hätte noch vor einem Jahre geglaubt, daß das stolze München Parlamentäre nach Berlin schicken würde!

Das war ein ereignißreicher Winter, dieser letzte. In den Kunstsälen verdrängte eine interessante Erscheinung die andere, ohne Unterbrechung. Die Berliner bekamen Dinge zu sehen, von deren Vorhandensein manche bisher kaum den blassen Schimmer einer dunklen Ahnung gehabt hatten, und die Zeitungen hallten wider vom Streite der Künstler, der jungen gegen die alten.

Die selben Männer, welche die Kunst sanft in den Ulanenschlaf gelullt hatten, haben sie jetzt auch wieder wach gerüttelt. Freilich, sie wußten nicht, was sie thaten. Winzige Dinge machen die Weltgeschichte wie die Kunstgeschichte. Oder war es eine welterschütternde Begebenheit, als eine kunstverständige Jury die Bilder des Herrn Eschke und anderer in Ehren grau gewordener Herren von der Ausstellung des Vereins Berliner Künstler zurückwies? Damit fing es an. — Schon im Sommer konnten sich die Mitglieder dieses Vereins die Thatsache nicht länger verhehlen, daß die durchschnittliche Tageseinnahme aus den Eintrittsgeldern ihrer permanenten Ausstellung sich so ungefähr auf dreimal fünfzig Pfennige belief; das sollte fortan anders werden. Man beschloß, der Sache eine künstlerische Tendenz zu geben, und der Antrag, eine Jury einzusetzen, stieß nirgends auf Widerspruch, weil jeder Künstler von seiner Bedeutung durchdrungen zu sein pflegt. Die Jury waltete ihres Amtes, und es kam im Herbst eine sehenswerthe Ausstellung zu Stande, deren reger Besuch sich noch steigerte, als dem werdenden Maler Munch die Rotunde eingeräumt wurde. Da sandte in hellem Zorn die Genossenschaft der Zurückgewiesenen ein Rundschreiben aus, worin sie, gestützt auf die Satzungen des Künstlervereins, dem sie ja immerhin angehörte, Abschaffung der Jury beantragte, deren objektives Urtheil anzuzweifeln sei.

Hosted by Google

In der vom Vorsitzenden sehr geschickt geleiteten General-Versammlung wurde die Exmittirung Munchs durchgebracht, dem sich hundert als Künstler bekannte Vereinsmitglieder freiwillig anschlossen. Mit der dadurch hergestellten Einmüthigkeit ist dann das alte Recht wieder eingesetzt worden, wonach jedes Mitglied des Vereins Berliner Künstler als solches schon die Fähigkeit besitzt, ein ausstellungreifes Bild zu malen. Das mochte manchem gerade in der Zeit kurz vor Weihnachten wünschenswerth erscheinen. Nun ist wieder Friede und permanente Ruhe herrscht in den Räumen der permanenten Ausstellung. Selten nur kommt die Dame an der Kasse in die Verlegenheit, auf einen Thaler herausgeben zu müssen.

Die „Freie Künstlerische Vereinigung" hatte sich konstituirt und ein schönes Programm ihrer vorzüglichen Absichten herausgegeben. Das ist bislang ihre einzige That gewesen. Während Herr von Werner denen, die er durch sein aufrichtiges Vertrauen ehren wollte, erzählte, daß er eine Wiederwahl zum Vorsitzenden unter keiner Bedingung annehmen würde, waren seine Freunde mit Eifer an der Arbeit, Alles, was im Vereine eine Stimme hatte, zusammen zu trommeln. Es sollen Tote lebendig gemacht worden sein. Als dann der Tag kam, an dem die Wahl eines Vorsitzenden auf der Tagesordnung stand, konnte Herr von Werner, der dankend annahm, auf dem Präsidentenstuhle Platz behalten, mit größerer Ruhe als im Vorjahre. Auch die Wahl der Kommission für die große Ausstellung traf die Gegner unvorbereitet; ihre Kandidaten wurden auf der ganzen Front geworfen, nur ein Einziger, der Baurath Fritz Wolf, durfte auf die ihm zugedachte Ehre dankend verzichten.

Die „Freie Künstlerische Vereinigung" hat sich stolz dagegen verwahrt, daß ihre Opposition gegen eine bestimmte Person gerichtet sei. Warum? In diesem Falle ist die Kunstfrage vornehmlich eine Personenfrage, und wer weiß, ob die Vereinigung ihren Zielen nicht schon bedeutend näher gerückt wäre, wenn sie einen führenden Mann an der Spitze hätte. In Sachen, wo gehandelt werden muß, taugen die trefflichsten Idealbegriffe nicht, die in jedem Künstlerkopfe eine andere Gestalt haben. Sie meinen, ihre Kunst wird es schon allein machen. Aber sie würden es bequemer haben, wenn sie auch die Taktik nicht verschmähen wollten. Es muß fraglich erscheinen, ob die Abtrünnigen bei der zähen Widerstandskraft ihrer Gegner bald ans Ruder gelangen werden, wenn sie in vornehmer Zurückhaltung abwarten, bis diese abgewirthschaftet haben, und wenn sie sich von Versammlungen fern halten, die nach vorangegangener Beschlußunfähigkeit endlich sogar Beiträge für eine Kirchenbaukollekte bewilligen. Da liegen doch auch Sachen vor, die mit der Kunst zu schaffen haben, wie die Wahl der Juroren zur kommenden großen Ausstellung. Mit der Stimmung muß auch gerechnet werden; das Eisen möchte mit der Zeit kalt werden. Hoffentlich bleibt der Ehrgeiz rege, der die Sezessionisten zu beweisen zwingt, daß sie wirklich die künstlerische Majorität gegenüber der numerischen sind. Das wahrhaft ernste künstlerische Streben, das durch die Vorgänge dieses Winters angeregt ist, läßt für die Zukunft der Berliner Kunst Einiges erwarten, gerade jetzt, da München, wo von jeher die Eklektiker zu Hause waren, durch seinen Kunstmarkt zur Industriestadt geworden ist. Und es will scheinen, als ob dort bereits eine Ueberproduktion eingetreten sei, die für die Münchener die zwingende Veranlassung ist, um jeden Preis Neues und Originelles zu bringen. Sie kopiren Erfolge. Thut es die Farbe nicht mehr, so versucht mans im Aus-

Hosted by Google

grübeln barocker Ideen in barocker Fassung. Gigerlalluren! Daß es so kam, war eine historische Nothwendigkeit.

Die Händler verstehen es besser als die Künstler, das Ideale mit praktischen Zwecken zu verbinden. Beim Handel auch seine künstlerisch Richtung oder gar Ueberzeugung zu offenbaren, „ist ehrenvoll und bringt Gewinn." Der und das Verdienst des verstorbenen Kunsthändlers Gurlitt war die Einführung Böcklins und Anderer, gegen deren Aufnahme man sich in Berlin mit Händen und Füßen sträubte. Schulte ist ein Kunsthändler mit dem Accent nicht so sehr auf der ersten Silbe; er hat einem hohen Adel und sehr verehrten Publikum niemals etwas zugemuthet. Aber jetzt, da nicht mehr viel zu wagen ist, bringt er neben seinen gangbaren Artikeln aus Düsseldorf, die immer in ausreichender Menge auf Lager sind, auch Kunstwerke zur Ausstellung. Diesen Winter ging es in seinen eleganten Sälen ganz ungewöhnlich lebhaft zu. Eine besondere Vorliebe hat Herr Schulte jedoch für Portraits malender Damen, die bekanntlich einen großen Anhang haben, darum hat er auch wohl das allerneueste Bildniß von Vilma Parlaghi, das den Kaiser darstellen soll, auffallend sorgfältig arrangirt. Durch die Dekoration von Stoffen und Teppichen und Blattpflanzen konnte das Bild nur gewinnen. Frau Vilma Parlaghi pflegte vor zwei Jahren, damals als sie Moltke malte, eine sehr niedliche Geschichte zum Besten zu geben. Sie erzählte, daß sie bei einer Sitzung dem Feldmarschall gesagt habe: „Excellenz, auf diese Leinwand kommt ein Stück Weltgeschichte." Darauf habe der alte Herr galant erwidert: „Gnädige Frau, es wird ein Stück Kunstgeschichte sein." Nun, ihr neuestes Bildnis ist wieder ein Stück Kunstgeschichte. Vergebens zerbricht man sich den Kopf darüber: warum wohl malt sie jetzt so ganz anders als früher den Windthorst. Sollten ihr auf die Dauer die ewigen Vergleiche mit Lenbach lästig geworden sein, so daß sie deswegen anders malt, umgekehrt wie Lenbach, der nur den Kopf malt und das Uebrige genial vernachlässigt?! In einem selbstverfaßten Lebenslauf sagt sie zum Schluß: „Ich habe schon — oder soll ich sagen erst — fünf Medaillen. Vivat sequentes!" — Es ist ein harmloses Vergnügen, wenn sie selbst sich für die große Künstlerin hält; bedenklicher ist es schon, wenn auch andere Leute sie dafür halten.

Ich weiß nicht, ob in jener „Galerie berühmter Frauen", die hier in einem Gasthofsaale ausgehängt ist, das Portrait der Frau Parlaghi sich bereits befindet. Ich war nicht dort, statt dessen aber bei Gurlitt, wo es jetzt so viel gute Kunst zu sehen giebt. Zwei Thiermaler, die eben so sehr Landschafter sind, haben dort nacheinander eine Sammlung ihrer Werke ausgestellt: der aus Berlin stammende Münchener Hubert von Heyden und Bruno Andreas Liljefors aus Upsala. Thier und Landschaft sind ihnen eins, gleichwerthige Naturerscheinungen, unzertrennlich von einander in der Darstellung. Und dennoch sind diese beiden Künstler so verschieden, daß sie sich überhaupt nicht vergleichen lassen. Daß die selbe Absicht sich bei jedem auf ganz andere Weise ausspricht, läßt sich aus den Lebensbedingungen heraus erklären. Der eine, ein Großstadtkind, ist im Atelier seines Vaters (August von Heyden) mit den Ueberlieferungen einer ausgereiften Kunst groß geworden. Er hat dann versucht, diese Traditionen abzustreifen, um in ursprünglicher Eigenart zu erscheinen. Aber was in Fleisch und Blut sitzt und in den Knochen, das läßt sich ganz nie ausrotten. Darum ist Heyden doch ein tüchtiger Maler

Hosted by Google

geworden. Er ist stark und muthig. Seine Bildung bewahrt ihn vor Geschmacklosigkeiten und Fehlgriffen, den Ungezogenheiten der naiven enfants terribles. Vor allen Dingen aber besitzt er **Humor**. Das Bild mit den Schweinen, welches in einem Umfange gehalten ist, den man höchstens in Düsseldorf noch für die große Historie anzuwenden wagen würde, ist ein Stück davon: der Kontrast, das in einer lieblichen Landschaft sich räkelnde Borstenvieh, und die Harmonie, die von üppiger Fülle strotzende Natur. Heyden bleibt in allen über die Studie hinausgehenden Arbeiten bei der ererbten Sorge für das Bildmäßige, für das korrekte Zeichnen und Malen stets einfach. Er richtet seine Thiere nicht zu allerhand Drolligkeiten ab, wie Paul Meyerheim, von dem ein Thierbudenbild, wie zur lehrreichen Demonstration, nicht aber zu seinem Vortheil, gerade in der Nähe hing. Und nun erst Liljefors, dessen Kunst trotz ihrer Vollkommenheit nichts Professionelles hat; bei dem es ganz selbstverständlich schien, daß er das, was er von Jugend auf sah, nebenbei auch malte. Während Heyden auch Löwen malt, schildert Liljefors nur die ihm eng vertraute Thierwelt seiner heimathlichen Natur, deren leiseste Regungen er mit verliebten Augen belauscht. Aber die Liebe macht ihn nicht blind, sondern diskret, daß er voll Zartgefühl nur von den schönen Momenten erzählt, die er belauscht hat. Dann sagt er aber auch Alles und verschweigt nichts. Nahezu dreißig Nummern zählt seine Ausstellung, das Werk eines einzigen, des letzten Winters. Es sind Momente der malerischen Erscheinung, blitzschnell mit dem Jägerauge beobachtet. Er malt das Rebhuhn, das mit flatterndem Flügelschlage vor dem Habicht flüchtet, und die farbige Luft der Dämmerung, die mit jedem Augenblick wechselt. Die Eindrücke, die der Maler von seinen Pürschgängen als Beute heimbrachte, sind mit der warmen Begeisterung unmittelbar niedergeschrieben, ohne langes Reflektiren im kalten Nordlicht eines Ateliers. Nichts ist unterwegs verloren gegangen; das Bild ist die Natur, man athmet die Luft, die da gemalt ist. Das ist der Naturalismus, der natürliche Naturalismus, dessen Objektivität subjektiv wird durch die inbrünstige Liebe zur Gottesnatur und individuell durch das, was nur Liljefors in ihr sieht.

In der Behaglichkeit der privaten Kunstsäle kommt der Künstler zu seinem Rechte; er genießt sämmtliche Vortheile. Die Bilder hängen gut, sind gut beleuchtet und gehen nicht unter in der verwirrenden Masse, die in den unwirthlichen Hallen der großen Ausstellungen aufgespeichert werden.

Schon aus diesem Grunde sollten die Künstler sich zu kleineren Gruppen zusammenschließen, damit das, was sie in vertraulichem Wettbewerb geschaffen haben, zu ihrem und anderer Nutz und Frommen die rechte Werthschätzung finde. Das würde die übermäßig großen Sommerausstellungen entlasten und das Interesse für die Kunst andauernd rege erhalten. Mit gutem Beispiel sind die XI. in Berlin und die XXIV. in München vorangegangen, auch die Vereinigung der deutschen Aquarellisten, welche jetzt zum zweiten Mal bei Amsler und Ruthardt ausgestellt hatten. Unter ihnen waren es wieder die Berliner Skarbina und Hans Hermann, die Düsseldorf und München an die Wand drückten.

Einsam, erhaben über Kunst- und Künstlerstreiten, zeigte sich Menzel. Sein letztes Werk war, ehe es in die kolumbische Weltausstellung wanderte, in den Geschäftsräumen der Kunsthandlung, die den Verkauf seiner Bilder vermittelt, auf wenige Tage zur Schau gestellt. Aus einer Gruppe, die dicht vor

Hosted by Google

einer Staffelei gebückt steht, hört man alle Interjektionen des Entzückens, von einem Bilde selbst sieht man noch nichts, nur verschiedene Vergrößerungsgläser. Die Vordermänner wollen nicht weichen; endlich steht man davor, vor einem winzigen Bildchen, und rückt nun ebenfalls für eine gute Weile nicht von der Stelle. Eine Unzahl von Figuren wimmeln auf der kleinen Bildfläche: Kissinger Badegäste vor dem Morgenbuffet der Feinbäcker. Was läßt sich über Menzel noch Neues sagen? Nur die Thatsche sei hier festgestellt, daß er auch in seiner letzten Schöpfung der Alte, daß heißt der Junge, geblieben ist. Was die Augen und Hände des 78jährigen Jünglings hier zuwege gebracht haben, ist ein erstaunliches Wunder.

In den langen Zeitläuften seines Schaffens hat Menzel oft genug die alleinige Vertretung der Kunst am Platze übernehmen müssen. Eigentlich vertrat er nur sich selbst, denn was man Berliner Kunst nannte, war, soweit sie überhaupt vorhanden, nicht vom Besten. Das scheint jetzt mit einem Male anders werden zu sollen. Aber nicht nur, daß in Berlin von Künstlern eine eigene respektable Kunst geschaffen wird, man will sie sich auch zum Besitzthum machen. Von verständigen Männern ist ein Kunstverein ins Leben gerufen worden. Eine seiner Hauptsatzungen spricht den Zweck aus, durch Aufstellung guter Bildwerke an öffentlichen Plätzen den Sinn für Kunst im Volke zu entwickeln.

Daß die Mitglieder dieses jungen Vereins bald schon nach Tausenden zählen, will etwas bedeuten. Die Kunst wird heimisch werden in Berlin, anders als in München, wo es wohl viele Künstler giebt, wo aber meist nur Vergnügungsreisende durch die Galerien und Ausstellungen trotten, die im Bädeker als Sehenswürdigkeiten vermerkt sind.

Draußen scheint warm die Sonne, und es beginnt zu grünen. Die Zugvögel kehren zurück und bauen Nester. Auch tüchtige Maler haben jetzt das südliche München verlassen, um sich im nordischen Berlin anzusiedeln. Das ist auch ein Zeichen der Zeit, der Frühlingszeit. Friedrich Fuchs.

Hosted by Google

Place de la Bourse.

Zufall! Das deutsche Volk hatte in den Zeitungen den Satz noch nicht zu Ende gelesen, wie jetzt die Börsenenquête in den Räumen des Reichstagsgebäudes wieder zusammentrete, so daß endlich unserer wüsten Spekulation Zaum und Zügel angelegt werden könnte, als auch die Erklärung des neuen französischen Finanzministers gemeldet wurde: er hätte einen Kommissar abgesandt, um die Coulissenverhältnisse an den Börsen von Berlin und Frankfurt zu studiren. Also die selben Zustände, die bei uns im eigenen Lande als im hohen Grade reparaturbedürftig angesehen werden, gelten unsern Nachbarn noch als Gegenstand der Belehrung und vielleicht Nachahmung. Herr Peytral ist ein vernünftiger Mann, im Gegensatz zu dem eigensinnigen und vom Börsenhandel ganz ahnungslosen Tirard hat er schon als Vorsitzender der Budgetkommission Proben großer Fachkenntnisse abgelegt und so wird er wohl seinen Kommissar gut instruirt haben, wo es zu glauben und wo es zu zweifeln praktisch sei. Herr Peytral ist auch ein kluger Mann, das hat er mit seinem Vorschlag bewiesen, die Pariser Coulisse so einzuschränken, daß darin nur die französische Nationalität vertreten sein dürfte. Mit dieser äußerlich drakonischen Maßregel wird nämlich an den Herrn Coulissiers eine große Annehmlichkeit vollstreckt, die meisten sind bereits naturalisirt oder können sich, ihrem langjährigen Aufenthalte nach, jeden Augenblick naturalisiren lassen, freilich erst drei Jahre nach der Anmeldung auf der Mairie, — aber es können jetzt keine neuen Konkurrenten hinzukommen.

Ja Konkurrenz ist Alles! Dieser ganze so interessante Kampf an der Pariser Börse zwischen den Agents de Change und der Coulisse beruht vielleicht auf der Kleinigkeit von 27½ Frcs. Eine Courtage von 40 Frcs. nehmen nämlich die Agents für Frcs. 100 000 französischer Rente, während jene boshaften Coulissenfirmen nur 12½ Frcs. verlangen. Doch es muß hier weiter ausgeholt werden. Agent de Change bedeutet so viel wie bei uns: vereideter Makler. Da auch in einer ganzen Anzahl von Provinzstädten Agents angestellt sind und nur der Pariser das Ansehen ungefähr eines Geheimen Kommerzienrathes genießt, so wird ein solcher niemals verfehlen, auf seiner Karte auch das à la Bourse de Paris zu haben. Das Syndikat besteht aus sechzig Mitgliedern, von denen vielleicht nur ein Dutzend sehr bedeutend sind, um Macht genug gegen jede Nebenbuhlerschaft entfalten zu können. Die übrigen Achtundvierzig, die sogenannten Kleinen, bekommen sehr viele Aufträge gerade von der Coulisse. Natürlich wären auch diese Kleinen bei uns noch

Hosted by Google

Riesen, denn, wohlgemerkt, ihre Charge, für deren Kapital sie oft stille Kommanditäre haben, erfordert mindestens 2½ Millionen. Davon sind der Caisse, welche den Garantiefonds für die Engagements bildet, Frcs. 1 200 000 einzuzahlen, Frcs. 600 000 fließen einer weiteren Kasse zu, so daß eigentlich als roulirendes Kapital nur Frcs. 700 000 verbleiben. Die alten Agents wie die Rousseau, Moreau, Bejaut ꝛc. ꝛc. haben ihre Charge ererbt und werden bis zu 25 Millionen geschätzt, sie waren nicht sehr gewandt und unmodern, was der Entwickelung des freien Marktes, das ist eben die Coulisse, sehr zu Statten kam. Außerdem waren aber auch ganz unerfahrene Elemente innerhalb dieses ungeheuren Privilegiums thätig, z. B. gewesene Kavallerieoffiziere, die man freilich neuerdings lieber gegen den Commis principal der Agents vertauscht. Dieser ist der Bevollmächtigte des vereideten Maklers im Comptant-Markte, einem Annex der Börse, wo man mit rothen Büchern „arbeitet", im Gegensatz zu den braunen Büchern des Agent selbst, die dieser im Terminhandel anwendet. Hier darf nur der Chef selbst erscheinen. Hat nun so ein Agent zwanzig Jahre gearbeitet, so will er auf seinen Reichthümern ausruhen, und, wie gesagt, neuerdings verkauft er dann gewöhnlich die Charge seinem Commis principal. Ausgequetscht ist aber damit die Zitrone noch keineswegs. Jetzt läßt er auf seine Karte: Ancien Agent drucken, oder wenn es ihm möglich war, diese höchste Stufe zu erklimmen: Agent Honoraire. Man muß nur die französische Formenwelt kennen. Wenn ein Agent das Vorzimmer eines Bankiers betritt und dort sechs Coulissiers warten sieht, so nimmt er sich ohne Weiteres und ganz widerstandslos den Vortritt. Unter den sechzig Mitgliedern dieses gewaltigen Syndikates befinden sich drei Israeliten, eine ziemlich große Zahl bei der geringen Anzahl in Frankreich überhaupt (höchstens 170 000), aber keine große Zahl im Verhältniß zu ihren rechnerischen Fähigkeiten.

Die Macht des Syndikates ist natürlich fast unbegrenzt. Nur die Abschlüsse eines Agent können bei Prozessen überhaupt in Erwägung kommen, so daß es dem gegenüber fast wie ein Wunder erscheint, daß thatsächlich innerhalb der Coulisse kaum ein einziger Fall vorl egt, in dem sich Jemand die Rechtlosigkeit seiner Geschäfte zu Nutze gemacht hätte. Aber auch die Finanzverwaltung hilft die Gewinne dieses köstlichen Monopoles steigern. Bekanntlich nehmen in ganz Frankreich die Steuereinnehmer, receveurs généraux, wie sie genannt werden, tagtäglich seitens der von Gott mit Gütern gesegneten Bürger Anmeldungen auf Rentenkäufe entgegen. Diese Millionen-Ordres werden mittags zur Pariser Börse an einen Agent telegraphirt, der vom Syndikat immer auf Monate hinaus gewählt wird und eben so telegraphiren die Sparkassen allmittäglich den Betrag ihrer neuen Einlagen zum Zwecke von Rentenkäufen an die Börse. Oftmals sind die Summen so groß, daß sie den Kurs sichtlich beeinflussen, weshalb auch Menschen von praktischer Neugier den Betrag dieser Ordres noch gerne vorbörslich zu erkunden versuchen.

Außerdem läßt sich nicht leugnen, daß der ganze Panamaschwindel nur an der privilegirten Börse stattfand. Panama-Obligationen wurden nur durch die Agents de Change gehandelt, die Coulisse durfte sie nur vor der Emission umsetzen. Nur Panama-Aktien gehen stark in der Coulisse um. Aber auch dieses absolut werthlose Papier, das der Menschenwahn noch immer mit über Frcs. 17 (für Frcs. 500) notirt, wünscht das Syndikat der Agents für sich allein zu haben.

Hosted by Google

Ein Institut, das 150 Jahre alt ist und seine erste Gerechtsame von 2 Millionen herleitet, die es 1705 einem König geliehen hat, wird natürlich hochmüthig und verzopft und dies ist, wie gesagt, der Grund des Aufkommens des freien Marktes.

Die Pariser Coulisse handelt unter den Säulen der Börse. Diese gehört der Stadt und ist gegen eine größere Abgabe den Agents verpachtet. Die Coulissenhäuser, die ihre ehrliche Maklerschaft mit dem Namen Banquier bedecken, theilen sich in 120 Banquiers en valeurs (fremde Werthe) und in 60 bis 80 Banquiers en rente ein. Trotzdem über dreißig Jahre hinaus wohl wenige dieser Häuser existiren, so sind doch enorme Vermögen erworben worden, wie z. B. von Eugen Deutsch, dem umsichtigen Agenten des früher so spiellustigen Gustav v. Rothschild. Ohne die Gewandheit, die Coulanze und die Verbindungen der Pariser Coulisse wäre die dortige Börse niemals so gewaltig geworden. Sie kam auf anfangs des Julikönigthums und wurde nur 1856 vorübergehend verboten. Ihre petite bourse abends war zunächst am Boulevard, in neuerer Zeit gegen Frcs. 100 000 in der Halle des Crédit Lyonnais, dessen Palast bekanntlich 35 Millionen gekostet hat, und erst seit jüngster Zeit, da die Agents gegen diesen Verkehr in einer Bank Einsprache erhoben, finden wir die Herren im Palais Royal.

Der eigentliche Kampf beginnt mit der Wahl Herbaults zum Vorsitzenden der Agents de Change. Die schlechten Geschäfte, sowie die antispekulative Stimmung im Volke wurde von ihm zu entscheidenden Schritten benutzt. Er fing damit an, der Coulisse den umfangreichen Handel in Italienern durch die Polizei verbieten zu lassen, wobei natürlich auch manches Populäre gegen den Dreibund unterlief. Sodann sollten ihnen Russen und Panama-Aktien entzogen werden. Das russische Geschäft war in dieser Ausdehnung nur durch die Coulisse möglich geworden, man kann sich also denken, welche Mühe der Botschafter, Herr v. Mohrenheim, aufwandte, um die Absichten Herbaults zu hintertreiben. Aber selbst eine so hohe Intervention hat nichts genützt, denn das vorläufige, vielleicht mit Hilfe des Ministers Rouvier zu Stande gekommene Kompromiß (auch die Coulissenhäuser haben ein Syndikat, das ihre Interessen vertritt) hielt den status quo fest, d. h. die Freiheit der Coulisse, in allen Papieren, die verbotenen Italiener, Panama-Aktien und Russen ausgenommen, Geschäfte zu machen.

Es brach die Zeit der Panama Entrüstung an, in der u. A. die Kammer das immer unheimlichere Defizit (seit 10 Jahren je 56 Millionen) durch eine Börsensteuer von 12 Millionen jährlich etwas einschnüren wollte. Nunmehr war die Sache reif und die Agents resp. der sehr geschickte Herr Herbault begann seinen längst vorbereiteten Feldzug. Natürlich ist es schändlich gelogen, und wird auch kräftig dementirt werden, daß sofort ein Fonds von 1½ Mill. für die Presse kreirt wurde, eben so wie es leere Phantasie ist, daß, als die überraschten Coulissiers zu einzelnen großen Pariser Blättern kamen, diese sich als bereits engagirt bekannten und nur im Falle einer noch höheren Ueberzeugungssumme einen Uebertritt als möglich hinstellten: das ist, wie gesagt, Alles erfunden, was aber wahr bleibt, ist der plötzliche Sturmlauf der gesammten Presse gegen die Coulisse. Man hatte drei Angriffspunkte herausgearbeite , die Deutschen, die Juden und die Fremden, aus denen die böse Coulisse bestehen sollte. Nichts verschlug es, daß man gerade an Panama das völlige Unbetheiligtsein der Coulisse weniger aus Tugend als aus Börseneinrichtung nach-

Hosted by Google

wies: die zumeist nur aus Aerzten, Advokaten und Politikern bestehende Kammer tobte, während die einzigen beiden Praktiker unter den Deputirten — Herr Soubeyran von der Banque d'Escompte und Herr Christophle vom Crédit Foncier — ihre wohlerwogenen Gründe zum Schweigen hatten, also auch nicht einmal auf das direkte Interesse einzelner besonders lauter Schreier an Geschäften der Agents hindeuteten. Es wurden schließlich zwei Vorschläge eingereicht. Minister Tirard, der als früherer Uhrmacher nur von einem andern Räderwerk etwas verstand, war für die Börsensteuer derart, daß keine Geschäfte anders als durch die Agents künftig gemacht werden sollten, womit natürlich die Coulisse einfach gefallen wäre. Der Gegenvorschlag sprach sich wie bei uns in Deutschland für den timbre mobile aus, wogegen das Syndikat allerdings mit Recht einwenden konnte, daß dadurch die Geschäfte in der Coulisse legal werden müßten.

Wie bekannt, hat sich die Kammer von ihrer Voreingenommenheit gegen den freien Markt noch immer nicht erholt. Inzwischen war auch dieser nicht müßig gewesen. Man wies nach, daß $^3/_5$ aller Börsengeschäfte durch die Coulisse gemacht werden, wie außerordentlich die Staatseinnahmen an Depeschen, Telephon durch das Verschwinden solcher Umsätze leiden würden ꝛc. ꝛc. Die Banken boten ihren ganzen Einfluß auf. Die Coulissiers drohten, was man ihnen freilich nicht ganz glaubte, nach Brüssel zu ziehen und die Angestellten, ca. 4000 Jünglinge, hielten, angesichts der ihrer wartenden „Brotlosigkeit" Versammlungen wie Sozialdemokraten ab.

Nun kam der Senat. Er besteht aus älteren Herren, die sich zwar neulich nicht das geringste Gewissen daraus gemacht hatten, das ganze Aktiengesetz in fünf Minuten ohne jede weitere Prüfung anzunehmen, allein hier in dieser Sache war ihnen die Kammer zu stürmisch gewesen. Herr Boulanger brachte einen Gegenentwurf ein, die Börsensteuer einfach zu verdoppeln und es scheint, als ob dieser Plan, nach dem die Coulisse ja ruhig weiter bestehen kann, schließlich gute Aussichten habe.

Inzwischen bereist der Kommissar des neuen Ministers Frankfurt-Rüdesheim sowie Berlin-Reichshallen und findet wohl schließlich, daß die deutschen Börsen zwar ganz gut eingerichtet sind, aber nur nicht so viel Geld haben wie die von Paris.

Pluto.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 22. April 1893.

Barbaresken-Tribut.

Als der General Leo von Caprivi seinen etwas eiligen Umzug von Hannover nach Berlin beendet und sich, so zu sagen noch bei Lebzeiten des Erblassers, in der Wilhelmstraße einquartirt hatte, da gab er in einer Stunde süßen Selbstvergessens dem etwas bänglichen Empfinden also Ausdruck: „Mir ist zu Muthe wie einem Kinde, das man mit verbundenen Augen in ein dunkles Zimmer geführt hat.“ Es wäre nicht ganz ungefährlich, das Bild, das wohl nur eine flüchtige Parsifal-Stimmung entstehen ließ, in seinen verlockenden Details hier auszuführen; aber man darf doch wohl annehmen, daß in dem dunklen Zimmer schließlich Licht gemacht worden ist, vielleicht von dem mit der Hausgelegenheit vertrauten Baron von Holstein, von dem Herr de Blowitz neulich in einer englischen Revue einen so charakteristischen Streich erzählt hat, und daß allmählich auch das politische Kindlein den Muth fand, von den Augen die Binde zu lösen. In dem künstlich erhellten Raum versammelten sich nun bald alte Bekannte, die es sich angelegen sein ließen, dem neuen Hausbewohner den Aufenthalt behaglich zu machen: die Schulkameraden des Generals, die Herren Goering und Meyer, und der Freiherr von Hoiningen, genannt Huene, der zwar nicht auf den Bänken des Werderschen Gymnasiums, aber bei der Waffe die plötzlich zu hoher Bedeutung gelangten Beziehungen geknüpft hatte. Für die wirthschaftliche und für die parlamentarische Politik waren so

Hosted by Google

angenehme Helfer geworben, und die Kameraden, die dem neuen Herrn die beiden großen Gedanken der letzten drei Jahre — das Volksschulgesetz und die Handelsverträge — suggerirten, sorgten auch willig für die unentbehrlichen Majoritäten. In den Blättern der reaktionärsten Parteien, die von Rom und von Manchester aus ihre Dogmen beziehen, brach ein großes Jubeln an und in Zungen wurde das Lob der Politik ohne Ar und Halm verkündet.

Da tauchte, auf dem beim Durchzug rasch zerstörten Wege über Walderſee-Verdy, ein dritter Gedanke auf: die Militärvorlage, und nun wurde das bis dahin so sonnige Bild allgemach wieder bewölkt. In die eilig aufgestellte Rechnung drängte sich ein Faktor, der, weil die fünfjährige Legislaturperiode ja noch bis zum Februar 1895 läuft, nicht beachtet worden war: die Wähler wurden lebendig und sie ließen ihre Unzufriedenheit so deutlich erkennen, daß am Ende auch die Mandatare sich darum kümmern mußten. Seitdem dauern die Versuche, den Reichswagen aus der Sackgasse herauszuziehen, in die, selbst Herr Richter giebt das jetzt zu, der leitende General ihn geschoben hat. Die Presse, der in stiller Sommerzeit ein Wahlrummel sehr gelegen käme, bläst mitunter noch helle Fanfaren, die Parteien aber heucheln äußerlich höchstens noch einigen Glauben an eine kommende Auflösung des Reichstages, während sie insgeheim doch in harrender Hoffnung zum Freiherrn von Huene emporblicken, dem erfahrenen Bereiter des militärischen Handelsvertrages zwischen der Regirung und dem unbedingt gouvernementalen Theile des Centrums. Denn nun, wo die Schulkameraden nicht mehr helfen konnten, war das Heil des Vaterlandes wieder in die Hände des freiherrlichen Generalstabsmajors außer Diensten gelegt. Genau zwanzig Jahre nach dem Beginn des Kulturkampfes ist das ein hübscher Erfolg und der Vogelkopf des Herrn Windthorst würde gewiß in boshafter Wonne erstrahlen, wenn er diesen Sieg der päpstlichen Leibgarde an der Seite des Kanzlers seiner Wahl noch erlebt hätte.

Die Kreuzzeitung, die den seligen und bald vielleicht heiligen Windthorst jetzt einen großen Politiker nennt, brachte im Juni des Jahres 1871 einen damals weithin beachteten Artikel, in dem es hieß: „Eine eigenthümliche Erscheinung in dem parlamentarischen Leben des Deutschen Reiches ist die sogenannte klerikale Fraktion des Reichstages — eine Fraktion, welche sich vergeblich dadurch einen politischen

Hosted by Google

Anstrich zu geben versucht, daß sie sich selbst den Namen ‚Fraktion des Centrums' beigelegt hat. Gebildet und geführt von den Koryphäen derjenigen Partei innerhalb der katholischen Kirche, welche als die Affiliirte und Bundesgenossin des römischen Jesuitismus bezeichnet werden muß, hat sie alle Mittel kirchlicher und politischer Agitation in Bewegung gesetzt, um das Zustandekommen der Einheit Deutschlands und die Begründung des Deutschen Reiches zu verhindern; — es liegt nicht an ihrem guten Willen noch an ihren eifrigen Bemühungen, daß Beides nichtsdestoweniger zu Stande gebracht ist." Das Centrum hat sich, seit das Triumvirat Windthorst-Mallinckrodt-Schorlemer durch die neuere Firma Huene-Porsch-Lieber abgelöst und die geistliche Leitung vom Bischof Ketteler auf den Kardinal Kopp übergegangen ist, so wenig verändert wie das Papstthum selbst, das immer eine politische Macht gewesen ist und dessen Programm heute ganz offenbar mit den wachsenden politischen und sozialen Wirrnissen Europas rechnet. Nicht nur, weil die leidende Menschheit die Anlehnung an die Kirche eifriger sucht als die irdisch befriedigte, sondern weil, auch ohne die Wiederherstellung der weltlichen Macht, der päpstliche Absolutismus triumphiren muß, wenn er als der einzige Vertreter souverainer Autorität im europäischen Westen und Süden mit den übrig bleibenden Monarchien verhandeln kann. Die weitausschauenden Pläne der römischen Politiker haben sich mit Kleinigkeiten niemals abgegeben und der Wahn ist thöricht, sie könnten jetzt ihre Unterstützung für die Rückkehr der Weißen Väter, der Redemptoristen oder der Jesuiten verkaufen. Solche Anträge haben nur eine dekorative Bedeutung, denn an klugen geistlichen Soldaten fehlt es auch heute der katholischen Kirche in Deutschland nicht und die weißen, braunen oder schwarzen Uniformen dienen doch höchstens einem stolzen Paradezweck. In Rom aber sieht man, wie in London, mit begreiflichem Wohlwollen, wie die deutsche Uebermacht sich allmählich wieder zu senken beginnt, und die Organe der behaglich Zuschauenden werden angewiesen, ein verfrühtes Erwachen aus dem Traum von der unvermindert fortdauernden Größe mit aller Kraft zu verhindern.

Diese Bemühungen scheinen nicht erfolglos bleiben zu sollen. Vergessen ist, daß schon das Dasein des Centrums eine beständig warnende Erinnerung an den alten Machtstreit zwischen dem König-

Hosted by Google

thum und dem Priesterthum sein sollte, an den Machtstreit, in dem, wie Bismarck einst sagte, schon Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, vergessen ist auch der Vorwurf, der den früheren Kanzler traf, weil er in seinen Privatgemächern Windthorst empfangen hatte. Zwischen den beiden Leo, dem vatikanischen und dem aus der Wilhelmstraße, bereitet sich ein in seinen Folgen noch unübersehbares Vertragsverhältniß vor und nur darüber kann ein Zweifel nicht aufkommen, wer aus dieser societas leonina den Gewinn ziehen wird. Das deutsche Volk sieht es schon ungern, daß der Kaiser sich zum zweiten Male einer lästigen Ceremonie unterwirft, um die Schwelle des Vatikans überschreiten zu dürfen, und in Italien werden Stimmen laut, die behaupten, die außerordentlich hohen Kosten eines kaiserlichen Besuches mit großem Gefolge könnten eigentlich erspart werden, wenn dieser Besuch zugleich auch dem erbittertsten Feinde der italienischen Einheit gelten solle. In der Berliner Diplomatie beunruhigt man sich über solche Stimmungen nicht mehr als über die bedenklichen Versuche einer Verständigung zwischen Italien und Rußland, und die Zeitungen erfreuen den Philister wieder einmal mit der Tröstung, daß durch die Reise des Kaisers der Dreibund gewaltig gestärkt werden wird.

Aber diese Janitscharenmusik genügt doch nicht, um die Militärvorlage unter das bergende Dach zu bringen, und manchmal mag den Grafen Caprivi das bange Gefühl des verbundenen Kindes im dunklen Zimmer wieder beschleichen. Für die gradlinige Gentleman-Politik, von der uns so Rühmliches täglich erzählt wird, sollte die Situation eigentlich doch ganz klar sein: wird die Vorlage, von der angeblich die Zukunft Deutschlands abhängt, vom Reichstag nicht angenommen, dann muß die Regirung versuchen, einen besseren Reichstag zu finden. Das ließ sich schon vor langen Wochen entscheiden und man kann nicht behaupten, daß durch die Verzögerung das Ansehen der leitenden Männer oder die Würde des Reichstages gewonnen hat. Die Komik der Sache liegt darin, daß keine Partei, die Sozialdemokraten und die Antisemiten ausgenommen, mit geruhiger Siegeszuversicht in den Wahlkampf schreiten würde und daß deshalb von allen Seiten krampfhafte Anstrengungen gemacht werden, um im letzten Augenblick noch einen rettenden Steg zu zimmern. Nur die Virtuosen, Allen voran Eugen Richter, den die neblige Atmosphäre einer allgemeinen Verbrüderung lange schon ärgert, wünschen ernstlich eine Auflösung, weil die

Hosted by Google

eine vergnügte Agitation mit Broschüren und Reden verheißt und weil sie später ein neues Leben in die parlamentarische Bude bringen könnte, die jetzt höchstens bei den Ahlwardt-Vorstellungen noch einigen Zulauf findet. Die Uebrigen hoffen auf Huene und die leoninische Sozietät, und sie sind äußerst verdrießlich darüber, daß die sorgsam geheim gehaltenen Kompromiß-Verständnisse allzu früh ans grelle Licht des Tages gezogen worden sind; denn nun wird es, nach den eifrigen Deklamationen vorwitziger Führer, den Huene und Hinze viel schwerer werden, aus den katholischen und jüdischen Centren die zu einer knappen Mehrheit nöthigen Schaaren zusammenzutreiben.

Was wir jetzt vor uns sehen, das ist die Karikatur eines parlamentarischen Lebens, ist das Bild rathloser Verwirrung auf allen Seiten. Und da in dieser Verworrenheit, in dem Zwiespalt, der zwischen Richter und Rickert, zwischen Huene und Lieber sich aufgegethan hat, auch den alten, abgelebten und den wirthschaftlichen Gliederungen nicht mehr völlig entsprechenden Parteien die Zersplitterung droht, so könnten die verständigen Leute, die alle Politik nur als ein nothwendiges Uebel und alle Fraktionstreberei als eine widerwärtige Begleiterscheinung betrachten, sich an diesem geräuschvollen Froschmäusekrieg erlustigen, wenn es sich nicht gerade um die Grundlagen unserer Wehrverfassung handelte, und wenn nicht zur Beeinflussung der Wähler Mittel angewendet würden, bei denen jeder Spaß aufhören muß. Nur deshalb ist man immer wieder genöthigt, ernsthaft auf Verhandlungen einzugehen, die eigentlich dem Satiriker vorbehalten bleiben sollten.

In den offiziösen Blättern, deren Zahl jetzt kaum noch zu übersehen ist, wird in nicht zu kurz bemessenen Zwischenräumen ein Frohlocken darüber erhoben, daß die Stimmung im Lande der Militärvorlage immer günstiger werde. Die Behauptung ist nicht so falsch, wie man nach der getrübten Quelle vermuthen sollte. Erstens ist das deutsche und namentlich das preußische Volk durch die historische Entwickelung der letzten Jahrzehnte dazu erzogen worden, in militärischen Fragen immer der Einsicht der Regirung mehr zu vertrauen als dem Widerspruch des Parlaments, und diese Gewöhnung sitzt so fest, daß sie nicht einmal die Frage nach der Beglaubigung der Autoritäten aufkommen läßt, die heute für die verkürzte Dienstzeit und die Vermehrung der Truppen eintreten, ohne doch das zur Ausbildung

Hosted by Google

nöthige Personal bereit stellen zu können. Wenn die Regirung schließlich zur Auflösung des Reichstages schreiten sollte, dann thut sie es gewiß nur in der Hoffnung auf dieses historisch anerzogene Gefühl und in dem Glauben, unter dem Schirm einer militärischen Differenz immer noch sicherer geborgen zu sein als in einem Wahlkampfe, der sich nach dem natürlichen Tode des Reichstages entspinnen würde und der einer bis zur Ohnmacht unproduktiven Politik nicht eine irgendwie wirksame Parole zu bieten hätte. Es wäre nicht unmöglich, daß ähnliche Erwägungen dahin geführt hätten, zur Einschüchterung der Wähler und der Gewählten Mittel anzuwenden, die verhängnißvoll an die Tributerhebung der Barbareskenstaaten erinnern.

Dunkle Gerüchte gingen zuerst um und ganz offen wird heute schon von den Gefahren gesprochen, die nach der Ablehnung der Militärvorlage drohen könnten. Nur die Skandalparteien, hieß es zunächst, werden verstärkt werden und mit einem deutlichen Hinweis auf die Antisemiten wurden die Juden verschreckt, so daß sie selbst ihrem Abgott Richter nicht mehr blind gläubig folgen mochten. Dann kam das Märchen von Belfort auf und den Grenzbewohnern wurden alle Gräuel einer feindlichen Invasion an die Wand gemalt, als ob die Franzosen und Russen durch eine auf Kosten der Qualität erzielte Truppenvermehrung sich von kriegerischen Plänen abhalten lassen würden. Als auch das noch nicht half, begann das Gemurmel von einem schweren Konflikt, der Handel und Wandel lähmen und am Ende zu einem Bruch der Verfassung führen könnte. Gewiß haben nicht die leitenden Männer, sondern nur subalterne Geister mit diesem dreimal glühenden Licht gespielt; aber es ist doch bezeichnend, daß solche Drohungen überhaupt an irgend einer Stelle Glauben finden konnten. So erschüttert ist das Vertrauen in die ruhige Stetigkeit unserer Politik und so unberechenbar das Ziel ihres schwankenden Kurses, daß man nachgerade ungefähr Alles für möglich hält, sogar Umwälzungen, wie sie heute nur noch in Balkanstaaten zu erblicken sind. Die Vertreter der Großindustrie im deutschen Westen, die schon 1890 ihre Zustimmung zu den Arbeiterschutzgesetzen wie eine Art von blackmail gaben, weil sie befürchteten, sonst ohne militärische Hilfe der Willkür der Strikenden ausgeliefert zu werden, begeistern sich jetzt künstlich für die Militärvorlage, weil sie lieber der Regirung gute Dienste leisten als sich den unsicheren Eventualitäten plötzlicher Ent-

Hosted by Google

schlüsse aussetzen wollen. Und ähnliche Empfindungen herrschen auch in anderen Kreisen so stark, daß man die Situation knapp in die Frage resumiren kann: Wird das Volk der Regirung oder wird die Regirung dem Centrum den Barbaresken-Tribut zahlen?

Ueber die Militärvorlage sind schon viele Reden gehalten worden und die Geduld der Hörer hat ihr Ende erreicht. Noch eine Rede aber sollte gehalten und darin, ohne jeden oratorischen Prunk, gesagt werden, daß es sich nicht darum handelt, ob in Deutschland künftig absolutistisch oder nach der Verfassung regirt werden soll, auch darum nicht, ob das Reich wehrfähig bleiben soll, — denn beide Fragen braucht man nur zu stellen, um sogleich auch die Antwort zu haben. Wer heute an einen Bruch der Verfassung denken wollte, der würde um seine Existenz spielen; und wer uns erzählt, daß Deutschland eine höhere Militärlast nicht tragen kann, der ist werth, an der Seite des Abrüsters Virchow seinen Platz zu finden. Die Opposition spielt die Karte der Regirung, wenn sie sich auf finanzielle Nörgeleien zurückzieht, deren Unhaltbarkeit in dreißig Jahren bewiesen ist. Nur die Zweckmäßigkeit der militärischen Reformpläne wird, und keineswegs nur von Civilisten, bestritten; und daneben regt sich der Wunsch, über eine seit 1890 völlig veränderte politische Situation endlich auch das Volk befragt zu sehen, damit die Männer, die für die Ereignisse die Verantwortung tragen, die Folgen nicht erst zu einer Zeit erkennen, wo vielleicht nicht mehr viel zu retten sein wird. Wenn diese Männer jetzt, um die Entscheidung hinauszuzögern, zu Mitteln greifen, die in der jungen Geschichte des deutschen Reiches bisher unbekannt waren, so beweisen sie damit nur, daß sie nach drei Jahren sich wieder in die Dunkelheit des Zimmers zurücksehnen, in dem sie mit verbundenen Augen von den Schwierigkeiten und Gefahren des Terrains nichts ahnten, das sie inzwischen mit keckem Muth zu beschreiten wagten.

Hosted by Google

Der sozialistische Staat bei den Chinesen.

Vor einigen Wochen fiel mir im Hause eines Freundes, der sich mit Studien über China beschäftigte, zufällig ein Buch in die Hand, das mir durch seine klaren, vorurtheilslosen Schilderungen sofort das größte Interesse einflößte. Es war der Bericht, den der französische Lazarist M. Huc über seine Reisen in China veröffentlichte und der mir in englischer Uebersetzung (The Chinese Empire, London, Longman, Brown Green and Longmans) vorlag.

Ohne der ehrsamen Chinaforschung des Vaterlandes zu nahe treten zu wollen, glaube ich, daß das Buch in Deutschland wenig bekannt geworden ist, zumal man in den Jahren seiner Veröffentlichung noch keine kolonialpolitischen Träume begraben hatte. Man wird es darum verzeihlich finden, wenn ich mir zu meiner Erheiterung einen Abschnitt des Buches in mein geliebtes Deutsch übertrug. Wir haben ja längst türkische, slavische und andere Barbarenmusik; warum sollten in die Zukunftklänge, die uns von Bellamy bis auf Eugen Richters Traktätlein die Ohren martern, nicht auch einmal chinesische Töne dringen? Und warum sollte man der Schererschen Schule des Zukunftstaates das schöne Vergnügen vorenthalten, all die geheimen „Entlehnungen" nachzuweisen, deren sich die Dichter der neuen Ordnung, von Bellamy bis zu Eugen Richter, schuldig machten?

Daß der französische Missionär nicht aus chinesischen Geschichtquellen geschöpft, sondern eine Parodie beabsichtigt habe, ist nicht anzunehmen. Die Sozialistenhäuptlinge, die sich neuer Offenbarungen rühmen, müssen sich daher wohl damit trösten, daß die Chinesen auch das Pulver vor uns erfanden. Der Bericht von Huc lautet aber (B. 2 S. 58 ff.) wie folgt:

Im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, unter der Dynastie von Song, bot das chinesische Volk ein Schauspiel, das dem ziemlich analog ist, welches sich seit einigen Jahren in Europa vorbereitet. Die großen und verwickelten Fragen des Sozialismus und der Volkswirthschaft bewegten damals alle Geister und spalteten sämmtliche Gesellschaftklassen in feindliche Parteien. Leute, die sich früher um die Maßnahmen der Verwaltung wenig gekümmert hatten, warfen sich auf einmal leidenschaftlich auf die Diskussion von Volkswirthschaftsystemen, die eine ungeheure soziale Revolution bezweckten. Bald hatte sich die Situation so sehr verschärft, daß man sogar alle Geschäfte vernachlässigte; Handel, Handwerk und Ackerbau lagen darnieder, die Nation war in zwei große Lager getheilt, Flugschriften,

Hosted by Google

Broschüren und aufreizende Literatur aller Art wurden täglich unter die Masse geworfen, die sie mit Gier verschlang.

Der Reformator oder das Haupt der sozialistischen Partei war der berühmte Wang-ngan-ché, ein Mann von außerordentlichen Geistesgaben, der während der Regirung mehrerer Kaiser das Land in fieberhafter Aufregung hielt. Chinesische Geschichtschreiber berichten uns, daß er sich nicht nur durch natürliche Talente über seine Umgebung erhob, sondern daß er diese Talente durch eine sorgfältige Erziehung auch zur Vollkommenheit ausgebildet hatte. Er sprach fließend und mit Anmuth und besaß die Kunst, Allem, was er sagte, Gewicht und Bedeutung zu verleihen, selbst dem Geringfügigsten. In seinem Privatleben war er musterhaft, unbescholten und ehrbar. Auf der anderen Seite wird er uns als ehrgeizig dargestellt, als ein Mann, der kein Mittel verabscheute, wenn es galt, einen seiner Pläne zur Ausführung zu bringen, hochfahrend und von seinen eigenen Verdiensten tief überzeugt, ein Mann, der nur achtete, was mit seinen eigenen politischen Ansichten übereinstimmte, und der von dem brennenden Verlangen erfüllt war, die alten Einrichtungen seines Vaterlandes auszurotten und dafür seine eigene Schöpfung einzusetzen.

Um diesen Zweck zu erreichen, unterzog er sich einer langen, schweren, ja widerwärtigen Aufgabe. Nicht nur, daß er weitschweifige Kommentare zu den heiligen und klassischen Schriften verfaßte und damit in diese seine eigenen Ansichten hineintrug, er schrieb auch ein Universalwörterbuch, in dem er gewisse Wörter in seinem eigenen Interesse auslegte. Die Geschichtschreiber fügen hinzu, daß er zu den eigentlichen Staatsgeschäften keine Befähigung gehabt habe, weil er von diesen Dingen nur eine oberflächliche Kenntniß besaß, daß er nach allgemeinen Maximen regirt habe, die, vielleicht an sich gut, doch weder in die Zeit noch auf die Verhältnisse gepaßt hätten.

Der Einfluß und die Popularität Wang-ngan-ché's schwankte natürlich hin und her während der Zeit, in der er es unternahm, das Kaiserreich nach seinen Plänen zu reformiren. Unter dem Kaiser Chen-tsung war seine Macht fast unbeschränkt, zumal ihm der Kaiser, berückt von den glänzenden Eigenschaften des Reformators, sein ganzes Vertrauen schenkte.

Die Verwaltung und die Gerichtshöfe wurden mit seinen Kreaturen besetzt und bald nahm er die Gelegenheit wahr, die bestehende Ordnung der Dinge zu stürzen. Seine Neuerungen und Reformen wurden von seinen Parteigängern enthusiastisch begrüßt und von seinen Feinden nicht weniger eifrig angegriffen. Unter diesen war der bedeutendste Se-ma-kuang, zugleich einer der berühmtesten chinesischen Historiker.

Wang-ngan-ché versprach indessen, daß die Ausführung seiner Pläne dem Volke ungeahntes Glück bringen würde, weil jeder Einzelne gleichen

Hosted by Google

Besitz und Genuß der materiellen Güter haben solle. „Die erste und wesentlichste Pflicht einer Regirung," sagt der chinesische Sozialist, „ist die Liebe zum Volk, d. h. die Pflicht, diesem die wirklichen Güter des Lebens, Reichthum und Genuß zu verschaffen. Dies zu erreichen, wäre es nöthig, den Einzelnen zu den Prinzipien einer rechten Lebensführung zu erziehen, und, wo diese nicht befolgt würden, den Vorschriften des Staates durch weise und unabänderliche Gesetze Gehorsam zu verschaffen. Damit der Mensch den Menschen nicht mehr unterdrücke und ausbeute, müsse der Staat sämmtliche Hilfsquellen des Landes an sich ziehen und somit alleiniger Besitzer und Arbeitgeber werden. Der Staat müsse die alleinige Verwaltung von Handel, Gewerbe und Ackerbau in die Hand nehmen und so verhindern, daß die Arbeiterklasse durch die Kapitalisten zu Staub zerrieben werde."

Nach den neuen Anordnungen wurden im ganzen Reich Gerichtshöfe eingesetzt, die den Preis der Lebensmittel und Waaren bestimmten. Für eine Anzahl von Jahren wurden Steuern ausgeschrieben, die die Reichen zu bezahlen hatten und von denen die Armen frei waren. Die Gerichtshöfe hatten zu entscheiden, wer arm und wer reich sei. Die so zusammengebrachten Gelder wurden im Staatsschatz verwahrt und unter arbeitunfähige Arme, arbeitlose Arbeiter und sonstige Bedürftige vertheilt.

Auch der Boden wurde nach Wang-ngan-ché zum Eigenthum des Staates. In jedem Distrikt hatten die Gerichtshöfe das Land jährlich unter die Bauern zu vertheilen, eben so das nöthige Saatkorn und zwar unter der Bedingung zu liefern, daß es entweder in Gestalt von Korn oder anderen Lebensmitteln und Ackerfrüchten zurückgezahlt werde. Damit aber der Boden nutzbringend angebaut werde, hatten die Beamten der Gerichtshöfe zu bestimmen, was jedesmal gepflanzt werden solle.

„Man sieht," sagten die Anhänger dieser neuen Ordnung, „daß auf diesem Weg Reichthum und Glück im ganzen Lande einkehren werden. Nur die Wucherer und die Monopolisten können unter dieser Ordnung der Dinge leiden, die Blutsauger, die aus der Hungersnoth und jedem Gemeinschaden ihren Gewinn ziehen, sich selbst bereichern und die Arbeiterklasse ruiniren. Aber was schadet es, diesen Feinden des Volkes wenigstens ein Ende zu machen? Verlangt es nicht die Gerechtigkeit, daß sie alles unrecht erworbene Gut zurückerstatten? Der Staat ist der einzige Gläubiger und der fordert nie Interessen. Da er über den Ackerbau wacht, so wird er stets den Preis der Lebensmittel bestimmen und den Bedarf nach der jeweiligen Ernte regeln. Im Falle einer Hungersnoth in einer bestimmten Provinz des Reiches wird die große Ackerbauverwaltung in Peking, gestützt auf die Berichte der Gerichtshöfe in den einzelnen Landestheilen, das

Hosted by Google

Gleichgewicht bald herstellen und den Ueberfluß der fruchtbaren Provinzen nach den bedürftigen schaffen lassen. Auf diese Weise werden die Bedürfnisse des Lebens stets zu mäßigem Preise verkauft, keine Klasse der Bevölkerung wird Mangel leiden, und der Staat wird als der einzige Spekulirende jährlich den größten Gewinn ziehen, der dann zu öffentlichen Zwecken verwandt werden soll."

Natürlich zog diese radikale Reform die Vernichtung der großen Einzelvermögen nach sich und eine Uniformität des Besitzes trat ein, wie sie Wang-ngan-ché und seine Anhänger gewünscht hatten. Da die Chinesen weit muthiger sind, als man ihnen gewöhnlich zutraut, so blieb es nicht bei diesen sozialistischen Theorien, sondern sie wurden in Wirklichkeit umgesetzt. Der Kaiser Cheng-tsung, von den Argumenten des Reformers überzeugt, gab ihm alle Gewalt in die Hand und die soziale Revolution begann. Sse-ma-kuang, der lange und vergebens gekämpft hatte, beschloß einen letzten Versuch und richtete an den Kaiser eine außerordentliche Bittschrift, aus der wir die Stelle über das Saatkorn hier mittheilen.

„Es wird vorgeschlagen, dem Volke den Samen vorzustreuen, womit die Bauern ihren Boden besäen sollen. Am Ende des Winters oder zu Frühlingsanfang liefern die Beamten jedem Bauern die Quantität, die sie für nöthig halten. Gleich nach der Ernte wird die selbe Quantität und nicht mehr zurückgefordert. Was kann für das Landvolk vortheilhafter sein? Auf diese Weise wird der ganze Boden angebaut und Fülle herrscht ringsum im Lande. Theoretisch mag nichts anziehender und wohlthätiger sein, praktisch ist nichts schädlicher fürs Land. Wer daran zweifelt, hat wenig Erfahrung und beurtheilt die gewöhnliche Menschensorte zu günstig.

Das Saatkorn wird also den Bauern geliefert und sie fangen damit an, daß sie einen Theil davon benutzen, sie verkaufen oder tauschen es gegen Dinge aus, die sie für nothwendiger halten. Man hat ihnen den Samen gegeben, sie hören auf zu arbeiten und werden träge. Doch angenommen, das Alles geschähe nicht, d. h. das Saatkorn werde gesät, alle nothwendige Arbeit werde besorgt und die Zeit kommt, wo sie zurückzahlen sollen, was sie geliehen haben. Die Ernte, die sie wachsen und reifen sahen und die sie als ihr Eigenthum betrachteten, die wohl verdiente Frucht ihrer Arbeit, soll vertheilt werden. Ein Theil muß abgegeben werden, oder, bei schlechter Ernte, der ganze Ertrag. Wie viele Gründe werden nicht vorgebracht werden, um dies zu verweigern! Wie viele wirkliche und eingebildete Bedürfnisse werden der Zurückgabe nicht im Wege stehen!

Man sagt uns freilich, daß die Gerichtshöfe ihre Beamten schon senden werden, um die Zurückgabe gewaltsam zu erzwingen. Ohne Zweifel werden sie das. Aber welche Erpressungen, wie viel Raub und Gewalt

Hosted by Google

wird sich unter dem offiziellen Recht verbergen! Ich erwähne nicht einmal die ungeheuren Kosten dieser offiziellen Maschinerie. Und doch, wer wird ihre Kosten wohl zu tragen haben? Die Regirung? Die Nation? Oder die Bauern? Wer es aber auch sei, wem wird der Vortheil zufließen?"

Die Berichte aus jener Zeit fügen hinzu, daß die hervorragendsten unter seinen Zeitgenossen auf Seiten Sse-ma-kuang's standen, und daß sie schließlich Wang-ngan-ché als öffentlichen Friedensstörer verklagten.

Doch dieser blieb ruhig und unerschütterlich, trotz der Angriffe auf allen Seiten. Da er das Vertrauen des Kaisers besaß, so lachte er aller Anfeindungen. Als der Kaiser schließlich, überzeugt von den Argumenten einer Gegner, dennoch nahe daran war, nachzugeben und die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, sagte Wang-ngan-ché kühl zu ihm: „Warum willst Du Dich in dieser Sache übereilen? Warte, bis die Erfahrung Dir das Ergebniß der Maßnahmen zeigt, die wir zum Wohle des Reiches und zum Besten Deiner Unterthanen ergriffen haben. Der Anfang ist stets schwer und erst dann, wenn man die Hindernisse überwunden hat, darf man auf die Frucht seiner Mühen hoffen. Sei fest und Alles wird sich zum Guten wenden. Minister, Edelleute und Mandarinen sind gegen mich, das überrascht mich nicht, sie können sich des Alten nicht entwöhnen und noch weniger Neuerungen annehmen. Ganz langsam werden sie sich jedoch darein finden, ihre Abneigung wird schwinden, und schließlich werden sie gutheißen, was sie jetzt verdammen."

Wang-ngan-ché behielt seinen Einfluß unter der Regirung von Chen-tsung, er verwirklichte seine Pläne und stürzte alles Bestehende mit Leichtigkeit um. Nach den Berichten der chinesischen Geschichtschreiber war die soziale Revolution, die er in Szene setzte, nicht erfolgreich; die Nation wurde tiefer als je ins Elend gestürzt. — —

Nach dem Tode des Kaisers ward Wang-ngan-ché sofort aller Würde entsetzt, und die regirende Kaiserin machte Sse-ma-kuang zum Ministerpräsidenten. Seine erste That war, jede Spur der Regirung seines Vorgängers, der bald darauf starb, zu vertilgen. Auch Sse-ma-kuang lebte nicht lange. Das Andenken beider Männer ist später mit aller Heftigkeit politischer Leidenschaft abwechselnd in den Himmel erhoben worden. Der Sozialismus hielt jedoch vor der Geschichte nicht Stand, so aufrichtig und ernst man es mit seiner Einführung auch genommen hatte. Seine Anhänger mußten im Jahre 1129 aus dem Reiche fliehen, um den Verfolgungen zu entgehen, die ihre verlorene Sache über sie gebracht hatte.

Stanford University, California.

Professor Julius Goebel.

Hosted by Google

Das Fernsehen als Experiment.

Von geheimnißvollen Kräften, die im Menschen liegen sollen, ist in neuerer Zeit sehr viel die Rede. Von einer allgemeinen Anerkennung der vielen Thatsachen, die berichtet worden, wird aber wohl so lange keine Rede sein, bis wir es zu einer Experimentalpsychologie gebracht haben, wovon aber noch nicht einmal die Grundlinien entworfen sind, wiewohl in neuester Zeit der Hypnotismus einen nicht zu unterschätzenden Anfang gemacht hat.

Wäre es nun nicht eben ein Experiment, das ich den Lesern vorschlagen will, und das einige unter ihnen selber anstellen können, so dürfte ich einer sehr ungünstigen Aufnahme eines Aufsatzes vorweg sicher sein, der sich mit der geheimnißvollsten aller menschlichen Fähigkeiten beschäftigt, mit dem Fernsehen.

Um nun zu untersuchen, in welcher Weise etwa ein Ferngesicht willkürlich erzeugt und auf ein bestimmtes Objekt gelenkt werden kann, haben wir zunächst kein anderes Mittel, als uns an die natürlichen Muster zu halten. Wir müssen jene Fälle analysiren, in welchen das Fernsehen unwillkürlich, ohne den Willen des Sehers, eintrat, müssen sie untersuchen in Bezug auf Bedingung und Ursache des Eintritts, und dann zusehen, ob wir diese Bedingungen und Ursachen künstlich erzeugen können.

Wenn wir uns in der weitläufigen Literatur nach den natürlichen Mustern umsehen, so finden wir als ihr gemeinschaftliches Merkmal die Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins. Die weitaus größte Anzahl von Ferngesichten wird berichtet als im natürlichen Schlaf oder im künstlichen Schlaf — Somnambulismus — eintretend. In diesem Schlaf aber kann wohl eine günstige Bedingung, nicht aber die eigentliche Ursache gesehen werden. Nun liefert uns aber das Thatsachenmaterial noch ein weiteres gemeinschaftliches Merkmal in Bezug auf den psychologischen Zustand des Sehers. Meistens wird bei Wahrträumen berichtet, daß der Träumer den hochgesteigerten Wunsch empfand, über räumlich Entferntes oder in der Zukunft Liegendes, Aufschlüsse zu erhalten; daß er davon

Hosted by Google

hochgradig innerlich aufgewühlt wurde, und in diesem Zustand zu Bett ging. Somit scheint es, daß der Wille, fernsehend zu sein, die Ursache ist, die uns fernsehend macht; aber sicherlich nicht der leere Wille als solcher, sondern vermöge seines Inhalts. Die mit diesem Willen verknüpfte Vorstellung muß es sein, die dem Fernsehen das Objekt liefert.

Ein Erfolg müßte sich also besonders dann zeigen, wenn diese Ursache mit jener Bedingung vereinigt wäre und zeitlich zusammenfiele, d. h. wenn die tiefe Sehnsucht, den Aufschluß zu erhalten, in den natürlichen oder künstlichen Schlaf hinübergenommen würde. Weil nun aber bei solchen Träumern die Sehnsucht eine bestimmte Richtung hat, mit einer bestimmten Vorstellung verbunden ist, so können wir nun den Prozeß definiren, der beim spontanen Eintritt von Wahrträumen vor sich zu gehen scheint: Jene Vorstellung wird als Autosuggestion in den Schlaf hinübergenommen, wirkt darin fort und löst jene geheimnißvolle Fähigkeit des Fernsehens aus.

Für die Experimentalpsychologie fragt es sich also, ob wir die günstige Bedingung — die Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins — und die eigentliche Ursache — die tiefe Sehnsucht, den Gemüthszustand des Sehers — auch künstlich herbeiführen können. Von der Bedingung ist das ohne Weiteres klar. Wir können einen natürlichen Schlaf abwarten oder einen künstlichen erzeugen, und wäre es durch narkotische Mittel. Die wirkende Ursache, der Gemüthszustand des Sehers, ist allerdings von uns unabhängig; aber wir haben als den eigentlichen Hebel, der die Ferngesichte auslöst, die Autosuggestion erkannt, und dafür allerdings läßt sich Ersatz durch eine gleichwerthige Ursache schaffen.

Ich stelle zu diesem Behufe die Behauptung an die Spitze: Was der Autosuggestion in so zahlreichen Fällen gelungen ist, das muß auch der Fremdsuggestion gelingen können. Zu dieser Behauptung glaube ich aus zwei Gründen berechtigt zu sein:

1. Sehen wir, daß wenn ein Hypnotisirter einen hypnotischen oder posthypnotischen Befehl, eine Suggestion, erhält, er Alles daran setzt, ihn auszuführen, und allen Scharfsinn aufbietet, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Die Fremdsuggestion wirkt als unwiderstehlicher Drang, und wie tief die Sehnsucht des Hypnotisirten ist, ihm nachzukommen, das zeigt sich auch nachträglich, wenn er den Befehl ausgeführt, d. h. von der Fremdsuggestion sich befreit hat. Bei solchen Experimenten habe ich fast regelmäßig beobachtet, daß das Gesicht der Versuchsperson von innerer Zufriedenheit ganz verklärt erschien.
2. Ein zweiter Beweis für die Annahme, daß Autosuggestion durch Fremdsuggestion ersetzt werden kann, liegt darin, daß im Grunde

Hosted by Google

genommen beide identisch sind. Jede Fremdsuggestion wirkt nicht schon als solche, sondern erst dadurch, daß sie vom Hypnotisirten acceptirt wird, was nicht immer gelingt. Professor Bernheim, in Sachen des Hypnotismus die größte Autorität, sagt: „Damit Suggestion stattfinde, ist es nothwendig, daß die Idee vom Gehirn des Hypnotisirten acceptirt wird, d. h. daß er daran glaube.“*) Die Versuchsperson acceptirt aber die Idee meistens, eben weil sie hypnotisirt, d. h. in einen Zustand psychischer Widerstandslosigkeit versetzt ist. Daß der Hypnotisirte in der That die Fremdsuggestion zunächst in eine Autosuggestion verwandelt, daß er also die Suggestion nicht etwa ausführt, um zu gehorchen, sondern aus eigenem Drang, das zeigt sich deutlich bei der Ausführung posthypnotischer Befehle. Dabei wird die Versuchsperson vorher geweckt und erwacht ohne Erinnerung. Die Ausführung der Handlung geschieht aber alsdann zur angegebenen Zeit, aus innerem Drang und im vollständigen vermeintlichen Gefühl der Freiheit. Mag die Suggestion eine noch so bizarre Handlung betreffen, die Versuchsperson wird sich doch irgend welche Motive ihres Handelns einbilden.

Wir können also, so scheint es, den natürlichen Vorgang des Fernsehens experimentell nachmachen, sowohl was die Bedingung, als was die Ursache betrifft. Wir können den natürlichen Schlaf durch einen künstlichen, und die Autosuggestion durch Fremdsuggestion ersetzen.

Ein schwerwiegendes Bedenken will ich gleich selber aussprechen, aber dann auch beseitigen. Zweifler werden nämlich sagen, daß nur die normalen psychischen Funktionen des Menschen durch Suggestion ausgelöst werden können: sie werden es aber für undenkbar halten, daß auch die abnormen, mystischen Fähigkeiten auf diese Weise geweckt und auf ein bestimmtes Objekt gelenkt werden können, — Fähigkeiten, deren wir uns gar nicht bewußt sind, die nur latent in uns liegen, und die unserer Willkür nicht unterworfen sind. Dieses Bedenken, das ich in der Periode meiner Experimente mir selber einwarf, mußte ich aus verschiedenen Gründen fallen lassen:

1. In der Erwägung, daß in den Zuständen des unterdrückten sinnlichen Bewußtseins mehrfache Seiten unseres Unbewußten ganz spontan sich hervorkehren und Latentes zu Tag tritt.
2. In der Erwägung, daß dies um so leichter eintreten muß, wenn der verstärkende Einfluß der Fremdsuggestion hinzutritt.

*) Bernheim: Hypnotisme, suggestion, psychothérapie. 25.

Hosted by Google

3. In der Erwägung, daß die acceptirte Fremdsuggestion nachweislich und nach der Behauptung aller Hypnotiseure auch die organischen Funktionen beherrscht, — Funktionen also, die eben so unbewußt und unwillkürlich sind wie die mystischen. So kann man z. B. durch Suggestion vasomotorische Prozesse hervorrufen und dadurch ein künstliches Stigma erzeugen.
4. Endlich in der Erwägung, daß das vorhandene Thatsachenmaterial der natürlichen Muster beweist, daß Ferngesichte auf der Grundlage tiefer Sehnsucht entstehen, wo Autosuggestion wirksam ist; daß sie also wohl auch künstlich hervorgerufen werden können, weil die Fremdsuggestion nicht blos ein Ersatz für Autosuggestion, sondern sogar leistungfähiger als diese ist.

Sehen wir uns ein Beispiel an, wo die Natur selbst den psychischen Hebel für das Fernsehen angesetzt hat. Fracastor erzählt, daß Marcus Antonius Flaminius, als er ein ihm geliehenes Buch zurückgeben wollte, es nicht fand. Im darauf folgenden Traum nun sah er seine Magd, wie sie von seinem Ruhebett, wo er darin gelesen hatte, das Buch weggnahm, um es auf den Tisch zu legen; wobei es ihr entfiel und der Deckel — es ist vielleicht von einem Holzdeckel die Rede — zerbrach, worauf sie es an einem geheimen Ort versteckte. Morgens erinnerte er sich jenes Traumes, fand das Buch an jenem Ort, und die zur Rede gestellte Magd gestand, daß Alles in der erwähnten Weise sich zugetragen habe.*)

Sehen wir uns diesen Fall, dem noch hundert an die Seite gestellt werden könnten, an, und untersuchen wir, ob dieser natürliche Vorgang künstlich nachgemacht werden kann. Zu diesem Behufe erlaube ich mir eine fast von selbst verständliche Ergänzung des Berichtes, wenn ich sage, daß Flaminius mit dem quälenden Gedanken einschlief, er könne ein entliehenes Buch nicht zurückgeben, und daß es vielleicht verloren sei. Dieser quälende Gedanke, in den Schlaf hinübergenommen, wirkte darin als Autosuggestion fort, bestimmte den Traumverlauf, und löste ein Ferngesicht aus, das in diesem Fall eine Rückschau war. Daran läßt sich nun die sehr berechtigte Hypothese knüpfen, daß diese Rückschau auch dann eingetreten wäre, wenn Flaminius die Fremdsuggestion erhalten hätte, das Buch sei verloren. Im tiefen hypnotischen Schlaf würde diese Fremdsuggestion sogar noch intensiver gewirkt haben, der Hypnotiseur hätte nach Belieben den Flaminius sogar bis zu Thränen bringen können, und wenn dann der Befehl erfolgt wäre, nach dem Buch Umschau zu halten, würde der Erfolg sicherlich auch eingetreten sein.

---

*) Beaumont: Tractat von Geistern. 213.

Hosted by Google

Wäre nun das Alles zutreffend — und es liegt nichts Unwahrscheinliches in solchen Annahmen — so wäre damit der Schlüssel zu einer transscendentalen Experimentalphysiologie gefunden, und diese ist ohne Zweifel der wichtigste der Wissenszweige, die das nächste Jahrhundert auszubilden haben wird. Ich habe anderwärts*) bereits den experimentellen Beweis geführt, daß durch Suggestion Ferngesichte geweckt werden können, und ich zweifle nicht daran, daß weitere Versuche das Resultat bestätigen werden.

In diesem Punkte leistet die Kunst sogar mehr als die Natur. Das autosuggestive Interesse vermag allerdings — wie es die natürlichen Muster der Wahrträume beweisen — bis in die transscendentalen Tiefen unseres Wesens zu dringen und von dort Aufschlüsse zu beziehen, die das sinnliche Bewußtsein nicht zu liefern vermag; aber diesen spontanen Prozessen der Natur ist eine Grenze gesetzt, über die nur das Experiment hinaus kann. Autosuggestive Wahrträume können nämlich nur bei tiefem Schlaf eintreten, und dieser hat den Nachtheil, meistens von erinnerungslosem Erwachen gefolgt zu sein. Es ist sogar die Meinung gestattet, daß nicht so fast die Wahrträume selten sind als nur die Erinnerung daran. Der bloße Erinnerungsvorsatz, in den Traum hinübergenommen, dürfte diesen Nachtheil kaum beseitigen; dagegen lehrt die Erfahrung, daß der fremdsuggestive Erinnerungsbefehl in den allermeisten Fällen wirksam ist.

Aber noch andere Vortheile hat die Fremdsuggestion vor der Autosuggestion, die Kunst vor der Natur, voraus. Die Autosuggestion setzt ein tiefes Interesse des Schläfers an dem Aufschluß voraus; die Fremdsuggestion dagegen kann es erwecken, beliebig steigern und auf einen beliebigen Gegenstand lenken. Die Autosuggestion ist ferner nur wirksam, wenn sie im Momente des Einschlafens vorhanden ist, und als letzter dominirender Gedanke des Wachens in den Schlaf hinübergenommen wird; die Fremdsuggestion dagegen kann zu beliebiger Zeit gegeben werden, und der Zeitpunkt ihrer Ausführung durch das Ferngesicht kann beliebig, sogar posthypnotisch, angesetzt werden. Alles das und der bereits erwähnte Umstand, daß auch noch der Erinnerungsbefehl hinzugefügt werden kann, berechtigt uns dazu, von der Fremdsuggestion weit mehr zu erwarten, als die Autosuggestion leistet.

Wer übrigens die Literatur über den Somnambulismus kennt, wird dort zahlreiche Beispiele gefunden haben, in welchen — und zwar lange vor Braid — die Fremdsuggestion mehr oder minder unbewußt von den Magnetiseuren angewendet wurde und dann Ferngesichte zur Folge hatte.

*) du Prel: Studien aus d. Gebiete der Geheimwissenschaften. II. 98.

Hosted by Google

Im nachfolgenden Beispiel, das Professor Eschenmayer erwähnt — im Anfang dieses Jahrhunderts durften Professoren das Wort Fernsehen noch aussprechen — zeigt sich Fremdsuggestion als Hebel für Ferngesichte, auf einen Gegenstand gelenkt, an dem die Seherin selbst kein intensives Interesse hatte und auf welchen trotzdem ihr Fernsehen längere Zeit hindurch gerichtet blieb. Die Somnambule W. war in der Familie St. gastfreundlich aufgenommen, und der Vater, der von Anfang an in der magnetischen Behandlung des Gastes einen starken Einfluß ausgeübt hatte, bat sie, nachdem sie schon mehrfach Proben ihres Fernsehens abgelegt hatte, ihm vom Befinden seines Sohnes in Rußland Nachricht zu geben. Von nun an beschäftigte sie sich mit dem Sohn ihres Wohlthäters durch eine lange Reihe von somnambulen Zuständen hindurch. Ohne ihn je gekannt zu haben, beschrieb sie sein Aussehen ganz zutreffend und behauptete, er stehe beständig vor ihrer Seele. Sie begleitete den Sohn in fast allen feindlichen Affairen des Feldzugs und wiederholte, daß er sich vermessen in die Gefahr begebe. Einst sah sie ihn im Spital liegend, mit einem weißen Tuch um das Kinn. Er sei im Gesicht verwundet und könne keine Speisen genießen, doch scheine es nicht gefährlich zu sein. Nach einiger Zeit kam die Liste der Verwundeten, auf der der Sohn fehlte; die Somnambule bestand aber auf ihrer Aussage, und auf einer späteren Liste war der Sohn mit einem Schuß in der Kinnlade verzeichnet.*)

Wie man sieht, wußten die Magnetiseure von 1812 mehr, als manche Hypnotiseure von 1893, die, noch dazu mit dem Anspruch größerer Wissenschaftlichkeit, den Hypnotismus noch immer für eine Sackgasse halten, aus der kein Ausgang in das von ihnen geleugnete transscendentale Gebiet führt.

Bei der Somnambulen Emma des Dr. Haddock wurde ihr Fernsehen von den verschiedensten Personen in Anspruch genommen und auf Objekte gelenkt, an welchen die Seherin nicht das mindeste Interesse haben mochte; dennoch waren ihre Aussagen von der merkwürdigsten Sicherheit, und sie hätte ein unbezahlbares Polizeiorgan abgegeben, wenn die Juristen von transscendentaler Experimentalpsychologie etwas wüßten. Ueber diese Emma liegt ein ganzes Buch vor,**) und anderwärts***) habe ich einige Dutzend ähnlicher Fälle zusammengestellt, in welchen als weißer Rabe sogar ein Polizeivorstand vorkommt, welcher einer Somnambulen ein glänzendes Zeugniß über ihre Leistungfähigkeit ausstellt.

---

*) Eschenmayer: Versuch, die scheinbare Magie des thierischen Magnetismus aus Gesetzen zu erklären. 17.

**) Haddock: Somnolismus und Psycheismus.

***) du Prel: Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung.

Hosted by Google

Es gilt von den durch Autosuggestion wie von den durch Fremdsuggestion erweckten Ferngesichten, daß in ihnen selbst kein Unterscheidungsmerkmal von gewöhnlichen Traumbildern liegt, so daß also ihre Herkunft aus transscendentaler Quelle erst anderweitig erwiesen werden muß. Aber es kommt häufig bei spontanen prophetischen Träumen vor, daß, wenn sie überhaupt Erinnerungen hinterlassen, es mit großer Deutlichkeit geschieht und daß eine Ahnung von ihrer Bedeutung zurückbleibt. Sie scheinen also doch einen tieferen Eindruck im Gehirn zu hinterlassen als gewöhnliche Traumbilder. Um so mehr muß das der Fall sein bei den durch Fremdsuggestion erregten Traumbildern, und es steht das in Analogie damit, daß, wenn Hypnotisirten die Ausführung hypnotischer oder posthypnotischer Befehle gelingt, in ihren Mienen sich so große Befriedigung, ja wahre Seeligkeit, ausdrückt.

Ich halte die Formel: „Was der Autosuggestion gelingt, muß auch der Fremdsuggestion gelingen" für den Schlüssel der transscendentalen Experimentalpsychologie; und wenn ich auch nur das eine, in meinen „Studien" berichtete Experiment zu meinen Gunsten anführen kann, so hält mich das nicht ab, jene Formel aufzustellen. Zweifler kann ich nur ersuchen, sich literarisch zu orientiren; sie werden dann gar bald die Thatsache der Wahrträume zugeben, und in der Fülle des vorliegenden Materials werden sie auch leicht zwischen den Zeilen der Berichte den autosuggestiven Hebel erkennen, der solche Wahrträume hervorrief. Alsdann ist aber auch gegen die Anwendung der Fremdsuggestion in der Praxis des Fernsehens nichts mehr einzuwenden, die ich für den nach unseren derzeitigen Kenntnissen besten Hebel halte. Es fragt sich nur mehr, unter welchen Bedingungen wir das Experiment aussichtvoll anstellen können. Die Versuchsperson muß suggestibel sein. Das sind wir besonders in künstlichen Schlafzuständen, in der Narkose — was schon im 16. Jahrhundert der Neapolitaner Porta wußte*) — und in der Hypnose.

Gegen die Anwendung der Narkose sprechen die schwersten Bedenken. Aerzte werden zwar sagen, in ihren Händen sei der Versuch unbedenklich; aber ich weiß selbst einen Fall, in welchem ein Arzt die Suggestion in der Narkose beweisen wollte und seine Versuchsperson — wie diese mir selbst erzählte — in einen wahrhaft entsetzlichen Zustand brachte. Daß die Hypnose nicht von Jedermann angewendet werden kann, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Laien könnten sich der größten Verantwortung aussetzen; von j e d e m Experimentator aber, auch vom ärztlichen, gilt, daß es nicht auf medizinische Kenntnisse ankommt, sondern auf psychologische.

*) Porta: Magia naturalis. VIII. c. 2.

Hosted by Google

Wenn es sich aber gar um Erweckung von Ferngesichten durch Fremdsuggestion handelt, so wird auch ein Arzt scheitern, der nur über sein Bischen physiologischer Psychologie verfügt, und dem die transscendentale Psychologie ein unbekanntes Land ist.

Unter diesen Umständen bleibt als ganz ungefährlicher Versuch nur der übrig, den natürlichen Schlaf zu benützen, um die Fremdsuggestion anzubringen. Wenn wir einem natürlichen Schläfer leise die Hand aufs Haupt legen, und zu ihm sprechen, wird er in vielen Fällen erwachen; wenn aber nicht, so werden wir mit ihm in Rapport kommen und ihn der Suggestion zugänglich finden. In einem Bruchtheil der zuletzt bezeichneten Fälle aber, wenn der Schlaf tief genug ist, läßt sich erwarten, daß die Fremdsuggestion auch Ferngesichte erwecken kann.

Ich gestehe übrigens, daß ich das Experiment mit dem natürlichen Schläfer noch nicht angestellt habe. Es würde mir auch nicht helfen, wenn ich ein Dutzend erfolgreicher Experimente veröffentlichen würde. Zwar befasse ich mich schon seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren mit transscendentaler Physologie; aber nicht darauf kommt es in Deutschland an, sondern darauf, ob man Fachmann ist; als Fachmann aber gilt nur der, der seinem Titel gemäß von diesen Dingen etwas verstehen sollte, wenn er auch in der That gar nichts davon versteht.

Unter diesen Umständen ist es besser, wenn ich mich mit Aufstellung der bloßen Theorie begnüge, die experimentelle Bestätigung aber von den Fachleuten herkommen lasse. Nicht an mir liegt die Schuld, daß ich mich — um mitleidigem Lächeln zu entgehen — an einen ausländischen Gelehrten mit der Bitte wenden mußte, Experimente dieser Art anzustellen. Die Sache liegt bei ihm in sehr guten Händen, und so wäre es immerhin möglich, daß ich in dieser Zeitschrift später einmal das Thema wieder aufnehmen werde. Eine Wahrheit hat aber bekanntlich in Deutschland sehr gute Aussicht, anerkannt zu werden, wenn sie — aus dem Ausland importirt wird. Sollte das in diesem Fall eintreten, so würde ich mir sagen, daß wer als Redner nicht angehört wird, oft gut thut, Bauchredner zu werden.

München. Dr. Karl du Prel.

Hosted by Google

Rudyard Kipling.

Eine Reihe von Ahnenbildern — mit wachsbleichen, glatt rasirten Gesichtern und einem Zuge von Weltflucht, um die Oberlippe ein leises Zucken des Abscheus vor Welt und Leben — und am Ende der Reihe ein treuherzig gutmüthiges Gesicht, voll von Weltbehagen und Daseinsfreude, voll Humor und Lust und Kraft zum Genießen; ein völlig aus der Art geschlagener Enkel mit der Brille statt des Lorgnons, und mühsam seine Freude über das Dasein unterdrückend und dabei willensstark und keine Anstrengung scheuend; verschmitzt das Auge seitwärts ausbiegend — das ist ein treues Spiegelbild der heute gefeierten Inhaber des englischen Dichterberges, und des jüngsten, der sich zu ihnen gesellt hat, obgleich er weder in London geboren ist, noch dort sich erst kritische und dann poetische Sporen verdient hat, obwohl er nicht ein einziges Lehrgedicht geschrieben und keine neue Religion erfunden hat —: Das Bild Rudyards Kipling.

An der Kunstschule zu Lahore in Britisch Indien lehrte seit geraumer Zeit ein würdiger Direktor. Er war verehelicht und seine Gattin schenkte ihm zwei Tage vor dem Schlusse des Jahres 1865 zu Bombay einen Sohn, der schon in den ersten Lebensjahren eine merkwürdige Abneigung gegen Zucht und Regel zur Schau trug, der lieber den Erzählungen seiner indischen Aja lauschte, als etwas Nützliches that, und in dem Heimathlande der Phantastik seinen kleinen Kopf früh mit den abenteuerlichsten Eindrücken füllte, die seine lebhafte Einbildungskraft ins Ungemessene dehnte. Seine große Kurzsichtigkeit ließ ihm das bunte Treiben der verschiedensten Rassen und Trachten, das Großleben der Küste und das Kleinleben des indischen Harems, die üppige Vegetation und die monumentalen Reste der versunkenen indischen Welt noch ungeheuerlicher erscheinen, und die Brille, die diesem Leiden abhalf, eröffnete ihm eine neue Wunderwelt. Man muß sich diese frühen Eindrücke vergegenwärtigen, um verstehen zu können, *wie* der Knabe wurde und *was* er geworden ist. Daheim ein schlimmer Nichtsnutz, kam er nach Westward Ho, um dort seine Bildung zu empfangen. Aber mit fünfzehn Jahren war diese seiner Meinung nach genügend. Mehr als das

Hosted by Google

Lernen interessirte ihn die Schöpfung kleiner Augenblicksbilder, momentaner Skizzen, in denen er kleine Szenen, Erlebnisse, Naturbilder mit der Stimmung festhielt, die er dabei empfunden hatte. Unwiderstehlich zogs ihn zur Presse. Er wurde — Journalist. Mit sechzehn Jahren . . . Und nun begann ein buntes Leben für ihn, wie es nach seinem Herzen war. Zunächst Lokalberichterstatter, dann Kriegskorrespondent in mehreren jener kleinen Feldzüge der englischen Truppen nach den Grenzen des ungeheuren Reiches, die niemals enden. In seinem Romane „Ungetreues Licht" hat er später manche dieser Ergebnisse verwerthet und in dem Buche „Um den Preis des Lebens" seinen kriegerischen Kameraden Denkmale gesetzt. — Dann Militärbeamter. Indessen hatten seine lebhaften Schilderungen vom Kriegsschauplatze in Lahore durchgeschlagen. Er wurde zweiter Redakteur jenes Blattes, für das er sie geschrieben hatte, und von da stieg sein Ruhm in Britisch Indien unablässig. Weit bekannt wurde er durch seine übermüthigen, humorvollen und sarkastischen Gedichte im Volkston, in denen er viele Seiten des rastlosen Lebens der Europäer in Indien behandelte. Aus dem Tageblatt gingen sie in das Volksbewußtsein über, summten sich von Mund zu Mund und klangen hinaus in die Reisfelder unter die Eingeborenen. Im Jahre 1886 wars, wo er den ersten Band dieser Lieder sammelte, und als „Provinzielle Gesänge" (Departmental Ditties) in Kalkutta herausgab, wo sie 1891 die sechste Auflage erlebten. Aller abgelebten altenglischen Metrik zum Trotz hüpfen und tanzen diese Verslein mit ihren zahlreichen Verschleifungen, Alltagsausdrücken und Silbenverschluckungen und haften im Gedächtniß wie liebe alte Freunde. Ernst und Scherz, übermüthige Laune und melancholische Stimmung spiegeln sich in Klang und Versmaß und geben den Gedichten das charakteristisch Individuelle, das wir von modernem Dichtwerk zu verlangen uns gewöhnt haben.

1888 folgte Rudyard Kiplings erster Novellenband, die „Alltagsgeschichten aus den Bergen" (Plain Tales from the Hills), ebenfalls in Kalkutta, die 1890 auch in England bei Macmillan erschienen und hier Kiplings Namen zuerst bekannt machten. In ihnen entdeckte Altengland den Dichter, und in der That bedarf es hier noch einer Entdeckung. Die kleinen Skizzen mit ihren oft äußerlichen Spitzen sind das Werk eines Dichters, aber es sind Jugendskizzen. Ihnen fehlt die tiefe Fülle des Tonklanges und das ans Herz Greifende seiner späteren Arbeiten, und das „Amendement des kleinen Tod" ist nur deshalb so bekannt geworden, weil es die erste literarische Kindergeschichte in diesem Stil ist. Schön ist an all den kleinen Bildern ihre Einfachheit.

Sie alle beschäftigen sich mit Indien, dessen moderne Welt er England eben so erschlossen hat, wie die Sanstritforschung die alte. In allen

Hosted by Google

Schattirungen des indischen Lebens weiß er Bescheid, und der britische Soldat in Indien, der Anglo-Indier, der Eingeborene und das britische wie das heimische Kind interessiren ihn im gleichen Maße.

Es ist kaum etwas so bezeichnend für die literarische Kritik Englands wie die langsame Fortbildung ihrer Stellung zu Rudyard Kipling. Man spricht heute gern davon, daß ein Kritiker ein Schüler Lemaitres, ein anderer ein Schüler Bourgets sei — aber Kritik in diesem Sinne kann Niemand lernen. Vor Allem braucht er eine eigene Weltanschauung und einheitliche Ueberzeugungen, um Dichterwerke an diesen messen zu können. Solche Anschauungen aber fehlen Englands „Kritikern" von heute — William Archer feierlich ausgenommen. 1890 schrieb Andrew Lang über den Dichter Kipling:*) „Er hat Pferde gern und liebt das Angeln, aber Psychologie oder Paul Bourget liebt er nicht. In seinen politischen Anschauungen steht er noch auf der Stufe, wo England in seinen alten Tagen vor Gladstones Auftreten stand. Ich habe nie etwas davon gehört, daß er versucht habe, die christliche Religion zu überwinden und ein eigenes mäßig theures Gebräu dafür zu substituiren. Obgleich noch jung und schon beliebt, erscheint er unserer begabten und fortgeschrittenen Generation doch ein wenig als Verspäteter." Den Schwerpunkt seiner Begabung sieht Lang in etwas ganz Aeußerlichem: „Kipling besitzt die ungewöhnliche Kunst, eine kurze Geschichte zu erzählen. In seinem Haß gegen jedes Anhängsel und alles Ueberflüssige giebt er sie fast als nackte Anekdote." Aber sein Talent ist nach Langs Meinung auch hierfür begrenzt, ja sein Empfinden ist ihm nicht verfeinert genug, er ist ihm zu abgerissen, zu leicht einzunehmen für eine mundartliche Wendung, und seine kleinen Manirirtheiten fordern den Kritiker unwillkürlich heraus: „Ich glaube nicht," sagt Lang, daß Europa der Platz für ihn ist. Aber es giebt noch drei andere Welttheile, von denen ich mir wohl denken könnte, daß sein Genius in ihnen eine anregendere Luft und seiner Begabung entsprechende Stoffe finden könnte. Er ist ein exotischer Romantiker. Seine Muse braucht Sonne, Rossestampfen, Schwerterklirren, Geschirrgerassel, ungeheure Sandwüsten, dichte Urwälder, Flußspiegel, die in der Ferne schimmern, und fremde Göttertempel."

Satz für Satz, Wort für Wort mußte Kipling dieses Urtheil durch die That widerlegen, bis man an seine höhere Begabung geglaubt hat. Hatte er seine Befähigung auf einem neuen Felde bewiesen, so hielt ihm die Kritik wieder vor, daß er auf einem anderen nichts vermöge.

*) In einer biographischen Einleitung zu der amerikanischen Sammlung seiner Novellen The Courting of Dinah Shadd and other Stories. New-York. Harper and Brothers (N. 680 der Harper's Franklin Square Library).

Hosted by Google

Obgleich er mehrere Jahre lang in England erzogen war, in dem kleinen Badeort Westward Ho an der Tawmündung, der Heimath des Golfspieles, genannt nach Kingsleys berühmter Erzählung, ist Kipling doch, wie schon seine Frühreife zeigt, ein Kind der indischen Sonne. Unter ihr ist seine Heimath, und dem Gefühlsleben der englischen Gesellschaft steht er schon darum ferner. Die heiße Gluth des indischen Sommers gewährt dem Geschlechtsleben seiner Kinder weitere Grenzen als das nebelfeuchte Klima Englands. Andere Normen gelten dort für das sittliche Handeln auch der Eingewanderten, andere Anschauungen, andere Voraussetzungen. Was die gute Gesellschaft hier verschweigt, das sagt drüben die Ehrlichkeit frei heraus; der englische Kritiker aber sagt voll Abscheu, daß Kiplings weibliche Gestalten — Lawn Tennis spielen mit dem sechsten Gebote.

Aber gerade auf diesem Gebiete kann den alten Kulturvölkern Europas ein Ablenken von der eingeschlagenen Bahn, ein Umkehren zu größerer Natürlichkeit mitunter nicht schaden, die sich die gesunden Nordamerikanerinnen aus eigener Kraft erobert haben. Wie das Leben, knüpfen auch Kiplings kleine Geschichten die Liebe nicht immer an die kirchlich eingesegnete Ehe, suchen sie nicht immer nur in ihr. In England nennen das manche Kreise Gefühlsrohheit, aber Kipling konnte diesen Vorwurf nicht besser wiederlegen als durch die Novelle: „Ohne den Segen der Kirche" Without benefit of clergy, in seinem schönsten Novellenbande: „Um den Preis des Lebens." (Life's Handicap). Wer diese kleine Erzählung zu schreiben vermochte, mit ihrem Duft von Liebe, Glück, Leidenschaft und ihrem Schmerz am Ausgang, der ist für sein Leben gefeit gegen den Vorwurf der Gefühlsrohheit.

Im Sommer 1889 kam Kipling zum ersten Mal als berühmter Schriftsteller nach England, und zwar über Nordamerika. Bestürmt von ganzen Scharen drängender Verleger legte er seine amerikanischen Reiseeindrücke nieder in kleinen Skizzen, die nachher gesammelt als America-Notes*) erschienen. Sie sind leichte Waare, flüchtig im Eisenbahnwagen und während der Hotelrast geschrieben und ohne tiefere Kenntniß amerikanischen Lebens. Von New-York kam er nach London und war bald eingeführt in dessen literarische Zirkel. Er hatte mit seinen dreiundzwanzig Jahren die halbe Erde gesehen, und gründlich gesehen, aber er kannte London noch nicht. Er kam nach London und studirte es und bewies, daß Europa für seine Dichtung gerade so gut der Boden sei wie Indien. Er kam in Berührung mit den Geistes- und Geschmacksrichtungen Westeuropas und seiner Empfindungswelt, seiner Sehnsucht und

*) American Series 230. New-York. M. J. Ivers & Co.

Hosted by Google

seinen Wünschen, seiner Auffassung von Welt, Leben und Kunst, und er bewies sein Verständniß dafür in zwei Werken, einer kleinen Novelle aus dem Eastend von London und in seinem Künstlerromane „Ungetreues Licht." (The Light that failed.)

Badalia Herodsfoot*) ist ein armes Weib aus dem Ostend von London und wohnt in Gunnisonstreet Nummer 17. Nach zweijähriger Ehe verläßt sie ihr Gatte und „nimmt sich ein anderes Weib". Ihr Kind stirbt an der Bräune. Sie ist allein, bleibt ihm treu und schlägt sich durch. Ihre Offenheit zieht die Augen der Straßenmission auf sie; sie wird deren Gehilfin und erhält wöchentlich kleine Beträge zur Vertheilung an besonders Bedürftige. Sie führt gewissenhaft Rechnung und freut sich still ihres Daseins, weist alle Heirathsanträge ab, weil ihr Tom ja eines Tages wiederkommen werde und sie erschlagen würde, wenn er sie verehelicht fände. Und er kommt wieder, schwer betrunken, und fordert ihr Geld ab. Sie öffnet ihre Arme; er stößt sie zurück. Trotzdem giebt sie ihm, was sie hat. Aber er fordert mehr, er will ihr Missionsgeld. Sie verweigert es ihm. Auch dann noch, als er sie würgt und niederwirft, als er sie tritt, und sie halb entkleidet blutend auf den Boden stürzt. Sie liegt im Sterben. Da kommt sein zweites Weib und sieht, daß ihr Mann gemordet hat. Sie weiß, wer Badalia ist, zieht ihren Gatten fort von der Mordstätte, ruft den Straßenmissionar und verschwindet. Die Mission findet Badalia sterbend, und sie hält noch bis zum letzten Athemzuge Abrechnung über die ihr anvertraute Summe, obwohl ihre Gedanken verschwimmen und sie längst irre redet.

Diese Skizze aus dem Londoner Straßenleben ist zum größten Theil im Jargon des Eastend geschrieben, und dies erhöht ihre Wirklichkeitstreue außerordentlich.

Ebenfalls zum größten Theil in London spielt Kiplings bestes Buch, sein einziger Roman „Ungetreues Licht". Es ist ein Künstlerroman und er zeigt so recht, zu welcher Höhe sich der Dichter aufzuschwingen vermag, wenn er schildert, was er selbst erlebt hat. In ihm hat Kipling ein großes Stück seines eigenen Lebens niedergelegt, wenn der Held Dick Heldar gleich ein Maler ist. Durch seine Skizzen vom Kriegsschauplatze über Nacht berühmt geworden — gleich Kipling —, durch rasche weitere Erfolge ein wohlhabender Mann, kostet Heldar alle Phasen des Künstlerdaseins durch vom schaffensfrohen Jauchzen bis zur ohnmächtigen Verzweiflung, und die unerwiderte Liebe zu der Genossin seiner Kindheit Maisie wirft in sein Dasein bittere und süße Tropfen, bis ihn das tragische Schicksal ereilt, er erblindet,

*) Badalia Herodsfoots Wochenbericht. The Record of Badalia Herodsfoot, Detroit Free Press Christmas Number, 350 Strand London W. C. 1890.

Hosted by Google

es mit seiner Künstlerlaufbahn unwiderruflich vorüber ist, Maisie, die er halb gewonnen, ihm abtrünnig wird, und eine Kugel auf dem Kriegsschauplatze ihm den Tod bringt.

Dies ist der Inhalt der Gestalt, die Kipling dem Romane ursprünglich gegeben, und die er auch in den europäischen Ausgaben besitzt. Aber so ist er nicht zuerst veröffentlicht worden. Für eine enorme Summe verkaufte Kipling seine Dichtung an die sensationellste der amerikanisch-englischen Monatsschriften, an Lippincott's Monthly Magazine, und beging auf das Drängen des sentimentalen Herausgebers das Verbrechen an seiner eigenen Schöpfung, ihr einen anderen Schluß zu geben. Er ließ gegen die Anlage des Ganzen, gegen Maisies selbstsüchtigen Künstlerincharakter und gegen das künstlerische Ebenmaß des Romans — Maisie Dicks Weib werden. In einer Buchausgabe ist diese Verstümmelung nicht verewigt worden.

Noch einmal hat Kipling seitdem das Gebiet des Romans betreten, aber nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit einem Londoner Freunde, dessen Begabung freilich nicht an die seine heranreichte, Charles Wolcott Balestier, einem amerikanischen Belletristen, der seit 1889 als buchhändlerischer Vertreter einer großen amerikanischen Verlagsfirma in London lebte und dort mit Edmund Gosse, Henry James und Mrs. Humphrey Ward intim verkehrte. Mit ihm schrieb er den Roman The Naulahka, „Eine Geschichte aus Ost und West". Das Naulahka ist ein kostbares Halsband, das neun lahka Rupien werth ist und zu Rhatore in Ostindien in einem Tempel aufbewahrt wird. Ein unternehmender Amerikaner will es entführen und dadurch tritt es in den Mittelpunkt der Verwickelung. Der Roman spielt halb im fernen Westen der Vereinigten Staaten, in einem kleinen Landstädtchen Topaz, das gern eine Eisenbahn haben möchte und halb zu Rhatore in Radjputana am Hofe des Maharadjah in Ostindien. Der Westen ist Kiplings, der Osten Balestiers Werk. Das Kompagniegeschäft, das sicher nur zu Kiplings Schaden war, hat nicht lange gedauert. Balestier starb plötzlich, aber Kiplings Verhältniß zu dessen Familie war damit noch nicht zu Ende. Einen Monat später führte Kipling des Freundes Schwester Miß Caroline Starr Balestier in London heim, und mit dem anbrechenden Frühling 92 ist er mit seinem Weibe über den atlantischen Ozean gegangen, um nach dem sonnigen Osten zurückzukehren. Im Mai sind von ihm „Kasernenlieder" erschienen, Barrack room Ballads, die Altes und Neues zusammen bringen. Deutschland kennt Kipling nur als Novellisten. Seine Lieder sind auch fast unübersetzbar. England und die Vereinigten Staaten wie seine indische Heimath nennen ihn auch den „größten lebenden Liederdichter", und das Lied auf die weltumwehende englische Flagge gilt bei seinen Verehrern als das schönste Lied in englischer Sprache.

Im Mai war Kipling in New-York, dann ging er westwärts über

Hosted by Google

den stillen Ozean nach Yokohama und Tokio in Japan, wo er mehrere Monate weilte. In der Times, im New-York Sun, im Melbourne Argus und im Lahore Journal —: in vier Erdtheilen erschienen seine Reiseberichte, — augenblicklich die höchsthonorirten journalistischen Arbeiten der Welt. Als ihm im Winter 91/92 der Melbourne Argus für jeden Artikel von zwei Spalten 10000 M., d. h. für die Zeile 20 M. bot, lehnte er das Anerbieten ab. Man kann wohl sagen: alle jene Feuilletons haben ihre besondere Bedeutung. Das individuelle Erlebniß bekommt durch seine Dichterphantasie einen bleibenden Werth, und doch ist es schade, daß er seine Eindrücke als Einzeleindrücke verschleudert.

Rudyard Kipling war selbst für die Verhältnisse des indischen Großhandels ein reicher Mann geworden, da verlor er im September 92 durch den Zusammenbruch der New-Oriental-Bank einen ziemlichen Theil seines Vermögens, das ihm seine Feder in zehn Jahren eingebracht hatte. Auf den heiteren Brief, den er auf jene Kunde hin der Direktion der Bank schrieb, hatte er mit eigener Hand ein Grabmal mit der Unterschrift gezeichnet: „Hier ruhen die Ueberreste der „Neuen Orient-Bank-Gesellschaft" harrend einer glanzreichen — Liquidation". Seitdem lebt er mit seinem Weibe in New-York, und ist eben mit einem neuen Novellenband beschäftigt.

In den Ländern britischer Zunge gilt Kipling heute für den ersten der lebenden Dichter, aber der Dichter der Familie ist er nicht und kann er auch noch nicht gleich werden; dazu steht er in seinen Anschauungen dem seichten Durchschnitt allzu fern. Er ist populär und in den literarischen Kreisen populärer als irgend ein anderer Dichter im letzten halben Jahrhundert, aber die gute Gesellschaft, wie die fromme und die sittenstrenge, die Familie und der afternoon tea sträubten sich gegen seine Dichtungen. Dort gilt er als coarse, als immoral, hat cynical views of life und seine Gestalten sind zu wenig gentlemanlike, und haben allzu geringe Kenntniß der Bibel und Platos. Die Kritik der größeren Reviews aber beginnt, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vor anderthalb Jahren sagte Edmund Gosse, viele rühmten sich, Kipling „entdeckt" zu haben; sie glichen denen, die stolz seien, einen Kometen erblickt zu haben, der in einer Sommernacht am Himmel erglänze. Wenn er ihn mit Pierre Loti vergleicht, thut er Kipling Unrecht. Aber auch er beginnt, ihn als den erlösenden Dichter zu betrachten. Er ist sich recht wohl bewußt, daß die gesammte Phantasie des englischen Stammes verweibischt ist. Dem gegenüber ist ihm Kipling ein hervorragend männlicher Charakter, dessen Bedeutung für unsere Zeit dadurch noch wächst, daß seine Einbildungskraft sich strikt gebunden hält an die Gesetze der Wirklichkeit.

Glasgow. Alexander Tille.

Hosted by Google

Die argentinischen Eisenbahnen.

In einem früheren Aufsatze dieser Zeitschrift habe ich zu beweisen versucht, daß die Zukunft der Argentina eine sehr hoffnungvolle ist und die Gläubiger jenes Freistaates nicht zu verzweifeln brauchen. In diesem Aufsatze will ich zeigen, wie das europäische Geld, die Ersparnisse kleiner Leute in England, Deutschland und Frankreich vergeudet und in welche Taschen es geflossen ist. Wir wollen hier nur die Verwaltung der Eisenbahnen betrachten, da in diesen Bahnen der größte Theil des deutschen und englischen Kapitals angelegt worden ist. Der Leser wird am Schlusse vor der schwierigen Frage stehen: haben die Gläubiger Argentiniens, speziell die Besitzer argentinischer Eisenbahnaktien, ein Recht, über Regirung und Volk jenes Landes zu klagen, oder sind die Argentiner berechtigt, die Fremden, speziell die Agenten und Vertreter von Emissionshäusern, Eisenbahnunternehmern 2c. für die schamlose Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit in der Finanzwirthschaft, für die Bestechung der regirenden Kreise des Landes und für die ungesetzlichen finanziellen Opfer, die das Land gebracht hat und noch bringen muß, verantwortlich zu machen?

In Summa besaß Argentinien Mitte 1892 28 im Betriebe befindliche Eisenbahnen, deren Geleise eine Länge von 12281½ km haben. Davon gehören 1017 km der Nation, d. h. der Regirung (gleich Central-Regirung in Buenos-Ayres), bei 4015,9 km ist die Zinszahlung von der Nation garantirt, 5771,6 km gehören Privaten und 1477 den Provinzen, d. h. deren respektiven Regirungen. Noch sind 23 Bahnen (11260 km) konzessionirt oder im Bau. Der Baupreis dieser Bahnen schwankt zwischen 18500 und 37000 Pes. Gold pro Kilometer und die Nation hat die Zinsgarantie für diese Bausumme mit 5,6 und 7 pCt. übernommen. Zum Glücke für das von 1880—90 erbärmlich regirte Land wird der größte Theil der Bahnen nur Projekt bleiben, da in Europa hoffentlich kein Geld dafür aufzutreiben sein wird. Von Bahnen, für welche die Regirung keine Zinsgarantie übernommen hat, sind 5175,7 km konzessionirt, in Vermessung oder Bau.

Mit einer höchst lobenswerthen Offenheit spricht der Minister des Innern, Herr Dr. Zapata, sich über die Lage der Eisenbahnen und ihre bisherige Verwaltung aus. Er schreibt an den Kongreß: Unsere Eisenbahnen sind nach dem Zufalle, ohne irgend einen Plan erbaut, ohne genau die Gesammtinteressen des Landes zu Rathe zu ziehen. Einige Bahnen sind direkt von der Regirung und andere von Privaten erbaut, von ersteren hat die Regirung einige selbst ausgeführt, den Bau anderer Privatunternehmern übertragen. Andererseits sind Privatlinien vom Staate subventionirt worden. Konzessionen sind ertheilt, wobei die eine Linie die andere schädigte oder überflüssig machte, oder durch benachbarte Wasserstraßen von Anfang an lahm gelegt war. Die Baukosten der Bahnen betrugen 18000 bis 37000 Pes. Gold, bei einer Bahn sogar 10000 £ pro Kilometer und zwar lagen diese theuersten Bauten in ebenem Terrain, welches keinerlei

Hosted by Google

Hindernisse bot. Der schwierige Bau der Bahn nach dem Stillen Ozeane erfordert dagegen nur 19500 Pes. Gold pro Kilometer. Eben so unordentlich und anarchisch wie bei der Konzessionsertheilung und dem Bau der Bahnen vorgegangen wurde, ging es nun auch bei der Verwaltung zu. Der Kongreß von 1891 erließ endlich einige Gesetze (besonders das vom 20. Oktober), die ein Einschreiten der Centralregirung ermöglichten, und nun stellte sich Folgendes heraus:

Die garantirten Bahnen waren nach ihren Konzession-Kontrakten verpflichtet, für genügendes rollendes Material zu sorgen. Viele Bahnen erfüllten diese Verpflichtung nicht und so sind große Massen von landwirthschaftlichen Produkten auf Bahnen liegen geblieben und verdorben, für welche die Nation trotzdem die Zinsen zahlen muß. Die von der Nation garantirten Eisenbahnen konnten die zum Bau und Betriebe erforderlichen Materialien zollfrei einführen. Statt dies zu thun, das auf Staatskredit beschaffte Grundkapital gleich in zweiter Linie hierfür zu verwenden, mietheten und pachteten einige Bahnen das Material von Privatbahnen und stellten die so verausgabten Summen der Regirung als Betriebskapital mit in Rechnung. Die Einnahmen der Bahnen sollten zuerst zur Deckung der Betriebskosten und dann zur Verzinsung des Anlagekapitals dienen. Die Regirung hatte sich nur verpflichtet, die etwa fehlenden Summen (zur Verzinsung) zuzulegen. Die Eisenbahnen haben es aber verstanden, der Nation die ganzen Zinszahlungen aufzubürden, während der Ertrag des Betriebes für fette Dividenden und enorme Beamtengehälter draufging.

Das Gesetz vom Jahre 1872 und die späteren Regirungerlasse und die danach abgeschlossenen Eisenbahnverträge bestimmen, daß die Hälfte der Bruttoeinnahmen der Nation gebühre und daß die Verwaltungskosten von den Bahnen allein getragen werden müssen. Der Ueberschuß der Bruttoeinnahmen über die in den Kontrakten festgesetzten Betriebskosten sollte eine Einnahmequelle der Centralregirung bilden. Trotzdem hat die Nation vom ersten Augenblicke an bei allen Bahnen die Zinsen vollständig und allein bezahlen müssen, wie groß die Einnahmen auch bei den verschiedenen Bahnen waren. Die Bahnverwaltungen haben keine Rechnung über ihre Bruttoeinnahmen abgelegt, haben auch die von der Nation erhaltenen Vorschüsse (zum Betriebe) nicht zurückgezahlt, obgleich die Einnahmen einiger Linien bedeutend höher als die Zinsen waren und hohe Dividenden vertheilt wurden. Die Regirung erließ auch vielen Bahnen die Rückzahlung der erhaltenen Vorschüsse unter der Bedingung, sie zur Anschaffung von Materialien oder zur Verbesserung der Linien zu benutzen, obgleich die Verwaltungen hierzu durch Gesetz und Kontrakt auf eigene Kosten verpflichtet waren.

Die Regirung ließ zu Anfang 1892 in London durch ihren Vertreter, Hrn. Dr. Victorino de la Plaza, erklären, daß sie den Besitzern der Eisenbahnaktien die Zinsen nicht mehr zahlen werde, da es sich nicht um eine direkt von der Regirung aufgenommene Anleihe handele. Hiergegen protestirten die Interessenten lebhaft und die europäische Presse erklärte mit komischer Entrüstung: dann sei der Kredit Argentiniens im Auslande ganz verloren. Der bedauernswerthe Minister Dr. Zapata bemerkt hierzu in seinem Bericht so gemäßigt wie richtig: „Es war dies nur ein Vorurtheil; zahlen, was wir nicht schulden, ohne die Mittel dazu zu besitzen und deshalb neue Schulden machen, hieß nicht den

Hosted by Google

Kredit des Landes retten, sondern ihn für immer zu Grunde richten.“ „Unsere Finanzverwaltung ist derartig, daß die Regirung weder weiß, was man ihr schuldet, noch die Summen einzieht, die ihr zukommen.“

Die Nation zahlte an Zinsgarantien im Jahre 1891 = 4 635 562 Pes. Gold, im Jahre 1892 (nach Eröffnung neuer Linien) waren 5 632 037 Pes. zu zahlen. Im Jahre 1891 ging die Regirung endlich energisch vor, forderte Erfüllung der gesetzlichen und kontraktlichen Pflichten, Rückzahlung der erhaltenen Gelder. Die Ueberschüsse der Eisenbahnen über die garantirten (von der Nation bezahlten) Zinsen betrugen bereits am 30. Juni 1891 über 10½ Mill. Pes. Papier. In Summa sind bis 31. Dezember 1891 an Zinsen 14 990 898 Pes. Gold gezahlt worden. Diese Summen sollen die Bahnen jetzt an die Regirung zurückzahlen.

Nun erhob sich ein Sturm der Interessenten in der Presse. Hätten die Regirungen von Roca und Juarez nur annähernd ihre Schuldigkeit gethan, so wäre der Argentina und der heutigen Regirung die schwierige Lage erspart geblieben. Aber 1888 hatte die Regirung ein Dekret erlassen, das — unter dem Vorwande, die Abrechnungen zu erleichtern und mit der Bestimmung, die Differenzen später einzuziehen — die volle Zinszahlung durch die Regirung gestattete. Eine Aufhebung dieses Dekretes, das zum Gesetze erhoben war, war eine der ersten Handlungen der Regirung Pellegrinis.

Die von der Nation garantirten Eisenbahnen hatten 1891 eine Bruttoeinnahme von 8 725 317 Pes. Papier. Davon hätten nach Gesetz und Kontrakt 50 Prozent = 4 362 658½ Pes. an die Staatskasse abgeführt werden müssen. Die Zinsen beliefen sich im selben Jahre auf 4 635 572 Pes. Gold, so daß — wenn die Eisenbahnverwaltungen ihren Verpflichtungen nachgekommen und der Unterschied zwischen dem Werthe der Gold- und Papierpeso nicht so enorm gewesen wäre — die Staatskasse nur mit einer geringen Summe belastet gewesen wäre. Diese Differenz zwischen Metall- und Papiergeld trägt nun die Regirung allein.

Als unparteiisches Urtheil über den Streit zwischen dem sonnenklaren Rechte der Regirung und den Ansprüchen der Eisenbahnen und ihrer Aktionäre führt der Minister einen Auszug aus einem Artikel des „Standard“ vom 26. August 1891 an. Es wird darin gesagt, daß die bisher von der Regirung gezahlten Zinsen bereits 25 pCt. der Baukosten der betreffenden Linien (die auf 12 800 000 £ geschätzt werden) betragen, und der Ausspruch eines Direktors der Großen Argentinischen Centralbahn (F. Centr. Argent.) citirt, wonach die hohen Frachtsätze den Ochsenkarren gestatten, den Eisenbahnen Konkurrenz zu machen, und deshalb in der öffentlichen Meinung als nutzbringende Elemente für den öffentlichen Fortschritt sehr verloren hätten. Der Artikel des „Standard“ schließt mit den Worten: „Es ist schwer zu verstehen, weshalb die Gesellschaften, die im Besitze dieser gut rentirenden Linien sind, nicht bezahlen, was sie schuldig sind, oder weshalb die Regirung sie nicht zwingt, es zu thun.“ Dieser Ausspruch zeigt, daß der Autor doch noch nicht ganz über hispano-amerikanische Verhältnisse informirt ist. Wohl 90 pCt. aller „Gebildeten“ und die große Mehrzahl der Fremden halten es nämlich für erlaubt, ja für klug und lobenswerth, auf Kosten des Staates zu leben, die Staatskasse zu schädigen, ihr persönliches Wohlleben über die vitalsten Interessen der Gesammtheit zu stellen. An dem Raube der Zinsgarantie partizipiren Hunderte von Beamten der Bahnen und Tausende von Aktionären.

Hosted by Google

Ein Vergleich mit den reinen Privatbahnen, bei denen die Regirung keine Zinsgarantie übernommen hat, zeigt, wie groß der Unterschied in den Verwaltungskosten ist. Die Leiter der genannten Bahnen sind in erster Linie bestrebt gewesen, die Erträge in Form von „Gehältern" unter sich und ihre Freunde zu vertheilen. Viele arbeiteten mit großen Verlusten, brachten nicht die Betriebskosten, trotzdem strichen die faullenzenden Oberbeamten enorme Gehälter ein. Deshalb bringen nur wenige der Bahnen einen geringen Ueberschuß (über Betriebs- und Verwaltungskosten), während der Ertrag bei fast allen Privatbahnen groß ist. So bringt die Bahn Buenos-Ayres-Rosario 44 pCt., die Südbahn über 50 pCt. Ueberschuß. Das Skandalöseste ist, daß ein großer Theil der Verwaltungskosten in Gehältern für Direktoren besteht, die in Europa (London) leben. So geben die große Argent. Westbahn (Gran Oeste Argent) und die Buenos-Ayres-Pacificbahn 4,7 pCt. ihrer Bruttoeinnahme für das Direktorium in London und nur 1,2 pCt. für das in Argentinien aus. Bei der Central-Cordobabahn ist das Verhältniß 3,6 pCt. zu 0,7 pCt. Und wohl 90 pCt. aller Beamten, bis zum Lokomotivführer incl. herab, sind Engländer, Deutsche und Italiener, nur wenige Schweizer und Franzosen.

Die Gehälter, welche die höheren Beamten beziehen, sind enorm. Der Administrator der Andesbahn erhält 600, der der Argentinischen Nordbahn 800, der der Bahn von Cristóbal nach Tucuman 1000, derjenige der Argentinischen Ostbahn 1146, der bei der Bahn Buenos-Ayres-Pacific 2940, und bei der Central-Cordobabahn 3750 Pes. Pacht pro Monat. In den letzten vier Jahren stellte die Buenos-Ayres-Pacific-Bahn die Summe von 612 505 Pes. für Miethe oder Pachtzins für rollendes Material in Rechnung und die große Westbahn für den selben Zweck, Ueberweisung von Fonds nach London (sic!) und Zinsen für Kapitalien zur Beschaffung von Material sogar 1 131 816 Pes.

Als die Regirung endlich im Jahre 1892 energisch Rechnunglegung von den verschiedenen Bahnen forderte, erhielt sie Erklärungen und Entschuldigungen, die so widerwärtig wie unglaublich sind. So erklärte z. B. die Große Argentinische Westbahn, daß die Ueberschüsse zur Bildung eines Reservefonds zur Ausbesserung des schadhaften Materials benutzt worden seien. Hier sei konstatirt, daß weder das Konzessionsgesetz, noch der Kontrakt, noch irgend welche Bestimmung ein derartiges Vorgehen autorisirten. Auch direkter Betrug kam an den Tag. So führte die Verwaltung der Bahn Buenos Ayres-Pacific zollfrei Materialien für Bau und Betrieb ein. Das Gesetz gestattete dies, setzte aber ausdrücklich fest, daß derartige Materialien nur für die einführende garantirte Bahn selbst benutzt werden dürfen. Nun aber wurde der größte Theil dieser Materialien an eine benachbarte Privatbahn *verkauft*. Der Administrator jener Bahn war zugleich der der Buenos Ayres-Pacificbahn. Und bald darauf miethete diese von jener das rollende Material und setzte den Miethpreis bei endlich vorgelegter Abrechnung pro 1891 der Regirung auf Rechnung! — Diese Proben dürften genügen, um die raffinirte Art zu zeigen, wie die Regirung betrogen wird und zwar meist durch — Ausländer.

Sehr richtig bemerkt der Minister, daß die Abstellung derartiger Mißbräuche nicht das Werk eines Tages sein kann. Und mit patriotischem Schmerze konstatirt er, daß, während die ganze Nation eine furchtbare Krisis durchmacht, Jedermann sich Entbehrungen auferlegen muß und die Regirung bestrebt ist, zu sparen wo und wie sie kann, — die garantirten Bahnen fortfahren, ihren Beamten auch

Hosted by Google

im Jahre 1892 enorme Gehälter und ihren Aktionären hohe Dividenden zu zahlen. Und die Regirung hat — um den Kredit und das Ansehen Argentiniens im Auslande nicht noch mehr zu schädigen — auch im Jahre 1892 die vollen Zinsen gezahlt, allerdings unter Protest und Wahrung aller Ansprüche an die Bahnen.

Die Regirung hat die nothwendigen Maßregeln zur Durchführung des Gesetzes vom 20. Oktober 1891 getroffen und der General-Direktion der Eisenbahnen die Ueberwachung der technischen und administrativen Leitung und Verwaltung aller der Bahnen übertragen, die nicht auf eine Provinz beschränkt sind und von deren Regirung erbaut oder mit Privilegien versehen sind. Natürlich wurden und werden der General-Direktion von den Leitern der verschiedenen Bahnen, mit Berufung auf frühere Gesetze und Dekrete der Regirungen der verschiedenen Provinzen, Schwierigkeiten aller Art bereitet. Es wurden Kompetenzkonflikte geschaffen und der Schutz der Gerichte angerufen. So versuchen die Leute, welche die Nation seit 3—6 Jahren schwer geschädigt, ja bestohlen haben, ihre schmachvollen „Einnahmen" noch weiter zu erhalten.

Aber auch beim Bau und der Verwaltung ihrer eigenen Bahnen wurde die Nation betrogen und die Regirungen von Roca und Juarez haben diese schmachvolle Wirthschaft geduldet. Die Bahnen, welche die Regirung durch die Herren Lucas Gonzalez und Comp. erbauen ließ (besonders die Verlängerung der Nordbahn nach Bolivia zu) haben der Nation bisher nur Verluste, keine Einnahmen gebracht, und die Baukosten sind so hoch wie bei keiner anderen Bahn. Als die Regirung selbst baute, kostete der Kilometer der genannten Bahn (Strecke Tucuman-Chilcas) 35,643 Pes. Gold. Der genannte Unternehmer forderte und erhielt für die Fortsetzung Chilcas-Jujuy und einige Zweiglinien pro km 68,645 Pes. Gold, wobei Expropriationskosten und rollendes Material nicht einbegriffen waren. Und als die Regirung 1891 endlich einschritt, zeigte es sich, daß Lucas Gonzalez und Comp. so schlecht gebaut hatten, daß ein Neubau an vielen Stellen nothwendig war. Die Verwaltung der Strecke Chumbicha—Catamarca auf der selben Bahn (E. C. Centr. Norte) hatte pro Monat 11,995 Pes. gekostet. Als die Regirung einschritt, die alten Beamten entließ und zum Theil vor die Gerichte stellte, erforderte die Verwaltung mit neuem Personal nur 4,714 Pes. pro Monat.

Geradezu empörend ist es, daß die Regirung des Juarez noch Konzessionen für neue, garantirte Linien von einer Totallänge von 9802 km ausgegeben hatte. Die neue Regirung hat diese Konzessionen, die der Nation eine jährliche Zinsgarantie von über $30^{3}/_{4}$ Mill. Pes. aufgebürdet haben würden, sofort zurückgezogen. Nur drei Verträge aus den Jahren 1889 und 1890, durch welche die Regirung weder Subvention noch Garantie übernahm, sind von der Regirung Pellegrinis im Jahre 1891 genehmigt worden.

Weshalb macht nun die heutige, ehrenhafte Regirung diesen schmachvollen Zuständen nicht mit viel größerer Energie ein Ende? Nur zwei Hauptgründe will ich hier für das Verhalten der neuen Regirung anzuführen. Der erste ist: die Träger der bisherigen Korruption, die Anhänger des Generals Jul. Roca, sind noch zu zahlreich und mächtig und die heutige Regirung ist sogar auf die Mithilfe dieser Menschen bei ihrer Reformarbeit angewiesen. Der zweite ist: die Regirung fürchtet einen Konflikt mit dem Auslande, ja selbst einen energischen Protest Englands, oder heftige und anhaltende Angriffe in der europäischen Presse. Die Hispano-Amerikaner sind in

Hosted by Google

dieser Beziehung wahre Kinder, und internationale Gauner haben diesen Defekt von jeher mit Erfolg ausgebeutet. Nichts ärgert und schmerzt sie so, als wenn in einer ausländischen Zeitung ihr Vaterland angegriffen, ja Personen und Dinge nur wahrheitgetreu und rücksichtlos geschildert werden. Und damit nicht weiter „schlecht vom Lande gesprochen" werde, sind die Leute gern zu Opfern an ihre fremden Ausbeuter und die europäische Presse bereit. Wenn die heutige Regierung Argentiniens so thöricht, ja gewissenlos ist, in der bisherigen Weise die ganzen Zinsen weiter für die garantirten Bahnen zu zahlen, wird sie von der englischen Presse belobt, im anderen Falle aber heftig angegriffen werden. Und unsere deutsche Presse wird voraussichtlich — mit wenigen Ausnahmen — diesem Beispiele folgen. Die Zinsen müssen natürlich gezahlt werden, aber wenn die Bahnen ihre gesetzlichen Pflichten nicht erfüllen, kann und muß die Regirung sie eben in eigene Verwaltung nehmen und die bisherigen Leiter vor die Gerichte stellen. Es muß sich nun bald zeigen, ob die heutige Regirung die Kraft und das Talent besitzt, um — unter Respektirung der gerechten Ansprüche der auswärtigen Gläubiger — Ordnung zu schaffen, den Augiasstall der bisherigen Finanzverwaltung, der Eisenbahnen, Banken 2c. zum Nutzen der Nation zu reinigen. Daß sie hierbei auf die Mithilfe der Presse und der enormen Majorität der Bevölkerung zählen kann, ist ganz unzweifelhaft.

Die mehr summarischen Angaben des Ministers sind schon im Jahre 1891, bei Berathung des Gesetzes, das am 20. Oktober 1891 publizirt wurde, durch zahlreiche, geradezu erschütternde, Einzelheiten belegt worden. Aber die europäische Presse schwieg Alles tot. Die deutsche Presse, die — mit Ausnahme der „Köln. Ztg." — fast gar keine Originalnachrichten aus dem spanischen Amerika erhält, auch die großen Zeitungen Süd-Amerikas nicht liest, lebt von der englischen und französischen Presse und den Depeschen-Bureaux. Dadurch erhält der deutsche Zeitungleser ein vollständig falsches Bild von der Sachlage.

In der Sitzung der Deputirtenkammer vom 13. Juli 1891 stellte ein Deputirter den Antrag auf Erlaß eines Gesetzes zur wirksamen und energischen Beaufsichtigung der garantirten Bahnen. Er begründete diesen Antrag in längerer Rede und sagte zum Schlusse: Wir müssen befürchten, daß das Volk sich erhebt, die Thüren des Kongresses einschlägt und fordert, daß wir diese Eisenbahnen zerstören, da sie unter den heutigen Bedingungen und bei ihrer Verwaltung nur schädlich für den Nationalwohlstand sind. In der Sitzung vom 11. September stellte der Deputirte Magnasco fest, daß das Direktorium der Argentinischen Ostbahn in London fast so viel wie die ganze Verwaltung der Linie kostet. Der Administrator erhält 840 Pes. Gold, der Sekretär 105, der Zahlmeister 260 Pes. Gold pro Monat. Alle diese Herren sind Engländer. Aber das Kassenpersonal, das aus 3 Beamten besteht, erhält zusammen 36 Pes. Gold. Es sind dies auch nur drei Argentiner, die die wirkliche Arbeit erledigen. Der Mag zinchef (Engländer) erhält 505 Pes. Gold, aber sein Gehilfe, der die Hauptarbeit besorgt, bekommt 20 Pes. Er ist Argentiner. Der Inspektor der Linie (Argentiner) erhält 25 Pes, der Zeichner (Argentiner) 25 Pes., aber das Direktorium in London (natürlich lauter Engländer) 2307 Pes. Gold pro Monat. Sehr richtig bemerkt der wackere Deputirte hierzu: „Offen gesagt, ich verstehe es nicht, wie den Leuten, die derartige Budgets der Regirung vorlegten, nicht die Schamröthe in das Gesicht steigt. Nirgends in der Welt paradirt man so offen mit der unverschämten Dreistigkeit."

Dr. H. Polakowsky.

Hosted by Google

Die Bohême.

Wenn Herr Guizot mit dem Regenschirm des Louis Philippe plötzlich in einer liberalen Bezirksversammlung erschiene, das Staunen könnte nicht größer sein als das Wundern der glatten und platten Neuberliner über die sonderbaren Gestalten, die zu kurzer Rast neulich im Lessing-Theater eingekehrt waren. Mit dem ergebenen Diener der Bourgeoisie vor 1840, den Heine gar nicht übel den Herzog Alba des Bürgerkönigthumes nannte, würde die Bourgeoisie von 1890 leichter sogar sich verständigen können als mit den kecken Buben und den munteren Mädchen, die um den stockernsthaften und steifbeinigen Doktrinarismus der Guizot-Zeit ihren lärmenden Cancan tanzten. Ach, das Gold ist schon längst keine Chimäre mehr; die Liebe hat heute ihren Preis wie ein neues Kleid oder ein Mandat zur Volksvertretung; nur in den Luruskabinets der Moderestaurants, bei üppiger Kost und feinen Weinen, heuchelt die goldene Jugend noch einige hektische Lustigkeit; und die kleinen Mädchen, die einem frischen Jungen einst nichts zu versagen hatten, die nehmen das parodistische Wort jetzt ganz ernst, das Paul Bourget in seine Physiologie de l'amour moderne eingetragen hat: Tout est pour le vieux dans le meilleur des demi-mondes.

Die Bourgeoisie ist schnell gealtert und sie hat das Lachen schon längst verlernt. Damals, in der Zeit, die von den parlamentarischen Zänkereien der Guizot und Thiers sich nach dem brausenden Sturm des korsischen Weltungewitters zurücksehnte, damals hatte das junge Bürgerthum mit seinem Lieblingspoeten Béranger gelacht und die lustige Lisette, die, wie im Couplet der Refrain, nach jeder Treulosigkeit zum nachsichtigen Gefährten wiederkam, hatte sich so fest in die Gunst genistet, daß sie in jeder Gestalt, auch in der frechsten, willkommen war. Alfred de Musset schuf nach ihrem Ebenbilde die allerliebste Heldin seiner Novelle Frédéric et Bernerette, und obwohl das melancholische Kind des Jahrhunderts schon früh den Glauben an die berühmte Selbstlosigkeit der Grisette verloren hatte, folgte er, gar nicht erröthend zwar, doch immer wieder den Spuren dieser naiv leichtfertigen Geschöpfe, bis er endlich Mimi Pinson fand, la blonde que l'on connaît, qui n'a qu'une robe au monde et qu'un bonnet. Damit war in der wechselvollen Geschichte der gallischen Galanterie eine neue Etappe erreicht: Manon Lescaut, die sittlich farbenblinde Phryne des Abbé Prévost, hatte sich in ein lustiges und kluges Dirnchen mit begehrlichem

Hosted by Google

Herzen verwandelt und der arme Chevalier Desgrieux, der mit dem Degen einst seinem schlimmen Liebchen ein fernes Grab geschaufelt hatte, wurde zum flotten Studenten und zum schmucken Sohn aus der großen oder der kleinen Bürgerlichkeit, der den lieben Gott einen guten Mann sein ließ, alle moralischen Lehren in den Wind schlug und lustig auf Pump lebte und liebte, bis die Stunde der Korrektheit einst schlug.

Damals entstand der literarische Begriff der Bohême und geschickte Kunsthandwerker wie Henri Murger, Champfleury und später Paul de Kock waren bemüht, mit den Brocken, die von den Tischen der großen poetischen Herren gefallen waren, für den Appetit der Massen noch eine leckere Mahlzeit herzurichten. Henri Murger war, als ein früher Maupassant in billiger Volksausgabe, so recht der Mann der raschen und breiten Erfolge: ein starkes und doch angenehmes Talent ohne Galle und allzu lastende Gedankenbeschwerde, das die Dinge leicht nahm und seinen nett angezogenen Menschen gern gefällige Friseurdienste leistete. Auch er wurde, wie Octave Feuillet, ein Musset der Familien, und wenn der sentimentale Vater des armen Edelmannes in den Kreisen der Legitimität seine Bewunderer fand, bei den ganz alten und den ganz jungen Damen namentlich, die er so diskret zu kitzeln verstand, so gewann der Verfasser der vie de Bohême bei den Studenten und ihren wilden Gesponsen, die er gar schmeichelhaft zu portraitiren wußte, sich hohe Gunst, und auch bei den épiciers, die sich auf seinen lustigen Bummelfahrten höchst genial, ganz wie ruchlose Schwerenöther, vorkamen. Heute, nachdem die Hetärenwirthschaft des zweiten Kaiserreiches uns abgestumpft hat, scheint uns das Leben in diesem Zigeunerlande ganz außerordentlich harmlos: junges Volk liebt und paart sich, dazwischen wird philosophirt und gepfändet und schließlich geht es ans Scheiden und Meiden, weil der Knabe sich nun rangiren und nach Höherem streben, und weil das Mädchen eine einträglichere Laufbahn suchen und für die Zeit der schwindenden Reize sich eine auskömmliche Rente sichern will. In Frankreich selbst, das die Romantik und den Staatsstreich, den glänzenden Beginn und den kläglichen Zusammenbruch des Talmi-Napoleonismus erlebt und nach Lisette, Mimi und Musette die stolzeren Schönen Marion Delorme und Marguerite Gautier gesehen hatte, stand schon die nächste Generation dem Zigeunerthum fremd gegenüber und erkannte des eigenen Lasters Bild erst wieder, als Zola seine strotzende Nana schuf.

Aus den lockeren Erzählungen Murgers hat vor bald fünfzig Jahren der erfahrene Theaterpraktiker Théodore Barrière eine Art von Melodrama gemacht, das Herr Paul Lindau nun flüchtig und ungeschickt übersetzt hat. Es gehört zu den Geheimnissen des Geschäftsbetriebes bei diesem rührigen Herrn, daß er den Verfasser des Stückes, Barrière, dem Murger nicht

Hosted by Google

einmal als Compagnon zur Seite stand, einfach verschwieg und so den Glauben erweckte, er habe das Buch mit dem berühmten Titel und dem kaum noch bekannten Inhalt selbständig dramatisirt. Außer der plumpen Versittlichung eines Aktschlusses aber gehört Herrn Lindau nur die etwas rüde Sprache, die den liebenswürdigen und witzigen Dialog Barrières ersetzen soll, und man könnte über dieses wundersame Beispiel literarischer Ehrlichkeit allerlei ernste und spaßhafte Betrachtungen anstellen, wenn der Uebersetzer und die Uebersetzung nicht bereits zu den Toten bestattet wären.

Für die harmlose Bohême aus den Kindertagen der Bourgeoisie ist bei dem Publikum der Prunktheater im neuen Berlin kein Verständniß mehr zu finden, denn da sitzen nur brave Knaben, für die das Vergnügen erst bei seidenen Unterröcken anfängt und die verächtlich die Nase rümpfen, wenn sie sehen, wie ärmlich die tolle Jugend Murgers sich amusirt. Und neben diesen Prachtbengeln, die auf dem Galanteriemarkte wenigstens baar bezahlen, was sie verzehren, und die von ihren Musetten daher auch höchstens des Vergnügens halber, mit einem spaßhaften und zärtlichen Coulissenhelden, betrogen werden, sitzen geputzte Damen, die aus den Leihbibliotheken die Biterolf-Literatur von der Art des Herrn Tovote beziehen oder, wenn sie besonders hochgebildet sind, an den wollüstigen Trauerfeierlichkeiten des um die verlorene Kraft jammernden Priapisten Bourget sich in heimlichen Wonnen erregen. Wirklich, viel eher noch könnten sich Guizot und Bamberger verstehen als die Bohémiens von 1840 und die Jobber von 1890, und es war sehr menschenfreundlich von den sogenannten Kritikern, daß sie vor dem Murger, den sie nicht kennen, dennoch ihre Gemeinde warnten, weil er gar zu langweilig sei. Henri Rochefort wollte, ehe er seine Laterne anzündete, unter dem Titel la Grande Bohême ein satirisches Lustspiel schreiben, in dem die Liebe nur eine Nebenrolle spielen und die Frau nur als routinirte Geschäftsdame auftreten sollte. Er träumte von einer Szene, wo ein Mann verherrlicht wurde, weil er dreimal bestraft worden war: zuerst wegen einer Betrügerei bei Militärlieferungen, dann wegen falschen Spiels in einem fashionablen Klub und endlich wegen schwerer Wechselfälschung. Leider ist diese wahrhaft moderne Komödie nicht geschrieben worden; solche mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Bohême hätte man auch im Lessing-Theater gewiß verstanden.

M. H.

Hosted by Google

Antwort.

In Nr. 29 der „Zukunft" hat Herr Professor Lotz sich gegen einen von mir veröffentlichten Artikel über Lohnvertheilung gewendet, in welchem ich theils eine Erweiterung der schon eingeführten obligatorischen Versicherung empfohlen, theils aus der Unmöglichkeit einer allumspannenden Versicherung die fortbestehende Nothwendigkeit individuellen Sparens, nicht zur Kapitalbildung, sondern zur Selbstversicherung, gefolgert hatte. Wenn Herr Lotz in der obligatorischen Versicherung eine Zurückhaltung des Arbeiterstandes „in feiger Unterwürfigkeit und sklavenhafter Schwäche des Willens und der Leistungfähigkeit" erblickt, so will ich darüber mit ihm eben so wenig rechten, als wenn er jede Selbstversicherung durch individuelle Ersparnisse mit dem Hinweis auf die „Spar-Agnes" des Herrn Richter verspottet. Da er aber meine Vorschläge, die Versicherungpflicht zu erweitern, als einen Rückfall in die preußische Sozialpolitik von 1806 kennzeichnet, so muß er wohl die ganze neueste staatliche Arbeiterversicherung für einen solchen Rückfall halten. Vor allem richtet sich sein Tadel dagegen, daß ich kein Wort von der erziehenden Macht der Organisation spreche. Dazu lag aber in dem Thema des fraglichen Aufsatzes gar kein Anlaß vor, eben so wenig wie zur Beigabe gelehrter Quellen-Nachweise, die er vermißt.

Die Bedeutung der Konsumvereine als Sparanstalten habe ich im Märzheft der „Preußischen Jahrbücher" gewürdigt, die Bedeutung der Gewinnbetheiligung ebenda auf ihr rechtes Maß eingeschränkt. Ueber die Versicherung gegen Arbeitlosigkeit habe ich mich in Nr. 27 der „Zukunft" näher ausgelassen und ich werde das Thema hier nochmals behandeln. Daß die englischen Gewerkvereine Großes geleistet haben, verkenne ich nicht; aber sie haben es doch nur dadurch, daß sie einen fünften Stand vom vierten abgesondert und die Frage des fünften Standes zu der eigentlich brennenden gemacht haben. So lösen sie z. B. das Problem der Versicherung gegen Arbeitlosigkeit dadurch, daß sie nur wohl qualifizirte Arbeiter aufnehmen, gegen minder qualifizirte und deshalb am meisten der Arbeitlosigkeit ausgesetzte aber sich abschließen. Sie haben ihre Erfolge erzielt, weil sie sich auf eine Aristokratie des Arbeiterstandes beschränken und in nüchterner Verständigkeit von jeder Verquickung sozialer und politischer Fragen fern halten. Ihre Uebertragung nach Deutschland muß ganz andere Wirkungen erzielen, weil hier alles Arbeitervereinswesen am letzten Ende nur als Organisation zu politischen Zwecken angesehen und ausgebeutet wird, weil die Vereinsersparnisse hier doch meist für Ausstände vergeudet werden und weil der deutsche Doktrinarismus die soziale Frage für alle Arbeiterschichten gleich mit einem Schlage in demokratischer Gleichmacherei lösen will. Der Streit der Schule über die Bedeutung der englischen Vereinsvorbilder für Deutschland und die verschiedenen Folgen, die ein Versuch ihrer Uebertragung haben würde, dürfte übrigens in journalistischer Form kaum zum Austrag zu bringen sein.

Da Herr Lotz sich auf einen einzelnen Aufsatz von mir stützt, ist es fast unvermeidlich, daß er mir eine Menge Ansichten unterlegt, die gar nicht die meinigen sind. Ich stelle keineswegs alle Handarbeiter als unqualifizirte den Kopfarbeitern als qualifizirten gegenüber, sondern ich unterscheide eine allmähliche Abstufung der Qualifikation, die bei dem rohesten Handwerk beginnt. Es fällt mir gar nicht ein, zu glauben, daß die Schwierigkeit für die Arbeiter hauptsächlich im Wechsel der Arbeitgeber beruhe, oder gar den Arbeitern die Möglichkeit dieses Wechsels rauben zu wollen. Es liegt mir fern, zu bestreiten,

Hosted by Google

daß in absterbenden Gewerben, wie z. B. in der Handweberei, ein so hochgradiger Nothstand herrscht, daß schon vor der Geburt des ersten, geschweige denn des dritten Kindes ein Ehepaar auf das Schwerste belastet ist. Ich bestreite auch nicht, daß es in der geistigen Arbeit hervorragende Seltenheitpreise für ungewöhnliche Anlagen und Leistungen giebt, meine aber, daß diese Ausnahmen die Regel nicht umstoßen. Die Leistung eines Tischlergesellen oder Schlossergesellen einerseits und eines Straßenkehrers andrerseits unterscheiden sich ihrer Qualifikation nach in weit höherem Grade als ihre Löhne von 3 und 2 Mark und haben früher einen weit größeren Lohnunterschied bedingt. Es scheint zwecklos, auf die Schlußfolgerungen näher einzugehen, die Herr Lotz aus seinen irrthümlichen Voraussetzungen über meine Ansichten zieht.

Eduard von Hartmann.

Andere Ziele.

In den Bergen weiß ich eine Stelle,
Tief versteckt im dunkel stillen Wald,
Allda spendet eine Doppelquelle
Ihren Wassersegen, klar und kalt.

Und die beiden Wässerlein beginnen
Ihre Wanderfahrt gemeinsam dort:
Nah einander rauschen sie und rinnen
Plaudernd, scherzend in die Ferne fort — —

Mählich aber scheiden sie sich leise
Und vergessen ihrer Kindheit Spiel:
Einsam setzt ein jedes fort die Reise,
Und ein jedes wählt ein ander Ziel.

Hochzeit.

Begrüßt von träumender Hirten Schalmei,
Buntblumige Wiesen zur Seite,
An friedlichen Klöstern und Dörfern vorbei
Ein Wässerlein zieht in die Weite — —

Ein andres hat, tosend in felsiger Schlucht,
Aus finstrem Gebirg sich entrungen,
Und kommt nun brausend in stürzender Flucht
In die goldene Freiheit gesprungen.

Derweil es im Sonnenlicht jubelt und schäumt
Erblickt es in schimmernden Weiten
Ein silbernes Leuchten, davon es geträumt
Im dämmernden Walde vor Zeiten.

Da stürzt es zu Thale, da bricht es sich Bahn
Bis das glitzernde Bächlein gefunden. —
Nun wallen und wogen zum Ozean
Die beiden, unlösbar verbunden.

Rheydt. Wilhelm Langewiesche.

Hosted by Google

Eine Moment-Photographie.

Sein Name thut wirklich nichts zur Sache. Er ist auch im Leben ein Namenloser, einer von denen, die im Dienste der Presse leben und sterben. Und er ist ein armer Teufel, wie so viele darunter.

Er ist ein kleines und ganz dürftiges Männchen, mit einem kleinen, früh grauen Köpfchen und häutigen, großen, dünnen Ohren daran. Und er ist natürlich verheirathet und hat Kinder. Es ist merkwürdig: die Starken bleiben häufig kinderlos und die Schwachen haben Nachkommenschaft; ein kümmerliches Geschlecht, das sich aber weiter fortpflanzt und Welt und Menschheit mehr und mehr verelendet.

Seine Frau ist eine liebe, kräftige und hübsche Person. Und sie hatte sogar nach seinen eigenen Worten „brav Geld". Nicht so viel, daß eine Familie davon leben könnte; aber eine sehr angenehme Rente, einen ganz ansehnlichen Zuschuß zum Erwerbe des Mannes. Gott weiß, wie sie zusammenkamen; aber sie haben einander gern und sie achtet ihn und seine Thätigkeit. Und auch seinen Ernst, mit seinem Charakter; er aber hängt an ihr und, wenn sie zusammen ausgehen, dann tritt er selbstbewußt und mit einer putzigen Würde einher.

Er war vordem durch Jahre bei einem Blatte thätig gewesen; nicht als leitender Kopf noch als Feder. Seine Aufgabe bestand darin, Notizen einzurichten; das Deutsch der Korrespondenzen und der Reporter von seinen gröbsten Schnitzern zu reinigen, oder die Nachricht in eine pikante Pointe umzufeilen, wie es der Leserkreis jenes Blattes wünscht. Das ist keine leichte und keine fördernde Arbeit; man schreitet nicht vor und man vervollkommnet sich nicht dabei; man gewinnt keinen freieren Gesichtskreis dabei — so wenig wie der Eisendreher, der immer das selbe Werkstück an die selbe Maschine zu halten hat und der darüber seine ganze freie, kräftige Schlosserei verlernt, dessen Arme eine Riesenkraft gewinnen, während der übrige Körper verkümmert. Aber — auch das will und muß gemacht sein und es ernährte ihn und seine Familie, ganz anständig sogar und er fühlte sich wohl dabei.

Diese Stellung verlor er nun. Er kam mit einem Gründer des Blattes in Streit, einem hochfahrenden Menschen, der durch allerhand literarische Geschäfte reich und maßlos dünkelhaft geworden war, wie er denn später im Irrsinne endigte. Der arme Teufel zog natürlich den Kürzeren, er mußte entlassen

Hosted by Google

werden. Alle Theilnahme war auf seiner Seite, aller Haß galt seinem Gegner. Aber das half ihm nicht, das schaffte nicht Brot für ihn und seine Familie. Den aber, der ihn ins Elend gestoßen, haßte er begreiflich und mit einer Erbitterung, der auch der Tod nicht Maß noch Schranke steckte. Er gründete zunächst ein Witzblatt, mit dem er seinen Widersacher und sein gleiches Unternehmen bekämpfte. Anfangs wurde es viel gelesen und belacht. Aber: persönliche Dinge haben eine starke, doch kurzlebige Anziehungskraft. Man verlor den Geschmack daran, und sein Unternehmen siechte hin; es fraß schön langsam das Vermögen seiner Frau und eines Tages stand er vor dem Drucker und sprach: „Herr, ich kann meine Druckschuld nicht mehr zahlen und werde es nie können. Wollen Sie mein Blatt dafür nehmen?“ Und ein ganz armer, doch rechtschaffener Mensch schied er aus dieser Unternehmung.

Nun aber begann das rechte Elend. Er blieb immer noch als Redakteur bei jenem Blatte thätig, das er begründet hatte; aber das gab ihm nicht genug zum Leben, noch beschäftigte es ihn auch nur genügend. Und so ging er denn ganz verlassen umher; er hatte Sinn für Bildung und für Studien, da brachte er denn manche Stunde in der Hofbibliothek zu, mit gerunzelter Stirn, ein höchst nachdenklicher und bekümmerter Leser. Dann war er viel in dem Lokale, in dem sich die Wiener Literaten nachmittags und vor Beginn der Bureau-Arbeiten für das Morgenblatt versammeln. Dort verbrachte er Stunden, und anfangs machte er ab und zu mit irgend wem ein sehr bescheidenes Spiel; später schien ihm auch das zu kostspielig und er begnügte sich damit, stumm Anderen zuzuschauen, wenn sie kartelten. Aber Spieler sind ein abergläubiges Volk; man behauptete, derjenige verlöre immer, dem er „kiebitze“, wie der Kunstausdruck lautet. Fiel eine ähnliche Bemerkung, daß er sie hören mußte, so schlich er sich schweigend fort und sah den Schachspielern zu, die nicht gut ähnliche Vorstellungen hegen können. Er hatte und er suchte keinen Vertrauten, er klagte niemals und sprach nicht von seinen Leiden. Sein Anzug war immer ängstlichst geschont, wie der Eines, der nicht weiß, ob er sich noch einen zu kaufen vermag. Es müssen furchtbare Jahre gewesen sein, die er damals durchgelebt, Witze machend mit dem Verzagen im Herzen, von heimlichen Unterstützungen wohlhabender Verwandten lebend, von denen er nichts wissen durfte.

Er hatte eine hübsche Reimfertigkeit. So versuchte ers denn, obs ihm nicht gelänge, einen Operettentext zu machen. Das ist, wenns einschlägt, ein ansehnliches Vermögen werth, weil die Wiener Operette allerdings im Niedergange ist, aber immerhin noch den Markt beherrscht. Ihm glückte es nicht, einen Komponisten zu finden. Dann probirte ers mit einem Drama und zwar — mit einer historischen Tragödie in Jamben. Als er damit fertig war, gings wie mit Allem in Wien: es wurde in einigen Blättern, mit denen er Beziehung hatte, sehr gelobt und er war glücklich damit. Was er aber weiter thun solle, davon hatte er keine rechte Vorstellung. Gespielt wurde es nirgends und schon der Stoff schloß es von jeder Bühne aus; man kann die Judenverfolgungen des ersten Kreuzzuges nicht gut dramatisiren. Er aber sah sich danach am Ende seiner Mittel und seiner Künste: wars bei ihm möglich, so schrumpfte er in dieser Zeit noch mehr zusammen. Es war zum Erbarmen, ihn in seiner völligen und hilflosen Verlassenheit auch nur zu sehen: in seinem Ungeschick, sich irgendwie fortzuhelfen; in grauen Haaren für sich und seine Angehörigen auf Almosen angewiesen. Und vielleicht gehörte mehr Muth und

Hosted by Google

männliche Gesinnung dazu, in solcher Zeit fortzuleben, als Allem ein Ende zu machen.

Nun — schließlich kam doch der Umschwung. Eine Stellung, um die er sich schon einmal beworben hatte, wurde frei, er hörte, noch bevor das Wettlaufen der Stellungslosen begonnen, davon und kam somit an. Das Blatt war gut fundirt und vielleicht als einziges in Wien in einer Zeit des ziemlich allgemeinen Niederganges für die Presse im lebhaften Aufschwunge begriffen. Ein Volksblatt, nicht ohne Einfluß im Kreise seiner Leser. Freiheitlich gehalten im besseren Sinne und durchaus anständig geführt. Und die erste Zeit war er auch glücklich und sprach das mit innigem Danke gegen das Schicksal aus; wenn er noch ab und zu einmal im Klub, den er früher besucht, erschien und es forderte ihn Jemand zu einem Spielchen auf, dann lehnte er ab: er habe keine Zeit, und ein heimliches, wie stolzes Lächeln flog dabei über sein Gesicht. Er verbrachte viel Zeit im Amte; nun hatte er wieder, was er so lange vermißt: eine geordnete Thätigkeit, das Gefühl, nicht allein für die Kaffeehäuser, sondern für weiteste Kreise zu schreiben, und eine gewisse Verantwortlichkeit, deren der Mensch und vornehmlich der Journalist bedarf, soll er sich nicht gehen lassen. Und mit Sorgfalt und nicht ohne förmliche Pedanterie that er, was ihm oblag: er „dichtete" seine Notizen, er redigirte, er las Feuilletons, und mit ganz besonderem Genusse nahm er die süße Gewohnheit des Premièren-Besuches in den Vorstadt-Theatern wieder auf. Das gehörte nunmehr wiederum zu seinen Pflichten. Wer das recht gewöhnt ist, der begreift kaum mehr, wie man überhaupt zu seinem Vergnügen ins Theater gehen kann, der wird sein Amt schelten, das ihm jeden reinen und unbefangenen Genuß raube, und dann doch, wenn er nicht mehr schreiben darf, an irgend einem Orte mit den Schlagwörtern um sich werfen, die seinen Artikel hätten putzen sollen, und sich bitter kränken, daß solch ein Meisterstückchen ungeschrieben bleiben soll. Das Theater hat nun einmal eine ganz besondere Anziehung, die Niemand begreift, der sie nicht an sich und seiner eigenen Haut ausgekostet hat.

Aber das Glück währte nicht lange. Nicht gar lange war ihm wohl in dem Verschlag mit der Glasthür davor, der sein Bureau bedeutete, an dem mit Zeitungen, mit Manuskripten und mit Einladungen zu Bällen bedeckten Schreibtische, wo er arbeitete und Besuche empfing. Bald kam eine sonderbare Zerstreutheit, eine dumpfe und rettungslose Niedergeschlagenheit über ihn. Ihm war es ergangen wie Einem, der in schauernder Winternacht mit scharfem Wehen und hartem Gestöber einen weiten, weiten Weg gemacht, der schon geglaubt, er werde erliegen und der Schnee ihn überschütten und auch seine letzte Spur überdecken. Plötzlich taucht ihm ein Licht auf: er erreichts, er findet gastliche Aufnahme. Aber wie, wenn er weiter müßte? Wie, wenn man ihn nicht behielte, bis der Frost gebrochen und das Wetter verzogen ist? Den überfällt beim bloßen Gedanken an die Schrecknisse, die er überstanden, eine unbarmherzige und lähmende Furcht; und hätte er nur wenige Schritte bis zum Ziele, — er könnt' es nicht erreichen. Und diese Bängniß war in ihm wach geworden und lähmte ihn: wenn ich mich hier nicht bewähre, wenn ich hier entlassen werde, ohne Aussicht, jemals wieder in für mich absehbarer Zeit ein Obdach zu erreichen — was dann?

Er that seine Pflicht und zwar aufs Aengstlichste. Er blieb im Amte so lange, bis er sicher sein konnte, gänzlich überflüssig zu sein. Er gab sich

Hosted by Google

Mühe um die Gunst eines Jeden, vom Redaktion-Diener aufwärts. Nach Wiener Brauch waren früher die Theaterkarten, die jeden Tag einlaufen, auf getheilt worden nach einer gewissen Reihenfolge und auch an Mitarbeiter, die gerade nicht im Verbande des Blattes standen; das hatte ein Ende; es konnte ja im letzten Augenblicke irgend einem Kollegen einfallen, einen Abend im Theater verbringen zu wollen, und es waren dann keine da. Das konnte ihm dieser dann nachtragen: und ihm war, als bedürfe er des Wohlwollens eines Jeden. Und bald war dem auch so. Denn einmal hatte er sich bei seinem Witzblatte eine unselige Manier angewöhnen müssen, die Ereignisse des Tages wortspielend-scherzhaft zu beleuchten und das wurde er nicht los. Er meinte, das auch hier thun zu dürfen; manchmal gerieth ihm das an unrichtiger Stelle und übel genug. Da gabs denn finstere Mienen des Chefs und böse Anspielungen. Das trug er schweigend; aber es fraß an ihm und es machte ihn noch zerstreuter, noch unfähiger zur Arbeit. Dann übersah er Dinge, die er nie durchgehen lassen durfte; dann stand er rathlos vor Ereignissen, denen jeder journalistische Lehrbube gewachsen gewesen wäre. Denn bestimmter und nachdrücklich und kaum mehr als Frage klangs nun in ihm: „Ich werde entlassen — was dann".

Er hat die Empfindung, als hielte man ihn nur noch aus Mitleiden und aus jener Rücksicht, die alle Wiener Journale gegen diejenigen üben, die ihnen einmal angehören, aus der Rücksicht, die manchem Talente den Weg versperrt, manchem Stürmer und Dränger höchst ungelegen und die im höchsten Sinne doch menschlich und nur zu billigen ist. Er ist innerlich stolz und ihn empört dieser Gedanke; besonders, weil er manchmal das Gefühl nicht los wird, als sei dem wirklich so, als tauge er nicht mehr für den Beruf, dem er sich hingegeben und dem er so lange nicht ohne Geschick und mit innerer Neigung gedient. Er kann sich diese Wandlung in sich nicht erklären und auch darüber grübelt er traurig, doch fruchtlos. Aber hinter ihm schleichen graue Schatten: die Jahre, die er durchgeduldet und durchgeschwiegen, und vor ihm steht eine trostlose Frage, auf die er sich keine Antwort weiß, so viel er seinen armen, alten Kopf auch abquälte, immer die Frage: „Was dann?"

Wien. J. J. David.

Hosted by Google

Tabakbauer Menzer.

In der neuesten Nummer der „Fliegenden Blätter" findet man eine Anpreisung griechischer Weine. Eine schwebende Weltkugel verkündet den durstigen Kehlen, daß griechische Weine in Sortimentskisten versandt werden vom Konsul J. F. Menzer in Neckargemünd. Den Weinhändler nehme ich ernst, selbst in den „Fliegenden Blättern", aber besagter Herr Konsul Menzer wurde mir zur lustigen Person, als er in der Reichstagssitzung vom 13. April 1893 den Einfall hatte, sich als „Tabakbauern" zu bezeichnen.

Der Tabakbauer Menzer ist doch ein kurioser Heiliger. Neben seiner Weinhandlung betreibt er noch ein Cigarrenversandgeschäft, und ich glaube mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß die vom Herrn Konsul angepriesenen Cigarren gar nicht oder nur zu einem verschwindend kleinen Theile aus deutschem Tabak hergestellt sind. Und nun komme ich in ein eigenartiges Dilemma: der Konsul Menzer, Wein- und Cigarrengeschäft, und der Tabakbauer Menzer müssen zwei verschiedene Menschen sein, denn der Konsul — der doch jedenfalls kein Feind des Antrages seines Fraktionsgenossen Ackermann über den „Befähigungsnachweis" ist, kennt ohne Zweifel die Ansprüche des rauchenden Publikums; der Tabakbauer Menzer dagegen behauptete in der Sitzung vom 13. April ungefähr folgendes: Einen bestimmten ausgebildeten Geschmack kann man beim deutschen Raucher kaum nachweisen. Der Tabakbauer Menzer meinte also, es sei in Deutschland möglich, einem Raucher anstatt einer Cigarre mit Brasil- oder Domingo-Umblatt eine solche mit Pfälzer-Umblatt zu verkaufen. Das ist aber eine Unmöglichkeit, der Raucher weiß ganz genau, was ihm schmeckt, und der Fabrikant, der derartigen Prinzipien huldigt, wäre gar bald sein einziger Abnehmer. Aber Herrn Menzer stand ja in seinem Cigarrenversandgeschäft längst das Mittel zur Verfügung, seine Theorien in die Wirklichkeit zu übertragen. Warum that er es nicht? Warum ließ er sich nicht Cigarren aus deutschem Tabak herstellen und versuchte, seinen Kunden an der Hand dieses Fabrikats nachzuweisen, daß der deutsche Tabak an Güte dem überseeischen gleichkommt?

In der Reichstagssitzung vom 29. März 1892 kam der Antrag der Abgg. Menzer und Genossen, den Zoll auf überseeische Tabake von 85 Mark auf 125 Mark per Doppelcentner zu erhöhen, zur Verhandlung und wurde mit 205 gegen 66 Stimmen abgelehnt. Die Erfahrung machte klug, und um der Gefahr einer nochmaligen Ablehnung zu entgehen, stellte der Abg. Menzer diesmal eine Interpellation, die in der Sitzung vom 13. April zur Verhandlung kam: „Beabsichtigen die verbündeten Regirungen angesichts des im letzten Jahre überraschend zu Tage getretenen Rückgangs des deutschen Tabakbaues demnächst gesetzgeberische Maßregeln vorzuschlagen, die geeignet sind, diesen Rückgang und den damit unabweisbar verbundenen Ruin weiter Kreise unserer deutschen Tabakbauern aufzuhalten?"

Im vorigen Jahre bewies der Abg. Menzer — z. B. durch seine Behauptung über den Brasil-Konsum u. s. w. — eine solche Unkenntniß der wirklichen Verhältnisse, daß man sich eigentlich wundern mußte, woher der Herr

Hosted by Google

den Muth hatte, über die Materie sich im Parlament zu verbreiten. Auch seine diesjährigen Behauptungen konnte Herr Menzer nur aufstellen, weil er wußte, daß leider im ganzen Reichstag kein einziger Vertreter der großen Tabak- und Cigarrenindustrie zur Stelle ist, um ihn über so manchen Irrthum in seinen Behauptungen aufzuklären.

In der Interpellation des Herrn Menzer wird nun ohne Weiteres vom „Ruin weiter Kreise unserer deutschen Tabakbauern" gesprochen. Herr Menzer, der sich so stolz als „Tabakbauern" bezeichnete, hätte doch Veranlassung nehmen sollen, sich in seinem eigenen Wahlkreise umzusehen und zu erkundigen, da hätte er erfahren können, daß die Tabakproduzenten keinen Grund zu Klagen haben, daß sie vielmehr mit den erzielten Preisen recht zufrieden sind. Gerade der Wahlkreis des Herrn Menzer erhält für seine Tabake die höchsten Preise in Deutschland und nur künstlich kann dort die Unzufriedenheit gemacht werden.

Eine große Bitte habe ich an den Tabakbauern Menzer, eine Bitte, durch deren Erfüllung er im Stande wäre, eine gewisse Stabilität in den Preisen der deutschen Tabake hervorzubringen. Herr Menzer möge doch dafür Sorge tragen, daß wir permanent die dem Tabakbau zuträgliche Witterung haben. Oder sollte er nicht wissen, daß die Qualität und Brauchbarkeit eines jeden Tabaks von den Witterungverhältnissen abhängig ist, und daß der bezahlte Preis sich zunächst nach der Brauchbarkeit der Waare richtet? Gerade das letzte Erntejahr 1892 ist hierfür ein Beweis. Ohne Zweifel kennt der Tabakbauer Menzer das alte Sprichwort der Tabakbauern: „Je besser das Weinjahr, je schlechter das Tabakjahr", und weiß daraus den Schluß zu ziehen, daß in heißen Sommern stets ein schwerer und nur mangelhaft brennender Tabak produzirt wird, der nur ausnahmsweise und in den wenigsten Fällen für Cigarrenfabrikation geeignet ist, und auf diesen Punkt kommt es in der Hauptsache bei der Preisbestimmung an, mit Ausnahme der wenigen sog. Herbsttabakplätze, die gerade in heißen Sommern helle, schwere und zur Tabakspinnerei geeignete Tabake liefern. Wenn der Tabakbauer Menzer anstatt aus der Statistik aus der Praxis seine Belehrungen geholt hätte, wäre er zu einem wesentlich anderen Bilde gelangt. Die statistischen Durchschnittspreise früherer Jahre können für die heutige Beurtheilung nicht allein ausschlaggebend sein, und zwar aus folgenden Gründen: Es ist eine feststehende Thatsache, daß in den letzten Jahren der Konsum von Pfeifentabaken — also geschnittenem und gesponnenem Tabak — sich zusehends vermindert hat und zwar um mindestens die Hälfte. Die Ursachen dieses Rückgangs sind schon so vielfach erörtert worden, daß ich mir versagen darf, sie hier zu wiederholen. Die früheren Jahre nun waren im Stande, einen wesentlich anderen Durchschnittspreis aufzubringen und zwar deshalb, weil in leichten, zur Cigarren-Fabrikation geeigneten Jahrgängen für diese Tabake ein sehr hoher Preis bezahlt wurde, während dabei auch genügende Verwendung für Pfeifentabakmaterial vorhanden war. Bei einer kräftigen, schweren und zur Cigarren-Fabrikation weniger geeigneten Ernte waren die Schneide-, Spinn- und Schwergut-Tabake (letztere zur Schnupftabak-Fabrikation) ein sehr gesuchtes und hoch bezahltes Material. Auf diese Weise entstand bei der Durchnittsberechnung ein annähernd gleicher Preis. Heute nun hat sich das Bild völlig verschoben. Der Bedarf an Tabaken aus kräftigen Ernten hat sich wesentlich vermindert, im gleichen Maaße, wie sich der Pfeifen- und Schnupftabakkonsum vermindert hat. Haben wir also bei heißen Sommermonaten kräftige, schwere Ernten, so ist für solche Tabake in der Cigarren-Fabrikation

Hosted by Google

keine Verwendung und bei dem zurückgegangenen Konsum an Pfeifentabaken ist der Markt und die Fabrikation nur in der Lage, das über den Bedarf vorhandene Quantum zu ganz billigen Preisen aufzunehmen. In diesen Jahren haben wir demnach einen viel niedrigen Durchschnittspreis als in den Jahren leichter, für die Cigarren-Fabrikation geeigneter und hoch bezahlter Tabake.

Man kann nicht genug auf die Thatsache verweisen, daß der Konsum von Tabak niemals eine Preisfrage, sondern eine Geschmacksfrage ist und somit ein höherer Schutzzoll auf ausländische Tabake, wie er in den Forderungen der Abgg Menzer und Genossen enthalten ist, dem deutschen Tabak in der Cigarren-Fabrikation zu keinem viel größeren Absatz zu verhelfen im Stande wäre.

Der Abg. Menzer behauptete in seiner Reichstagsrede, der Niedergang des deutschen Tabakbaues hänge zusammen mit der unglückseligen Steuergesetzgebung vom Jahre 1879. Ich war erstaunt, aus dem Munde eines so überzeugten Schutzzöllners in Bezug auf die Schutzzollgesetze vom Jahre 1879 eine solche Behauptung zu vernehmen. Warum hatte der Herr während der 10 Jahre, die Fürst Bismarck nach Durchführung der Steuergesetze von 1879 noch im Amte war, nicht den Muth von einer unglückseligen Steuergesetzgebung zu sprechen? Nun meine ich aber, von einem „Niedergang des deutschen Tabakbaues" kann man eben so wenig sprechen wie von einem „Ruin der deutschen Tabakbauern." Die eine Behauptung ist so übertrieben wie die andere. Sowohl die Tabakpflanzer in der Uckermark, wie auch die Pflanzer in Süddeutschland, die bei rationellem Bau auf geeignetem Boden brauchbares Material produziren, haben keinen Grund zur Klage, sondern sind mit den erzielten Preisen recht wohl zufrieden. Die Hauptklage kommt aus der bayerischen Rheinpfalz und da haben die Produzenten selbst die Schuld an den geringeren Preisen, die erzielt werden. Man trieb in diesen Gegenden seit Jahren Raubbau, suchte möglichst große Quantitäten zu erzielen — natürlich auf Kosten der Qualität —, man verwandte als Dünger den Kompost aus den Städten, der die Tabake mangelhaft im Brande machte, und die Tabake wurden schlecht behandelt, so daß sie bei der Fabrikation in Mißkredit kamen.

Wer die Statistik des Tabakbaues seit dem Jahre 1861 studirt, findet, daß große Schwankungen im Anbau stets stattfanden, und dies ist ganz erklärlich. Wurde in dem einen Erntejahre ein hoher Preis erzielt, so vermeh te sich im darauf folgenden Jahre der Anbau bedeutend. Eben so nahm der Anbau bei schlechterem Erlös wesentlich ab. Das ist bei einem Produkt, das von den Witterungverhältnissen abhängig ist, erklärlich und dagegen kann keine Regirung ein Mittel finden. Es scheint mir außerdem, daß der letztjährige Rückgang des Anbaues ein Anlauf zum Gesunden des deutschen Tabakbaues war, denn diejenigen Pflanzer, welche den Tabakbau einschränkten oder aufgaben, wußten recht wohl, daß ihr Gewächs für die heutige Geschmacksrichtung und den heutigen Anspruch der Cigarrenfabrikation nicht genügend war und daß sie bei der Ueberproduktion geringer Tabake keinen hohen Erlös erzielen konnten. In diesen Gegenden ist der Boden durch den Jahrzehnte ununterbrochen betriebenen Tabakbau ausgenutzt und ein gutes Material nicht mehr zu erzielen. Die selbe Beobachtung ist auch in den Anbauverhältnissen auf Sumatra zu machen, über die der Tabakbauer Menzer die gleichen phantastischen Vorstellungen hegt, wie er sie im vorigen Jahre über den Import von Brasiltabaken nach Deutschland äußerte.

Hosted by Google

Der Abg. Menzer sagte mit großem Pathos, daß auf Sumatra Tabakbau mit ganz ungeheurem Gewinn betrieben werde, der Deutschland schwer schädige. Hohe Dividenden werden von den Plantagengesellschaften bezahlt, „Alles auf Kosten des deutschen Tabakbaues, Alles auf Kosten des deutschen Rauchers.“ Wer sich überhaupt mit Tabak beschäftigt, der weiß aber auch, daß die hohen Dividenden, die von dem Anbau auf Sumatra gezogen wurden, nicht durch die Preise der von dieser Tabaksorte nach Deutschland importirten Quantitäten bestimmt wurden und werden. Sumatra-Tabak, der fast ausschließlich als Deckblatt Verwendung findet, ist Weltartikel. In Amsterdam, wo der Hauptmarkt dieser Tabake stattfindet, geben sich alljährlich die Tabakinteressenten der ganzen Welt ein Rendezvous, da sie gezwungen sind, sich von da mit dem Hauptmaterial der ganzen Cigarrenfabrikation, dem Deckblatt, zu versehen. Für Deutschland, das in der Hauptsache billigere Fabrikation besitzt, können naturgemäß keine solchen Preise angelegt werden wie für die anderen Länder, z. B. Amerika, das ungeheure Preise zahlt und große Quantitäten vom Markte nimmt. Der Vergleich ergiebt sich von selbst, wenn man in Betracht zieht, daß die Hauptcigarre in Deutschland die 5 Pfennig-Cigarre ist, während in Amerika mit wenigen Ausnahmen die billigste Cigarre die 5 cents-Cigarre ist. Aber trotz der hohen Dividenden, oder vielleicht gerade deshalb zeigte sich in den letzten beiden Erntejahren auch in Sumatra-Tabaken eine Krisis, deren Folge eine Verminderung des Anbaues um fast die Hälfte war. Gerade dieses Beispiel könnte unseren deutschen Tabakbauern lehrreich sein. In Folge der hohen Erträgnisse der 1889er Sumatra-Ernte, in der Hauptsache verursacht durch die Aufkäufe für Amerika vor dem Inkrafttreten der Mac Kinley Bill, wurde der Bau von Sumatra-Tabaken sehr gesteigert und zwar auf Kosten der Qualitäten und Farben. Die Folge waren so niedrige Preise, daß der Anbau nicht mehr lohnen konnte und um die Hälfte reduzirt wurde. In diesem Jahre nun, wo die Pflanzer auf Sumatra sich bemühten, ein möglichst gutes Material zu erzielen, wird der bezahlte Preis bei dem geringeren Quantum ein enorm hoher werden. Der Rath ist auch den deutschen Tabakbauern zu ertheilen, weniger und nur auf geeignetem Boden anzubauen, dann wird in guten Erntejahren über die Preise keine Klage zu führen sein, wie auch jetzt das Neckarthal und das badische Oberland, die solche Praxis befolgen, mit den Preisen und Resultaten zufrieden sind.

Gegen einen erhöhten Schutzzoll aber, wie er von dem Abg. Menzer und Genossen als wirksames Agitationsmittel benutzt wird, bietet gerade jetzt Amerika ein warnendes Beispiel. Dort sieht man, daß sich der Geschmack der Raucher durch keinen Zoll beeinflußen läßt, und die Fabrikanten sind gezwungen, dem Geschmacke ihrer Abnehmer Rechnung zu tragen und trotz des enormen Zolles Tabake zu importiren. Auch Herr Menzer, der sich in seinen Inseraten gern als Ritter des griechischen Erlöser-Ordens bezeichnet, wird schließlich einsehen müssen, daß er nicht für einen höheren Zoll, sondern für einen veränderten Geschmack sorgen müßte, um mit einiger Berechtigung als Erlöser der deutschen Tabakbauern gepriesen zu werden. Eduard Kraemer.

Hosted by Google

Wien oder Berlin?

Der kleine Alexander von Serbien hatte sich gewiß so Manches überdacht, als er den Regenten die ihm von seinem Vater eingelernte Lektion so nach dem Diner und vor dem Kaffee hersagte; was er aber wohl noch heute nicht ahnt, wo die Kurse doch so stark gefallen sind, das ist sein unbestrittenes Verdienst dabei — um die Berliner Börse.

Ob die Direktionen der Oesterr. Länderbank und Handelsgesellschaft ihre Vorwissenschaft von diesem Staatsstreich durch Leerverkäufe auch hübsch nutzbar gemacht haben, dürfte wohl nur Herr Ahlwardt an der Hand seiner geheimnißvollen Akten erweisen können, indessen gewußt haben die Herren wohl jedenfalls davon, denn fast noch niemals ist der Plan einer Verschwörung fertig gestellt gewesen, ohne daß man sich auch um die paar Mal Hunderttausend Franken gekümmert hätte, die zu solchen Dingen nöthig sind. Hiernach haben sich selbst Bonaparte und Sieyes am 16. Brumaire umsehen müssen und eben so wenig werden Dr. Dokic und Major Constantinovic in ihrem eigenen Portemonnaie zufällig die genügenden Dinare gehabt haben. Moderne Politik, das dürften ja die dereinst publizirten Memoiren lehren, wird schon im zweiten Gliede fast stets mit einer Börsenzuthat gemacht, und wenn auch die Meinung der überrannten Haussiers entsetzlich plump klingt, König Milan habe das Alles nur gethan, um seine Schulden bezahlen zu können, so spinnen sich doch vom Konak des Jungkönigs bis hinüber westwärts zu den Börsen der Fäden gar viele.

Sicher ist, daß die Flauheit Berlins in den letzten Tagen vor jenem Zwischenfall, trotzdem sie gegen das Vorwärtsstürmen Wiens nicht aufzukommen vermochte, so eigenthümlich hartnäckig und zugleich unaufdringlich auftrat, daß sich die Erfahrenen sagten: „Es geht etwas vor.“ Die feinen Unterschiede in der Börsenstimmung, wie sie das geübte Ohr des intelligenten Besuchers schon an dem ihm entgegentönenden Geräusche erkennt, da wo der Laie überhaupt nichts versteht, werden vielleicht noch einmal von einer methodischen Forschung gewürdigt; in der That ist es merkwürdig, wie sich hier dem Instinkte so Manches entdeckt, was die schlauesten Bankleiter nur im Verborgenen blühen lassen wollen. Großen Spekulanten oder Finanziers folgt man an der Börse, wie man etwa die Nummern eines glücklichen Lotteriespielers setzt, und diese Furcht vor zu vielen „Gefährten“ ruft sehr verzwickte Komödien hervor, zu denen selbst eine Enquete aus Praktikern nicht immer den richtigen Kommentar geben könnte.

Vorige Woche nun merkte man von Berlin aus fortgesetzte und möglichst ruhige Abgaben. Die nöthige Unterlage von Gerüchten hierzu wurde entweder absichtlich hergeliehen, oder auch, was erklärlicher Weise oft genug der Fall ist, aus dem überhitzten Hirn der Spekulation als Blasen aufgeworfen. Rußland sollte plötzlich seine Eisenzölle außerhalb des Handelsvertrages mit uns lassen; Rothschild sollte mit der Diskontogesellschaft in Zwistigkeit gerathen sein, weil diese unter einem angenehmen vaterländischen Vorwande (Durchkreuzung der Konsolssubskription) ganz unerwartet für Deutschland die brasilianische Emission nicht öffentlich auflegen wollte, ein Gerücht, das die immense Wichtigkeit dieser beiden großen Faktoren für einander ignorirt, die in einem gewissen Sinne

Hosted by Google

sogar wie Margarethe zu Suffolk stehen. Endlich war auch noch Frankreich so freundlich, einige Panzerschiffe gen Alexandrien zu dirigiren, was natürlich sogleich einen Krieg mit England im Entstehen zeigte. Alles dies wurde ausgesprengt und wirkte ein wenig verstimmend, bis wieder Wien kräftig dazwischen fuhr; nur an die serbischen Schwierigkeiten dachte man nicht, trotzdem die Gewaltsamkeiten der Herrn Ristic und Belimarkowic eine Krisis nahe genug erscheinen ließen.

Berlin, dessen Skepsis nur in Zeiten des Niederganges gut thut, hatte seit der letzten Aufwärtsbewegung Unsummen verloren. Seitdem vollends Wien so überraschend erstarkt war, daß man sich bei uns sogar lebhaft ärgerte, diesen Platz so lange verachtet zu haben, war das Prestige der Berliner Börse sichtlich reduzirt. An der Donau stieg man nun schon seit Februar Tag um Tag, Kreditaktien hatten unter Hurrah den Dreihunderter überschritten und noch zu Beginn der Vorwoche war dort mit größter Zuversicht von einem Kurse bis auf 400 gesprochen werden, da es ja ganz sicher sei, daß die Kreditanstalt bei den vielen neuen Geschäften mindestens 18 Gulden Dividende geben werde. Die Rothschildgruppe lieh so viele Prolongationsgelder, als man nur wollte, in Ungarn widerhallte jedes Eisenbahncoupé von dem neuen Aufschwung, den träger, aber ehrlicher Magyar jetzt nehmen werde, und nicht einmal der unheimliche Rückgang des Wiener Wechselkurses, vor allem infolge der vorjährigen Handelsunterbilanz von nahezu 100 Millionen Gulden, brachte mehr als ein Vorüberhuschen der Besorgniß hervor.

Aber bei allem Wachsthum ändert sich die Natur einer Börse nicht so leicht. Am Schottenring hatte sich so oft das Talent für stürmische Hausse und jähe Baisse ausgesprochen, daß es sich auch jetzt wieder bemerkbar machen sollte. Daß die dortigen Hausseengagements ganz übertrieben ausgedehnt waren, lag offen zu Tage, nur waren, wie schon gesagt, die Angriffe der Berliner Contremine bisher stets siegreich abgeschlagen worden. Da kam einer jener äußeren Anlässe, die an der Börse ohne jede Ansehung des günstigen oder ungünstigen Charakters schon mehr als einmal zum Signal einer Umkehr aus zu starken Engagements wurde: der serbische Staatsstreich.

Wenn irgend wo, so konnte man doch in Wien über die politische Gefahrlosigkeit jenes Zwischenfalles beruhigt sein, aber *serbische Staatswerthe blieben fast unberührt*, während Kreditaktien den artigen Purzelbaum von 10 Gulden machten. So richtig hatten Berlin und Frankfurt die Wurzel der ganzen Hausse erkannt, daß sie an dem black friday fast nur Kreditaktien und Diskontokommandit stürzen halfen, hier aber fanden selbst zu den tief gesunkenen Kursen noch fortgesetzt die heftigsten Schwankungen statt.

Es bleibt die große Frage, ob dieser Rückgang nur eine willkommene Reinigung der Wiener Spekulation ist, oder ob von da an und auch in Gesellschaft des trotz der Erklärungen des Ministers Wekerle sinkenden Wiener Wechselkurses ein Stillstand in der Aufwärtsbewegung anhebt. Vorläufig hat sich aber Berlin, mit seiner sichtlichen Kenntniß der Dinge, die da kommen sollten, sein altes Ansehen zurückerobert, während Wien — —?

Nun man weiß ja, in Oesterreich ist nichts zu berechnen als das Unberechenbare.

Pluto.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 29. April 1893.

Fürst Bismarck und der Antisemitismus.

Ob der Kronprinz Friedrich den Antisemitismus einmal die Schmach des Jahrhunderts genannt hat, darüber wird jetzt der eben so widerliche wie überflüssige Streit erneuert, der für die Sache selbst nicht die geringste Bedeutung hat. Die sogenannte bürgerliche Demokratie, die mit besonderer Vorliebe sich bei uns nach dem Modejournal von Byzanz kleidet, glaubt mit dem gelegentlichen Ausspruch eines hohen Herrn, der in seiner weltfremden Zurückgezogenheit gut oder schlecht unterrichtet sein konnte, irgend etwas beweisen zu können, und sie hält an ihren Legenden mit einer Zähigkeit fest, die den Neid der katholischen Kirche erregen sollte. Es ist sehr möglich, daß der Kronprinz, dem jede Roheit ein Aergerniß war, das bis zur Ermüdung wiederholte Wort gesprochen hat; aber es ist auch gewiß, daß sein starken Eindrücken leicht zugänglicher Sinn zu verschiedenen Zeiten die Dinge auch verschieden beurtheilt hat. Einer der besten konservativen Männer, der Pastor von Bodelschwingh, der Herrn Ahlwardt kaum näher steht als Herrn Singer und der die materialistische Selbstsucht und die gewissenlose Ausbeutung des Mitmenschen, wo er sie findet, bekämpft, hat öffentlich erzählt: „Als die Hetze gegen den Hofprediger Stoecker begann, habe ich dem Kronprinzen in einem sehr ausführlichen Schreiben dargelegt, daß, wenn die Fahne sinkt, die Stoecker erhoben hat zum Heil unseres deutschen Volkes

Hosted by Google

gegen seine allergefährlichsten Feinde, auch die Stunde gekommen sei, wo der Hohenzollernthron falle. Der Kronprinz hat nachher mit mir über diesen Brief gesprochen und nicht mit einem einzigen leisen Wort zu erkennen gegeben, daß er diese meine Ansicht für unrichtig halte." Auch diese Mittheilung, die natürlich totgeschwiegen wurde, beweist nur, daß die nachdenkliche und weiche Natur des Kronprinzen mannichfachen Einflüssen offen war, und die Liebenswürdigkeit dieser suchenden Seele ist menschlich gewiß reizvoller als das grell gepinselte Bild eines begrenzt liberalen Parteikaisers, wie er in freisinnigen Zeitungen steht.

Ein hoher Herr, der anders als gewöhnliche Menschen aufwächst und lebt, ist im Wesentlichen immer auf die Informationen angewiesen, die er empfängt, und auf die zufälligen Erfahrungen seines von sorglichen Hecken umgebenen Erlebens. Wird ihm gesagt, die Juden seien die Feinde seiner Dynastie, oder ärgert ihn ein jüdischer Protzenpalast, den die knappe Civilliste nicht erschwingen kann, so mag ihn das zum Antisemiten machen; und wiederum kann er zu eifrigen philosemitischen Neigungen sich bekehren, wenn er in politischen oder finanziellen Verlegenheiten jüdische Hilfe findet oder wenn ihm die holden Schäferfreuden des Königs Ahasverus sich erneuen. Deshalb bleiben seine Urtheile immer in hohem Maße subjektiv und man thut wohl, nur nach ihrem sachlichen Werth sie zu wägen, ohne das Ansehen der fürstlichen Person in die Wagschale zu werfen. Das Wort von der Schmach des Jahrhunderts mag noch so sicher verbürgt sein: es hat keinen Antisemiten bekehrt; und trotz dem Briefe des Herrn von Bodelschwingh wäre später, als der Kronprinz Kaiser geworden war und allerlei merkwürdige Elemente sich in sein Krankenzimmer drängten, der Hofprediger Stoecker aus seinem Amte entlassen worden, wenn nicht Fürst Bismarck widersprochen hätte. Für die Legende ist das ein sehr wirksames Moment; sie stellt dem humanen Herrscher den mit allen Künsten des frivolen Hetzers arbeitenden Staatsmann gegenüber und erhebt ein großes Wehegeschrei, weil ohne den bösen Bismarck die Schmach des Jahrhunderts längst überwunden wäre. Und doch war der Ausweg, den der Kanzler fand, als im Charlottenburger Schlosse die Entlassung Stoeckers erörtert wurde, nicht nur konstitutionell, sondern auch praktisch der richtigere: er versagte dem Hofprediger das Martyrium des für seine politische Thätigkeit Gemaß-

Hosted by Google

regelten und zwang ihn doch, zwischen dem Altar und der Volksversammlung zu wählen. Damals brach für Herrn Stoecker die stillste Zeit an; seine Anhänger sahen nicht gern, daß er das Amt der Agitation vorgezogen hatte, und dann erst vermehrten sich wieder die Reihen seiner Gemeinde, als er der Hofkirche den Rücken kehren mußte.

Es ist deshalb auch nur billig, daß Herr Stoecker des alten Kanzlers nicht gerade mit den zärtlichsten Gefühlen gedenkt und daß er ihm neulich erst den Vorwurf allzu großer Judenfreundlichkeit gemacht hat. In den antisemitischen Versammlungen, wo man das Bedürfniß nach einem fleckenlosen Namen mitunter empfindet, werden zwar begeisterte Reden auf den Fürsten Bismarck noch manchmal gehalten und Herr Ahlwardt hatte sogar die Kühnheit, in seiner Bedrängniß die Hoffnung auf Hilfe von Friedrichsruh zu setzen; mit dem Herzen sind aber die Führer wenigstens nicht mehr so recht dabei, und seit die Hoffnungen des Abgeordneten für Arnswalde vereitelt sind, hat er, mit den Waffen aus dem Arsenal der „Reichsglocke", einen Feldzug begonnen, dessen letztes Ziel doch die Regirung des Fürsten Bismarck ist und dessen Vorbereitung daher an gewissen Stellen auch nicht ohne schmunzelndes Behagen betrachtet wurde. Während aber die Antisemiten, versteckt bald und bald auch ganz offen, wie Herr Paasch, den entlassenen Kanzler für die angebliche Verjudung verantwortlich machen, wird von den Bannerträgern des noch immer so genannten Freisinns wie eine historische Wahrheit und im kläglichsten Balladenton die Fabel verkündet, an dem Antisemitismus trage einzig und allein der „brutale Realpolitiker" die Schuld, der so, von Stoecker gescholten und von Rickert verdammt, in seiner Sünden Maienblüthe vor dem im Zweifel gespaltenen Volke steht.

Die erste längere Rede, die der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhausen als Vertreter der Ritterschaft für den altmärkischen Kreis Jerichow im Ersten Vereinigten Landtag hielt, richtete sich gegen die volle politische Emanzipation der Juden. Der Redner, der schon damals den Muth hatte, als ein Einzelner populären Strömungen sich entgegenzustemmen, erklärte: „Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden." Wenn man bedenkt, daß in der selben Sitzung vom 15. Juni 1847

Hosted by Google

der liberale Herr von Vincke von der Habsucht der Juden, „die sehr häufig einen schmutzigen Charakter annimmt", von ihrer Kriecherei und Feigheit sprach, dann wird man die Rede des märkischen Ritters überraschend maßvoll finden müssen, der den Juden nur den Hafen der Bureaukratie verschließen wollte. Die durch rohe und ekelhafte Angriffe gereizte Empfindlichkeit vergißt heute leicht, daß solche Anschauungen noch vor dem Erwachen des nationalen Bewußtseins in den humanen Geistern sogar lebten, die in den kosmopolitischen Gefühlen des achtzehnten Jahrhunderts befangen waren. Daß mit der werdenden Sittlichkeit des Christenthums ein gewaltiger Schritt nach vorwärts gethan war, stand weder für Goethe noch für Schiller in Zweifel. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus würde die Sätze gewiß scharf tadeln, die Goethe unter seine Sprüche in Prosa aufnahm: „Jüdisches Wesen: Energie der Grund von Allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriethe, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches." Und er würde noch viel strenger wohl mit Schiller ins Gericht gehen, der die hebräische Nation nur „als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kosthares aufbewahrt worden", schätzen wollte und der weiter schrieb: „Wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch ist, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte." Wenn das am grünen Holze der aufgeklärtesten Humanisten geschah, so darf man sich nicht darüber wundern, daß ein Mann, der 1815 in einem märkischen Junkerhause geboren war, über das Gesetz von 1812 nicht hinausgehen und „als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs" einen Juden denken wollte. Säßen heute in den Parlamenten nicht schlimmere Judengegner, dann könnte in Israel tiefster Friede sein.

Nach dieser ersten Rede hat Bismarck sich öffentlich und ausführlich nie wieder über die Judenfrage ausgesprochen; nirgends, auch in seinen bisher bekannten Briefen nicht, findet man die Spur antisemitischer Regungen und mit Recht konnte neulich Herr Stoecker darüber klagen, daß er vom früheren Kanzler nie ein Wort gegen die Juden gehört habe. Unter dem Ministerium Bismarck fielen 1869 die letzten Schranken der Emanzipation, nachdem der Deichhauptmann zum Staatsmann geworden war und bei Bleichröder für seine nationalen Pläne ein

Hosted by Google

rascheres Verständniß gefunden hatte als bei den Ariern der Opposition. Schon vorher hatte der Ministerpräsident der Alliance Israélite in Paris und der jüdischen Gemeinde in Berlin für die bedrohten rumänischen Juden den Schutz zugesagt, „welchen sie in anderen Ländern, in denen die Legislatur auf den Prinzipien der Humanität beruht, genießen." Die Ubiquität des Genies, von der Goethe einmal spricht, zeigte sich bei Bismarck auch darin, daß er sich bei dem vergeblichen Bemühen, im Mittelpunkt Europas die Juden wieder unter ein Fremdenrecht zu zwingen, nicht aufhielt und sofort erkannte, welche Vortheile die Vermischung zweier Rassen gerade im status nascendi des Reiches bringen konnte. Uebrigens drängten die nationalen Aufgaben so gewaltsam vorwärts und so nothwendig wurde das Zusammenfassen aller vorhandenen Kräfte, daß zu unfruchtbaren Erörterungen wenig Zeit blieb und die Judenfrage erst wieder lebendig wurde, als zwischen den großen Schöpfungen dieser stolzen Epoche — der Begründung des Reiches, dem Kampf gegen Rom, der wirthschaftlichen und der sozialen Reform — die erste Pause entstand.

In den kirchenpolitischen Kämpfen, die ihm durch das vatikanische Konzil, durch die politische Strebsamkeit einzelner Bischöfe, durch die päpstliche und polonisirende Haltung der katholischen Abtheilung im Kultusministerium und durch das Drängen des Centrums nach der Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft aufgezwungen worden waren, hatte Fürst Bismarck bei dem von Kleist-Retzow berathenen Theil der konservativen Partei nicht die Unterstützung gefunden, die er erwarten durfte, und da die kaum konsolidirten Zustände des neuen Reiches ein Zaudern und Kompromittiren nicht vertrugen, nahm er die Hilfe, wo er sie fand, von den Nationalliberalen, bei denen damals noch Lasker und Bamberger den Ton angaben. Umsonst war diese Hilfe nicht zu haben; eine ganze Reihe von Gesetzen mußte bewilligt werden, die man für liberal hielt, bis man als ihren Zweck die Wegbahnung für die Schlittenfahrt des mobilen Kapitals erkannte. Der Krach von 1873, der, ganz wie jetzt Panama, die Verführten schlimmer als die Verführer bestrafte und der unter Laskers Führung zu einem Kreuzzug gegen das Junkerthum ausgenutzt wurde — Bleichröder rettete mit seinem Gelde damals einige Herzöge —, hatte den Unmuth der produzirenden Stände geweckt, und ihre Unzufriedenheit

Hosted by Google

wuchs, als sie sahen, wie auf die Gesetzgebung die Vertreter des Bank- und Börsen-Liberalismus entscheidenden Einfluß übten. Das Nationalgefühl war mächtig erstarkt, die Nachkommenschaft des Herrn Chauvin versuchte, auch in Deutschland heimisch zu werden, und da bei mancher unsauberen Manipulation an der Börse und in der Presse jüdische Hände im Spiele waren, da auch sonst jüdische Elemente sich unangenehm in den Vordergrund schoben, lenkte der ganze Haß der bedrängten Edelleute, Handwerker, Arbeiter und Bauern sich auf das Judenthum, das, weil man irrthümlich ihm die Fehler und unerfreulichen Eigenschaften des ohne greifbare Waare und ohne technische Erfahrung wirthschaftenden reinen Kapitalismus aufbürdete, nun zum ersten Male als eine soziale und sittliche Gefahr erschien. Damals begann das Toben gegen die „Goldene Internationale", das von Willmanns und Glagau jetzt auf den Ahlwardt gekommen ist. Nicht der Reichskanzler hatte diesen im Ton neuen Antisemitismus geschaffen, sondern die Partei, die ihm als Entgelt für ihre politische Unterstützung die Zustimmung zu ihren manchesterlichen Grausamkeiten abverlangte. Wenn das baare Geld auf dem Thron sitzt, muß für die Unzufriedenheit immer der Jude die Zeche zahlen, weil er den Massen der zunächst erkennbare Repräsentant der Geldherrschaft ist.

Es kam der wirthschaftliche Umschwung von 1879 und mit dem Ermatten der politischen Kämpfe bereitete sich die soziale Gliederung der Parteien vor. Die alten Namen blieben; im achtundvierziger Sinne aber war, mit geringen Ausnahmen, Alles liberal geworden und das konservative Bestreben, das neue Gebäude des Reiches erhalten zu sehen war, mit Ausnahme der annektirten Landestheile und der welfisch engagirten Abgeordneten, auch Allen gemein. Seitdem kann man für die Parteinamen konservativ, nationalliberal, freisinnig getrost die Vertretungen des Grundbesitzes, der Industrie und des beweglichen Kapitals setzen, ohne sich darum zu bekümmern, daß pastorale und professorale Einflüsse da oder dort noch sich geltend machen. Es ist nicht das kleinste Verdienst Bismarcks, daß er diese neue Gliederung früh erkannte und bemüht war, durch die Vereinigung der produzirenden Stände die Möglichkeit zu schaffen, gegen den Doktrinarismus und die gesammte Manchesterheit für den darbenden Staat Geld und für die soziale Noth Linderung zu finden. Diese Umbildung der Parteien nach sozialen und wirthschaftlichen Gliede-

Hosted by Google

rungen aber trieb die Juden in die Opposition; ihrer ganzen Entwickelung nach waren sie überwiegend in den Handelsstand gedrängt worden und sie sträubten sich nun, einer Politik zu folgen, die mit Entschiedenheit für den Schutz der nationalen Produktion eintrat. Die Mehrheit der jüdischen Bürger schwenkte zur freisinnigen Partei ab, die gegen die Schutzzölle wetterte und den Zins nur gelten ließ, den Schutzzoll des Kapitals, dem sie jedes hemmende Hinderniß aus dem Wege zu räumen versuchte. Allmählich erst, als die Kapitalien sich in immer wenigeren Händen aufgehäuft hatten und die Proletarisirung vorgeschritten war, als mit dem Interesse auch der Glaube an manchesterliche Weisheit entwich, wurden durch den jüdischen Nachwuchs dann auch die Schlachtreihen der Sozialdemokraten gefüllt.

Die Thatsache ist für die Beurtheilung der ganzen antisemitischen Bewegung bemerkenswerth. So lange politische Gruppirungen im Vordergrunde standen, vertheilten die jüdischen Intelligenzen sich auf alle Parteien; das beweisen die Namen Disraëli, Lassale, Crémieux, Goschen, Gambetta, Lasker, Fould, Bamberger, Raynal u. A. In dem Augenblick erst, wo die soziale Gliederung sich vollzog und der wirthschaftliche den politischen Liberalismus ablöste, verschwanden die Juden aus den konservativen Parteien: die Besitzenden, um als Vertreter des internationalen Handels zu Cobden zu schwören, die Proletarisirten, um mit Karl Marx wirthschaftliche Mathematik zu treiben. Die staatliche und die religiöse Gemeinschaft trat zurück vor den erwachenden Klassengefühlen; auf der einen Seite wurde das Kapital als der modernste Kulturträger gepriesen, auf der anderen Seite wurde es als der Todfeind jedes sozialen Fortschrittes verdammt; und nur darin fanden Sems feindliche Söhne sich zusammen, daß sie jedem Schutz der nationalen Gütererzeugung widerstrebten, weil die Kapitalisten einen bequemen und schrankenlosen Umtausch von Waaren und Geld als ihr Ziel ansahen, und weil die Antikapitalisten, in bewußtem Internationalismus, sich um die Lebensmöglichkeiten der Besitzenden nicht kümmerten und nur auf die Bereitung der proletarischen Herrschaft ihre Absicht lenkten. Diesen fortwirkenden Klassengefühlen kann man ruhig die Sorge überlassen, mit dem sozialen Begriff des Semitismus fertig zu werden.

Zunächst aber mußten die Juden für die Sünden des wirthschaftlichen Liberalismus büßen. Die Jahre von 1880 an brachten

Hosted by Google

die ersten antisemitischen Vorstöße, die bald bis zu offenen Gewaltthätigkeiten in pommerschen und westpreußischen Städten führten. Petitionen forderten das Verbot der jüdischen Einwanderung und die Ausschließung der Juden von allen obrigkeitlichen Stellungen. Die Regirung erklärte, sie werde an der Gleichberechtigung aller Staatsbürger nicht rütteln lassen, der Minister des Innern rief die Behörden gegen die antisemitischen Ausschreitungen auf, denen auch Fürst Bismarck, in einem Gespräch mit einem jüdischen Geschäftsfreund, seine Mißbilligung nicht verhehlte. Das geschah, obwohl die antikapitalistische Bewegung nur durch das Ventil des Judenhasses so gemildert werden konnte, daß sie vor dem Einmünden in die Sozialdemokratie bewahrt blieb, und obwohl die klügste und zäheste Opposition, die der Regirung entgegentrat, von Juden ausging oder doch finanziell unterstützt wurde. Der Reichskanzler hätte damals für eine judenfeindliche Politik eine begeisterte Mehrheit gefunden, aber er war zu gewissenhaft und zu weitblickend, um nach Erfolgen zu haschen, die nach ihm die Sündfluth herbeiführen mußten. Kurzsichtige Antisemiten mögen ihm daraus einen Vorwurf machen; wenn seine unanständigen und würdelosen Gegner ihn aber mit ihren Fälscherkünsten zum Nährvater der Judenhetze machen wollen, so geschieht das nur, um die eigene schwere Schuld zu verbergen. Die rücksichtlose Vertretung der Interessen des mobilen Kapitals hat das Erstarken des Antisemitismus verschuldet, der zu ihr sprechen darf: Nur weil Du warst, ward auch ich.

Seit Bismarck fortgeschickt worden ist, giebt es im Deutschen Reich keine produktive Politik mehr und die natürliche Folge der müßigen Unruhe und Unzufriedenheit, die seitdem epidemisch umgehen, ist die Aera Ahlwardt, die Aera des antisemitischen Sports, der für die feiernde Kraft eine Entladung sucht. Eine gebieterische Persönlichkeit, deren Worten das Land lauscht, wäre mit dem unbeholfenen und von begreiflichem Größenwahn bethörten Rektor schnell fertig geworden, auch ohne gerichtliche Sprüche und parlamentarische Kommissionen. Wenn heute die Judendebatten einen so breiten Raum einnehmen, daß man fast glauben möchte, es handele sich hier um die wichtigste Frage im Leben des Reiches, so geschieht das nur, weil von allen Seiten die Unzufriedenheit einen Ausweg sucht, den ihr diese Debatten nun zeigen. Ein nebliger Servilismus liegt über dem Lande, mit den

Hosted by Google

Machthabern mag es Niemand verderben: da ist, ut aliquid fiat, der Kampf für und gegen die Juden eine angenehme Abwechselung, die Lärm macht und die Menge lockt und an der man sein Müthchen kühlen kann. Es steckt ein gutes Stück Feigheit in diesem Geheul, das immer lauter wird, um die Sorgen zu übertönen, von denen unser Volk heimgesucht wird und deren Nothrufe die Herren Vertreter doch nicht hören möchten. Seit dem Jahre 1890 sind wieder politische Fragen von solcher Bedeutung entstanden, daß nur gewissenlose Aerzte sich noch immer bei der mixtura gummosa aus den anti- und philosemitischen Apotheken aufhalten können, um dem Kranken den Glauben beizubringen, daß das Heilverfahren schon eingeleitet sei.

Fürst Bismarck ist niemals der Mann der Vertuschungen und Leisetretereien gewesen. Er hat um den Beifall der Antisemiten so wenig wie um den der Philosemiten gebuhlt und er macht kein Geheimniß daraus, daß er auch heute zu keiner der beiden Parteien sich gesellen kann. Er glaubt, daß gewisse jüdische Eigenschaften, namentlich auf dem für den Deutschen schwierigen Gebiet der Finanzwirthschaft, dem germanischen Geist nützlich sein können, wenn dieser sich nicht von ihnen überwinden läßt. Er sieht keine Möglichkeit, die Juden, die einmal da sind, auf gesetzlichem Wege wieder wegzuschaffen, deshalb wünscht er die Stärkung der produktiven Stände und erwartet im Uebrigen von der allmählichen Vermischung und Kreuzung der Rassen gute Resultate. Die Beharrlichkeit aber, mit der hier die Juden und dort die Antisemiten als die allergefährlichsten Feinde des Reiches ausgegeben werden, während an mancher entscheidenden Stelle das Gefühl der ernsten Verantwortlichkeit fehlt, während das Polenthum, stolz auf seinen zu überraschenden Ehren gelangten Ledochowski, kühner das Haupt erhebt, während der Freihandel neue Hoffnungen schöpft und Centrum und Sozialdemokratie sich zu vergnüglichen Mahlzeiten rüsten, erinnert ihn, wie er im Privatgespräch neulich sagte, an das Gebahren eines Mannes, der, weil er mit den ihn umringenden Raubthieren nicht anzubinden wagt, seinen Heldenmuth an einem Mückenschwarm austobt.

Hosted by Google

Der Militär-Strafprozeß.

Nachdem ich in Nr. 29 der „Zukunft" die Frage der Oeffentlichkeit beim militärischen Gerichtsverfahren erörtert habe, wende ich mich seiner Reformfähigkeit zu. Ich will nur persönliche, aus hunderten von Gerichtssitzungen darüber gewonnene Ansichten niederlegen. Vielleicht tragen sie etwas bei zur Berichtigung weit verbreiteter, aber falscher Auffassung über das militärische Gerichtsverfahren, vielleicht ist es auch für Andere nicht ohne Interesse, gerade die aus langjähriger Praxis geschöpften Gedanken eines Truppen-Offiziers über diesen Gegenstand zu vernehmen, auch wo sie nicht getheilt werden.

Ich will zuerst den Gang eines Militärgerichts skizziren, wodurch am klarsten seine Vorzüge und Mängel hervortreten.

Der Soldat wird noch heute von Soldaten gerichtet. Das Richterpersonal besteht — von seltenen, gesetzlich geregelten Fällen abgesehen — aus 5 Klassen. Die erste Klasse bildet der Vorsitzende des Gerichts allein; die vier andern Klassen bestehen aus je 2 bezw. 3 Personen gleichen Ranges. Das Personal der untersten (5.) Klasse hat den gleichen Rang wie der Angeklagte.

Vor Beginn der Verhandlungen wird der Angeklagte befragt, ob er gegen irgend einen der Richter etwas einzuwenden habe, d. h. ob er glaube, daß irgend einer von ihnen nicht unbefangen genug sei, um unparteiisch über ihn Recht sprechen zu können. Mir ist es nie, auch nicht bei böswilligen Angeklagten, vorgekommen, daß dieser Einwand erhoben wurde.

Nunmehr werden die Richter vereidigt. Der Eindruck, den die Feierlichkeit und Förmlichkeit des Eides, namentlich bei jüngeren Richtern, hervorruft, ist unverkennbar.

Nach einfacher Verlesung der Akten tritt der Angeklagte, wenn er erklärt hat, nichts Neues mehr anführen zu können, ab; der Auditeur formulirt dann erst unter Durchnahme der Akten seine Strafanträge.

Nachdem noch etwaige Zweifel aufgeklärt sind, und wenn der Gerichtshof sich nicht für inkompetent erklärt oder Vervollständigung der Akten

Hosted by Google

beantragt — beides ist sehr selten —, treten die Klassen für sich zur geheimen Berathung über die erste Frage: „Ist der Angeklagte der ihm zur Last gelegten Vergehen überführt worden?“ zusammen. Jede folgende Frage wird in gleicher Weise berathen, nachdem das Ergebniß der vorhergegangenen Frage durch Stimmabgabe festgestellt ist. Die Klassen geben ihr Votum stets von unten herauf nach einander ab. Die Frage wird nach der Mehrheit der Klassen entschieden. Erklären sich drei oder mehr Klassen für „schuldig“, so müssen auch die abweichenden Klassen die nachfolgenden Fragen auf Grund dieses Verdikts weiter verhandeln. Ist eine Klasse unter sich nicht einig, so gilt als Klassenvotum das dem Angeklagten günstigere Votum.

In mindestens 80 Fällen von 100, besonders bei rein militärischen Vergehen, liegen die Sachen so klar und durchsichtig, daß die Schuldfrage einstimmig bejaht wird. Liegen mehrere Anschuldigungen vor, so wird der Angeklagte häufig der einen schuldig, anderer nichtschuldig gesprochen. Er selbst bekennt sich in den meisten Fällen schuldig und bittet nur um milde Strafe. Wirkliche Zweifel entstehen nur in den selteneren komplizirteren Fällen und betreffen überwiegend bürgerliche Vergehen. Hier entscheidet, wie gesagt, die Klassen-, nicht die Stimmen-Mehrheit.

Nachdem die Schuldfrage bejaht ist, wird die zweite Frage berathen: „Soll die vorgeschlagene Strafart oder welche stattfinden, d. h. sollen die Vergehen nach den vorgeschlagenen Gesetzesparagraphen oder nach welchen sonst beurtheilt werden?“ Da nur sehr selten der eine oder der andere Richter eine genauere Gesetzeskenntniß besitzt, so wird diese Frage meist und wie selbstverständlich bejaht.

Nachdem noch die Frage nach mildernden Umständen entschieden ist, wird endlich das Strafmaß festgesetzt. Dieses wird sehr häufig von den Klassen sehr verschieden bemessen. Die endgiltige Zeitdauer der Strafe wird nicht nach dem Durchschnitt der verschieden angegebenen Fristen aller Klassen berechnet, sondern in der Art bestimmt, daß die längste Frist zu der nächst niedrigeren und bezw. mit dieser wieder zur folgenden nächstniedrigeren Frist heruntergerechnet wird, bis das von einer Klasse ausgesprochene Zeitmaß die Majorität erhält.

Bei der Bestimmung des Strafmaßes durch die einzelnen Klassen zeigt sich zuweilen eine Schwierigkeit, die erst durch Eingreifen des Präses oder Auditeurs — oft nicht ohne Mühe — beseitigt werden kann. Es sträuben sich zuweilen einzelne Richter oder Klassen, innerhalb des vom Gesetz gelassenen Spielraums zu erkennen, namentlich kommt das vor, wenn das erste Votum dieser Klasse auf „Nichtschuldig“ gelautet hat. Zum Beispiel: die 5. Klasse, die ihr Votum zuerst abgiebt, hat den Angeklagten für nicht-

Hosted by Google

schuldig, die andern vier Klassen ihn für schuldig erklärt. Die 5. Klasse ist also überstimmt und muß in den weiteren Abstimmungen den Angeklagten als Schuldigen ansehen, bejaht daher auch wie die andern Klassen die folgende Frage, ob der angezogene Gesetzesparagraph bei der Strafausmessung untergelegt werden soll. Angenommen nun, der Paragraph setze die Strafe auf 1 bis 10 Jahre Festungshaft fest, die 5. Klasse aber, die den Angeschuldigten eigentlich für unschuldig hält, ihn aber nun doch verurtheilen muß, sucht mit ihrem Gewissen ein Kompromiß zu schließen und erkennt ihm nur 6 Monate zu. Es ist dann oft schwer, die Leute, die von ihrem Recht als Richter eben so durchdrungen sind wie von ihrer Pflicht, davon zu überzeugen, daß dieses Verfahren ungesetzlich und daher unzulässig ist, daß sie, was ihnen völlig frei steht, zwar auf das Minimum der angedrohten Strafe, das heißt hier auf 1 Jahr, aber nicht auf weniger erkennen dürfen.

Sollte solche juristische Belehrung auch einmal von einzelnen falsch aufgefaßt werden, so muß doch jeder gemeine Soldat von nur einigem gesunden Verstand, der mehrfach als Richter hinzugezogen ist, unbedingt wenigstens ein Gefühl davon bekommen haben, mit welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit jede auch nur indirekte und unbeabsichtigte Beeinflussung seines Urtheils vermieden wird. Auch die Form der Urtheilssprechung wahrt diesen Grundsatz aufs strengste: jede Klasse berath abgesondert für sich; erst wenn alle Klassen über ihr jedesmaliges Votum schlüssig geworden sind, wird dieses von unten herauf abgegeben. Es wird also vermieden, daß die untere Klasse den Beschluß einer höheren Klasse früher erfährt, ehe sie ihr eigenes Votum abgegeben hat, damit sie nicht, wenn auch unbewußt, durch das Votum ihrer Vorgesetzten sich in ihrem eignen beeinflussen lasse. Diese Art der Votumabgabe unterscheidet sich wesentlich, aber sehr zu ihrem Vortheil, von der Berathung der Geschworenen und auch der Schöffen, bei der einer Beeinflussung der schwächeren durch die überlegneren Charaktere direkt freier Spielraum gelassen ist, deren entscheidende Einwirkung man denn auch nicht selten aus dem Schiedsspruch erkennen kann.

Was mithin die völlige Freiheit und Unabhängigkeit der Richter betrifft, so kann wohl gerade das militärische Spruchverfahren musterhaft genannt werden. Aber in anderer Beziehung sind Einwände gegen das Verfahren überhaupt zu erheben.

Es giebt Stand- und Kriegsgerichte. Diese ominösen Namen erfüllen die Phantasie des Laien mit schreck- und geheimnißvollen Vorstellungen, die durch den feierlichen großen Apparat, der zu jedem solchen Gericht in Bewegung gesetzt wird, noch unterstützt werden. Denn auch zu der einfachsten Sache, wo es sich höchstens um ein oder einige Tage

Hosted by Google

Haft oder Arrest handelt, werden stets 5 Richterklassen mit mindestens 9 Personen aufgeboten.

Wenn man bedenkt, daß in den weitaus meisten Fällen der Thatbestand ein so überaus klarer und einfacher ist, daß der Angeklagte sich selbst für schuldig bekennt, zuweilen sogar, wenn in anderer Garnison befindlich, auf persönliches Erscheinen vor Gericht verzichtet, daß es sich ferner in den meisten Fällen um geringe Freiheitstrafen handelt, in denen aber, wo längere auf dem Spiele stehen, doch meist nur das Maß, selten aber die Art der Strafe einem gewissen Zweifel unterworfen ist, so kann man nicht umhin, den bisherigen großen Bedarf an Richtern geradezu für Vergeudung zu halten. Man muß es aus Erfahrung als Truppenoffizier wissen, wie störend der höhere Gerichtsdienst in größeren Garnisonen, wo er fast ausschließlich abgehalten wird, in den Truppendienst eingreift. Namentlich die Hauptleute und Lieutenants werden durch ihn in ganz ungeahnter Weise dem Frontdienst entzogen, der doch immer steigende Ansprüche an alle physischen und geistigen Kräfte der Offiziere stellt.

Diese Nothlage hat schon zu dem bedenklichen Aushilfsmittel geführt, den Beginn der Gerichtsverhandlung auf eine späte Vormittagsstunde zu legen, damit das Richterpersonal dem Dienst möglichst wenig entzogen wird. Es tritt dann, nach stundenlangem anstrengendem Frontdienst, als Gerichtshof vielleicht zu sehr wichtigen, schweren Entschließungen zusammen. Darf man sich da wundern, wenn die jungen Leute während der Verhandlung ihre ganze Energie aufbieten müssen, um ihrer Erschöpfung nicht zu unterliegen, von der Verhandlung selbst aber wenig in sich aufnehmen, sich auf den Auditeur verlassen und am Schluß seinen Anträgen ohne viel eigenes Verständniß lediglich zustimmen, besonders wenn der Fall etwas komplizirter ist?

Hier ist eine Aenderung ganz unumgänglich nöthig. Sie ist aber nur möglich, wenn die Offiziere und auch die Unteroffiziere in viel, in sehr viel geringerem Umfang vom Gerichtsdienst in Anspruch genommen werden.

Auch zu jedem kleineren Verhör wird ein Offizier — manchmal zwei — als Beisitzer kommandirt. Und die einfachste Untersuchungsache erfordert mehrere Verhöre, die oft ins Unbegrenzte steigen. Zuweilen muß ein Infanterie-Regiment 2, 3 auch 4 Lieutenants gleichzeitig zu diesem Zweck stellen; häufig wird ein Offizier durch Wochen, ja Monate fast täglich durch die selbe Untersuchungsache dem Frontdienst entzogen! Ich muß gestehen, daß mir während meiner ganzen Dienstzeit ein Verständniß für die durchaus stumme Zuhörer-Rolle des beisitzenden Offiziers nicht aufgegangen ist. Man spricht davon, der Offizier solle das militärische Interesse dabei vertreten. Was heißt das, wenn ein anderer Offizier oder

Hosted by Google

ein Auditeur die Untersuchung führt? Soll der junge Offizier den Auditeur überwachen? Soll er überhaupt nur als Zeuge für die Richtigkeit des geführten Protokolls dienen? Und muß das gerade ein Offizier sein?

Die Bestimmung eines Lieutenants, die heute alle seine Kräfte schonunglos in Anspruch nimmt und die in Zukunft wahrlich nicht leichter werden wird, ist doch eigentlich eine andere.

Ein zweiter Mangel des militärischen Prozeßverfahrens liegt in dem gar zu jugendlichen Alter eines großen Theils der Richter, zumal diese nicht blos über die Schuldfrage zu entscheiden, sondern außerdem noch das Strafmaß zu bestimmen haben. Nicht selten haben drei von fünf Klassen kaum oder wenig das zwanzigste Lebensjahr überschritten. Es ist unbedenklich zuzugeben, daß die Jugend der Richter die ernste Auffassung von ihrer Pflicht eher schärft als schwächt; aber eben so wenig kann bestritten werden, daß die impulsive Jugend leicht zu Uebertreibungen neigt. In jedem andern Gerichtsverfahren ist deshalb auch für Richter, Schöffen und Geschworene eine minimale Altersgrenze festgesetzt. Und die militärische Erfahrung lehrt, daß die jüngeren Richter über rein bürgerliche Vergehen des Angeklagten streng, auffallend streng, fast immer härter als die älteren Richter, urtheilen.

Will man hier wirkliche Abhilfe schaffen, so wird nichts übrig bleiben, als von dem altgermanischen Grundsatz, der Angeklagte solle von seinen Standes- und Ranggenossen gerichtet werden, mindestens in Bezug auf die gemeinen Soldaten abzuweichen und sich damit zu begnügen, ihn von Standesgenossen richten zu lassen. Der Soldat kann dabei nur gewinnen, namentlich bei verwickelteren Prozessen, für die die Durchschnittsintelligenz der Gemeinenklasse oft kaum weiter reicht, als den Vorschlägen des anklagenden Auditeurs blindlings zuzustimmen.

Die bisher berührten Mängel können aber nach meiner persönlichen Ueberzeugung mit leichter Mühe und vollständig abgestellt werden, wenn man sich nur der dazu vorhandenen Mittel bedienen will.

Warum sollen nicht die inaktiven Offiziere, die in jeder größeren Garnison zahlreich vorhanden sind und immer noch anwachsen, den aktiven Offizieren die Hauptlast des Gerichtsdienstes abnehmen? Die einen würden dadurch nicht mehr ihrer eigentlichen Bestimmung in so bedenklicher Weise entzogen werden, die andern fänden eine den meisten von ihnen sehr erwünschte Thätigkeit, die das öde Gefühl ihrer plötzlichen Ueberflüssigkeit einigermaßen paralysirte. Sie werden sich nur freuen, wieder einen bestimmten Zweck zu haben, eine Pflicht erfüllen zu können. Kann man sich besseres Material für die Militärgerichte wünschen als die inaktiven Offiziere, die mit der Intelligenz, mit reifem Urtheil und Erfahrung, Fachkenntniß und soldatischen Geist verbinden?

Hosted by Google

Mit ähnlichem Nutzen könnten ausgediente, befähigte Unteroffiziere die Stellung subalterner Justizbeamter, wie Aktuare u. s. w., ausfüllen, wobei der jetzige ungeheure Verbrauch von Lieutenants als Beisitzer zu den vielen Verhören hinfällig würde, zum großen Vortheil des Königlichen Dienstes.

Ein weiterer Einwurf, den man dem jetzigen Verfahren machen kann, ist, daß das juristische Element unter den Richtern gar nicht vertreten ist. Das macht sich zwar selten, aber doch zuweilen recht fühlbar, wenn den Klassen die Frage vorgelegt wird: „Sollen die Vergehen nach den vorgeschlagenen Paragraphen oder nach welchen sonst beurtheilt werden?“ Soll die Frage mehr als eine Form sein, so muß einige Gesetzeskunde unter den Richtern vertreten sein. Da das jetzt nicht der Fall ist, wird sie fast ausnahmelos ohne Weiteres bejaht.

Immerhin ist unter Umständen eine verschiedene Auffassung über die Vergehen möglich, und das Rechtsgefühl verlangt, daß diese Zweifel im Interesse des Schuldigen, dem sie vielleicht zugut kommen, in die rechte Beleuchtung gerückt und erörtert werden. Man kann einwenden: das geschieht auch; der Auditeur erörtert nicht blos die Paragraphen, deren Anwendung er in Vorschlag bringt, sondern auch alle, die auf den Fall zutreffen könnten. — Allerdings! vorausgesetzt, daß ihm nicht selbst solch ein Paragraph entgangen ist! Die Erfahrung lehrt, daß dieses möglich ist.

Daraus soll und kann dem Auditeur kein Vorwurf gemacht werden, nicht einmal daraus, daß er die Paragraphen, auf die er seinen Strafantrag gründet, eingehender beleuchtet, als diejenigen, die er auch noch als vielleicht zutreffend heranzieht, von deren Anwendung er jedoch absehen zu müssen glaubt. Niemand wird seine Gewissenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit anzweifeln wollen, aber — er bleibt doch immer nur Mensch. Von den dreifachen, sich selbst widersprechenden Rollen — er ist Untersuchungsrichter, Ankläger und Vertheidiger zugleich — überwiegt die Rolle als Ankläger, denn wenn er nicht von der Schuld des Angeklagten überzeugt wäre, würde es überhaupt nicht zur Gerichtsverhandlung kommen.

Eine angemessene Mischung der Richter aus Offizieren und Juristen, bei der immerhin das militärische Element überwiegend vertreten sein kann, würde wesentliche Vortheile haben und das öffentliche Vertrauen in die juristische Wohlabgewogenheit des Urtheils stärken.

Ich komme nun zu zwei rein juristischen Bedenken, die sich zwar nur bei den selteneren, schwierigeren Fällen geltend machen, die aber nach meiner Empfindung am Dringendsten einer Reform bedürfen.

Sehen wir uns den Gang der Verhandlung eines verwickelten Prozesses näher an.

Hosted by Google

Der Gerichtshof ist zusammengetreten; der Angeklagte hat keine Einwendungen gegen die Richter erhoben; die Richter sind vereidigt worden. Jetzt beginnt die Vorlesung der Akten. Diese sind vielleicht so umfangreich, daß ihre einfache Vorlesung Stunden erfordert; sehr zahlreiche Zeugen haben ausgesagt; jeder Zeuge ist mehrmals, mancher oder viele sehr oft vernommen worden; einige haben ihre Aussagen öfters geändert, viele Zeugen widersprechen sich direkt in den wichtigsten Punkten, sie sind ohne Erfolg konfrontirt worden u. s. w. Keiner von den Zeugen ist zur Stelle, auch die wichtigsten nicht! Die Richter müssen aber unter ihren Aussagen wählen.

Nachdem die Akten ohne Unterbrechung und selbst mit Beschleunigung verlesen sind, wie sieht es da in den Köpfen der Richter aus? — Meist — ich spreche von schwierigeren Fällen — wüst und verworren. Der ältere oder intelligentere Theil der Richter, der einige Uebung hat, hat allenfalls den durch den Prozeß laufenden Faden verfolgen können; dem jüngeren oder weniger intelligenten Theil ist dieses vielleicht — um nicht zu sagen: „ganz sicher" unmöglich gewesen. Die Erinnerung an die Details wogt nebelhaft durcheinander.

Der Angeklagte hat auf Befragen nichts Neues mehr anzuführen; er erklärt sich nichtschuldig oder nur beschränkt schuldig.

Jeder Angeklagte hat das Recht, sich selbst zu vertheidigen, oder sich einen Vertheidiger zu wählen. Er macht — vielleicht instinktiv — sehr selten von diesem Recht Gebrauch, nicht einmal immer, wenn er sich für ganz oder theilweise unschuldig erklärt hat. Als Vertheidiger wählt er einen andern Auditeur oder einen Offizier, zu dem er besonderes Vertrauen hat. Die Vertheidigung kann abgelehnt werden.

Also ist doch der ihn anklagende Auditeur nicht zugleich sein Vertheidiger!? In der Praxis sein einziger, soweit er sich dazu in seinem Gewissen gedrungen fühlt.

Die Vertheidigung kann mündlich oder schriftlich geschehen. Im ersten Fall erhält nach Vorlesung der Akten ohne weitere Erörterung der Vertheidiger — wenn er sich selbst vertheidigt, also der Angeklagte — das Wort.

Dieser hält vor den Richtern, die nach dem einmaligen Anhören der Aktenhaufen mehr verwirrt davon sind, als daß sie sie wirklich aufgefaßt haben, seine Rede und wird von Richtern und Ankläger schweigend angehört. Nach Beendigung seiner oratorischen Leistung tritt er stolz, aber einfach ab und verläßt die Gerichtsstube, wo er nichts mehr zu thun hat.

Bei der schriftlichen Vertheidigung übergiebt der Vertheidiger bezw. der Angeklagte sein Schriftstück dem Auditeur und verläßt weniger stolz,

Hosted by Google

aber eben so entschieden die Gerichtsstube. Nach seinem Abgang liest der Auditeur den Richtern das Schriftstück seines — Gegners vor. Damit ist die Vertheidigung erledigt! Der Angeklagte ist gleichzeitig mit dem Vertheidiger abgetreten.

Nun erst werden die umfangreichen Akten von dem Auditeur als Ankläger eingehender durchgenommen, ohne daß dem abwesenden Angeklagten oder Vertheidiger die Möglichkeit gegeben ist, auch nur durch ein Wort oder einen Blick gegen die Aufstellung oder Darstellung des Auditeurs zu protestiren oder die Aufmerksamkeit der Richter auf die eigene, in der Vertheidigung bereits vorher ausgesprochene Darstellung zurückzulenken. —

Der Auditeur beleuchtet die ihm wesentlich oder zweifelhaft scheinenden Punkte näher, kurzum — er begründet durch die Aktendurchnahme seine Strafanträge! — —

Auf wessen Seite liegt hier das entscheidende Uebergewicht?

Nach meiner Empfindung kann die mündliche Verhandlung für die einfachen, zweifelfreien Fälle und wenn der Angeklagte sich gleichzeitig schuldig bekennt — das sind wohl 80 Prozent aller Fälle — überflüssig sein; in der Minderzahl der Fälle jedoch, wo die Schuld oder die Größe der Verschuldung des Angeklagten zweifelhaft erscheint, ist die mündliche Verhandlung eine Forderung der einfachsten Gerechtigkeit, denn nur nach dem persönlichen Eindruck des Angeklagten und der Zeugen kann ihre Glaubwürdigkeit und Strafbarkeit zutreffend beurtheilt werden. Auch muß der Vertheidigung, die jetzt fast völlig werthlos ist, ein weit größerer Spielraum gewährt werden.

Hiergegen kann weder ein Bedenken wegen Vermehrung der Prozeßkosten aufkommen, noch das andere, daß durch die mündlichen Verhandlungen die Sitzungen derart verlängert werden müssen, daß das jetzige Richterpersonal in Rücksicht auf seine anderen Dienstpflichten sie nicht abhalten können. Dieses Bedenken würde auch einfach hinfällig werden, sobald inaktive Offiziere als Richter fungiren.

Die hier berührten Reformen bezwecken somit: Mündliche (nicht öffentliche) Verhandlung bei einem Theil der Strafprozesse; Trennung der Anklage von der Untersuchung; Regelung der Vertheidigung; Mischung des Richterpersonals aus Militärs und Juristen; Vereinfachung und Abstufung in der Zahl der Richter nach Schwere und Bedeutung der Strafsfälle; Festsetzung einer Minimalaltersgrenze für die Richter.

Derartige Reformen dürften im Interesse der ganzen Sache, des Angeklagten und des Königlichen Dienstes sein.

Hannover. Major C. Tottleben.

Hosted by Google

Der Kampf um Irland.

Ein englischer Staatsmann hat kürzlich behauptet, nicht zwanzig Mitglieder des Parlaments, mit Ausnahme der irischen Rebellen, billigten im Herzen die Politik Gladstones. Dafür gewinne dieser den Beifall aller auswärtigen Publizisten, die mit Hochgenuß die Zertrümmerung von Englands Machtgröße begrüßten. Im Fall eines Krieges werde ein selbständiges Irland allemal feindlich gegen England auftreten. Das scheint in der That um so wahrscheinlicher, als bekanntlich die französische Revolution in Irland ein Absteigequartier suchte, um von dort gegen das Inselland festen Fuß zu fassen. Die Expedition Hoches scheiterte nur an Zufälligkeiten, und Bonaparte wollte angeblich, ehe er nach Egypten ging, diesen Plan wieder aufnehmen. Rechnet man nun hinzu, daß die protestantische Bevölkerung von Ulster wehrlos dem Rachedurst der irischen Majorität ans Messer geliefert würde — und diese energische Bevölkerung verräth durch ihr kriegsbereites Auftreten ihre Abkunft von den puritanischen Eroberungsansiedelungen Cromwells —, so wird allerdings eine Durchführung des Home Rule immer bedenklicher. Die britische Geschichte lehrt, daß Irland stets ein Pfahl im Fleische blieb, wie sich bei jeder staatlichen Schwankung zeigte. Jeder Empörer rechnete von vornherein auf irische Beihilfe, und so streng der große Protektor den Abfall von der bürgerlich-protestantischen Republik bestrafte, so fand doch noch Jacob Stuart in Irland sein letztes Heer. Weit länger als die gälischen Hochschotten, denen es im Grunde nur auf politischen Vorwand für ihr altes gutes Raubrecht ankam, hielten die Irländer ihren Rebellentrotz gegen die protestantische Krone England fest. Der entsetzliche Blutverlust und die gänzliche Erschöpfung nach der großen irischen Revolution von 1799 lähmten wohl auf ein halbes Jahrhundert die Fähigkeit offener Empörung. Aber wie unausrottbar der Haß gegen die „Sachsen“ und die Sehnsucht nach befreiter Selbständigkeit in dem unglücklichen Lande lebt, das haben die letzten zwanzig Jahre bewiesen. Dem hartnäckigen Eifer, womit die Vertreter Irlands, durch Parnells kraftvolle Führung organisirt, ihren „Obstruktionismus“ durchzusetzen wußten, kann man die verdiente Anerkennung nicht versagen. Vom großbritannischen Standpunkt aus aber kann über Home Rule nur ein Urtheil herrschen: Das ist der Anfang vom Ende! Der Unabhängigkeiterklärung Irlands werden die Kolonien folgen, Canada und

Hosted by Google

Indien sind beide ohnehin bedroht und können dann nicht mehr gehalten werden, falls England seinen bisherigen unschätzbaren Vortheil eigener Insel-Unantastbarkeit durch die gefährliche Nachbarschaft eines von ihm selbst geschaffenen Todfeindes einbüßt. Dann fahr wohl, British Empire, Weltreich des britischen Löwenbanners! Man übersehe auch nicht, was noch nie erwogen zu sein scheint, daß die britische Söldnerarmee von jeher ihren Hauptbestandtheil aus Irland zog. Selbst die Einbuße für die Waffenmacht des vereinigten Königreichs dürfte also ungeheuer werden.

Wer die Engländer und auch nur ein wenig die Iren kennt, begreift vielleicht auch manche Härten der verhaßten Sachsen. Man nennt die Iren wohl die Polen des Westens, obschon der Vergleich politisch hinkt, da Irland weder getheilt und zerstückelt wurde, noch auch je eine bedeutende europäische Macht vorstellte, wie das einstige Reich des weißen Adlers von Preußen bis Smolensk und Odessa. Die legendäre Vorgeschichte Erins, ehe es in die Hand der „falschen Sachsen" fiel, reicht nur in mythische Ferne zurück, wie etwa die Heldenmär der Walliser mit ihrer Artus-Tafelrunde. Doch dieser Bretonen ergreifende Dichterschreie über den Untergang ihrer Rasse und die gälische Mondscheinpoesie Ossians, so weit man sie als ungefälscht betrachten darf, haben bei ihren irischen Stammesgenossen nicht ihresgleichen. Dagegen quoll eine Fülle schwermüthiger Volksmelodien schon aus alter Zeit, zu welchen der irische Nationaldichter Thomas Moore den berühmten Text seiner „Irish Melodies" schuf. Aber Moore und alle andern hervorragenden Söhne der Smaragdinsel („the Emerald gem of the Western World") kann man nur indirekt als Iren ausgeben. Er, wie Sheridan und Swift, wie Wellington und die Redner Grattan und Curran, waren eben englischer oder höchstens gemischter Abkunft. Nicht minder die Martyrheiligen der Nation, Lord Fitzgerald und der junge geniale Robert Emmet, dieser St. Just der irischen Revolution. Das eigentliche irische Volk hat noch keine bedeutende Persönlichkeit hervorgebracht. Nichtsdestoweniger besitzt es gerade jene Eigenschaften, die das gemischte Charakterbild seiner halb-englischen Schriftsteller ausmachen. Der Irländer begeistert sich hingebend: so Moore, der verhätschelte Salonpoet der Londoner Cirkel, für den Rebellen Emmet und Irlands Leid; so Sheridan in seiner berühmten Begum-Rede für die Unterdrückten Indiens. Aber zu einem thatkräftigen Lebenswandel, um seine Ideale wie ein englischer Puritaner zu verfechten, schwingt er sich niemals auf. Hat er Geld, so wirft er großmüthig damit um sich; im Uebrigen bezahlt er grundsätzlich nie seine Schulden und entrüstet sich über die materialistische Kaltherzigkeit des englischen Philisters. Moore und Sheridan balgten sich ihr Leben lang mit dem Gerichtsvollzieher, trotz reicher Einnahmen. Wie sollte

Hosted by Google

Paddy (des irischen Proletariers Spitzname) nicht treulich diesem vaterländischen Beispiel folgen, wo immer auf Erden er sich herumtreibt! Sheridan kam aus der Betrunkenheit nie heraus, der kleine Moore berauschte sich mehr in Champagner und erotischen Gefühlen; jedenfalls nimmt sich der Irländer, Hoch und Niedrig, den Vers Byrons zur Richtschnur: „The best of life is but intoxication!“ Mit einer Nation von Säufern ist aber politisch und wirthschaftlich nichts anzufangen. So finden sich denn in Swifts schonungloser Brutalität, so gern man sie mit dem Wahnsinnskeim dieses unglücklichen großen Mannes entschuldigen möchte, nur allzu nationale Anklänge an die barbarische Wildheit und Roheit des irischen Pöbels. Dieser war es, der in britischem Werbesold einst Wellingtons Fahnen mit Greueln sondergleichen befleckte; er ist es, der den Verbrecherauswurf Londons und New Yorks bildet, der alle Sträflingskolonien füllt; er ist es, der drüben in den Vereinigten Staaten die Korruption der Wahlkämpfe durch bestialischen Terrorismus steigert und hier würdig mit den andern Emanzipirten, mit den früheren Negersklaven, wetteifert. Doch freilich sollte solcher Vergleich uns stutzig und nachdenklich machen, ob wir nicht voreilig richten, ob die Schuld der Verderbniß nicht am Ende einfach auf die Zwingvögte zurückfalle.

Gleichviel, — mag auch tyrannische Mißwirthschaft das Meiste zu Irlands Versumpfung beigetragen haben, eine Schande bleibt es immerhin, daß diese zahlreiche und auf amerikanischem Boden sich stets vermehrende Race sich bisher durch nichts zu helfen wußte als durch gerührte Jeremiaden oder Fenier-Dynamitthaten, also durch Symptome, die nach Säuferwahnsinn schmecken. Das Klima Erins ist wahrscheinlich das beste der ganzen Welt, noch besser als das südenglische; im Freien kommt dort die Myrthe fort und der Boden des landschaftlich liebreizenden Inselllandes könnte bei rationeller Bewirthschaftung noch viel leisten. Die Frauen schmückt blendende Schönheit, die Männer erfreuen sich herkulischer Körperkraft. Obschon nur von Kartoffeln und Schnaps genährt, lachen sie mit unverwüstlicher Rothbäckigkeit dem Elend ins Gesicht. Aber ihren räuberischen fremden Herren die Zähne zu weisen, das vermögen sie nimmer. Man beleidigt die Polen durch den Vergleich mit den Iren. Jene fochten mannhaft wider drei Großmächte, wehrten sich immer aufs Neue gegen den fremdsprachigen Druck und dürfen daher heute noch singen: Noch ist Polen nicht verloren. Hingegen kämpft der Ire als Miethling gewiß tapfer auf dem Schlachtfeld — welcher Kenner englischer Kriegsgeschichte wüßte das nicht —, aber wo moralischer Muth eigener Initiative einsetzt, da versagt er. Wie kläglich scheiterte die irische Revolution Robert Emmets! Schwäche und Feigheit seiner Landsleute lieferten den jungen Helden ans Messer,

Hosted by Google

und als er das Schaffot bestieg, zeigte er ihnen den Kalvarienweg, den solche Lust zur Empörung und Verschwörung ohne feste Entschlossenheit allemal zu beschreiten hat. An 100 000 Menschen, sagt man, seien damals umgebracht, nach gesetzlichen Komödienspäßen, die an die scheußliche Scheinjustiz des Stuartschen Lord-Oberrichters Jeffrey oder an die summarischen Gerichtsverhandlungen des indischen Vizekönigs Warren Hastings erinnerten; denn ärgere Schandthaten und frechere Rechtsverletzungen, als das freie und gottesfürchtige Albion sie daheim und auswärts verübt hat, sah der Erdball noch nie. Wie verständnißvoll die Soldateska dabei ihre Aufgabe erfaßte, ergiebt die Prahlerei eines englischen Majors: in ganz Irland durfte sich keine einzige Frau spröde zeigen, denn das Bajonnet besiege alle Skrupel. Gedenkt man an Moores Loblied auf die Keuschheit der Schönen und die Ehrbarkeit der Sitten im alten Erin („Rich and rare were the gems she whore"), an das tiefinnige Gemüth und Familiengefühl, das wirklich beiden Geschlechtern trotz flatterhaften Leichtsinns eigen ist, so ahnt man die Last des Hasses, die sich durch solche nichtswürdige Handlungen der fremden Bedrücker aufspeichern mußte. Robert Emmets Braut, Sarah Curran, starb ihm nach, und Washington Irving, der geschmackvolle Yankee-Essayist, ließ sich diesen wirklichen Tod an gebrochenem Herzen nicht für eine reizende kleine Skizze entgehen. Moore aber sang:

O grabt ihr die Gruft, wo die Sonne verweilt,
Die verheißt einen lieblichen Morgen . .
Wie ein lächelnder Gruß sie vorübereilt
Von der heimischen Insel der Sorgen.

Ob Irland sein Home Rule verdient, ob England dadurch einen Todesstoß erleidet, das kann unbefangenen Zuschauern menschlich wohl gleichgiltig bleiben. Ethisch betrachtet, heischen so viele Versündigungen Englands eine Buße. Wir treten heute in eine neue Phase der Völker- und Menschenrechte. Die reinpolitische Staatsauffassung wurde von der Nationalitätfrage verdrängt und diese wieder von der sozialen Bewegung, die das Recht jedes Menschen verbürgen will. Die moderne Vernunft sucht die Größe einer Nation anderswo als in Erweiterung ihrer äußeren Machtsphäre. Besaß England auch nur Schottland und in gewissem Sinne Irland, als es Shakespeare erzeugte? Gab es ein zusammengeraubtes Weltreich, als ihm sein größter Herrscherheld Cromwell geboren wurde? Und Beide nur Genie-Spitzen einer ganzen gewaltigen Generation. Der Eroberer Indiens hingegen, Clive, war ein gar fragwürdiger Held, vom Schlage der Pizarro, endend in verzweifeltem Selbstmord. Neben dem Gründer britischer Meerherrschaft, dem stillen Gelehrten Blake, der erst in hohem Mannesalter die Studirstube mit dem Admiralschiff puritanischer Flotten vertauschte, macht

Hosted by Google

der kleine Seekönig Nelson nur eine traurige Figur; jeder Zoll ein Held unter den Donnern von Trafalgar, aber jeder Zoll ein bornirter brutaler Schuft als betrunkener Sklave der Metze Hamilton und Handlanger der Reaktionsorgie auf Sizilien. Als die Weltherrschaft der Adelsoligarchie ihren Zenith erreichte, erscholl aus ihrer eigenen Mitte der furchtbarste Aufschrei des Weltschmerzes, den die Erde je vernahm, und Lord Byron rief seinem Vaterlande zu: „Ist der Kerkermeister freier als der Gefangene?“ und die noch heute giltige Warnung: „O könntest Du nur so recht klar erkennen, wie Deinen großen Namen Haß verzehrt, wie alle Völker auf die Stunde brennen, die Deine Brust bloßlegen wird dem Schwert!“ Uebertriebene Macht und selbst übertriebener materieller Wohlstand trägt allemal den tötlichen Bacillus der Fäulniß in sich. So spricht man jetzt ganz offen vom „Krebs des Imperialismus“ in radikalen Kreisen und aus einer ergötzlichen Antwortserie der Fortnightly Review auf die Frage „Was Gladstone thun müßte“ leuchtet nur die Mißstimmung hervor, daß durch die irische alle andern dringenden Fragen daheim zeitweilig in den Hintergrund geschoben wurden. Im Uebrigen möchte man am Liebsten den ganzen Reichsgedanken zum Teufel jagen. Bleib zu Haus und nähre dich redlich, schafft aus England selbst ein mütterliches Heim für jeden Engländer, statt einer stiefmütterlichen Zwangsanstalt, und laßt die bisherigen Unterworfenen sich selbst regiren, auf daß unser Ausbeutungsystem nicht endlich gebührend bestraft werde! So klingt es deutlich in allen Tonarten wieder. Ja wahrlich, wir haben eine zu hohe Meinung von der unverwüstlichen Kulturkraft des knochenfesten Inselvolkes, um sie an pomphafte Herrschgelüste und eitlen Kriegsruhm gebunden zu wähnen. Auf die spöttische Bemerkung Napoleons, England nehme doch einen recht kleinen Raum auf der Weltkugel ein, erwiederte Fox: „Ja, auf dieser kleinen Insel werden die Briten geboren und hier wünschen sie alle zu sterben; aber von hier aus breiten sie sich über den ganzen Globus aus und umfassen ihn mit ihrer Macht.“ Anders, als solche chauvinistische Prahlerei es gemeint, wird dies Wort ewig wahr bleiben. Der Geist Englands wird immerdar die Kulturwelt umfassen von dieser kleinen Scholle aus, die ihm nie geraubt werden kann und die in unerschöpflicher Fülle beherzte Kulturträger erzeugen wird, wie sie von je gethan. Selbst in unserm Jahrhundert der kleinen Seelen sind seine Erfinder und seine Darwin noch dafür Zeugen. Und wer weiß, ob die harte Mutter aller Größe, die Noth und das Leid, nicht noch Ueberraschendes aus britischen Eichenherzen herausklopfen wird.

Karl Bleibtreu.

Hosted by Google

Moralpfaffenthum.

Es hat eine schlimme Bewandniß mit dem Fortschritte des Menschengeschlechts. Ich will ihn nicht leugnen, muß aber gestehen, daß unendlich viel von dem, was man als Fortschritt preist, nichts ist als eine neue, äußerlich verbesserte Auflage, eine moderne Einkleidung alter Dummheiten und Schlechtigkeiten. Verteufelt zäh sind eben die üblen Tendenzen der menschlichen Natur. Meint man, eine Thorheit sei nun endlich überwunden und weltgeschichtlich abgethan, — so hat sie sich nur gemausert und lebt lustig, sogar verjüngt, weiter.

Wähnen da z. B. viele aufgeklärte Leute, das Pfaffenthum sei eine ziemlich gebrochene Macht, seitdem wir nicht mehr als Hexen oder Ketzer verbrannt werden dürfen, mit jedem Tertianer über „Kraft und Stoff" diskutiren, unseren Egidy und Harnack, unsere Freidenkervereine und Gesellschaften für ethische Kultur haben. Leider ist das ein Irrthum. Heute giebt es Pfaffen in der Wissenschaft und Kunst, in der Politik und in der Moral. Die Moralpfaffen sind — wie der Berliner sagt — „die selbe Couleur in Grün" wie die Religionspfaffen, nur daß ihre Allüren und Schlagworte dem modernen Geiste mehr entsprechen.

Wo sie zu suchen sind? Sie bilden — von wenigen Berufsmoralisten abgesehen — noch keinen eigenen Stand. Sie sitzen allenthalben, wo moralisirt wird: in Kirche, Schule und Familie, im Parlament, in Vereinen und in der Redaktion, vielleicht in unserem eigenen Herzen.

Woran man den Moralpfaffen erkennt? Sein sichtbarstes Merkmal ist wohl sein autoritärer Charakter. Ich verstehe hierunter die Tendenz, durch psychische Mittel zu herrschen, Menschen nicht durch Vernunftgründe oder durch Appell an ihre freien Neigungen und Abneigungen zu bestimmen, sondern durch Mittel, die an die unvernünftige und sklavische Veranlagung sich wenden und folglich diese bestärken.

Das Gewissen ist dogmatisch wie der Glaube. Seine Satzungen sind unfehlbar und unabänderlich, sind „ewige Wahrheiten", der Kanon aller braven Leute. „Die Behauptung, daß es keine allgemein menschliche Moral gebe" — so heißt es in einem Programm-Aufsatz der Deutschen Ge-

Hosted by Google

sellschaft für ethische Kultur, — „ist eine Beleidigung, welche die Menschheit nicht hinnehmen darf, ohne eine Einbuße an gesundem Selbstgefühl und an dem Glauben an ihre Bestimmung zu erleiden." Also eine „Beleidigung" ists, die Dogmen des moralischen „Glaubens" theoretisch anzufechten. Ein verworfener Schuft, wer sie bricht! Ketzerei, an ihrer Richtigkeit auch nur zu zweifeln! Vermessenheit, das freche Wort „warum" zu entgegnen! Credo, quia absurdum!

Wer es nicht für möglich hält, daß Moralisten diesen Standpunkt einnehmen, der prüfe folgende Aussprüche zweier Ethiker, die von dem religiösen Pfaffenthum himmelweit geschieden zu sein glauben. Stanton Coit, Sprecher der South-Place Ethischen Gesellschaft zu London, sagt in seiner Schrift „Die ethische Bewegung in der Religion": „Wenn Jemand uns fragt: Warum sollte ich recht handeln? . . . . so mögen wir es schwierig finden, eine Antwort zu geben, die ihn befriedigt, — eben so wie, wenn ein Blinder uns fragt, was wir unter der Sonne und der Herrlichkeit ihrer Strahlen verstehen, wir es ihm nicht sagen können. . . Es giebt auch so etwas wie einen Mangel an moralischem Wahrnehmungsvermögen. Die Unwürdigkeit, die Verderbtheit der moralischen Natur, welche in der Frage liegt: „Warum sollte ich das Rechte thun? wird offenbar, wenn wir sie bestimmter fassen und fragen: Warum sollte ich für mein Kind sorgen? u. s. w. . . Wenn jemand eine solche Frage an uns richtet, so ziemt es uns, ihn zu bemitleiden und vielleicht zu verurtheilen, aber nicht, uns mit ihm in eine Erörterung einzulassen. . . Wenn jemand fragt: Warum sollte ich meine Mitmenschen lieben? so müssen wir sagen: Halt ein! Das ist eine Blasphemie gegen die Menschheit, und wir sollen sie nicht dulden, ohne gegen solche entartete Zweifelsucht Verwahrung einzulegen." Ist das nicht ein artiges Pröbchen von jenen Donnerwettern, wie sie durch die Dome hallen?

Aehnlich wie Coit, wenn auch nur mit Bezug auf Kinder, äußert sich der erste Vertreter der ethischen Bewegung, der Amerikaner Felix Adler*): „Es ist die Sache des Morallehrers in der Schule, seinen Schülern die Lehre der Moral vorzutragen, sich aber nicht auf ihre Begründung einzulassen, — ihnen einen klaren Begriff davon zu geben, was recht und was unrecht ist, ohne auf die Frage einzugehen, warum das Gute gethan und das Schlechte vermieden werden soll. Nehmen wir z. B. an, er spreche über die Wahrhaftigkeit. Er sagt zum Schüler: Du sollst nicht lügen. Er setzt voraus, daß der Schüler die Macht dieses Gebotes und die Verbindlichkeit zu gehorchen, empfindet. Ich meinestheils würde ein Kind,

*) „Ethische Kultur" I, 4.

Hosted by Google

welches fragt: Warum soll ich nicht lügen? für versteckt und unredlich halten. Ich würde vor solch einem Kinde das Du sollst in seiner ganzen erhabenen Majestät aufrecht erhalten. Das Recht über diese Dinge zu disputiren, kann nicht eher zugestanden werden, als bis der Geist eine gewisse Reife erlangt hat. Und thatsächlich stimmt jedes gute Kind ohne Zögern dem Lehrer bei, wenn er sagt: Es ist unrecht zu lügen. Ein Echo in seinem Herzen bestätigt des Lehrers Worte." Ist es nicht, als haben wir einen Religionspfaffen vor uns, der ein natürliches Gottesbewußtsein in der Brust seiner Zöglinge voraussetzt, folglich Jeden, der Gottes Dasein bezweifelt, für eine moralische Mißgestalt ansieht und durch Aufbietung all seiner priesterlichen Autorität vor der „erhabenen Majestät" des Dogmas niederzubeugen sucht? Im Gegensatz zu Adler meine ich: Wenn der Lehrer bei den Kindern den Zweck der moralischen Erziehung, z. B. den richtigen Sinn für Wahrheit, als bereits erreicht voraussetzt, so ist er einfach überflüssig. Und wenn er sich vor der Frage „warum", einer höchst edlen Blüthe des kindlichen Geistes, moralisch entrüstet und, anstatt sie freudig zu begrüßen und zu pflegen, durch brutale Autorität zu ersticken sucht, so ist er weniger Pädagoge als Pfaffe.

Wie der Religionspfaffe, so strebt auch der autoritäre Moralist nach Hierarchie, nach Herrschaft der heiligen Moral. Im Dunstkreis des Heiligen, des Ehrfurcht Gebietenden aber können Vernunft und Freiheit nicht recht gedeihen.

Wo die Ehrfurcht nicht geradezu aus Knechtschaft entspringt, da führt sie folgerichtig zur Knechtschaft. Ehrfurcht ist eben eine Art von Furcht, Furcht aber macht Knechte und daher auch Herren. So führte die Verehrung Jesu zur Herrschaft des Papstes, die Verehrung der alten Kriegsführer und Helden zur absoluten Fürstenherrschaft.

Vernunftwidrig ist das Heilige, insofern es erhaben über alle Kritik ist, etwas Unnahbares, ein „Tabu" für die Vernunft. Es ist charakteristisch, daß von der lateinischen Bezeichnung des Heiligen (fanum) das Wort „Fanatismus" abgeleitet ist. In der That sind die Verehrer des Heiligen Fanatiker, die vor Entrüstung erglühen, sobald Zweifel oder Pietätlosigkeit ihrem Götzen entgegentritt, die mit Bekehrungswuth für ihre Herrschaft eifern und dabei nicht Gründe, sondern Einschüchterungen und autoritäre Phrasen, die man treffend „Schlagworte" nennt, anwenden — gleichsam wie Schlagringe —, um das Organ der Vernunft brutal zu mißhandeln. Den religiösen Fanatismus — soweit haben wirs zum Glück mit der Zeit gebracht — hält das ungläubige Kind der Neuzeit für ein Unheil, läßt aber das selbe Unheil auf sittlichem Gebiete unbeanstandet.

Wie die christliche Hierarchie im Mittelalter nichts Geringeres erstrebte

Hosted by Google

als die oberste Herrschaft über den Erdball, so möchten auch die Moralisten sämmtliche Lebensgebiete ihren Satzungen unterwerfen, z. B. der Kraft des Dichters, die doch frei wie die Natur schafft, Vorschriften machen.

Um ihre Hierarchie herbeizuführen, machen es die Moralpfaffen ebenso wie die Religionspfaffen. Sie erheben ihre Sache über alle Güter der Welt: göttergleich thront die Moral ob allem Menschenwerk, und wer ihren Satzungen so recht willig folgt, der ist mehr werth, als das intellektuelle Genie, der hat „die Krone des Lebens". Am weitesten von allen modernen Moralisten geht in dieser Richtung Leo Tolstoi. In seiner „Kreutzersonate" läßt er sich von seinem Fanatismus für seine Moral zu der pfäffischen Auffassung bringen, der Mensch sei der Moral halber, nicht die Moral des Menschen halber da. Fiat justitia, pereat mundus, es lebe die Moral, mag auch die Welt darob zu Grunde gehen.

Und wie die geistlichen Hirten ihre Schafe immerfort zur Demuth, zur Selbsterniedrigung ermahnen, so sucht auch der Moralpfaffe seine Zöglinge in den Staub zu werfen, um ihnen das Joch seiner Satzungen aufzulegen. Den Eigenwillen, den Egoismus sucht er grundsätzlich anzuschwärzen, womöglich auszurotten, hingegen Ehrfurcht, Knechtseligkeit, Hingebung in das Herz zu schmeicheln. „Die derbe Faust der Sittlichkeit geht gar unbarmherzig mit dem edlen Wesen des Egoismus um", bemerkt Stirner, der gewaltige Vertheidiger der Ich-Freiheit. „Der Moralist kann nicht anders, er muß den Egoisten in Allem, worin dieser die Sittlichkeit nicht achtet, unsittlich finden. Fände er ihn nicht so, so wäre er eben schon der Sittlichkeit abtrünnig geworden, ohne sichs zu gestehen, er wäre schon kein wahrhaft sittlicher Mensch mehr."

Ueber die Scheiterhaufen, die fanatische Inquisitoren angezündet haben, ist sattsam gezetert worden. Wer aber geißelt die moralischen Inquisitoren? Ach, selbst „Freigeister" sind in der Moralknechtschaft noch derart befangen, daß nur wenige den Inquisitorencharakter der autoritären Sittlichkeit bemerken. Beispiele von moralischen Ketzergerichten liefert fast jede Streitschrift, besonders die Polemik gegen politische Gegner. Der Gegner muß gesteinigt, verbrannt werden, das ist die Grundtendenz. Da nun die religiöse Inquisition heutzutage nicht recht zugkräftig mehr ist, so muß die moralische herhalten. Die Heiligenbilder der Moral, ihre autoritären Schlagworte sind furchtbare Waffen zum moralischen Heruntermachen und Totschlagen. Das „Handbuch des Demagogen" von Raoul Frary erheilt daher die Lehre: „An jedem Abend oder an jedem Morgen wiederholt man seiner Partei, seinem Leser: Du hast Recht, du streitest für die gute Sache, du bist ein Kämpfer für Gerechtigkeit und Recht, deine

Hosted by Google

Führer sind groß, deine Waffengefährten sind tapfer; deine Gegner sind dumm oder schlecht, sie sind Schelme oder Schufte. . ."

Auch die autoritäre Moral führt zu Jesuitismus und Machiavellismus. Nachdem nämlich die Moralisten absolute Gesetze, starre Dogmen geschaffen haben, sehen sie sich oft genöthigt, diese Allgemeingiltigkeiten wieder zu durchbrechen und allerlei Ausnahmen gelten zu lassen. In einzelnen Fällen fühlen sie sich nämlich durch die Schranken, die sie für ihre Unterthanen errichtet haben, selber derart behindert, daß sie Hinterpförtchen nöthig haben, um erforderlichen Falles sich selber und ihre Günstlinge aus den Schranken retten zu können. So setzen Fürsten und Minister sich hinweg über Verfassungen und Gesetze, die sie selber geschaffen haben. So scheeren Parteidespoten sich den Teufel um Programm und Beschlüsse ihrer Partei, wenn ihr neues Interesse es erheischt.

Ein französischer Militär, der wegen Mordes verurtheilt war, konnte das nicht verstehen. Ungläubig lächelte er über seine Verurtheilung zum Tode; als er schließlich vor dem Fallbeile stand, mußte er freilich daran glauben, und nun machte seine Entrüstung über das Moralpfaffenthum sich Luft in dem Rufe: „In Tonkin habe ich massenhaft Menschen umgebracht, und man hat mir das Kreuz der Ehrenlegion dafür gegeben; und nun will man mich einen Kopf kürzer machen, weil ich in Frankreich ein paar alte Leute totgeschlagen habe?" Stein, der Historiker des französischen Sozialismus, erzählt von Charles Fourier: Als fünfjähriger Knabe war er einst im Laden seines Vaters, als ein Käufer nach der Güte einer Waare sich erkundigte. Fourier sagte ihm die Wahrheit und erhielt dafür von seinem Vater eine derbe Züchtigung. Seitdem empfand er Abneigung gegen unsere „Civilisation", seitdem wußte er, daß ein Pfaffenthum in der Moral steckt.

Nicht mit Unrecht werfen die ausgebeuteten Gesellschaftschichten den autoritären Moralisten — eben so wie den Relionspfaffen — vor, daß ihre Satzungen es großentheils auf Herrschaft und Ausbeutung absehen, daß die offizielle Moral eine „Klassenmoral" ist. Schon dadurch bringt sich der autoritäre Moralist in den Verdacht, ausbeuterischen Tendenzen zu huldigen, daß seine Predigten die stereotype Form des Befehls haben. Er sagt nicht etwa: „Ich will nicht stehlen", sondern prinzipiell: „Du sollst nicht stehlen". Immer sind es die Anderen, an die seine Forderungen sich wenden. Das mag freilich seltener aus Berechnung als aus Naivetät geschehen. Der ausbeuterische Charakterzug der offiziellen Moral wird dem harmlosen Beobachter dadurch verschleiert, daß es vielfach nur ein mittelbarer Vortheil ist, welcher den Moralisten aus ihren Forderungen erwächst. Sie profitiren, indem sie ihren Brotherren gefällig sind. Der selbe Byzantinismus, der in die Kirche einzog, seitdem sie sich auf die Gunst der weltlichen Herr-

Hosted by Google

schaften angewiesen fühlte, hat auch die Moral korrumpirt. Den privilegirten Gesellschaftklassen und ihren Herrschaftinstrumenten huldigt sie so erheblich, daß man an das derbe Wort des Wilderers in Otto Ludwigs „Erbförster" gemahnt wird: „Dem Volk haben sie von Himmel und Hölle weiß gemacht, damit der gnädige Herr seine Hasen allein behalten wollte. Den armen Leuten haben sie von Kind an ein Gewissen eingetrichtert, damit sie sichs gefallen lassen sollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden leben." Wie könnte auch die soziale Herrschaftordnung, das wirthschaftliche und staatliche Sollen, Dürfen und Nichtdürfen ohne Einfluß auf sittlichem Gebiete bleiben? Mit Nothwendigkeit fließen die moralischen Satzungen mit den politischen derart zusammen, daß man die Grenze zwischen Legalität und Moralität kaum mehr feststellen kann, und daß sehr häufig vermeintliche Moralität bei näherer Betrachtung sich als Legalität entpuppt. Wer einen Thaler stiehlt, gilt im Allgemeinen als Verbrecher, wer durch eine legale Börsenspekulation das Zehntausendfache aus anderer Leute Taschen in die seinige eskamotirt, ist ein genialer Tausendsassa. Ravachol ist ein Ungeheuer, Wilhelm Tell, auch Karl Sand, ein Heros. Warum? Die Bewegungen, für welche Tell und Sand Attentate verübten, waren erfolgreich, sie haben zu dem beigetragen, was im herrschenden, im bürgerlichen Staate „Freiheit" genannt wird. Der Erfolg, die neue Verfassung heiligt mit rückwirkender Kraft, die Legalität beherrscht die Moral.

Wer nicht Ambos, sondern Hammer ist, der begünstigt natürlich die Moral, die in der angedeuteten Weise dafür eintritt, daß der Hammer obenauf sei. Autorität muß nach seiner Meinung partout sein, sonst hörte ja die „Ordnung" (er meint die Unterordnung unter seine Herrschaft) auf. Die Religion — so kalkulirt er als aufgeklärter Sohn der Neuzeit — ließe sich allenfalls abschaffen; indessen die moralische Autorität muß bleiben. Was diese Sorte von Liberalismus unter Freiheit versteht, ist also nur ein Wechsel, eine Modernisirung des Herrschaft*werkzeuges*, während die alte Herrschaft und Knechtschaft bleibt. Wie vormals der Glaube an Himmel und Hölle, soll nunmehr die Moral den Dienst einer Polizei im Innern der Unterthanen leisten. Dieses Moralpfaffenthum meint der moderne Zarathustra, wenn er sagt: „Wiederum giebt es solche, die halten es für Tugend, zu sagen: ‚Tugend ist nothwendig'; aber sie glauben im Grunde nur daran, daß Polizei nothwendig ist".

Dem Pharisäer gleich, sieht mancher Moralist zwar den Splitter in eines Bruders Auge, aber nicht den Balken in seinem eigenen Auge. Wenn er die Herrschaften und Ausbeuter protegirt, die Ausgebeuteten in ihrer Knechtseligkeit bestärkt, trägt er selber zur Erzeugung unendlich vieler Sünden, Verbrechen und Laster bei, die eben die naturgemäße Folge

Hosted by Google

der Ausbeutung sind. Und nun will er die Konsequenzen der sozialen Konstitution verbieten, so wie die Obrigkeit in Dickens „Sylvesterglocken" denkt: „Ich werde die Armuth verbieten". Solche Verbote sind natürlich lächerlich. Oder hilft es, zu predigen: „Du sollst deinen Nächsten lieben", wenn unsere Volkswirthschaft ein gespanntes Verhältniß, wüste Konkurrenz Brotneid, Schadenfreude, unter den Leuten hervorbringen muß? Kann das Verbot der Lüge, des Betruges, der Prostitution etwa fruchten, wenn ganze Schichten der Gesellschaft in ihrem Erwerbsleben auf Lüge, Betrug und Prostitution sich angewiesen fühlen? Stärker als die moralischen Autoritäten, eindringlicher als die allerbesten Prediger sind eben die sozialen, insbesondere die wirthschaftlichen Zustände. Freilich, solange das Gemüth den Schwall der Moralpredigt über sich ergehen läßt, fühlt es sich vielleicht erschüttert. Doch hinterher, wenn das soziale Leben den Charakter wieder umspült, sind die guten Vorsätze gewöhnlich entkräftet; mit eiserner Faust reißen die wirthschaftlichen Interessen ihn zu den alten Sünden. Vielleicht nicht mit Unrecht bemerkt Ad. Gerecke*): „Man kann selbst bei Menschen wie Kant beobachten, daß die Liebe zur Spießbürgerruhe und die Sorge für die Professorenexistenz kräftiger und einflußreicher war als der kategorische Imperativ."

Wollen wir also das Benehmen der Menschen bessern, so dürfen wir nicht mit juristischen und moralischen Repressalien die kranken Glieder des sozialen Körpers lokal behandeln, sondern müssen diesen Körper konstitutionell heilen, müssen die Grundursachen der Krankheitserscheinungen beseitigen. Anstatt zu mahnen und zu drohen „Du sollst", geben wir lieber dem sozialen Leben eine solche Gestaltung, daß die Menschen in ihren wirthschaftlichen Interessen sich solidarisch fühlen, daß also Niemand zu lügen, zu betrügen oder sich zu prostituiren braucht, daß der Eine im Andern nicht einen Konkurrenten, einen Ausbeuter oder sein Opfer zu erblicken sich genöthigt fühlt. Dem persönlichen Moralisiren durch autoritäre Einwirkung von Außen setze sich also entgegen ein soziales Moralisiren, die innerliche Entwickelung der Gesellschaft zur Solidarität, zur vernünftigen und freiwilligen Güte. „Du blinder Pharisäer, reinige zum ersten das Inwendige an Becher und Schüssel, auf daß auch das Auswendige rein werde."

Dr. Bruno Wille.

*) „Die Aussichtlosigkeit des Moralismus". Zürich bei Schabelitz.

Hosted by Google

Der Zins.

In einem früheren Aufsatze habe ich die gegenwärtige Weltkrisis darauf zurückgeführt, daß in Folge des Zinses und Zinseszinses die Einkommen der Großkapitalisten in immer rascher zunehmendem Maße ihren Verbrauch übersteigen und daß die Ueberschüsse nicht in der von der wirthschaftlichen Wissenschaft vorausgesetzten Weise kapitalisirt werden, sondern in einer total verschiedenen. Die Verkennung des wesentlichen Unterschiedes der zwei Arten von Anlagen trägt die Schuld daran, daß man nicht schon längst tiefer in das Wesen der bestehenden Geschäftskrisis und der ganzen sozialen Frage eingedrungen ist.

Die ganze bestehende Verwirrung rührt daher, daß man keinen einheitlichen Kapitalbegriff besitzt. Nicht nur herrscht in der wirthschaftlichen Wissenschaft selbst eine vollständige Anarchie auf diesem Gebiete, sondern, was das Schlimmste ist, ihre Definitionen decken sich durchaus nicht mit dem, was das Volk unter dem Begriffe des Kapitals versteht, obgleich selbstverständlich auch hier keine Einheit herrscht. Gewöhnlich wird der Begriff mit dem des Vermögens, d. h. des Besitzes im Allgemeinen, identifizirt, und wenn man eine besondere Form dieses Besitzes bezeichnen will, so geschieht dies durch einen entsprechenden Zusatz. Wenn man das Kapital meint, das die meisten Nationalökonomen unter dem Gesammtbegriff verstehen, so spricht man von „Geschäftskapital". Jedenfalls besitzt die Definition, die keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Formen des Besitzes macht und sie alle unter den Begriff des Kapitals einreiht, entschieden den Vorzug der Logik für sich, gegenüber der am Meisten beliebten der Wissenschaft, die nur die Erzeugnisse der Menschenarbeit, also der Güter, die zur weiteren Güterzeugung Verwendung finden, Kapital nennt, die übrigen aber Ver- und Gebrauchsgüter. Die Wissenschaft errichtet hier eine vollständig wandelbare Grenze, denn es giebt kein Gut, das nicht ständig sich abwechselnd auf beiden Seiten dieser Grenze befinden kann. Das Pferd, auf dem ich morgens spazieren reite, wird nachmittags aus einem Gebrauchsgut zum Kapital, wenn ich es vermiethe oder vor einen Mistwagen spanne. Das Brot, das ich zu meinem Privatverbrauch bestimmte, wird aus einem Verbrauchsgut zum Kapital, wenn ich es einem Schiffskapitän zur Verproviantirung seines Schiffes verkaufe. Das Sopha, das in der Hand des Möbelverleihers Kapital war, wird zum Gebrauchsgut, wenn ich es für mich erwerbe. Man nenne mir ein einziges Objekt, das nicht in dieser Weise seinen Platz wechseln kann. Und was soll die willkürliche Trennung der Produkte der menschlichen Arbeit von denen der Natur nützen? Was soll die Trennung gewisser Meliorationen vom Grund und Boden helfen, eine Trennung, die sich doch nur auf dem Papiere machen läßt? In Wirklichkeit kann man ja nie bestimmen, welcher Theil des geernteten Kornes dem rohen Boden, und welcher dem Dünger entstammt. — Ich will versuchen, eine Definition zu finden, die zwar nicht den Zweck haben soll, sich mit dem volksthümlichen Begriff zu decken, aber den, wenigstens eine unverrückbare Kategorie zu bilden und zugleich, was weit wichtiger ist, zur Klärung wichtiger volkswirthschaftlicher Vorgänge zu dienen. Ich möchte mich an den Ursprung des Wortes anlehnen und vorschlagen, unter Kapital das

Hosted by Google

Hauptsächliche (die Uebersetzung des griechischen Wortes) im Gegensatz zum Nebensächlichen, dem Zins, zu verstehen, in dem Sinne, daß Kapital nur der Markt- oder Tauschwerth eines Zinserhebungrechtes ist. Der Tauschwerth von Kapital darf sich daher nur aus dem mit dem betreffenden Objekt verbundenen und einzig und allein seinen Werth bildenden Zinserhebungrecht herleiten. Irgend ein Objekt, dessen Tauschwerth sich auf andere Weise bildet, wäre danach kein Kapital. Ein Gut (das Wort im wissenschaftlichen Sinne gebraucht), könnte also kein Kapital sein, denn sein Tauschwerth bildet sich aus seinen Herstellungskosten und seinem Gebrauchswerth. Ich werde gleich beweisen, daß ein solches Gut unter normalen Verhältnissen keine Zinserhebungsmacht in sich schließt, sondern solche nur dadurch erhält, daß es gegen Kapital in meinem Sinne vertauschbar ist, diese Macht aber verliert, wenn jene Tauschmöglichkeit aufhört.

Eine Maschine wäre also nach meiner Definition kein Kapital, sondern ein Gut und zwar im Unterschied von den zwei anderen Unterarten dieses Begriffes, den Verbrauchs- und Gebrauchsgütern, ein Werkzeuggut.

Grund und Boden wäre Kapital, denn er ist ohne Menschenarbeit entstanden und sein Tauschwerth ist identisch mit der Bewerthung der Grundrentenerhebungsmacht, welche sein Besitz mit sich bringt infolge seiner beschränkten Masse und seiner Unentbehrlichkeit zur Existenz.

Staatspapiere, insoweit sie nicht durch Güterbesitz des Staats gedeckt sind, was nur für einen kleinen Theil der Fall ist (Frankreichs Schuld von 30 Milliarden nur 2 Milliarden an wirklichen Staatsgütern gegenüberstehend, wenn Land ausgeschlossen bleibt) haben keinen Werth als den Tauschwerth des Tributerhebungrechtes, welches die Gesetzgebung ihnen verleiht. Ein Theil der Eisenbahnwerthe besteht nur aus dem Tauschwerth des Tributerhebungrechtes, das ihr Monopol ihnen gewährt. Da die Hypotheken nur indirekter Grundbesitz sind, so habe ich hier die wichtigsten der Werthe dieser Kategorie aufgezählt. Es giebt freilich noch viele sonst. Ich will nur ein Beispiel erwähnen, das, wenn es auch eine Klasse von Werthen darstellt, die nicht so bedeutend in ihrer Masse sind wie die anderen eben vorgeführten, doch so frappant den Unterschied der beiden Werthe charakterisirt, daß ich mir seine Vorführung nicht versagen kann. Vor ein paar Jahren wurde eine Aktie der New River Water Company, der Aktiengesellschaft, die das Monopol der Wasserversorgung der City of London besitzt, für 95 000 Pfd. Sterl. verkauft. Nehmen wir an, daß das Eigenthumsrecht an wirklichen Produkten der Arbeit, also Gütern, das diese Aktie verleiht, sich auf 10 000 Pfd. Sterl. beläuft, d. h. daß so viel Röhren-Hähne-, Reservoirbesitz, Hausantheile 2c. auf die einzelne Aktie entfallen, so besteht der Rest des betreffenden Werthes zum kleinen Theil aus Grund und Boden, also dem Rentenerhebungsrecht, zum weitaus größten Theile aber aus dem Tauschwerth des Monopols, von den Bewohnern der City eine im Verhältniß zum Hausmiethwerthe stehende Wasserrate verlangen zu dürfen. Durch das riesige Wachsthum der Stadt ist dieses Monopol zu so ungeheuerem Werthe gestiegen, daß sein Preis heute bei Weitem den größten Theil des Gesammtpreises der Aktie bildet.

Der Zins des Kapitals in diesem Sinne ist also leicht erklärlich, und auch seine Berechtigung kann nicht in Frage stehen, so lange das Eigenthumsrecht an den betreffenden Objekten ein unbestrittenes ist. Eben so ist es ganz

Hosted by Google

natürlich, daß, wenn dieses Kapital Zins bringt, auch die Güter, gegen die man es eintauschen kann, Zins beanspruchen werden. Schon Calvin und später Turgot sahen dies ein und rechtfertigten damit den Zins.

Meine Aufgabe soll nun aber sein zu untersuchen, ob auch nach Aufhören der Kaufmöglichkeit von Land und anderen Arten des Kapitals in obigem Sinne die Güter Zins bei Ausleihung beanspruchen könnten, mit anderen Worten, ob die Güter an und für sich bei ihrer Ausleihung Zins bringen müssen, wie dies die Wissenschaft behauptet, deren Begründung und Rechtfertigung des Zinses sich auf folgende Theorieen stützt: 1. Die Theorie des Entbehrungslohns; 2. die des Nutzens, welche Kapital seinem Besitzer bringt, wofür dem Aussteller ein Entgelt gebühre; 3. weil sonst das Interesse der Ausleihung fehlen würde; 4. in dem höheren Werth der gegenwärtigen Güter den zukünftigen gegenüber.

Gehen wir diese Theorieen der Reihe nach durch. Die Abstinenz- oder Entbehrungstheorie, welche im Zins eine Entschädigung für die Enthaltsamkeit erkennt, erscheint mir die unsinnigste der vier, auch wenn es sich nicht meist um die Enthaltsamkeit Derer handelte, welche in ihrem Leben noch keinen Pfennig Zins einnahmen, sondern ihn Jenen zahlen müssen, die das Wort Enthaltsamkeit nur aus dem Wörterbuch, oder aus der Beobachtung bei Anderen, aber nicht aus eigener Praxis kennen. Was erwarten die Bienen, oder der Hamster als Lohn für ihre Enthaltsamkeit? Das ersparte Gut. Sie schätzen sich glücklich, es unvermindert vorzufinden, wann sie es brauchen; eine Vermehrung zu erwarten ist ihnen noch nie eingefallen. Sollte der Mensch weniger auf die Sicherung seines eigenen Bedarfes bedacht sein als das unvernünftige Thier? Bedarf er der Vermehrung des Ersparten durch Zins, um sich des gegenwärtigen Genusses im Interesse des zukünftigen zu enthalten?

Gehen wir also zu der zweiten Theorie über, welche den Zins aus dem Nutzen entstehen läßt, den das Kapital seinem Besitzer bringt.

Die hierher gehörige Entstehung aus dem Nutzen, welche das Kapital bringt, wenn es zum Eintausch von Land Verwendung findet, lasse ich selbstverständlich bei Seite, nachdem ich schon vorher mich auf den Standpunkt gestellt habe, daß hier die wirkliche Quelle des Zinses steckt, und beschränke mich daher darauf, die Produktivität des Kapitals als Werkzeug zu beleuchten, welche besonders Bastiat in seinem Hobelbeispiel für die Berechtigung des Zinses ins Feld geführt hat. Er läßt bekanntlich einen Schreiner Jakob einen Hobel herstellen, mit dem in einer gewissen Zeit mehr Bretter geglättet werden können als mittelst primitiverer Werkzeuge und findet es gerecht, daß ihm der Entleiher des Hobels Wilhelm eine dem durch die Benutznng des Hobels erlangten Vortheil der leichteren und rascheren Produktion entsprechende Vergütung für das Darlehen leistet, außer der Rückgabe eines neuen Hobels. Es kann sich hier um keinen Entbehrungslohn handeln, denn wir müssen voraussetzen, daß Jakob noch einen zweiten Hobel für den eigenen Bedarf hat; sonst würde ihm ja nur die Zuwendung der ganzen durch Wilhelm infolge der Hobelbenutzung gemachten Ersparniß zur Ausleihung veranlassen können, da er durch die Entbehrung des Hobels einen entsprechenden Verlust hätte. In diesem Falle hätte natürlich Wilhelm keinen Vortheil, der ihn zum Borgen des Hobels veranlassen könnte. Wir nehmen ferner an, daß Jakob nicht der Erfinder des Hobels ist, oder der geschicktere, wenn nicht gar einzige Fertiger

Hosted by Google

eines solchen, denn sonst wäre die dafür erlangte Vergütung entweder eine Erfinderprämie, der Lohn höherer Geschicklichkeit oder ein Monopoltribut. Nein, die Technik ist so weit, daß mit Leichtigkeit mehr Hobel angefertigt werden, als der Bedarf verlangt. Wir haben eher eine Hobelüberproduktion als Unterproduktion und würden letztere auch nicht unter der Voraussetzung vollster Befriedigung des Bedarfes bei nicht unterbundener Kauffähigkeit haben. Aber soll denn Wilhelm gar nichts für den durch den Hobel erlangten Vortheil zahlen? Leistet ihm Jakob nicht einen großen Dienst mit dessen Herleihung? Gewiß; aber leistet er dem Jakob nicht ebenfalls einen Dienst?

Vor Allem müssen wir natürlich den reinen von dem rohen Zins trennen, indem wir die im rohen Zins enthaltene Risikoprämie ausscheiden. Es ist klar, daß wenn von hundert Gläubigern nur neunundneunzig ihre Schuld zurückzahlen, der hundertste aber fallirt und gar nichts zahlt, daß hiermit sich der von den Hundert verlangte Zins von 5 Prozent auf nur 4 Prozent reinen Zins reduzirt. Ein Prozent bestand in Risikoprämie. Wir müssen also voraussetzen, daß Wilhelm jedenfalls dem Jakob volle Sicherheit gewährt, z. B. in Form der Police einer Kreditversicherung. Das Prozent, daß er hierfür bezahlen muß, ist Gefahrprämie, kein Zins, auch wenn Jakob, der viele Hobel ausleiht, in sich die Versicherung übernimmt, indem er von seinen Schuldnern die Vergütung des Durchschnittsverlustes verlangt, so daß ihm Wilhelm 1 Prozent für das Darlehen zahlt. Mag er, wie es in Wirklichkeit der Fall sein wird, dieses Prozent auch Zins nennen, es wird thatsächlich doch nur Gefahrprämie, Verlustversicherungsprämie sein und das Darlehen war zinsfrei.

Also unter allen Umständen leistet Wilhelm dem Jakob den Dienst der unentgeltlichen Aufbewahrung seiner Ersparnisse. Einerlei, in welcher Form Jakob diese selbst aufbewahren würde, er müßte Verluste erleiden. Wenn diese Aufbewahrung in der direkten Form von Gebrauchs- oder Verbrauchsgütern stattfände, die er selbst später zu brauchen gedenkt, wäre der Verlust natürlich am Größten, denn diese Art der Güter sind der Zerstörung am Meisten ausgesetzt. Wenn er aber sogar seine Ersparnisse in Edelmetalle, in Geld verwandelte, entginge er nicht völlig dem Verlust eines Theiles, einerlei ob er sie selbst aufbewahrt oder durch Andere in natura aufbewahren läßt.

Die besten Kassenschränke können erbrochen werden, kosten Platzmiethe. Die beste Form, die also Ersparnissen gegeben werden kann, ist die von Produktionswerkzeugen, die sich freilich eben so wenig ohne Verlust in Selbstverwahrung nehmen lassen, auch nur in beschränktem Maße in Selbstbenutzung, aber dagegen, wenn an Solche ausgeliehen, die ihrer benöthigen, diesen einen derartigen Vortheil gewähren, daß sie hierfür eine Gegenleistung übernehmen können. Ob diese Gegenleistung nun darin besteht, die ganzen oder einen Theil der Aufbewahrungsgefahr und -Kosten zu übernehmen oder außerdem noch in einer besonderen Vergütung (Zins), hängt von Angebot und Nachfrage ab. Wenn die in meinen früheren sozial-politischen Aufsätzen in dieser Zeitschrift gegebenen Ziffern richtig sind, müßte der Arbeiter im Durchschnitt weit mehr ersparen können, als er heute verdient, nachdem die im Zins liegende Ursache der Produktionshinderung verschwunden ist.

Er wird sich unter dieser Voraussetzung in wenigen Jahren Haus, Möbel, Kleider- und Wäschevorräthe, sowie die Werkzeuge (Maschinen natürlich unter diesem Begriff mit einverstanden, ebenso wie Werkstattslokalitäten) und

Hosted by Google

Betriebsvorräthe erspart haben, deren er zum Arbeiten bedarf. Ich meine damit nicht, daß dies in kleinmeisterlicher Weise für die eigene Arbeit, allenfalls von einigen Hilfskräften unterstützt, geschieht, sondern daß er seinen Antheil an der Genossenschaftfabrik abverdient haben wird. Was soll er nun mit den weiteren Ersparnissen anfangen, wenn alle jene schönen Dinge nicht mehr käuflich sind, die heute den Anlagemarkt füllen, nämlich das, was ich ausschließlich Kapital nenne: Land, Hypotheken, Staatspapiere 2c.? Er muß eben Leute suchen, die Werkzeuge brauchen resp. Ge- und Verbrauchsartikel, um sie ihm in Geld- und Güterform wiederzugeben, wenn er seine Ersparnisse verbrauchen will. Da nun aber sein Erbe seine Werkzeuge 2c. von ihm erhält und also solche nicht herzustellen braucht, kann er nur auf den Bevölkerungszuwachs rechnen, d. h. auf den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle, um Neuanfänger zu finden, welche die gedachten Dinge so lange leihweise gebrauchen, bis sie sich solche selbst verdient haben; also auf etwa einen halben zuwachsenden Nachfrager während einer Periode, in der er mindestens 4 Ausstattungen zurücklegen kann. Je größer der Erwerb des Einzelnen, je mehr muß in dieser Weise das Angebot die Nachfrage übersteigen, und es könnte sehr leicht der Fall eintreten, daß die Sparer im Durchschnitt, statt Zins zu erlangen, einen Theil der Risikoprämie bezahlen müßten.

Ich habe hiermit auch Nummer drei der Zinsbegründungen erledigt, nämlich das Fehlen des Interesses der Ausleihung bei Zinsabwesenheit und gehe nun zur letzten über, zum höheren Werth der gegenwärtigen Güter den künftigen gegenüber, eine Theorie, wie sie besonders von Henry George und Böhm-Bawerk gebracht wird. Eigentlich hat sie auch schon ihre Erledigung gefunden, da gezeigt wurde, wie ohne die vom Borger unternommene Arbeit der Wertherhaltung des Entliehenen sich dessen Werth vermindern muß. Alle Güter werden im Laufe der Zeit schlechter und minderwerthiger, und wo dies anscheinend nicht der Fall, da sind die wertherhaltenden oder erhöhenden Momente außerhalb des Gegenstandes und seines Verhältnisses zur Außenwelt liegende. Wen z. B., wie George anführt, alter Wein mehr werth ist als neuer, so vergißt er, daß die Aufbewahrung des Weines Arbeit, Risiko und Grundrente mit sich bringt, die im Mehrpreis bezahlt werden müssen. Kapitalzins wird natürlich auch daraufgeschlagen, weil er eben anderwärts erlangbar ist. Es handelt sich hierbei also um eine Wirkung, nicht um eine Ursache. Trotzdem ist dieser Zins im Preise nicht erlangbar, wie das bekannte Rechenexempel mit dem Wein im Bremer Rathskeller beweist, dessen Kostenpreis allein durch den Zins und Zinseszins, auch wenn die anderen genannten Momente, welche im Preise vergütet werden müssen, gar nicht vorhanden wären, den erschwingbaren Verkaufspreis riesig übersteigen würde. Im Laufe der Zeit wird übrigens der alte Wein zu Essig, bis er ganz eintrocknet. Die Natur zerstört mit der Zeit alle Produkte der Menschenhand. Die Zeit ist ein werthzerstörendes, nicht, wie Henry George annimmt, ein wertherzeugendes Moment, außer wenn sie in Gemeinschaft mit dem Grund und Boden wirkt.

Hiermit wären wir mit den Zinsbegründungen unserer Männer der Wissenschaft fertig. Es wäre undenkbar, daß sonst so tüchtige Köpfe sich derart mit leeren, haltlosen Sophistereien abmühen könnten, wenn nicht instinktiv, ohne subjektiv bösen Willen, ihr ganzes Streben, wie das der Herren Juristen, darauf gerichtet wäre, das Bestehende zu rechtfertigen, koste es was es wolle.

Hosted by Google

Der Zins bildet anscheinend einen so mächtigen Grundstein unseres heutigen wirthschaftlichen Gebäudes, daß es schon ziemlich ans Revolutionäre grenzt, ihm zu Leibe zu wollen. Ich sage anscheinend; denn in Wirklichkeit ist er die herabrollende Lawine, die im Rollen zu immer furchtbareren Dimensionen anschwillt, bis sie mit tötlicher Sicherheit das Gebäude zerschmettert. Schon die Rechenergebnisse des Zinseszinses sollten den Herren zeigen, wie unmöglich es ist, der Gefahr zu entgehen, wenn wir das Ungeheuer nicht an seiner wirklichen Wurzel anfassen, am privaten Bodeneigenthum, dem wichtigsten Theil des Kapitals in dem von mir dem Begriffe gegebenen Sinne, mit dem auch alle seine übrigen Formen verschwinden werden, wie ich in einem besonderen Artikel beweisen will, in dem ich mir auch vorbehalte, Herrn Professor Schäffles Argumente gegen die Bodenverstaatlichung einer Beleuchtung zu unterziehen. An dieser Stelle will ich mir nur die einzige Bemerkung erlauben, daß, wenn auch sonst alle Gründe für die Aufrechterhaltung des privaten Grundeigenthums sprächen, die einzige Anklage, daß die Grundrente die Mutter des Zinses ist, genügen müßte, um ihren Privatbezug unmöglich zu machen und uns zu zwingen, sie der Gemeinschaft zuzuführen, in deren Besitz sie nur Segen stiften kann.

Daß die furchtbaren Gefahren des Zinses den Menschen nicht unbekannt waren, zeigt die Geschichte der Zinsverbote. Das Bemühen, dem Ungeheuer auf diese Weise beizukommen, hat Aehnlichkeit mit dem des Herkules, den Riesen Antäus zu bezwingen. Der Sieg ist unmöglich, so lange es nicht gelingt, des Riesen Verbindung mit dem Grund und Boden aufzuheben, in der seine ganze Macht beruht. Am deutlichsten zeigt dies die Art, wie man im Mittelalter das kanonische Zinsverbot umging, nämlich durch den Gültkauf. Bekanntlich bestand dieser in der Uebertragung eines Stückes Land an den Gläubiger, das dieser nach Bezahlung der Schuld zurückgeben mußte und dessen Grundrente bis dahin ihm zufiel, also statt des verbotenen Zinses diente. Noch weniger konnte man dem Zinseszins beikommen, wenn der Zins gestattet war; denn wenn auch das selbstthätige Auflaufen des Zinseszinses verhindert werden kann, ist damit gerade das Anwachsen der Riesenvermögen, welche, wie ich gezeigt habe, uns so rasch der Katastrophe zutreiben, am wenigsten aufzuhalten. Die Großkapitalisten halten sich weniger an die Person des Schuldners als an das die Schuld sichernde Objekt. Dieses muß ihnen den sicheren Eingang ihrer Zinsen verbürgen, indem es den zusammenbrechenden Schultern des überlasteten Schuldners bei Zeiten die noch tragfähigen eines Stellvertreters substituirt. Sie haben daher gar nicht nöthig, die Zinsen auflaufen zu lassen; solche werden stets neu angelegt. Die Herren kaufen Grund und Boden, Hypotheken, Eisenbahnwerthe und Staatspapiere. Die Zinsen werden bezahlt, wenn auch der einzelne Pächter, Hypothekenschuldner, Eisenbahnbenutzer und Steuerzahler insolvent werden sollte. Ohne Grund und Boden kann man nicht existiren, und wenn der Eine nicht zahlen kann, tritt ein Anderer an seine Stelle. Den insolventen Eisenbahnbenutzer vertritt ein Anderer, der sein Glück versucht, und für den bankeroten Steuerzahler muß eben ein solventer eintreten.

Mit den Zinsen werden nun neue Grundstücke, Hypotheken, Eisenbahnpapiere und Staatsschuldverschreibungen gekauft und das grausame Verdoppelungspiel des Zinseszinses auf dem wirthschaftlichen Schachbrett nimmt erst ein Ende, wenn der allgemeine Bankerot das Schachbrett zerbricht, vorausgesetzt, daß nicht eine grundlegende Reform dem Spiele vorher ein Ende macht.

Hosted by Google

Daß wir von denen, welche eigentlich durch ihr Amt berufen sein sollten, uns diese Reform zu schaffen, nichts zu erwarten haben, — daß unsere Lehrer der Nationalökonomie und des Rechtes, statt solcher Heldenarbeit, die sie in Konflikt mit den Machthabern bringen könnte, es vorziehen, das Bestehende zu rechtfertigen und zu kodifiziren, ist noch das kleinste Hinderniß. Das schwerste besteht in der Macht der Gewohnheit, die uns das Unsinnigste natürlich, das Unnatürlichste selbstverständlich erscheinen läßt. Denken wir uns, wie ein nie von der Kultur beleckter Wilder, dessen Vermögen in zwei Pferden besteht, von denen er eines braucht, das andere für den Nothfall als Reserve aufhebt, wohl das Angebot eines als reich und ehrlich bekannten Nachbarn aufnehmen würde, welcher ihm zusagt, sein Reservepferd so lange zu entleihen, bis dessen Eigenthümer es selbst braucht, es in nicht aufreibender Arbeit zu benutzen, dafür ihm aber gutes Futter zu verabreichen und in jeder Weise dafür zu sorgen. Unser Wilder wird erfreut ein solches Anerbieten annehmen, trotzdem er weiß, daß er nach Ablauf der Borgzeit ein inzwischen älter und minderwerthig gewordenes Thier zurück erhält. Er hat immerhin noch Vortheil bei dem Geschäft gehabt, denn bei Selbstverwahrung wäre das Thier eben so alt geworden und die Auslagen für Futter, sowie die Arbeit der Beaufsichtigung wären noch hinzugekommen. Wenn nun aber obendrein der Borger ihm zusicherte, bei Ablauf der Borgzeit ein mit dem entliehenen zur Zeit der Uebernahme gleichaltriges und gleichwerthiges Pferd zurückzugeben, so würde unser Wilder sich für den glücklichsten aller Menschen halten und sicher sein, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Denken wir uns ihn nun im Gespräch mit einem unserer Professoren der Nationalökonomie, der ihm beweisen will, daß das Geschäft nur dann ein vortheilhaftes sein könne, wenn ihm der Andere nach 14 Jahren, der Zeit, in der voraussichtlich sein anderes Pferd untauglich wird, zwei Pferde, gerade so jung und tauglich wie das verliehene, zurückgiebt, und daß, wenn er jenem auch noch dieses zweite Pferd leihen sollte, der Borger und seine Nachkommen dann 14 Jahre ihm und seinen Nachkommen zwei weitere Pferde abzuliefern haben, ohne daß damit die Schuld getilgt ist. Würde unser Wilder den Professor nicht für verrückt erklären? Und doch hätte dieser sich nur auf den Standpunkt der bei uns üblichen Geschäftspraxis gestellt; denn bei einem Zinsfuß von 5 Prozent verdoppelt sich die Schuldsumme in 14 Jahren. Dem Wilden, dem diese Praxis unbekannt ist, könnte der Gelehrte mit allen seinen Zinsbegründungsargumenten nicht klar machen, daß er im Ernste spricht, oder daß er mit seinen Argumenten ihm nicht die gemeinste Erpressung in ein günstiges Licht setzen will. Bei einem Civilisirten dagegen wird ihm die Arbeit sehr leicht gemacht. Dieser wird das Geschäft für ein derartig selbstverständliches halten, daß er höchstens nicht begreifen wird, wie der Professor noch eine Rechtfertigung für nöthig finden kann. Ja, ein nicht sozialistischer Arbeiter wird Argumente ganz in Ordnung finden, wie das, welches mir einst das Berliner Tageblatt entgegenhielt, das den Zins im Interesse des armen Arbeiters vertheidigte, dem die Zinsbeseitigung die Möglichkeit, Rentier zu werden, rauben würde, — und Rentier ist er ja schon, wenn er Geld auf der Sparkasse hat. Es ist gerade, als wenn der Wolf den Schafen gegenüber das Recht, sie aufzufressen, damit vertheidigte, daß er ihnen darlegt, wie das Recht, sich gegenseitig aufzufressen, auch in ihrem Interesse bestehe, weil nach diesem Recht Niemand sie daran hindern könne, Wölfe zu fressen, wenn sie Appetit dazu empfinden. Das Volk der Lämmer wird jedoch stets den unbegreiflichen Eigensinn besitzen,

Hosted by Google

trotz der dicksten Bände, die von den Herren Wölfen und ihren gelehrten Freunden geschrieben werden, bei der Ansicht zu bleiben, daß besagtes Recht und Gesetz durchaus gegen das Interesse der Lämmer streitet, welche wohl öfters in die Lage kommen, von den Wölfen gefressen zu werden, doch nie in die, sich selbst am Wolfsbraten zu ergötzen. Gerade so geht es dem Mann aus dem Volke mit dem Zins, der ihn auffrißt, ohne daß er seinerseits je nennenswerthe Vortheile davon hätte. Das, was dem weißen Raben, der sich aus einem Leben harter Arbeit in das Rentierleben zurückziehen konnte, der Zins zubringt, das hat er ihm hundertfach während seines Erwerbslebens geraubt. Nehmen wir den seltenen Fall an, er hätte sich mit harter Arbeit während vierzig Jahren ein Kapitälchen von 25 000 Mark erspart, das ihm, wenn er die Panamaklippen, die sich vor solch Unkundigen von allen Seiten im Zinsmeer aufthun, glücklich vermied und sein Geld in sicheren Papieren anlegte, 1000 Mark Zins bringt, mit denen er sich durchschlägt, wenn er darauf sieht, sein Kapital ungeschmälert zu erhalten, um seinen Kindern etwas hinterlassen zu können. Kauft er sich dagegen eine Lebensrente, so mag ihm allenfalls für den Rest seines Lebens ein Einkommen von 1800 Mark beschcert sein und er kann dann natürlich nichts von dem Kapital hinterlassen. Ohne die schädlichen Einwirkungen des Zinses hätte unser Mann sich mit Leichtigkeit das Vierfache verdient, hätte besser gelebt und trotzdem schon in dreißig Jahren mehr als das Vierfache zurückgelegt wie in der Zinszeit. (Ich nehme z. B. in dieser Zeit ein Einkommen von 1500 Mark per Jahr und einen Verbrauch von etwa 1200 Mark an, so daß mit Zins 25 000 Mark in 40 Jahren gespart sind, während in der Abwesenheit der hindernden Wirkungen des Zinses das vierfache Einkommen, also 6000 Mark, einen Verbrauch von 2000 und demnach eine Ersparniß von 120 000 Mark in den dreißig Jahren ergeben würden.)

Der Zins ist der größte Feind des Arbeiters und der Zins ist das kulturfeindlichste Moment in der ganzen Weltwirthschaft. Er besitzt eine hundertfach furchtbarere Zerstörungsmacht als Krieg, Pestilenz und furchtbare Naturereignisse, wie Erdbeben, Orkane 2c. Die großartigsten Kulturarbeiten müssen unausgeführt bleiben, weil sie keinen Zinstribut versprechen, mag ihr Nutzen auch noch so groß sein und mag die allmähliche Amortisation des Kapitals noch so gesichert erscheinen. Ein Berliner Privatdozent meinte in einem Angriffe gegen mich, mit dem Zins verschwände ein Element, unentbehrlich als Maßstab zur Bemessung, welche Unternehmungen die vortheilhaftesten sind, nämlich die Rentabilität. Der gute Herr übersah hier einfach den Unterschied zwischen dem rohen und dem reinen Zins. Wenn hundert Unternehmungen ausgeführt werden, von denen 50 5 pCt. Verlust, 50 aber 5 pCt. Gewinn ergeben, so hat das Kapital im Durchschnitt keinen reinen Zins gebracht, sondern nur den unschädlichen rohen, unschädlich so lange er, wie hier, aus Unternehmerlohn und Sicherheitprämie besteht, welche von den 50 verlierenden Unternehmern geopfert, von den 50 gewinnenden verdient w rden.

Niemand erkannte die Kulturfeindlichkeit des Zinses deutlicher als Turgot. Er sagt: „Man kann den Zins als eine Art Niveau betrachten, unter welchem alle Arbeit, alle Kultur, alle Industrie, aller Handel aufhört. Er ist wie ein über ein weites Land verbreitetes Meer: die Gipfel der Berge erheben sich über die Gewässer und bilden fruchtbare und bebaute Inseln. Wenn dieses sich verlaufen hat, so erscheinen im Verhältniß, wie es sinkt, die Abhänge, dann die

Hosted by Google

Ebenen und die Thäler, und bedecken sich mit Erzeugnissen aller Art. Es genügt, daß das Wasser um einen Fuß steigt oder fällt, um ausgedehnte Ufer zu überschwemmen oder der Kultur zurückzugeben. Es ist der Ueberfluß des Kapitals, welcher die Unternehmungen belebt und der niedere Zinsfuß ist zugleich die Wirkung und das Merkmal des Ueberflusses der Kapitalien."

Turgot spricht hier von dem rohen Zins, denn einen reinen Zins, d. h. einen reinen Zins, der zugleich roh war, oder besser einen rohen Zins, der sich als reiner Zins darstellte, weil keine Risikoprämie 2c. abging, gab es zu seiner Zeit so gut wie nicht. Erst unserem Jahrhundert ist es vorbehalten geblieben, in seinem freien, wie Schuhe und Stiefel verkäuflichen und verpfändbaren Grund und Boden, mit seinen Eisenbahnwerthen und Staatspapieren, begleitet von einer nie vorher gekannten Sicherheit der Person und des Eigenthums, den reinen Zins aus einem Abstraktum in eine konkrete, für sich bestehende Wirklichkeit umzuwandeln, und wenn auch heute noch wahr ist, was Turgot so poetisch darstellt, insoweit der rohe Zins in Betracht kommt, so verkehrt sich das Bild der von ihm erwarteten Wirkungen in sein gerades Gegentheil, wenn der heutige reine Zins dabei ins Auge gefaßt wird. Sein Fallen ist ein Beweis dafür, daß das aus bloßen Tributrechten bestehende Kapital in raschem Wachsen begriffen ist und daher in seinem Werben um die beschränkte Menge der Anlagen dieser Art den Zinsfuß herunterdrückt. Die wachsende Menge dieser Sorte von Kapital ist aber zugleich, wie ich gezeigt habe, die Ursache der ständigen Verschärfung der Krise. Man kann daher heute ruhig behaupten, daß je niedriger der reine Zins, um so höher der rohe ist, weil die einen wichtigen Bestandtheil bildende Risikoprämie steigt. Thatsächlich ist es heute um so schwerer für den Produzenten, Kapital zu erlangen, ist der von ihm dafür zu zahlende Zins um so höher (wenn er es überhaupt ohne Sicherheitleistung bekommen kann), je billiger sich das Geld an der Börse anbietet. Erst mit einer Reform, welche ein Fallen des reinen Zinses aus anderen Ursachen als aus einer Vermehrung des Tributkapitals hervorrufen wird, nämlich in Folge einer stetigen Verminderung der betreffenden Anlagegelegenheiten, erst eine solche Reform wird, indem sie das Kapital in das Gebiet der Produktion drängt, zugleich mit dem reinen Zins auch den rohen zum Fallen bringen. Dann und nur dann wird der fallende Zinsfuß der Barometer des steigenden Volkswohlstandes sein, wie es Turgot uns vorführt. Bis dahin aber wird er umgekehrt die zunehmende Vertiefung des Abgrundes bezeichnen, welcher in absehbarer Zeit unsere heutige Weltordnung in seine Schlünde reißen muß, wenn nicht in der zwölften Stunde eine wirkliche Reform ihn auszufüllen beginnt, und eine solche Reform kann nur die sein, welche dem reinen Zins das Grab gräbt. Eine solche Reform wird auch für immer den Widerspruch beseitigen, den der heutige Kapitalbegriff hervorruft, der die Einen das Kapital als schlimmsten Feind, die Anderen es als besten Freund des Arbeiters hinstellen läßt. Nachdem das Tributkapital verschwunden ist, wird das allein übrig bleibende Werkzeugkapital zum segensreichen Befruchter der Arbeit — nicht mehr gegen den Arbeiter und für den Ausbeuter — werden, mit heute ungeahnter Macht und Ergiebigkeit. Tausende gemeinnütziger Unternehmungen werden dann möglich, die heute unmöglich sind, weil unrentabel, d. h. kein n Zins abwerfend, und weil in Folge der Zinsschulden die Volkskaufkraft zu schwach ist, um die betreffenden Unternehmungen überhaupt lebensfähig zu machen.

Lugano. Michael Flürscheim.

Hosted by Google

Glückseligkeit im Zukunftstaat.

„Das größte Glück der größten Zahl" sagen die Benthamisten und die Sozialisten und andere „verruchte" Optimisten; — „Entsagt, ihr Hunde, kein Glück für euch", so rufen andererseits die Pessimisten, Urchristen, Carlylisten, und Neosanskritler —; beide großen Heerlager betrachten also das Glück als ein Ding an sich, das man wie eine Hose beliebig eng und weit schnallen kann; das in Theelöffeln oder Stalleimern zu genießen, ganz in unserer Willkür ist. Die „Zukunft" übernimmt bekanntlich keine Garantie für die Meinungen ihrer Mitarbeiter; ich möchte daher über diese viel umzankte Glückseligkeit, die namentlich für die sozialen Bestrebungen unserer Zeit ihre Wichtigkeit hat, einige Worte — verlieren; obgleich es ja leider nicht möglich ist, auf dieser Welt irgend etwas wirklich zu verlieren; aliquid haeret.

Ich möchte also die Glückseligkeit-Frage vom Standpunkte des Sozialisten betrachten, da dieser am unzufriedensten mit der jetzigen Vertheilung der Glückseligkeit ist; er will den stummen Millionen viel mehr von dem Artikel geben und verspricht auch den Reichen, den sogenannten Glücklichen, nachdem er ihnen ihre jetzige Bürde abgenommen, eine größere Quantität wahren Glücks; also eine absolute Vermehrung der Produktion. Nehmen wir aber an, daß der also Beglückte das gar nicht will, sondern daß unsere Geld- und Land-Barone blos, als Glück-Wassersüchtige, angezapft werden sollen, und nach der Operation noch genügend zum Hausbedarf behalten, so ist die Theorie also die: das vorhandene Quantum Glück ist wie ein Federbett an einigen Stellen etwas geschwollen, und kann leicht gleichmäßig geklopft werden, so daß jeder frierende Theil des Haupt- und Staats-Organismus seine Daunen-Umhüllung erhält.

Wenn wir uns aber unsere anzuzapfenden und abzuklopfenden Glückspilze näher ansehen, so werden wir, denke ich, finden, daß sie herzlich wenig abzugeben haben. Es ist bekannt, daß die höheren Klassen überall vor Langeweile schier umkommen; daß sie zu den idiotischsten Zeitvertreiben, den dümmsten Sports und den magersten resp. fettesten Hetären greifen müssen, um das Leben nur etwas erträglich zu finden. Bei den großen Finanzbaronen, „Juden und Judengenossen", ist es noch schlimmer: die erpressen und schwelgen faktisch im Schweiße ihres Angesichts: sie können die Trüffelpurée nicht verdauen; sie sitzen auf ihren Millionen wie dyspeptische Fafners, und haben oft die Thränen unzüchtiger Wittwen und Waisen aufzuwenden, um sich einen Genuß zu verschaffen, den der Proletarier schon erreicht, wenn er höchstens seine eigne Frau ein wenig mißhandelt. Die Gehirnsanämie bei den Aristokraten, die Gehirnshyperämie bei den großen Spekulanten und Blutsaugern liefert also die selben Resultate und unsre große Glückseligkeitquelle wird keine Dividenden geben.

Ich weiß schon, was die Herren erwidern — nämlich daß ich gerade ihre Sache beweise; sie sagen ja stets den Großen und Reichen: Ihr täuscht

Hosted by Google

Euch, Ihr seid nicht glücklich — kommt, wir nehmen Euch die überflüssigen Parke, Jagden, Geldsäcke, Serails 2c. ab — wir machen Euch dann wirklich glücklich, und vertheilen Eure mortifizirten Glücksmittel, Nektar, Ambrosia und Houris, an die Armen und Elenden, die genug Blut haben, um dabei dann ganz kanibalisch wohl zu sein.

Also schließlich doch eine absolute Mehrproduktion. Mehr Glück für unsre Ritter und fermiers-généraux — und mehr Glück für Proletarier und Hungerkandidaten.

Hierbei könnten Alle, theoretisch, zufrieden sein; die Frage ist aber — woher nehmen? woher selbst stehlen? Ich rücke nämlich jetzt mit meinem scheinbaren Paradox heraus und behaupte,

1. daß die Quantität des Glückes für jedes Individuum eine Konstante ist, die sich durch nichts erhöhen noch vermindern läßt.
2. daß sie für alle Individuen ungefähr die gleiche ist; wahrscheinlich ganz die selbe, — wenn einmal ein künftiger Mayer oder Joule das mechanische Aequivalent dafür findet.

Beides läßt sich — glaube ich — daraus erweisen, daß man dem Begriff „Glück" auf die Spur geht; also eine Frage der Definition, wie alle sublunarischen Diskussionen. — Was ist also Glück? Die Empfänglichkeit für äußere Reize ist, das wissen wir, unter dem Namen Irritabilität, das erste Kennzeichen des Organismus und vielleicht schon bei den anorganischen Körpern vorhanden, worauf chemische Vorgänge, besonders die Wahlverwandtschaften, zu deuten scheinen. In dem sich allmählich bildenden (oder, nach Anderen göttlich eingeblasenen) Selbstbewußtsein sind Empfindungen das Resultat dieser Reize, und diese Empfindungen unterscheiden sich bald als Lust- und Schmerz-Gefühle. Es ist bekannt, daß der selbe Reiz, der zunächst schmerzlich empfunden wird, bei der Wiederholung Lustgefühle erregt und umgekehrt; auf der ersten Gewöhnung basirt alles Erlernen technischer und geistiger Künste und Gewandtheiten, auf der zweiten der Ueberdruß, Tannhäusers Schmerzensſehnen, die meisten Ehescheidungsachen, die Unpopularität Sr. Excellenz Aristides 2c. Das Glück ist ein Lustgefühl, dessen Erregung aber nicht von den gebotenen Reizen abhängt, sondern von dem Verhältnisse zwischen diesen und dem Selbstbewußtsein, d. h auch von den Nerven und Muskeln des Individuums, dessen monarchische Spitze das Bewußtsein ist. Dieses ist gleichsam ein Pendel, das auf einen Reiz hin nach einer Seite schwingt, um sofort genau eben so viel nach der andern Seite zu schwingen. Die Reaktion ist ganz genau so groß wie die Aktion. Jede Vermehrung des Reizes ändert den Status des empfangenden Bewußtseins; es wird weniger empfänglich, und wenn lange genug fortgefahren wird, so kommt der Augenblick, wo es das aufgezwungene Rohmaterial nicht zu Lust, vulgo Glück, sondern zu Schmerz, Unglück verarbeitet.

Alles dies ist bekannt; die einzige Frage scheint mir, warum wir nicht die Konsequenzen daraus ziehen. Warum sprechen wir von Glück, als einem durch die Natur der Reize bedingten, da wir doch so gut wissen, daß der selbe Reiz dem Einen Glück, dem Andern Unglück verschafft, und bei dem Dritten ganz neutral wirkt, ihn überhaupt kalt läßt. Wer einen Armen reich macht, oder einen Reichen arm; wer einem Volke Stimmrechte giebt, Freiheit, Gleichheit, Bodenreform und wie die Rezepte alle heißen; wer zwei Halme wachsen läßt, wo früher nur einer wuchs; wer uns Alle gebildet macht, oder fromm

Hosted by Google

oder beides —: alle diese Wohlthäter und Bösewichte thun also nichts Anderes, als die auf uns einwirkenden Reize zu modifiziren; da dies aber sofort unsere Empfänglichkeit pari passu modifizirt, so stehen wir schon nach der ersten Pendelschwingung wieder am alten Fleck. Wenn ich einen hungernden und frierenden Proletarier gut abfüttere und warm kleide, so wird er zunächst glücklich sein; bei der nächsten Prozedur schon weniger, und demnächst nach Ortolanen und Champagner und Zobelpelzen verlangen, — nicht weil er ein undankbarer und böser Patron ist, sondern weil er sich bestrebt, das erste himmlische Gefühl der Sättigung und Wärme zu reproduziren, und nicht einsieht, daß dies unmöglich ist, ohne daß er vorher erst wieder brav hungert und friert. Jeder hat unter seinen Bekannten allerdings Menschen, die er „unglücklich" oder „glücklich" etiquettirt; beim genauen Zusehen wird er aber finden, daß er nur deren Umstände und Temperamente mit seinen eigenen augenblicklichen oder immer währenden vergleicht, und die so klassifizirten Menschenkinder und deren Selbstbewußtsein, nicht in Betracht zieht. „Wie glücklich, oder wie unglücklich, würde ich, Fritz Schulze, sein, wenn ich hätte, oder mißte, was Hans Müller hat oder nicht", so müßte er sagen, und nicht: „wie glücklich ist Schulze", — denn davon weiß er absolut nichts, so lange er nicht in dessen Selbstbewußtsein hineinkriechen kann. Der Mann des sanguinischen Temperaments — der Glücksmensch — fühlt Schmerzen und Glück, beides schwächer; der Melancholiker und Schwarzseher, den alle Welt bemitleidet, sinkt allerdings sehr niedrig im Unglück; er schwebt aber im Glück so hoch und seine Genüsse sind so ekstatisch, daß das Verhältniß sich wiederherstellt; und alles Irdische ist, irdisch genommen, weniger ein Gleichniß als ein Verhältniß — relatio. Ueber die Relativität kommen wir nicht hinaus. Wir haben ja allerdings die Illusion des Glückes, als von etwas Aeußerem, dem wir nachjagen — eben so haben wir die Illusion des freien Willens; ohne beide Illusionen würde das Leben nicht erträglich sein; es schadet aber nichts, beide eben als Illusionen zu erkennen. Die größten Kausal-Philosophen sind wüthend, wenn sie bestohlen werden, obgleich sie wissen, daß der Dieb nicht aus eigner Willensfreiheit handelt; und ich jage nicht minder nach allen Mitteln, die meine Glückseligkeit erhöhen könnten, obgleich ich mir doch einbilde zu wissen, daß das Endresultat das nämliche bleiben muß. Es ist eben der alte Sauerteig, und es ist dafür gesorgt, daß Keiner ihn verdaut.

Wenn man mir nun vorwirft, ich gehe dem Idealismus zu Leibe, dem Schönen und Guten, sowie anderen Adjektiven mit großen Anfangsbuchstaben, so kann ich mir nicht helfen; ich kann die Naturgesetze nicht umstoßen, weil sie den Herren nicht in den Kram, himmlischen und irdischen Ablaßkram, passen. Die Weltkinder sagen uns, daß die langen Wechsel aufs Paradies, die uns die Herren Pastoren bisher als Ersatz für irdische Auslagen gezogen haben, nicht honorirt werden würden; jetzt scheint es, als ob auch hienieden, trotz Macbeth, keine Gerechtigkeit ist, als ob Böse und Gute mit einem Maße gemessen, mit dem selben mäßigen Kapital an Glück ausgestattet worden sind. Allerdings können wir es auch gleich ausgeben: „Ein Augenblick gelebt im Paradiese", oder es sparsam verwalten, so daß wir für jedes hervortretende Bedürfniß gleich ein bescheidenes kleines Glück als Taschengeld bei uns haben. Die Sonne scheint auf Gerechte und Ungerechte, sagt Moses oder das Syndikat, dem wir das alte Testament verdanken — und meint wohl damit das, was ich mit anderen Worten auch sage. Wer auf Be-

Hosted by Google

lohnungen und Strafen, diesseitige oder jenseitige, eine Moral aufbauen will, muß zu Falle kommen; denn es giebt — für uns Menschen, NB.! — keine absoluten Strafen oder Löhne, noch überhaupt etwas Absolutes. Wer nach seinen Umständen, nach Erziehung und ererbter Gewöhnung „moralisch" handelt, wird fortfahren es zu thun, und fortfahren sich einzubilden, daß er es aus religiösen, utilitarischen, oder „kosmischen" (à la George Elliot) Motiven thut. Es scheint mir, daß das religiöse Element noch am Längsten fortleben wird; die Gründe dagegen sind auch den anderen Motiven verhängnißvoll, und die Religion ist die älteste Trösterin des Menschengeschlechts; namentlich die katholische, die schließlich wohl gar noch alle anderen beerben wird. —

Wenn aber nun alle Hoffnungen auf eine permanente Glücks-Aufbesserung aufzugeben sind, so dürfen die Menschenkinder auch überzeugt sein, daß es nicht schlimmer werden wird noch kann. Das Hemd des Glücklichen ist ein Gespinnst allerdings, aber ein Hirngespinnst, kein „grey shirting", der notirt und durch Gesetzgeber, Philosophen oder Theologen erworben und der sündigen Menschheit geschenkt werden kann. Kein Gott kann uns eine irdische Seligkeit geben; aber auch kein Teufel eine ewige Verdammniß, so lange wir Menschen bleiben — und alles Uebrige ist uns unbekannt; das Gefühl, gespalten in Glück und Unglück, ist ein Beiprodukt unserer Nerven- und Muskelthätigkeit, es steht und fällt mit ihr, und was nachher kommen könnte, kann Keiner wissen oder auch nur ahnen. Das „Leiden der Welt" ist eine Konstante, an der sowohl unsere Optimisten als unsere Pessimisten sich vergebens die Köpfe zerstoßen.

Auch die Sozialisten also, selbst wenn sie Alles umstoßen und neu arrangiren, werden weder die Totalsumme des menschlichen Glückes vermehren noch die dem Einzelnen darauf entfallende Quote vergrößern können. Plus ça change, et plus c'est la même chose. Was aber gegen alle Umwälzungen — von unten oder von oben — einzuwenden ist, bleibt stets das Plötzliche, das positiv schädlich ist; wie denn bei allen Revolutionen eine Masse von Individuen durch den „choc" tötlich getroffen werden und überhaupt nicht mehr reagiren können. Auch dies macht ja nach meiner Theorie weder für die Menschheit noch für die Individuen einen wirklichen Unterschied: es ist aber ein nutzloser Gewaltstreich, und daher unmoralisch in dem einzigen Sinne, den dieses Wort bald noch haben wird.

Ich weiß sehr wohl, daß in meinen Aeußerungen nichts Neues enthalten ist; daß Jeder diese Ideen mehr oder minder klar schon gehabt haben muß. Gewiß; aber weshalb sie dann nicht aussprechen? Weshalb stets mit abstrakten Begriffen rechnen, die kein wirkliches Substratum haben, und wobei alle Schlüsse dann natürlich falsch sein müssen? Es ist doch besser, eine kleine Schlafstelle zu haben, als eine erste Hypothek auf ein Luftschloß. Die Jagd nach dem Glück wird in alle Zeiten fortgehen und sie muß es, denn sie entspricht einem wirklichen Bedürfniß unserer Natur, ja sie ist schon selbst der wesentliche Bestandtheil all unseres Glückes — sowie eine schmutzige Banknote, eine Anweisung auf künftige Genüsse, dem Geizhalse schon an sich lebhafte Glücksgefühle verschafft. Sie wird und muß fortdauern; es kann aber nichts schaden, wenn wir uns dabei bewußt bleiben, daß sie eine Illusion ist, grade so wie die Zeit und der Raum selbst, in denen wir uns doch ganz behaglich einrichten.

London. Charles Win.

Hosted by Google

Jesuitenparade.

Abbiamo anche martiri, per il martirio, se bisogna: so lautete die wundervoll naive Versicherung, die Lord Bolingbroke einst von einem würdigen Mitgliede der Gesellschaft Jesu erhielt, als er in Rom die verschiedenen Klassen einer Jesuitenschule durchmustert hatte. „Wenns verlangt wird, können wir auch mit Märtyrern dienen!" In einem wohlassortirten Geschäft gehört sichs, daß für jeden Bedarf vorgesorgt ist; und wenn Loyolas selige Erben 1790 schon Märtyrer auf Lager hatten, warum sollten sie, die mit der Zeit und ihrem Anspruch doch fortgeschritten sind, hundert Jahre später in ihren mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Magazinen nicht auch Apostaten vorräthig halten, Abtrünnige, die, falls es einmal nöthig ist, genau soviel aus der Jesuitenschule plaudern, wie es den leitenden Geistern nützlich und angemessen erscheint?

Einen Augenblick, ich will es nur gestehen, habe ich wirklich an eine solche Geschäftsapostasie geglaubt, als ich den mit den schrillsten Posaunenstößen einer unklugen und geschmacklosen Reklame angekündigten Aufsatz des Grafen Paul von Hoensbroech in den Preußischen Jahrbüchern gelesen hatte. Nach den Lehren der Jesuitenmoral, die der selbe Graf gegen die selben Jahrbücher früher so wacker vertheidigt hat, wäre ein solches Beginnen durchaus nicht anstößig oder gar lasterhaft, denn diese Moral rechtfertigt jede Handlung, wenn ein gravis doctor, irgend ein besonders hell brennendes Kirchenlicht, sie aus erheblichen Gründen für nothwendig erklärt. Die rationes probabiles, denen das ganze liebliche System des Probabilismus entkeimt ist, fehlen ja heute nicht: das Jesuitengesetz steht wieder einmal zur Debatte, Hunderttausende entrüsten sich gegen den Orden, den Junigo Lopez de Recalde, später Ignaz Loyola genannt, vor mehr als dreihundert Jahren mit dem Basken Xaver und einigen Freunden aus Spanien und Frankreich begründet hat, und gerade diese kritischen Tage der frisch entfachten Jesuitenangst könnten den Herrn General, der gewiß ein gravissimus doctor ist, selbst um den Preis eines frommen Betruges eine Jesuitenparade bei prallem Sonnenschein als ein Gott und dem Heiligen Ignatius wohlgefälliges Werk ansehen lassen. So zeigt ein Kriegsherr

Hosted by Google

wohl einem künftigen Gegner seine Armee: er verschweigt scheinbar nichts, er rügt jeden schlecht geputzten Knopf, jeden ungleichen Tritt, und lenkt durch diese Aufrichtigkeit, die so gar nichts verheimlicht, von den schlimmeren Uebelständen des lästigen Beobachters Blicke ab. Wäre das der Zweck des zu flüchtiger Sensation aufgepufften Aufsatzes gewesen, dann wäre er vollständig erreicht; denn nach dem Lesen dieser achtundzwanzig Seiten füllenden Anklageschrift muß beschämt auch der wüthendste Jesuitenfresser gestehen, daß er einem Orden Unrecht gethan hat, gegen den selbst ein erbitterter Apostat so wenig vorzubringen vermag.

Aber der Abtrünnige beruft sich auf seine angesehene Familie im Herzogthum Geldern, sein Aufsatz ist umständlich, stilistisch unbeholfen und doch redselig nach der Art schreibwüthiger Mattoïden, und deshalb schon muß der Verdacht, es könnte sich um ein fein ersonnenes Stückchen kaltblütiger Jesuitenschlauheit handeln, schnell wieder verstummen. Dann aber bleiben nur zwei Schlußfolgerungen übrig, die für den Orden und für sein früheres Mitglied gleich nachtheilig sind: die erste, daß die jesuitische Erziehung in anima vili nicht ganz so geschickt mehr wie früher arbeitet, und die zweite, daß ein deutscher Edelmann dreizehn Jahre gebraucht hat, um endlich einzusehen, daß der Jesuitismus nicht die Heranbildung selbstherrischer Persönlichkeiten und guter Patrioten bezweckt. Davon aber hatte, wies in den Zeitungen so schön immer heißt, in weiteren Kreisen schon früher etwas verlautet.

Zum Glück für den gräflichen Ankläger stirbt die Unwissenheit niemals aus, und so haben sich denn auch Blätter gefunden die, in verzückter Raserei, die Vagatellklage Hoensbroech contra Loyola als eine ungeheure That begrüßten und als einen Schlag, den der Jesuitenorden kaum verwinden könne. In Rom, wo man ohnehin jetzt zum Vergnügtsein alle Ursachen hat, wird durch solche Kulileistungen die Heiterkeit gewiß noch wesentlich wachsen. Der Jesuitenorden, der die Mönchskonkurrenzwuth und den päpstlichen Bann, Port-Royal und den furchtbaren Blaise Pascal behaglich überdauert hat und der heute beherrschend den katholischen Schaaren voranmarschirt, soll nun plötzlich in seinen Grundvesten erschüttert sein, weil ein harmloser Herr ihm einige Unfreundlichkeiten nachsagt. Nicht einmal durch die voraufgehende Reklame, die doch ganz Andres erwarten ließ, werden die frommen Väter Jesu beunruhigt gewesen sein, so wenig wie Herr Miquel durch die Akten der Firma Ahlwardt-Meißner, und jetzt werden sie mit der Bewunderung des Ordens vom Schwarzen Adler, den Kardinal Rampolla, und der kostbaren Tabakdose, die der bestrafte Kardinal Ledochowski vom Deutschen Kaiser empfangen hat, so viel zu thun haben, daß ihnen für die wüthenden Stilübungen der deutschen Presse am Ende

Hosted by Google

gar nicht die genügende Zeit übrig bleibt. Sie haben ja selbst eine Presse, die eben verkündet, der Vertreter der deutschen Nation habe sich im vatikanischen Jungbrunnen gebadet und im Papst das Oberhaupt der gesammten evangelischen Christenheit anerkannt, und sie wissen daher, wies gemacht wird. Das Rezept ist am Tiber nicht anders als an der Spree: das Papier ist geduldig und die Abonnenten sind nicht immer klug.

Nach einer bombastischen Einleitung kommt der Jesuit a. D. zu den folgenden Resultaten: Der Jesuitenorden ist „eine wunderbar großartige Institution"; „seine Ziele sind die umfassendsten und, weil auf den Richtlinien der Ziele des Christenthums liegend, die edelsten, erhabensten, würdig der Begeisterung und des Lobes." „Die Anklagen, mit denen man gewöhnlich den Orden überhäuft, sind falsch; was speziell die vielgeschmähte Moral des Ordens angeht, so ist sie eine Moral von tadelloser Lauterkeit" und bildet „die eigenen Glieder des Ordens zu Männern des reinsten Lebenswandels heran". Aber die Technik der Erziehung gefällt dem Herrn Grafen nicht; nicht die strenge Tagesordnung des Noviziats, nicht die Uniformirung der Geister, der Wechsel des Aufenthaltes, die beständige Kontrole, der Puppenzwang und die strenge Pflicht, nach der Vorschrift des Generals Aquaviva für jede Gewissensregung, für jedes Begehren und Thun, ohne den beruhigenden Schutz des Beichtgeheimnisses dem jesuitischen Oberen Rechenschaft abzulegen. Auch verdrießt ihn das Fehlen wissenschaftlicher Anregung, die er freilich, wenn sie atheistisch ist, selber verwirft, und endlich kränkt es ihn, daß der Jesuitengeist anstatt der Liebe zum Vaterlande eine allgemeine Liebe zu den christlichen Nationen und Fürsten empfiehlt. Aber auch hier macht er eine vorsichtige Unterscheidung. In den jesuitischen Schulen, sagt er, vielleicht aus Rücksicht für seinen Bruder, den Reichstagsabgeordneten, der in Feldkirch bei den Jesuiten die ersten Lehren empfangen hat, steht der Patriotismus auf dem Unterrichtsplan, nicht aber gilt er für die Jesuiten selbst, an denen trotzdem, wie uns berichtet wird, „die staatliche Ordnung, die rechtmäßige Gewalt stets und überall einen Bundesgenossen finden wird". Wahrscheinlich hatten die Monarchen diese Erfahrung gemacht, als sie den Papst Clemens den Vierzehnten um die Aufhebung des Jesuitenordens bedrängten, dessen Statuten ein anderer Papst doch, Paul III., als sie ihm vom Kardinal Contarini vorgelegt wurden, mit dem begeisterten Ausruf begrüßt hatte: Spiritus Dei est hic — Hier spricht der Geist Gottes selbst!

Als Pascal mit einer Wirkung, die der Reklamezettel nicht erst bedurfte, einen seiner schlimmsten Briefe an einen Provinzialen veröffentlichte, da verfiel der Jesuit Daniel auf eine sehr schlaue Antwort: er druckte Pascals Brief ab und setzte nur an die Stelle der Citate aus jesuitischen Schriften solche aus den Werken der wegen ihrer Frömmigkeit ringsum

Hosted by Google

berühmten Dominikaner. Damit war der für die Kenner der Summa Theologiae des Thomas von Aquino freilich überflüssige Beweis geliefert, daß Pascal, wo er auf jesuitische Speziallaster zu schlagen glaubte, alte Bräuche traf, die längst vor Loyola gegolten hatten. Ein ähnlicher Scherz ließe mit dem selben Erfolg sich gegen den Grafen Hoensbroech verwerthen: fast Alles, was er an der jesuitischen Erziehung bemängelt, findet sich in jeder engen Kastenerziehung, mit den verschiedenen Zwecken entsprechenden Abweichungen, wieder. Auch in Kadettencorps wird der nach stolzer Freiheit strebenden Individualität, und nicht leiblich nur, eine knappe Uniform angezogen, auch in anderen religiösen Seminaren, mögen sie von Pastoren nun oder von Talmudisten geleitet sein, ists um die Selbständigkeit des Denkens und Forschens übel bestellt, und über die Art, wie in katholischen Anstalten die zur Pubertät heranreifenden Mädchen mitunter über die Geheimnisse des Geschlechtslebens aufgeklärt, wie sie vor ihrem nackten Spiegelbilde gewarnt und mit allen höllischen Schrecken in unkeusche Vorstellungen förmlich hineingedroht werden, ließen sich Geschichten erzählen, neben denen die Plaudereien aus der Jesuitenschule wie unschuldige Fibelsprüche klingen. Wenn Loyola, der, wie sein Biograph Ribadeneira berichtet, in den ersten Tagen seiner Generalswürde die niedrigste Küchenarbeit versah, eine besondere Unterrichtstechnik erfand, die seine Nachfolger dann sorgsam ausbauten, so geschah das, weil die „Compagnie Jesu" für den Kampf gegen Satan und alle Ketzer eben geistliche Soldaten erziehen wollte, nicht eigenwillige Einzelkämpfer, sondern kadavergehorsame Gardetruppen für Reihe und Glied. Jede kämpfende Partei fordert blinde Unterwerfung, das hat Herr Fusangel so gut wie der sanfte Moralanarchist Bruno Wille erfahren, und wer sich individuell ausleben will, der mag jeder ecclesia militans, der agrarischen, sozialistischen oder jesuitischen, vorsichtig fern bleiben. Ein Lieutenant, der über den Zwang der Disziplin jammert, ist höchstens eine tragikomische Figur.

Noch befremdlicher ist die Verwunderung über den Internationalismus des Jesuitengeistes, der darin doch mit den anderen beherrschenden Mächten der Zeit zusammentrifft, mit dem Kapital und seinem Dauphin, der Sozialdemokratie, aber auch mit dem Urchristenthum, das von nationalen Grenzpfählen nichts wußte, und mit der monarchischen Anschauung, die auf allen Thronen ihre Vettern hat und im Nothfall den koburgischen rasch mit dem bulgarischen Patriotismus vertauscht. Jeder Bischof, das sollte der abtrünnige Jünger Loyolas doch wissen, leistet dem Papst den von Gregor dem Siebenten herrührenden Eid, der auch den Satz enthält: „Haeretiker, Schismatiker und gegen unseren Herrn, den Papst, beziehungsweise gegen dessen Nachfolger rebellische Personen werde ich nach Kräften verfolgen und

Hosted by Google

bekämpfen." Da dem so gebundenen Bischof die Priester wiederum den Eid des Gehorsams leisten, da ferner der Priester des Laien Befehlshaber ist, so brauchte ein Papst blos mit erneutem Nachdruck wieder alle Protestanten als Ketzer und den Deutschen Kaiser als den verhaßten Haeresiarchen zu bezeichnen, um patriotische Katholiken, die mit den Jesuiten nicht das Geringste zu schaffen haben, in einen Konflikt der Pflichten zu bringen, aus dem für den Gläubigen ein rettender Weg nur schwer gefunden werden kann. Es ist nur eine Frage der vatikanischen Taktik, ob solche stillschweigend, immer vorhandenen Ansichten wieder in den Vordergrund treten sollen. Rom, das Clemens den Vierzehnten und Pius den Siebenten für unfehlbar erklärt, obwohl der Erste den Jesuitenorden aufhob und der Zweite ihn wiederherstellte, Rom hat sich mit Kleinigkeiten, wie patriotische Bedenken sie ihm sind, niemals abgegeben.

Der Herr Graf von Hoensbroech scheint in seiner dreizehnjährigen Ordensübung nicht viel profitirt zu haben. Er billigt die Ziele der Jesuiten und verwirft ihre Mittel, ohne an den Satz aus dem arbor scientiae des Jesuiten Illsung zu denken: Cui licitus est finis, illi licet etiam medium ex natura sua ordinatum ad talem finem, den Satz, der genau vor zweihundert Jahren entstanden ist, nach Pascals Enthüllungen also, und aus dem der volksthümliche Spruch vom Zweck, der die Mittel heiligt, sich gebildet hat. Der gräfliche Apostat träumt von einer Reform des Jesuitismus und vergißt, daß, mag es in Wirklichkeit auch nicht gesprochen sein, doch für seine früheren Brüder das Wort des Lorenz Ricci galt und gilt: Sint, ut sunt, aut non sint. Und er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß der Jesuitenorden, der um das Jahr 1540 dem in seinem Ansehen schwer erschütterten Papstthum demüthigen und unbedingten Knechtsdienst anbot, in den dazwischen liegenden Jahrhunderten sich vom Diener zum absoluten Herrn der römischen Hierarchie erhoben hat. Das hatte der Kardinal Guidiccione vorausgesehen, als er dem Statutenentwurf Loyolas widerstrebte; aber — der Herr erleuchtete ihn noch rechtzeitig und beugte sein störrisches Haupt vor dem großen Condottiere der geistlichen Lanzenknechte.

An der Aufrichtigkeit des Grafen Hoensbroech darf man nicht zweifeln, recht sehr aber an seinem Beruf, in so gewichtigen Fragen öffentlich das Wort zu ergreifen. Ein Mann, der die im Jesuitenseminar gewiß nicht verbotenen Schriften der Patres Filutius, Diana, Escobar, Sanchez und ihrer Genossen auch nur angeblättert hat, kann mit gutem Gewissen von der tadellosen Lauterkeit der Jesuitenmoral nicht sprechen, und wer diese Schriften, die dieser Moral erst die Grundlage geben, nicht kennt, der ist zu einem Urtheil überhaupt nicht befugt. Der sittenreine Pascal schämte

Hosted by Google

sich, die Stellen wiederzugeben, an denen dem erotischen Bedürfniß allerlei Schliche und Kniffe zur Beschwichtigung frommer Bedenken empfohlen sind; es genügt wohl, hier an die Erlaubniß zu erinnern, trotz dem kanonischen Recht, das jedes Ablegen des Ordenskleides mit der Exkommunikation bedroht, doch vor dem Besuch von Bordellen die geistliche Uniform abzuthun, und an die andere, die den Bruch des Fastens beschönigt, wenn ein Kirchenstreiter sich auf der Mädchenjagd — ad insequendam amicam — ungewöhnlich angestrengt hat. Wie der Aemterschacher, der Diebstahl, der Meuchelmord und jede Gesetzesübertretung mit frommer Ruchlosigkeit bemäntelt wird, das mag man bei Pascal nachlesen, um dann zu erkennen, ob die Armseligkeiten, mit denen die Einfalt jetzt so großes Getöse macht, ernstliche Beachtung verdienen. Der Graf aus Geldern zeigt die schmutzigen Knöpfe und die beengenden Halskragen der ignatischen Armee, vor ihrem Geist aber macht er die tiefste Reverenz und empfiehlt ihn als den sichersten Bundesgenossen der staatlichen Ordnung.

Ganz anders würde nach einer von besserer Kenntniß des Truppengeistes geleiteten Jesuitenparade die Kritik ausfallen. Der Jesuit des Grafen Hoensbroech ist keine glaubwürdigere Gestalt als der schlurfende Schleicher, der über Hintertreppen klettert, das Giftfläschchen und den Dolch im Gewande. Es ist sehr möglich, daß die schlimmsten Praktiken aus früheren Jahrhunderten heute überflüssig geworden sind, seit der gesammte Romanismus, von den Wittenberger Tagen an, allmählich seine Gewänder nach dem Muster des Loyola zugeschnitten hat und das kampflustige Franctireurcorps zur päpstlichen Gardetruppe aufgerückt ist. Der Geist aber ist dadurch sicher nicht besser geworden, daß er aus dem Besitz einer dienenden und zunächst auf die Zahl sechzig beschränkten Brüderschaft in das die katholische Welt beherrschende Dogma übergegangen ist. Und die im Angesicht neuester Vorgänge drängende Befürchtung, das Werk Luthers und Bismarcks möchte vergeblich gewesen sein, müßte schreckliche Gewißheit werden, wenn man uns Leo Pecci und Mieczyslav Ledochowski als verläßliche Stützen der deutschen Einheit schildern und den Jesuitismus für eine erhabene Institution ausgeben wollte, deren Mittel nur nicht immer nach dem Herzen eines der Disziplin widerstrebenden Edelmannes sind. Der Weg nach Canossa ist heute gar nicht mehr beschwerlich und der Heilige Stuhl nimmt, in veränderter Zeit, auch ohne härenes Gewand und ohne die Quarantaine im verschneiten Schloßhof die Bereuenden liebevoll auf.

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Mai 1893.

Illuminirte Politik.

Als ob das Deutsche Reich unaufhörlich Geburtstag hätte, so folgen seit einigen Jahren die politischen Ausstattungstücke hart auf einander. Der szenische Hintergrund wechselt: die Zeltreihen von Narwa oder der Newski-Prospekt dehnen sich vor unserm Blick, das Goldene Horn thut seine Herrlichkeit auf, Cowes oder Kiel prangen in Flaggenparade, in Berlin, Wien oder Rom sind die Straßen prächtig geschmückt oder in der Guildhall wird der alte Pomp der City zu flüchtigem Leben wieder erweckt. Mit Behagen verzeichnen die Zeitungen die bunten Ereignisse und mit Stolz weisen sie darauf hin, daß Deutschland an fast allen politischen und militärischen Schaustücken der letzten Jahre aktiv oder passiv betheiligt war und daß beinahe ohne Unterbrechung die Blicke der Welt auf die glänzend illuminirte Reichsfassade gerichtet sind. Der Presse schafft solche prunkvolle Aera Abwechselung und Gewinn; natürlich aber und für den staatlichen Organismus gesund ist sie eben so wenig, wie es für eine Stadt eine allwöchentlich sich wiederholende Illumination wäre. Durch das Gepränge wird der Neid der Umwohner geweckt und von dem blendenden Glanz hebt die Dunkelheit der Höfe und Hinterhäuser nur um so empfindlicher sich ab. In beständiger Geburtstagsstimmung läßt sich am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts kein Reich mehr regiren.

Hosted by Google

Wiederum hat sich nun ein politisches Ausstattungstück abgespielt, dem die römische Campagna, das königliche und das päpstliche Rom, diesmal die prachtvollen Dekorationen boten, und wiederum hat, wie das bei ähnlichem Anlaß noch immer geschehen ist, die Person des Deutschen Kaisers Wochen lang im Mittelpunkt von Erörterungen und Kommentaren gestanden, die das monarchische Empfinden mitunter recht ungern vernahm. Ueber die Taktlosigkeit mag man hinweggehen, die einige befremdend schroffe Aeußerungen des Kaisers über den Bau des neuen Reichstages und die Berliner Architektur in die Oeffentlichkeit brachte; daß der Bau, den ein genialer und selbständiger Künstler nicht auf Günstlingstreppen, sondern in ehrlichem Wettkampf sich erstritten hat, verfehlt sei und daß die deutsche Architektur zu den Wegen der italienischen Renaissance zurückkehren müsse, die sie zu ihrem Heil eben verlassen hat, das sind Privatansichten des Monarchen, die man mit Interesse hört, denen die Zustimmung aber nicht gewisser ist als etwa der Aufforderung, von Wagners musikalischem Drama wieder zu den abgelebten Formen der alten italienischen Oper zurückzukehren. Sehr viel unerfreulicher war schon, was über den Verkehr mit den vatikanischen Kreisen bekannt geworden ist. Der Kardinal-Staatssekretär Rampolla, der den Orden vom Schwarzen Adler erhalten hat, gilt, namentlich in seiner Stellung zum Dreibund, für nicht zuverlässiger als sein Vorgänger Antonelli, der im April 1871 dem deutschen Geschäftsträger Grafen Tauffkirchen seine Mißbilligung der Centrumstaktik aussprach und der zwei Monate später dann in einem Briefe an den streitbaren Bischof Ketteler diese Aeußerung nachdrücklich bestritt. Auch der Kardinal Rampolla wird sich durch den Besitz des höchsten Ordens, den der Deutsche Kaiser zu vergeben hat, in seinen Sympathien und Antipathien kaum beirren lassen, so wenig wie Graf Ledochowski, der die preußischen Staatsgesetze verhöhnt und verletzt und am 8. November 1870 in Versailles den Versuch gemacht hat, im Interesse der weltlichen Papstherrschaft den König Wilhelm zu einem Krieg gegen Italien zu veranlassen, und der trotzdem von dem Gast des Königs von Italien nun so auffällig ausgezeichnet worden ist. Es liegt im Wesen der illuminirten Politik, die an die Stelle eines ruhigen Geschäftsganges geräuschvolle Festlichkeiten setzt, daß sie die berechtigte, aber oft herbe Kritik nicht auf die verantwortlichen Geschäftsleiter lenkt, sondern auf den gekrönten Repräsentanten der Nation.

Hosted by Google

Unter diesem Uebelstand leidet lange schon unser ganzes politisches Leben; in einer aufgewühlten und für mystische Vorstellungen nicht mehr aufnahmefähigen Zeit war die wichtigste Aufgabe, die Person des Monarchen aus der Gefechtslinie zu entfernen, nicht aber, sie allen Anwürfen auszusetzen. Für die Minister mag das bequem sein, aber der Märzmonat des Jahres 1848 hat warnend gezeigt, wohin verspäteter Absolutismus ohne absolute Gewalt führt, und es ist sehr zu befürchten, daß der Tag kommen wird, wo man den Lobern des Generals von Caprivi — wenn er deren dann wider Erwarten noch besitzt — die Frage vorlegen muß, die Wellington aufwarf, als man ihm die Vorzüge des an den Märzereignissen so hervorragend betheiligten Generals von Prittwitz pries: Mais pourquoi ce brave général, dont vous me dites tant de bien, n'a-t-il pas commencé ses opérations par éloigner le roi?

Mit der Annahme, er sei nur zum Vergnügen mit großem Gefolge über die Alpen gezogen, würde man dem Kaiser gewiß Unrecht thun. Er hat wohl den Anlaß eines Familienfestes, das zunächst in der Stille gefeiert werden sollte, benützt, um, wie die von Herrn Rampolla ressortirende Presse ganz offen verkündet, am Tiber zu suchen, was an der Spree nicht zu erreichen war: die Gefügigkeit des Centrums in der Militärfrage. Auch darin zeigt sich der Wechsel der Zeiten; früher war der gefährliche Handel mit dem päpstlichen Rom die Sache des leitenden Ministers, der beim Mißlingen den Schaden und selbst beim Gelingen das für das protestantische Selbstbewußtsein unvermeidliche Odium auf sich nahm und der Krone nur den Vortheil sicherte. Heute ist es umgekehrt; die Handlungen und die Worte des Kaisers, denen leider auch die üblichen Berichtigungen wieder folgten, werden nicht immer freundlich kommentirt, die Auszeichnung Ledochowskis hat sogar arg verstimmt, und allenfalls zu erwartende Vortheile würde — nicht einmal die Regirung, die ja längst nicht mehr einheitlich ist, sondern ganz ausschließlich der Reichskanzler einstreichen, der aus der Sackgasse seiner Militärvorlage einen rettenden Ausweg sucht.

Das Bemühen, hinter der Person des Monarchen Deckung zu finden, hat sich auch in der offiziösen Meldung gezeigt, „mit Rücksicht auf den Ernst der Lage und die folgenschweren Beschlüsse, welche in der nächsten Woche im Reichstage zu erwarten stehen," werde der Kaiser seine Reise abkürzen und früher, als ursprünglich beabsichtigt

Hosted by Google

war, nach Berlin zurückkehren. Die Meldung klang doppelt befremdlich, denn erstens hatte man den Kaiser niemals später als am vierten Mai zurückerwartet, und zweitens ist die Zumuthung, er habe erst jetzt den Ernst der Lage erkannt, beinahe beleidigend. Seit Monaten ist das parlamentarische Bild unverändert und gerade dem Wunsch, es zu ändern, galt offenbar doch die Reise nach Rom. Der allein verantwortliche Reichsbeamte aber, dessen Ansehen nicht einmal mit dem albernen Tölpel Ahlwardt fertig zu werden vermag und der seinen bedeutendsten, freilich auch verhaßtesten Mitarbeiter zwingt, zum Schaden des Reiches den Verleumdungen eines solchen Gesellen Rede zu stehen, er kann auch die Einschüchterung nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg betreiben, wenn er einen Eingriff des Kaisers als bevorstehend zeigt. Wie lange ein Herrscher, der den Rath eines Bismarck schon als eine lästige Vormundschaft empfand, geduldig und immer wieder zur Hilfe bereit sich noch als das Vehikel einer unfruchtbaren Politik brauchen lassen wird: das ist die Frage, deren Beantwortung über die nächste Zukunft des Reiches zu entscheiden hat.

Die geplagten Offiziösen haben sich redlich bemüht, jeden Zusammenhang zwischen der Reise nach Rom und der Militärvorlage zu bestreiten. Weniger redlich wäre auch hier redlicher gewesen, und klüger obendrein. Die Großen dieser Erde lieben es nicht, ihre Wünsche expressis verbis einander mitzutheilen; ihnen genügt eine Andeutung, ein hingeworfenes Wort, ein beredtes Schweigen mitunter zum Verständniß. Und die Folgen haben ja auch nicht auf sich warten lassen: genau acht Tage nach dem Besuch des Kaisers beim Papst hat der Freiherr von Huene einen Kompromißantrag eingebracht, der endlich Rettung verheißt und für den mit hastigem Eifer aus allen Lagern nun Stimmen gesammelt werden. Zwar hat der leitende General immer wieder jede Konzession als unmöglich bezeichnet, ganz besonders in Bezug auf die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit; zwar hat Herr Lieber fortwährend mit der Unerschütterlichkeit des „Generalstabsmajors" von Huene, Herr Richter mit der Festigkeit seiner Mannesseelen renommirt; zwar ist noch vor wenigen Wochen der Antrag des Herrn von Bennigsen von den Parteien des Centrums und der Freisinnigen geschlossen abgelehnt worden; aber das wird den Kanzler nicht hindern, jetzt zu retten, was noch zu retten ist, und es wird die Parteien nicht abhalten, in einer völlig unveränderten Lage ihre Entschlüsse total zu verändern.

Hosted by Google

Alle an dem Handelsgeschäft Betheiligten fürchten, und nicht ohne Grund, den Spruch der Wähler; und so scheint sich, was hier so lange vorausgesagt wurde, erfüllen zu sollen: aus dem katholischen und aus dem jüdischen Centrum wird eine knappe Zufallsmehrheit zusammengetrieben werden und ein Viertelduțend strebsamer Herren wird über die Grundlagen unserer Heeresverfassung entscheiden. Herr Eugen Richter, der sich von einigen längst wider den Stachel löckenden Spottgeburten aus Servilismus und Manchesterei nun verlassen sieht, hat das Gespenst der Reichstagsauflösung deshalb auch über Nacht aus seiner Zeitung verbannt und die vertrauensvolle Tante Voß, die am Montag noch, als der Börsenmoniteur des jüdischen Centrums frohlockend schon den Umfall Derer um Rickert verkündete, das Gerücht von Verhandlungen mit dem Freisinn in das Gebiet der Fabel verwies, wird einen langen Leitartikel stricken müssen, um die Parteiblöße nothdürftig zu verdecken.

Jede Aufregung ist jetzt vom Uebel, denn unaufhaltsam nehmen die Dinge ihren Lauf und die Entscheidung wird vielleicht schon gefallen sein, ehe dieses Heft noch in den Händen der Leser ist. In aller Ruhe wird man dann mit den Schuldigen abrechnen können, nicht mit den gewiß ehrenwerthen Männern, die von Anfang an für die Militärvorlage eintraten, wohl aber mit den Leuten, die Monate lang mit ihrem Mandat ein freches und gewissenloses Spiel trieben, um dann zu einem Entschluß zu kommen, den nicht eine sachliche Erwägung herbeigeführt hat, sondern die politische Profitwuth und der Wunsch, einen bequemen Kanzler vor dem drohenden Fall zu bewahren. Das Centrum wird seine Rechnung pünktlich präsentiren und das Sehnen des noch nicht resignirten Freisinns hat ein Ehrenmitglied des Cobden-Klubs, Herr Theodor Barth, neulich enthüllt, als er einem journalistischen Besucher sagte: „Wir können uns im Sinne einer gedeihlichen Entwickelung einen besseren Minister als Caprivi nicht wünschen. Wir haben alle Ursache, ihn zu halten; aber nun sind wir in der Militärvorlage, durch unsere Wähler gezwungen, gegen ihn zu stimmen, dessen Fall Niemand aufrichtiger als wir beklagen würde." Warum, mit Rücksicht auf die Wähler von Liegnitz-Hirschberg und Alzey-Bingen, die eigentlichen Regisseure äußerlich noch zu Richter halten, das steht in einem andern Buch und ist ein wunderlich Kapitel. Jedenfalls hat nun das Versteckenspielen endlich aufgehört: Caprivi ist groß und

Hosted by Google

die Wahlen sind fern, denken die Mitglieder dieser chambre introuvable, und todesmuthig — weil sie noch zwei Jahre fast zu leben haben und inzwischen sich viel vergißt — stürzen sie sich in den Kampf für den Mann ihres Herzens.

Wieder ist ein politisches Ausstattungstück zu Ende gespielt; die Illumination ist erloschen und nichts bleibt von der funkelnden Pracht übrig als der nicht mehr zu entwurzelnde Glaube, daß der römische Pontifex seine Hand in den Angelegenheiten des Deutschen Reiches hat, und die dämmernde Klarheit darüber, daß an der Erhaltung des Generals von Caprivi die Ultramontanen und die großstädtischen Börsenvertreter interessirt sind. Nach der negativen Seite wenigstens ist der Gewinn nicht ganz unbedeutend.

Wenn erst der Handel fest abgeschlossen ist, kann zur Abwechselung wieder einmal in der Wilhelmstraße illuminirt werden, den großen Sieg festlich zu begehen. Es wird ein Sieg sein wie der bei den Handelsverträgen, und wer weiß, ob als Preis nicht der Fürstentitel winkt. Doch auch der Graf Caprivi kann einen Augenblick vergnügt dann die Hände reiben: er war nicht in Rom, er hat die schwere Aufgabe, mit einem Auge nach dem Quirinal, mit dem andern nach dem Vatikan zu schielen, dem Sehvermögen des Herrn von Marschall überlassen, ihn trifft nicht zunächst die Unpopularität dieses Schrittes, dessen Vortheile er dennoch glatt einstreichen kann. Aber die Freude wird, das läßt sich furchtlos heute schon prophezeien, vielleicht bevor noch die Kerzen verbrannt sind, ihr Ende erreichen. Denn die Militärvorlage ist, wie das Volksschulgesetz, nur ein Symptom, mit dessen Beseitigung der stechende Schmerz für eine Weile gelindert, aber die Wurzel des Leidens nicht weggeschafft werden kann. Schon die Deckung der Kosten für den Militäraufwand wird Schwierigkeiten bereiten, das Ausbleiben einer verständigen wirthschaftlichen Reform wird die Unzufriedenheit rings im Lande rapid steigern, und wer die in dem Bericht der Militärkommission niedergelegten und vom Reichskanzler in dieser Form gebilligten Ansichten des leitenden Generals über die auswärtige Politik Deutschlands liest, der wird aus diesem in der Geschichte des Reiches unerhörten Musterstück diplomatischer Kurzsichtigkeit erkennen, welche Gefahren auch auf diesem abschüssigen Terrain auf uns lauern. Immer vernehmlicher wird bereits von einem Vertrage gesprochen, durch den Rußland die italienischen Grenzen

Hosted by Google

gegen Frankreich garantiren will und der wohl der Anfang vom Ende des Dreibundes sein würde, trotz der eben beendeten Illumination. In Oesterreich beginnt man einzusehen, daß Rußland durch sein Bedürfniß und seine Mission nach Asien gewiesen ist — schon Nikolaus sagte: La Russie ne fera pas des conquêtes en Europe, pour l'Asie c'est autre chose —, und während der Kaiser Franz Joseph, ohne von seinem Volk neue Opfer zu fordern, dem russischen Minister ganz ungewöhnliche Ehren erweist, wähnt man in Berlin, wo mit verletzender Offenheit doch der Krieg gegen Rußland in Sicht gestellt wird, durch ein Mehr von 70,000 Soldaten das verlorene Uebergewicht wiedergewinnen zu können.

Für die Selbsterziehung von Monarchen und Völkern ist es immer gut, wenn die Entwickelung nicht vorzeitig unterbrochen wird; Denen aber, die, ob sie schon das Mißfallen rühriger Staatsanwälte erregen, doch im Sinne des paulinischen Briefes an die Philipper wahrhaft „von des Kaisers Hause" sind, bleibt die Pflicht mahnender Rede, ehe die entscheidende Stunde ungenützt noch verstrichen ist. Die politischen Ausstattungstücke werden an Zugkraft verlieren, weil auf die Dauer der Versuch, Widerstrebendes zu vereinen, scheitern muß; und wenn die Geburtstagsstimmung verrauscht ist, wird die Erkenntniß dessen einziehen, was in den Zeiten der illuminirten Politik versäumt worden ist. Nur der monarchische Gedanke kann, gegen die kapitalistische und gegen die sozialistische Demokratie, dann der Erlöser sein, und deshalb muß versucht werden, im Gewühl eines unsteten Strebens und Haschens nach raschem Vortheil, ihn in ungetrübter Reine zu bewahren. Seine Werkzeuge wird er immer finden, nicht den Genius freilich, der in seinem Dienste einst stand, aber erfahrene und gewissenhafte Diener, die für ihr Wollen auch mit ihrem Können einstehen und mit persönlicher Verantwortung. Graf Caprivi hat erklärt, er bleibe nur im Amt, weil das Wohl von Kaiser und Reich es verlange. Er mag sich mit dem Wort trösten, das, wie der General von Gerlach in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, ein Wachtmeister der Gardes-du-Corps an einen Rekruten richtete, der auf einem schwierigen Pferde furchtsam und unruhig wurde: „Aengstige Dir nicht, mein Sohn, wenn Du den Hals brichst, so wird Ersatz für Dich liquidirt".

Hosted by Google

Anhaltende Arbeitlosigkeit.

Die in einem früheren Artikel*) besprochenen Mittel zur zeitlichen Vertheilung der Arbeit innerhalb des selben Gewerbes können in der Hauptsache ausreichen für schwankende Konjunkturen in kürzeren Zeiträumen. Wo aber die einzelne Welle einen Zeitraum von erheblich mehr als einem Jahrzehnt umspannt, nähert sich ihre Wirkung derjenigen der stetigen Konunktur, noch mehr, wo die Welle mehr als ein Menschenalter umfaßt. Die jzeitliche Ausgleichung wird immer weniger möglich, je größer die Periode ist, nicht nur, weil die Zinsen für produzirte Vorräthe immer unerschwinglicher werden, sondern auch, weil die Zuversicht auf Wiederkehr der besseren Zeit immer geringer und ihr ungefährer Zeitpunkt immer unberechenbarer wird, weil also auch die Unterscheidung immer schwieriger wird, ob man es mit einer schwankenden Konjunktur von langer Periode oder wirklich mit einer stetigen ungünstigen Konjunktur zu thun hat. Solche schwankende Konjunkturen von langer Periode werden daher eben so behandelt werden müssen, als ob sie stetige wären, und die Mittel der Abhilfe gegen die aus beiden entspringende Arbeitlosigkeit müssen die gleichen sein.

Gegen eine stetige allgemeine Verschlechterung würde es keine Hilfe geben, soweit nicht noch Auswanderung in Länder mit günstigeren Lebensbedingungen offen steht. Die Arbeitlosigkeit eines Theiles der Bevölkerung kann alsdann nur ein Symptom von relativer Uebervölkerung sein, d. h. von der Unzulänglichkeit des Naturkapitals und der Absatzgelegenheit für Gewerbeerzeugnisse im Verhältniß zu den gewohnheitmäßigen nationalen Bedürfnissen. Wenn die Zeit für einen Uebergang zu intensiverer Ausnutzung des Naturkapitals durch verbesserte Wirthschaftmethoden noch nicht reif ist, dann bleibt in solcher Lage nichts weiter übrig, als daß das Volk zeitweilig seine Bedürfnisse einschränkt und seine Lebenshaltung herabsetzt, bis ein neuer Gleichgewichtszustand hergestellt ist. Eine vorübergehende allgemeine ungünstige Konjunktur hingegen kann auch ohne allzu große Einschränkung mit Hilfe der nationalen Kapitalreserven überwunden werden, bis die Ursachen der Depression aufhören zu wirken. Es kann z. B. zeitweilig aus unrichtiger Schätzung des Bedarfs eine allgemeine Ueberproduktion auf allen Gebieten entsprungen sein, die zu einer erheblichen Einschränkung der Produktion zwingt für so lange, bis die zuviel gefertigten Vorräthe verbraucht sind; es kann aber auch die bisher normale Produktion sich plötzlich als zu groß erweisen, wenn bisherige Absatzgebiete durch Zollerhöhungen verschlossen werden oder die nationale Ausfuhr durch begünstigte

*) Nr. 27 der „Zukunft."

Hosted by Google

Konkurrenten aus den früheren Absatzgebieten verdrängt wird und sich erst mühsam neue suchen oder auf Steigerung der heimischen Konsumfähigkeit warten muß.

In der Regel wird die ungünstige Konjunktur und die aus ihr entspringende Arbeitlosigkeit sich auf einen oder einige Gewerbszweige beschränken. Natürliche Störungen, z. B. des Weinbaus, der Seidenraupenzucht oder des Kartoffelbaus durch thierische oder pflanzliche Parasiten lassen zwar der Bekämpfung durch Gegenmittel Raum, aber eine solche pflegt doch erst nach längerer Zeit Erfolg zu haben. Künstliche Depressionen durch Schutzzölle oder Sperrzölle in den bisherigen Hauptabsatzgebieten sind dagegen so gut wie unabwendlich, bis in dem betreffenden Lande der Wind der öffentlichen Meinung von selbst wieder umschlägt. Der Verlust des bisherigen Hauptabsatzgebietes an einen allmählich erstarkten und unter günstigeren Bedingungen arbeitenden Konkurrenten ist für ein Land in der Regel endgiltig für Menschenalter; auch die Aufschließung neuer Handelswege oder der Verschluß der bisherigen durch politische Umwälzungen kann ähnliche Wirkungen haben. Blühende Industrien können völlig und für immer zu Grunde gerichtet werden durch die technische Erfindung neuer Produktionsmittel, die vielleicht auf ganz andere Oertlichkeiten angewiesen sind.

Wenn ein Gewerbe im raschen Sturze oder gar plötzlich von verhältnißmäßiger Blüthe zu völligem Stillstand hinabsinkt und gänzliche Arbeitlosigkeit aller bisher in ihm beschäftigten Arbeiter eintritt, so liegt das einzig mögliche Mittel der Abhilfe für aller Augen auf der Hand: die Ueberführung der bisher in ihm beschäftigten Arbeiter in andre Gewerbe, so weit sie nicht durch Auswanderung in andre Länder, in denen ihr Gewerbe noch blüht, sich helfen können. Das Umlernen ist natürlich um so schwieriger, je älter die Arbeiter sind, und je ferner die für das neue Gewerbe erforderlichen Fertigkeiten den bisher besessenen stehen. Deshalb ist es natürlich, daß zunächst und am Liebsten verwandte Gewerbe aufgesucht werden; aber dies hat den Uebelstand, daß in der Regel die verwandten Gewerbe von dem Ruin des eigenen auch mehr oder weniger mit betroffen werden und selber schon an einem relativen Mangel an Beschäftigung für die vorhandenen Arbeiter leiden. In solchem Falle muß dafür gesorgt werden, daß die jüngeren Arbeiter durch öffentliche Unterstützung und Lerngelegenheit in Stand gesetzt werden, sich die nöthigen Fertigkeiten zu ferner stehenden Gewerben anzueignen, während die älteren, zum Umlernen nicht mehr befähigten in verwandten Gewerben unterzubringen sind. Ist für eine solche Unterbringung auch nur der älteren Arbeiter in verwandten Gewerben kein Raum, so müssen auch aus diesen

Hosted by Google

die jüngsten Arbeiter durch Prämien zum rechtzeitigen Umsatteln angehalten werden, damit für die ältesten Plätze frei werden.

Nach Analogie dieses äußersten Falles sind nun auch die milder verlaufenden Fälle zu beurtheilen, bei denen der Verfall eines Gewerbes nicht akut, sondern chronisch auftritt. Es vermindert sich theils die Arbeitgelegenheit, theils der für die Arbeit zu erzielende Lohn. Wenn die Nachfrage nach den Produkten bei leidlich aufrecht erhaltener Preishöhe sinkt, so sinkt entweder die Zahl der beschäftigten Arbeiter bei gleichbleibender Arbeitzeit, oder die Zahl der täglichen Arbeitstunden bei gleichbleibender Arbeiterzahl oder beides zugleich. Wenn dagegen eine reichliche Nachfrage nach den Erzeugnissen, aber nur zu herabgesetzten Preisen, fortdauert, so sinken die Löhne bei fortdauernder Arbeitgelegenheit, aber die Zahl der Arbeiter vermindert sich nicht, und ihre tägliche Arbeitzeit verlängert sich sogar, um für den sinkenden Werth der Arbeitstunde einen gewissen Ersatz zu beschaffen. Im ersteren Fall ist es die relative Arbeitlosigkeit, durch die sich der Verfall des Gewerbes ankündigt, im letzteren Fall sind es die Hungerlöhne in Verbindung mit übermäßiger, gesundheitschädlicher Ausnutzung der Arbeitkraft, nicht blos des Familienvaters, sondern oft genug auch der Weiber und Kinder, bis hinab zu den allerkleinsten, als Hilfskräften bei der Hausindustrie.

In beiden Fällen ist jede Unterstützung, die den schmerzlichen Todeskampf des absterbenden Gewerbes verlängert, eine wohlgemeinte, aber übel berathene und grausame Barmherzigkeit. Es giebt nur eine Hilfe: die Ueberführung der Arbeiter zu anderen Gewerbszweigen, z. B. der Handweber zur Maschinenweberei vermittelst subventionirter Fachschulen und Lehrzeitunterstützungen. Soweit die älteren Arbeiter zu solchem Umlernen geistig nicht mehr fähig oder körperlich schon zu sehr geschwächt sind, gilt es, der Jugend die rettende Hand zu bieten, den Eltern den Nachwuchs zu entreißen, den sie sonst stumpfsinnig und hilflos dem eigenen stets wachsenden Elend wieder zuführen, und den Eltern die moralische Bürgschaft zu gewähren, daß ihre Kinder in der neuen Lehre auch in sittlicher Hinsicht eben so gut und besser aufgehoben sind als bei ihnen selbst. Die Alten muß man dem Schicksal des Aussterbens überlassen; aber für die Jugend kann man gar nicht genug thun, und jede Unterstützung, die auf ihre Rettung aus dem absterbenden Gewerbe verwandt wird, trägt hundertfältige Frucht durch Ersparung lebenslänglicher künftiger Unterstützungen. Mag die Jugend körperlich noch so zurückgeblieben und verkümmert sein, so ist doch eine dreijährige bessere Ernährung in der Lehrzeit in der Regel noch ausreichend, um aus dem schwächlichen vierzehnjährigen Kinde einen leidlich kräftigen siebzehnjährigen Jüngling zu entwickeln, der bis zum zwanzigsten

Hosted by Google

oder einundzwanzigsten Jahre sogar militärdienstfähig wird, während er im Elternhause in der selben Zeit dahingesiecht wäre.

Schwieriger liegt die Sache, wenn der akute oder chronische Verfall einiger Gewerbe mit einer allgemeinen wirthschaftlichen Depression zusammentrifft. Dann muß die Ueberführung aller oder eines erheblichen Theils der Arbeiter aus dem verfallenden Gewerbe zu anderen stattfinden, in denen selber kein Platz für mehr als die schon vorhandenen Arbeiter ist, und in denen auch durch Ueberführung jugendlicher Arbeiter in noch andere Gewerbe kein Platz freigemacht werden kann, weil alle anderen Gewerbe in der selben Lage sind. In solchem Falle befindet sich der gesammte Arbeiterstand des Volkes in der gleichen Lage, wie die Arbeiterschaft eines Gewerbes bei vorübergehendem Beschäftigungmangel in diesem Gewerbe. Es bleibt dann nichts übrig als eine allgemeine Verkürzung der Arbeitzeit, damit für die sonst brachliegenden Arbeitkräfte Raum gewonnen wird, damit nicht einige voll und andere garnicht, sondern alle gleichmäßig arbeiten, und damit nicht die voll arbeitenden den feiernden von ihrem Arbeitlohn abzugeben brauchen. Eine solche allgemeine Vertheilung der vorhandenen nationalen Arbeitgelegenheit auf alle Arbeitsuchenden ist die einzig mögliche Form, in der das „Recht auf Arbeit" verwirklicht werden kann.

Die unbequeme Kehrseite dieses allgemeinen Rechtes auf Arbeit ist allerdings, daß Niemand ein Recht auf mehr Arbeit hat, als die Quote beträgt, die von der nationalen Arbeitgelegenheit gerade auf seinen Kopf bei der Regelung entfällt, und daß Jeder sich bei der Verminderung der nationalen Arbeitgelegenheit auf eine Verminderung der auf ihn entfallenden Quote gefallen lassen muß. Selbstverständlich ist mit der Verminderung der Arbeitquote auch eine entsprechende Verminderung der auf den Einzelnen entfallenden Quote des Antheils der Arbeit am nationalen Arbeitertrage verknüpft. Es ist selbstverständlich, daß eine Arbeitstunde bei ungünstiger wirthschaftlicher Konjunktur keinenfalls mehr Werthe produziren kann als bei günstiger, und es ist nicht abzusehen, warum sie bei ungünstiger Konjunktur einen größeren Antheil am Arbeitertrage sollte beanspruchen können als bei günstiger. Thatsächlich vermindert sich der Preis des Produktes einer Arbeitstunde durch die Ungunst der Konjunktur, ohne daß sich der Lohn proportional vermindert; der Antheil des Kapitals am Arbeitertrag einer Stunde sinkt also bei ungünstiger Konjunktur ohnehin schneller als der Antheil der Arbeit an dem Stundenlohn. Es ist also völlig widersinnig und schlechthin unbillig und ungerechtfertigt, wenn von den Arbeitern sogar eine Erhöhung des Stundenlohnes bei ungünstiger Konjunktur verlangt wird. Dies wird aber jedesmal versucht, sobald dem allgemeinen Recht auf Arbeit gemäß bei ungünstiger Konjunktur eine Ver-

Hosted by Google

kürzung der Arbeitzeit zur Vermeidung relativer Arbeitlosigkeit vorgeschlagen wird; denn die Arbeiter sind zwar stets einverstanden mit einer Verkürzung der Arbeitzeit, stellen aber eben so regelmäßig die unvernünftige Forderung daneben auf, daß der Stundenlohn um eben so viel erhöht werde, wie die Arbeitzeit verkürzt werden soll.

Die Sozialdemokratie, die am Lautesten das Recht auf Arbeit im Munde führt und am Dringendsten nach Kürzung der Arbeitzeit ruft, ist viel zu klug, um nicht den Widersinn einer Erhöhung des Stundenlohnes bei Arbeiteinschränkung wegen ungünstiger Konjunktur einzusehen; ihr kommt es ja nur darauf an, die Arbeiter durch Unzufriedenheit reif zur Revolution zu machen und ihren Haß gegen die Arbeitgeber zu schüren, und welche Gelegenheit könnte dazu passender sein, als wenn den Arbeitern eine der Arbeitverkürzung proportionale Lohnverkürzung zugemuthet wird! Daß die Unternehmer gerade bei ungünstiger Konjunktur selbst oft genug um ihre Existenz zu ringen haben, daß es den Unternehmern als solchen gleichgiltig sein kann, ob alle Arbeiter 9 Stunden oder $^9/_{10}$ davon 10 Stunden täglich arbeiten, daß die Annahme der Lohnverkürzung um 10 Prozent bei gleicher Verkürzung der Arbeitzeit vor Allem im Interesse des Arbeiterstandes liegt, um dem zehnten Theil das Elend der Arbeitlosigkeit und den übrigen neun Zehnteln die Unterstützungsgelder für die Hungernden zu ersparen, das bleibt Alles außer Betracht. Es dient ja die Noth der Arbeitlosen so trefflich zur Schürung des Grimmes gegen die Unternehmer, und vor allen Dingen kommt es darauf an, die Arbeiter auf die Vorstellung festzunageln, daß es nur der böse Wille der Unternehmer sei, wenn sie den Arbeitern nicht höheren Lohn zahlen. Deshalb soll jede Lohnermäßigung unter allen Umständen abgewehrt werden, auch wenn sie mit proportionaler Arbeitabkürzung und Beseitigung der Arbeitlosigkeit verbunden ist, und trotzdem sie nur vorübergehend für die Dauer der ungünstigen Konjunktur gelten soll.

Noch besser wäre es ja freilich, wenn die vorübergehenden ungünstigen Konjunkturen durch verbesserte Konsumstatistik abgeschwächt oder ganz vermieden werden könnten. Aber dazu ist die Sozialdemokratie noch weit weniger geeignet und befähigt als die jetzige Wirthschaftordnung. Der Unterschied ist nur, daß die jetzige Wirthschaftordnung bemüht ist, die Uebelstände, so lange sie nun einmal noch nicht in der Wurzel abgegraben sind, in ihren Folgen für den Arbeiterstand möglichst zu lindern, daß dagegen die Sozialdemokratie bemüht ist, ihre Folgen den Arbeitern in möglichst verschärfter Gestalt fühlbar zu machen, um sie gegen die Arbeitgeber noch mehr zu erbittern und so zu gefügigen Werkzeugen ihrer Umsturzpläne zu machen. Eduard von Hartmann.

Hosted by Google

Das Wesen der Seele.

In den Jahren 1863 und 1864 hat Herr Wilhelm Wundt, der hochangesehene Physiolog und Philosoph, der jetzt den Lehrstuhl der Philosophie in Leipzig bekleidet, nachdem er sein eigentliches Fach der Physiologie daran gegeben hat, zwei Bände Vorlesungen über Menschen- und Thierseele erscheinen lassen, in denen der naturwissenschaftliche, resp. empirische Standpunkt gegenüber den Ansprüchen der spekulativen Philosophie mit großer Entschiedenheit verfochten wird. Unsere Begriffe — so wird nachgewiesen — können sich nur durch Erfahrung und auf induktivem Wege entwickeln; nichts ist in unserm Geiste ursprünglich und von der Erfahrung unabhängig enthalten. Auch jede deduktive Schlußfolgerung muß immer erst auf induktivem Wege erworben worden sein. Das sogenannte „reine Denken" als ursprüngliche Quelle der abstrakten Begriffe ist ein Unding, wenn auch die empirische Begründung gewisser Begriffe im Einzelnen oft schwer nachzuweisen ist. Das primitive Element alles Urtheilens und Schließens ist die Empfindung, die in unmittelbarster Beziehung zu den elektrischen Vorgängen in den Nerven steht. Diese sind die Kräfte, welche die Empfindung bewirken. Auch diese selbst ist Arbeit oder Bewegung, — Alles nach Maßgabe des großen Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, wobei ruhende oder Spannkräfte in lebendige Kräfte oder in Bewegung umgesetzt werden. Dieses Gesetz muß auch auf die höheren psychischen Funktionen anwendbar sein. „Mechanismus und Logik sind identisch"; es sind nur verschiedene Formen für einen gleichen Inhalt. Physisch und psychisch sind nichts Getrenntes; mechanische und logische Entwickelung entsprechen nur den zwei Auffassungsweisen, die in der Natur unsrer Erkenntniß begründet liegen. Die allmähliche Entwickelung der höheren Denkprozesse aus dem psychischen Urelement der Empfindung erklärt sich aus dem allgemeinen Begriff des Reflexes. Denken und Erfahrung, räumlich und logisch, psychisch und physisch, Denken und Sein sind einerlei oder identisch Ohne elektrische Prozesse in den Nerven, ohne den Mechanismus der Reflexe u. s. w. giebt es auch kein Selbstbewußtsein, das sich nur all-

Hosted by Google

mählich aus einer Anzahl vorangegangener Prozesse hervorentwickelt. Die Begriffe von Zeit, Raum und Kausalität sind nicht apriorisch oder unserm Geiste angeboren, sondern auf dem Wege der Erfahrung und Uebung erworben. Die Klarheit des Bewußtseins ist den größten Veränderungen unterworfen; es giebt unbewußte Empfindungen. Die Thiere haben ebenfalls Bewußtsein; es besteht zwischen Mensch und Thier in allen physischen und psychischen Organisations-Verhältnissen eine ununterbrochene Stufenfolge. Die selbe Stufenfolge in auf- und absteigender Linie zeigt sich bei dem Menschen selbst während Kindheit und Alter, wobei die Veränderungen in der materiellen Beschaffenheit des Gehirns gleichen Schritt halten mit der geistigen Aus- und Rückbildung. Die alte Instinkttheorie ist falsch; das Seelenleben der Thiere muß nach Analogie des menschlichen untersucht und beurtheit werden. Das Kausalgesetz beherrscht jetzt unser gesammtes wissenschaftliches Denken; ein gesetzloses Geschehen, d. h. ein Wunder giebt es nicht. Dennoch findet man selbst unter den Philosophen noch Leute, die der Ansicht sind, daß auf geistigem Gebiet nicht jede Wirkung ihre zureichende Ursache habe, und daß z. B. die behauptete Freiheit des Willens ein geistiges Wunder sei. Das Gleiche gilt für den Zufall. Es giebt weder Zufall noch Wunder, eben so wenig wie ein angeborenes Gewissen. Die Ideen des Bösen und Guten müssen erst auf induktivem Wege gewonnen sein, bevor das an das Wissen anknüpfende Gewissen seinen deduktiven Schluß vollzieht. Sitte und sittliche Ideen bilden sich erst allmählich aus in der Gesellschaft und durch sie; die Sittlichkeit ist gänzlich unabhängig von Religion oder von religiösen Vorstellungen. So wenig ein angeborenes Sittengesetz existirt, giebt es angeborene Ideen oder Vorstellungen. Wir kennen nur eine Vererbung körperlicher und geistiger Anlagen (vulgo Gehirndispositionen). Die Sprache ist kein Werk oder Geschenk Gottes, wie ein „roher Wunderglaube“ annimmt, sondern ein Produkt allmählicher, höchst langsamer Entwickelung. Ein prinzipieller Unterschied zwischen Menschen- und Thiersprache existirt nicht.

Was speziell die „Seele“ anbetrifft, so ist sie eben so wie das Bewußtsein theilbar „und muß theilbar sein, insofern sie aus einer Reihe getrennter Funktionen besteht.“ Sie löst sich an der Hand der Erfahrung „in eine Summe von Funktionen auf, die der Beobachtung zugänglich und immer mit bestimmten physischen Vorgängen vereinigt sind.“

Diese sehr entschieden im antispiritualistischen Sinne ausgesprochenen Grundsätze werden von dem Herrn Verfasser auch in seinem zehn Jahre später (1873 und 1874), also kurz vor dem Antritt seiner philosophischen Professur in Leipzig, erschienenen höchst verdienstvollen Werk über physiologische Psychologie im Wesentlichen festgehalten, obgleich darin der

Hosted by Google

Gegensatz zwischen sog. äußerer und sog. innerer Erfahrung schärfer betont und der Psychologie als selbständiger Wissenschaft mehr Recht eingeräumt wird als früher. Immerhin fühlt sich der Verfasser gedrungen, bei Besprechung der physiologischen Funktionen des Nervensystems ausdrücklich hervorzuheben, „daß bei Betrachtung des physiologischen Mechanismus (dieser Theile) keinerlei zwingender Grund vorliegt, solche fremdartige Kräfte zu Hilfe zu nehmen, die als ein deus ex machina irgendwie in den Zusammenhang der physiologischen Vorgänge eingreifen, ihn in Gang setzen oder unterbrechen." Damit ist der alte Seelenbegriff, der hier allein unter dem deus ex machina verstanden sein kann, vollständig über Bord geworfen; und wenn der Herr Verfasser dennoch in der zweiten Hälfte der selben Schrift da, wo er von der Wechselwirkung zweier Dinge, wie Seele und Leib, spricht, diesen deus ex machina wieder einführt, so muß das als ein unverständlicher Widerspruch stehen bleiben. Auch ist die ganze weitläufige und von großer Sachkenntniß zeugende Auseinandersetzung über die physiologischen Funktionen der Centraltheile des Nervensystems nur unter der Voraussetzung begreifbar, daß die Psychologie in der Physiologie der Erkenntnißorgane aufgeht, und daß alle seelische oder geistige Thätigkeit als Verrichtung dieser Organe mit Hilfe der in ihnen ruhenden oder liegenden Spannkräfte betrachtet wird, — worauf ja auch bereits der Titel der Schrift als „physiologischer Psychologie" hinzuweisen scheint. Weiter werden in den Schlußkapiteln der Schrift die bereits charakterisirten Anschauungen über Instinkt, Willensfreiheit, Sprach-Entstehung u. s. w. wiederholt, und wird in der Schlußbetrachtung die Kant'sche Theorie von der Aprioritat gewisser Denkformen (Zeit, Raum, Kausalität, Substanz u. s. w.) nochmals energisch zurückgewiesen. Endlich wird die menschliche Seele mit Leibniz „ein Spiegel der Welt" oder „eine geordnete Einheit vieler Elemente" genannt, deren Aeußerungen an die Centraltheile des Nervensystems gebunden seien, und wird zugestanden, daß nur eine monistische Weltanschauung der psychologischen Erfahrung gerecht werden könne.

Der aufmerksame Leser wird ohne Schwierigkeit bemerkt haben, daß die hier vorgetragenen Anschauungen im Wesentlichen identisch sind mit denjenigen, welche man, wenn auch mit Unrecht, als „materialistische" oder mit einem besser gewählten Ausdruck als „monistische" zu bezeichnen pflegt. Er wird daher erstaunt sein, zu vernehmen, daß Herr Wundt es nichts desto weniger für nöthig gehalten hat, in den beiden hier besprochenen Schriften in zwei besonderen Kapiteln Front gegen den „Materialismus" zu machen, was ihm allerdings zunächst nur dadurch möglich wird, daß er den „Materialisten" eine Reihe von Behauptungen in den Mund legt, die

Hosted by Google

diese nie und nirgendwo ausgesprochen haben. Wir wollen uns hier mit einer näheren Auseinandersetzung über diesen Punkt nicht weiter aufhalten und nur konstatiren, daß, wenn Alles das richtig ist, was wir oben auszüglich aus der Wundt'schen Schrift als eigne Behauptungen des Verfassers wiedergegeben haben — wenn es namentlich richtig ist, daß „Physisches und Psychisches an sich, mechanisches und logisches Geschehen identisch sind", doch gewiß kein Platz mehr übrig bleibt für jenes besondere Seelenwesen, welches Herr Wundt nichts desto weniger in seiner Polemik gegen den Materialismus in Schutz nehmen zu müssen glaubt, und für jene Wechselwirkung zwischen Leib und Seele als zwei getrennten Wesenheiten, von welcher in dem Schlußkapitel der physiologischen Psychologie die Rede ist.

Die ganze vorstehende Auseinandersetzung müßte nun mehr oder weniger antiquirt erscheinen, wenn nicht Herr Wundt im vergangenen Jahre eine zweite, vollständig umgearbeitete Auflage seiner Vorlesungen über Menschen- und Thierseele hätte erscheinen lassen, in der er einen im Vergleich mit seinen früheren Anschauungen mehr oder weniger entschiedenen Rückzug antritt und so weit geht, in der Vorrede zu der neuen Auflage seine frühere Arbeit theilweise geradezu als eine „Jugendsünde" zu bezeichnen. Ob dabei wirklich gereiftere Erkenntniß oder die Rücksicht auf die neue Stellung des Verfassers als Philosophie-Professor mehr Einfluß geübt hat, wollen wir unentschieden lassen und zunächst nur konstatiren, daß die Verschiedenheit in den leitenden Grundsätzen in der alten und neuen Auflage nicht so durchgreifend ist, wie man nach der citirten Aeußerung der Vorrede hätte erwarten dürfen. Denn wenn es schon auf Seite 2 heißt, daß „die psychologische Forschung von heute jede Abhängigkeit von im Voraus gefaßten metaphysischen Anschauungen ablehnt," so ist damit der alte Seelenbegriff, der auf rein metaphysischer Grundlage beruht, von vornherein ausgeschlossen. Wenn weiter ausgeführt wird, daß „jede Vorstellung das Bild eines äußeren Objektes ist", und daß „Alles im Vorstellungsleben einmal aus Sinnesempfindung seinen Ursprung genommen haben muß", oder daß sich „die Vorstellungen aus zahlreichen Empfindungs-Elementen zusammensetzen", daß aber auf dem Vorstellungsleben jede höhere geistige Thätigkeit ruht", sowie daß „Sinnlichkeit ihre erste Anregung giebt und fortwährend bestimmend in sie eingreift", so ist damit die sinnliche Entstehung und Bestimmung der Seele in einer Weise ausgedrückt, die mit jeder spiritualistischen Hypothese total unvereinbart erscheint. Wenn Herr Wundt weiter die angebornen Ideen leugnet, wenn er das seelische Leben des Thieres „in jeder Beziehung als eine Vorstufe des menschlichen Seelenlebens" oder als eine „Selbstentwickelung des Geistes" bezeichnet; wenn er dem Menschen eben so wohl Instinkt zuschreibt, wie dem Thiere und das menschliche Leben als

Hosted by Google

„überall von instinktartigem Thun durchsetzt" findet; wenn er eine Vererbung erworbener geistiger Anlagen zugiebt u. s. w. u. s. w., so steht dieses im vollsten Einklang mit so vielen der in der ersten Auflage aufgestellten Grundsätze. Auch der Widerspruch oder das unvermittelte Hin- und Herschwanken zwischen spiritualistischen und materialistischen Standpunkten in der eigentlichen Seelenfrage bleibt unverändert, nur mit dem Unterschied, daß der Verfasser, um zwischen diesen beiden Klippen ungefährdet hindurchschiffen zu können, eine Theorie ausgedacht hat, die er als „Psycho-physischen Parallelismus von Physischem und Psychischem" bezeichnet. Es sind nach ihm „zwei nebeneinander bestehende oder nebeneinander herlaufende Kausalreihen, die niemals direkt in einander eingreifen und nirgends in einander einmünden." Wie nun diese Theorie, die übrigens nicht einmal auf Neuheit Anspruch machen kann, da sie sich in gleicher oder ähnlicher Weise auch bei anderen Autoren vorfindet, in Einklang mit den oben angeführten Behauptungen über das Verhältniß des psychischen und physischen Geschehens gebracht werden kann, muß dem Herrn Autor selbst überlassen bleiben, denn die gewundenen und zum Theil unklaren Redewendungen, in denen er sich bewegt, um diesen unheilbaren Widerspruch zu verdecken, und in denen er nicht weniger stark ist als seine philosophischen Zunftgenossen, können nur solchen Geistern imponiren, die mehr Genüge an Worten als an Beweisen finden. Wenn „unser gesammtes Seelenleben eine sinnliche Grundlage hat", und wenn es „keinen seelischen Vorgang giebt, dem nicht zugleich physische Vorgänge entsprechen," so daß „daher kein noch so abstrakter Begriff, keine der Sinnenwelt noch so abgewandte Idee von uns gedacht werden kann, ohne irgend eine sinnliche Vorstellung für sie einzusetzen," wenn „allen Denkprozessen physische Erregungen entsprechen, die gemäß dem Wechsel der Empfindungen eintreten" u. s. w., — so ist absolut nicht einzusehen, wie Leib und Seele zwei nebeneinanderherlaufende Kausalreihen darstellen können, die niemals direkt in einander eingreifen oder nirgends in einander einmünden.

Die ganze psychophysische Verbindung zwischen Leib und Seele schwebt haltlos in der Luft, und man begreift nicht, wozu die vielen subtilen und von Herrn Wundt mit so vielem Eifer betriebenen Untersuchungen über die Art dieser Verbindung, z. B. über die Zeitbestimmung psychischer Vorgänge, über Empfindungstärken und Aehnliches überhaupt dienen sollen.

Die von Herrn Wundt vorgenommene Gebietstheilung zwischen beiden Kausalreihen soll zugleich eine „wechselseitige Gebietsanerkennung" in sich schließen, so daß danach jedes der beiden Gebiete als für sich bestehend und unabhängig von dem anderen betrachtet werden müßte. Damit sind selbstverständlich alle Beziehungen zwischen Leiblichem und Geistigem kurz-

Hosted by Google

weg durchschnitten, und Physiologie und Psychologie erscheinen als selbständige Gebiete, die ihrer Natur nach nichts miteinander gemein haben und jedes für sich behandelt werden müssen.

Wenn dieses richtig ist, so sind damit alle Forschungen über Psychophysis oder physiologische Psychologie hinfällig, und die alte, allein auf Selbstbeobachtung beruhende Seelenlehre ist wieder in ihre ehemaligen Rechte eingesetzt, — womit selbstverständlich alles auf diesem Gebiete bisher Geleistete ausgestrichen ist. Es ist dabei ganz einerlei, ob man in unklarer Redeweise mit Wundt die Seele als das „innere Sein der nämlichen Einheit, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen", definirt, oder ob man J. G. Fichtes „gegenseitiges Ineinander und Wechseldurchdringung von Leib und Seele" oder Ulricis „Seelenfluidum" oder Lotzes „Seelenaiom", vulgo „Seelen-Monas", oder die Rudolf Wagner'sche „Seelensubstanz" oder das Fick'sche „Gehirnkohlenfeuer, in welches die Seele hier und da hineinbläst", oder die Theorie des geistvollen Gehirnbeschreibers Huschke, nach welcher der Gedanke ein „ästhetischer Begleiter der Nervenbewegung", und Denken und Hirn ein „gleichzeitiger symbolischer Ausdruck" sein sollen, gelten läßt. Alle diese Theorien, welche die wichtige Seelen- oder Gehirnfrage in einem halben Nebel zu begraben gedenken, sind entweder Ausdruck der geistigen Unklarheit oder Unentschlossenheit ihrer Urheber oder absichtliche Versuche, der Anerkennung der einfachen Wahrheit und Wirklichkeit aus Abneigung gegen falsch verstandenen Materialismus aus dem Wege zu gehen. Diese Wahrheit besteht einfach darin, daß das Wort „Seele" keine für sich bestehende Wesenheit bedeutet, sondern daß es nur ein in der Zeit wissenschaftlicher Unkenntniß und abergläubischer animistischer Vorstellungen entstandener Ausdruck zur Bezeichnung der mannichfaltigen Verrichtungen oder Thätigkeitäußerungen des Gehirnes mit Einbezug des gesammten Nervensystems ist. Mit anderen Worten — das Wort „Seele" ist nichts anderes, als ein sogenannter Kollektiv-Begriff, ein allgemeiner Ausdruck für die gesammten Thätigkeiten des Gehirn- und Nervensystems, gerade so wie das Wort „Respiration" oder Athmung ein Kollektiv-Begriff für die Thätigkeit der Athmungsorgane, das Wort „Verdauung" ein solcher für die Thätigkeit der Verdauungsorgane, das Wort „Kreislauf" ein solcher für die Thätigkeit der Kreislauforgane ist. Es bedeutet daher keine Wesenheit für sich, kein für sich bestehendes Ding, sondern nur eine, wenn auch noch so komplizirte Verrichtung der lebenden Substanz, während die philosophischen Schulen den großen Fehler begehen, daß sie solche und ähnliche Worte oder Bezeichnungen, die eigentlich nur eine konventionelle Bedeutung haben, für wirkliche Dinge oder Wesenheiten nehmen und damit eine heillose Verwirrung der an sich so einfachen Sachlage herbeiführen.

Hosted by Google

Auch machen sie weiter den unverzeihlichen Fehler, daß sie die motorischen und die sensitiven Erscheinungen oder das Empfinden und Wollen gänzlich von der logischen und ethischen Seite unseres Wesens trennen und die ersteren den körperlichen Organen, letztere aber Dem zuweisen, was sie Seele oder Geist nennen, während doch die ganze Biologie oder Lehre vom Leben (Anatomie, Physiologie, Embryologie, vergleichende Anatomie und Psychologie u. s. w.) ein einziger Protest gegen eine solche unnatürliche Trennung ist. Schon der Fall der Geisteskrankheiten, die eben so häufig aus Defekten oder Fehlern der motorischen und sensitiven Seite hervorgehen, wie sie andererseits, aus moralischen Ursachen hervorgehend, sofort das Gehirn und die Nerven in Mitleidenschaft ziehen, zeigt, wie unmöglich jene Trennung ist. Wie will man überhaupt nach der Wundt'schen Theorie die bekannte hochgradige, nur durch die winzigen Keimstoffe vermittelte Erblichkeit der Geisteskrankheiten durch eine oder mehrere Generationen hindurch erklären? Die Beispiele, die einerseits den mächtigen Einfluß des Physischen auf das Moralische, andererseits des Moralischen auf das Physische dokumentiren, sind geradezu zahllos.*) Wie wäre ein solches Verhältniß möglich oder denkbar zwischen zwei Kausalreihen, „die niemals direkt in einander eingreifen und nirgends in einander einmünden"?

Wenn es Funktion der Nerven ist, die in den niedersten Thierformen lediglich an die organische Materie selbst gebundene Empfindung oder Aufnahme äußerer Eindrücke zu vermitteln und den Muskeln die vom Gehirn ertheilten Befehle zu überbringen, so ist es dessen Funktion, jene oft wiederholten Empfindungen oder Eindrücke zu sammeln und durch die Thätigkeit seiner Ganglienkugeln oder Nervenzellen in Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe oder Gedanken, sowie in Willensakte umzusetzen. Wenn nun diese Gedankenthätigkeit theils auf ihr Organ selbst oder das Gehirn, theils durch Vermittlung des Nervensystems auf den gesammten Körper wieder zurückwirkt, so folgt sie nur der Analogie aller übrigen Körperorgane, bei denen ebenfalls die Funktion durch die Substanz und die Substanz durch die Funktion (mehr oder weniger) bedingt wird, oder jenem allgemeinen, großen, erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckten Naturgesetz, das gegenwärtig wie ein lebender Odem die gesammten Naturwissenschaften durchdringt, und von dem es keine bekannte Ausnahme giebt.

Es ist das große Gesetz von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft, welches, wie auf alle übrigen Naturerscheinungen, so auch auf das Verhältniß der Menschenseele zu ihrem materiellen Substrat seine Anwen-

*) Man vergleiche derartige Beispiele in des Verfassers Schriften „Physiologische Bilder", II. Band, S. 54 und 55, und „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft", S. 58 und 59.

Hosted by Google

dung finden kann und muß. Denn die Empfindung oder der Gedanke als eine Bewegung der Materie muß nothwendig selbst wieder Bewegung der Materie erzeugen oder im Gefolge haben, wie sich dieses an zahllosen Beispielen aus Wissenschaft und Leben zur Evidenz nachweisen läßt.

An der Hand dieser anatomisch-physiologischen Betrachtung ist es auch sehr leicht, eine bestimmte Unterscheidung zwischen den Begriffen von „Seele" und „Geist" zu gewinnen, — zwei Begriffen, die so häufig zusammengeworfen oder verwechselt werden und durch diese Verwechslung endlosen Streit und unsägliche Verwirrung in der Philosophie und Seelenlehre hervorgerufen haben und fortwährend hervorrufen. Auch Herr Wundt steht kraft seines Vorurtheils von der Existenz eines besonderen Seelenwesens diesem Problem machtlos gegenüber, wenn er auf S. 494 seiner besprochenen Schrift sagt, „daß das wahre Wesen der Seele in nichts anderem besteht, als in dem geistigen Leben selber." Nein, Herr Wundt, der Begriff „Seele" ist nicht identisch mit dem Begriff „Geist", sondern ein weit umfassenderer. Er ist weit mehr als der bloße Inbegriff der intellektuellen Fähigkeiten und umfaßt neben der Gedankenthätigkeit auch alle Empfindung und das gesammte Wollen oder das ganze psychische Leben von seinen niedersten bis zu seinen höchsten Stufen, während der Geist oder animus nur als eine Theilerscheinung der Seele oder anima aufzufassen ist. Dieser hat seinen Sitz *nur* in der sog. grauen Hirnrinde oder ist Ausdruck der Thätigkeit der in dieser Rinde enthaltenen Ganglienkugeln oder Ganglienzellen und repräsentirt also die höchste psychische Thätigkeit, deren das Gehirn überhaupt fähig ist, während das Wort „Seele" die Thätigkeit des *ganzen* Gehirns in allen seinen Theilen mit Einschluß der durch das sog. Centralgrau vermittelten sensoriellen und motorischen Akte und als Vorstand des gesammten Nervensystems begreift. Daher das Wort „Seele", wie gesagt, den umfassenderen, allgemeineren, das Wort „Geist" den engeren, spezielleren Begriff bezeichnet; und daher wir auch den Thieren „Seele" in einem ganz unbeschränkten, „Geist" dagegen nur in einem sehr beschränkten Maße zugestehen, während die höchste Entfaltung psychischer Thätigkeit oder des Geistes nur bei dem mit so massiver Entwicklung der großen Hirnhalbkugeln und der sie bedeckenden grauen Rindensubstanz versehenen Menschen angetroffen wird.

Je weiter wir uns dagegen von dem Menschen abwärts in der organischen Stufenleiter entfernen, um so vereinzelter und undeutlicher werden auch im Einklang mit der abnehmenden Vollkommenheit des Seelenorgans diejenigen psychischen Erscheinungen, die wir als „geistige" zu bezeichnen pflegen, während wir auf der andern Seite, indem wir den Thieren Seele zugestehen, keinen Anstand nehmen, das seelische Prinzip

Hosted by Google

durch die ganze organische Welt bis hinab zu den allerniedersten Thieren, bei denen es nicht einmal mehr an Gehirn oder Nervensystem, sondern an die lebende Substanz selbst geknüpft ist, und selbst bis zu den Pflanzen zu verfolgen, bei denen es sich auf seiner niedersten Stufe als empfindungslose und bewußtlose Reizbarkeit darstellt. Diese Reizbarkeit und dieses empfindungs- und bewußtlose seelische Leben finden wir auch auf den höheren organischen Stufen wieder, wenn die Organe des Bewußtseins und der eigentlichen geistigen Thätigkeit hinweggenommen oder in ihrer Thätigkeit beeinträchtigt sind, wie bei geköpften oder ihres Großhirns beraubten Thieren oder bei schlafenden oder hypnotisirten Menschen; und zwischen diesen niedersten Aeußerungen seelischer Thätigkeit und den höchsten Leistungen des menschlichen Bewußtseins oder des durch Erkenntnißvermögen gewonnenen Wissens der Dinge um uns her liegen unzählige vermittelnde Zwischenstufen. Das Bewußtsein unterscheidet zwar nicht den Menschen von dem Thiere, da auch dieses ein Bewußtsein hat; aber es kann den höchsten Grad seiner Ausbildung erst erreichen, wenn die organische Bewegung in der Gehirn-Materie einen gewissen Grad der Stärke erlangt hat, gerade so wie ein über einen gewissen Wärmegrad hinaus erhitzter Eisenstab sichtbar glühend wird. Als anatomischen Träger der Seelenthätigkeiten kann man daher auch, wenn man will, neben dem ganzen Gehirn das gesammte übrige Nervensystem ansehen, namentlich in der niederen Thierwelt, bei welcher die sichtbare Trennung in centrale und peripherische Theile des Nervensystems mehr und mehr verschwindet oder zurücktritt, während der animus im Gegensatz zur anima immer nur Produkt der Thätigkeit einzelner central gelegener Nervengebilde sein kann und in dem selben Maße an Stärke wächst, in welchem das Prinzip der Arbeitstheilung und der Differenzirung der einzelnen Theile oder Abtheilungen des Nervensystems gradweise zunimmt.

Damit genug. Nur möge zum Schluß Herr Wundt noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Thier-Ehe nicht, wie er annimmt (S. 448), auf die höheren Wirbelthierklassen beschränkt ist, sondern daß sie auch, wie ich in meiner Schrift über „Liebe und Liebesleben in der Thierwelt" nachgewiesen habe, bei niederen Wirbelthieren und selbst bei Wirbellosen vorkommt.

Darmstadt. Professor Dr. Ludwig Büchner.

Hosted by Google

Die Entstaatlichung der britischen Kirchen.

Wenn heute der Satz des sozialdemokratischen Programmes, der die Streichung aller Aufwendungen für kirchliche Zwecke aus öffentlichen Mitteln verlangt, Gesetz würde, so dürfte sich in der Stellung der verschiedenen Religionsgemeinschaften Deutschlands sofort eine durchgreifende Veränderung vollziehen. Selbst Erscheinungen wie die Egidysche Bewegung, die im Grunde doch eben auch nur auf einige Träumerei auf sozialistischer Grundlage hinausläuft, zeigen klar und deutlich, daß die staatlich anerkannten Religionen jede wirkliche Fühlung mit dem Volksleben verloren haben, — einige Theile des katholischen Südens natürlich ausgenommen. In den Listen über die religiöse Eintheilung der fünfzig Millionen Deutschen stehen 31 Millionen als „Protestanten", 17,7 Millionen als Katholiken, fast 600 000 als Juden, und ein geringer Rest als „Dissidenten" gebucht. Daß diese Vertheilung der Religionen nur auf dem Papiere vorhanden ist, weiß jeder Gebildete. Weit über neun Zehntel aller Städter „bekennen" sich überhaupt zu keiner Art von Religion, und nur dadurch, daß in allen Fragebogen unserer Verwaltungbehörden, bei jedem bürgerlichen Akte dem Einzelnen die Aeußerung darüber aufgedrängt wird, als Angehöriger welcher Religion er offiziell gebucht sein will, kommt jene „Statistik" überhaupt zu Stande. Sobald die deutschen Kirchen entstaatlicht würden — selbstverständlich *ohne* Abfindungsummen —, sobald man den Religiondienst für Privatsache erklärte, für die der Einzelne, der sich daran zu betheiligen wünscht, besonders zu zahlen hätte, würde auch die Zahl der „Bekenner" der anscheinend herrschenden Religionen ganz enorm zusammenschmelzen und gewiß zwei Drittel aller heutigen Geistlichen brotlos werden. Auch wer das bedauert, muß, wenn er offene Augen hat, die Wahrscheinlichkeit davon zugeben.

Woran liegt das? Ist unser Volk schlechter, verworfener als andere Völker, die noch zur Kirche gehen, und gern für die Kirche den Beutel öffnen, wie namentlich die Nordamerikaner? Ist es ein Beweis für die

Hosted by Google

bei uns immer stärker zunehmende naturwissenschaftliche Bildung, neben deren jahresmillionenhohen Riesenbauten die Kartenhäuser der Dogmen sich gar zu windig ausnehmen? Ist es die Folge eines erstarkenden Unabhängigkeitsinnes, eines selbstgewissen Stolzes, eines Vertrauens auf die eigene Kraft, die sich von den Ermahnungen zur Demuth und kritiklosen Hinnahme des Gepredigten unangenehm berührt fühlt? Die Antwort darauf wird bei jedem Einzelnen ganz nach dem Schnitte der Kappe bemessen sein, in der er sich wohlfühlt. Und über den Schnitt der verschiedenen Kappen soll hier nicht gestritten werden.

Von den Kulturländern Europas gilt England für das religiöseste Land. In keinem Staate des Festlandes giebt es so viele Kirchen, in keinem so viele Kirchengänger, so viele Bibeln, so viele Gebetbücher, so viele Männer und Frauen der gebildeten Klassen, die sich noch nicht schämen, in die Kirche zu gehen. Bei uns nennt man schon lange keinen Knaben mehr Matthäus und Markus oder Jesus Christ (ein in den keltischen Gegenden des Vereinigten Königreichs nicht seltener Vorname), unsere Novellisten schmücken ihre Erzählungen schon lange nicht mehr mit leisen und lauten Anklängen an die Luthersche Bibelübersetzung, in unserer „guten Gesellschaft" gilt es schon lange nicht mehr als anständig, einen Bibelspruch in den Mund zu nehmen. So etwas „thut man eben nicht." Unsere öffentlichen Versammlungen, Universitätfeierlichkeiten und Rathssitzungen eröffnet schon lange kein Gebet mehr. In größerer Gesellschaft giebt es bei uns nie mehr ein Tischgebet, und die Zahl der Familien, in denen es noch Sitte ist, schrumpft immer mehr zusammen. In Deutschland fragt Einen kein Bekannter, wo man letzten Sonntag in der Kirche war, und über eine neue „zu reizende" Ausgabe eines — Gebetbuches zu sprechen, die 2 cm breit, 6 cm hoch und 1 cm dick ist — chinesisches Papier und Saffianleder —, ist bei uns eine — Geschmacklosigkeit. In Großbritannien und Irland sind alle diese Dinge an der Tagesordnung, und außerdem entstaatlicht man dort eine Kirche nach der anderen. Während man bei uns das mit Gewalt und Staatsmitteln zu halten sucht, was dem Strom der Zeit bereits zum Opfer gefallen ist, nimmt man drüben dem Staate eine lebensfähige Organisation nach der anderen aus den Händen, damit sie — lebensfähig bleibe und nicht verknöchere. Ein größerer Gegensatz ist nicht denkbar. Während es der „Deutsche Freidenkerbund" noch auf keine tausend Mitglieder gebracht hat, giebt es drüben anerkanntermaßen zwei Millionen Atheisten, die sich unter dem Namen Agnostiker offen zum praktischen Atheismus bekennen, d. h. jede Folgerung aus der Existenz eines Gottes für das praktische Leben ablehnen. Doch das ist eigentlich ein Kapitel für sich.

Hosted by Google

Schon ehe — im Jahre 1843 — die Entstaatlichung der britischen Kirchen durch die Selbstentstaatlichung der Free Church of Scotland begann, war die Stellung der Religion in dem Inselreich eine völlig andere als bei uns. Noch heute hat England keinen Unterrichtsminister und zu einem Konsistorium haben es die britischen Kirchen trotz allen Anläufen unter den verschiedensten Namen niemals gebracht. Alle unsere Universitäten sind Staatsanstalten und alle besitzen theologische Fakultäten. Drüben ist weder das Eine noch das Andere der Fall. Mehrere britische Universitäten haben überhaupt keine theologische Fakultät und die anderen nur eine solche derjenigen Kirche, welche an der betreffenden Stelle als Staatskirche gilt, d. h. die englischen eine Fakultät der englischen, die schottischen eine der schottischen und die irischen eine der irischen Staatskirche (so lange es eine solche noch gab). Nur Theologen der betreffenden Kirche selbst konnten an diesen Universitäten studiren und graduiren, und wo ein Nonconformist Geistlicher in England das DD. (Doctor of Divinity) hinter seinem Namen führt, da muß er es von einer schottischen oder amerikanischen Universität erhalten haben. Bei Einrichtung der neuen großen Albert University für London ist lange darüber gestritten worden, ob sie überhaupt eine theologische Fakultät erhalten solle. Eine so starke Strömung gegen eine konfessionelle Falkultät war vorhanden. Ja, der Theologie wurde geradezu bestritten, daß sie überhaupt eine Wissenschaft sei. Am Ende hat sich die Wage dahin geneigt, eine theologische Fakultät doch zu schaffen, aber ohne jede konfessionelle Einschränkung; in den Prüfungen einfach gründliches theologisches Wissen zu verlangen und von jedem Bekenntniß abzusehen. Inwieweit das möglich sein wird, wird die Zukunft ja lehren.

Die Mehrzahl der britischen und irischen Theologen wird keineswegs auf den Universitäten, sondern auf den kirchlichen Hochschulen (Church-Colleges) ausgebildet. Diese gehören den einzelnen Religionsgemeinschaften und werden von ihnen erhalten. Solcher Religionsgemeinschaften giebt es nun aber sehr viele, und eben dies ist es, was die kirchlichen Verhältnisse des Vereinigten Königreichs so verwickelt macht. Die bischöfliche Hochkirche, offiziell genannt Established Church in England and Wales, steht an der Spitze. Sie hat bekanntlich Episkopalverfassung. Dann kommt die Established Church of Scotland mit ihrer Presbyterialverfassung. Die Kämpfe des siebzehnten Jahrhunderts über diese Fragen, die 1688 mit dem Siege der Presbyterianer in der Revolution gegen die ihnen von den Stuarts aufgedrängte Episkopalverfassung endete, bilden ein ganzes Kapitel der Kirchengeschichte, in dem hauptsächlich mit Blut argumentirt wurde. Im Jahre 1842 verschärfte das House of Lords die Patronatsbestimmungen;

Hosted by Google

da erklärten nahezu dreihundert Pfarrer der Established Church of Scotland mitsammt den Gemeinden ihren Austritt aus der offiziellen Kirche und schlossen sich zusammen zu der Free Church of Scotland. Dazu kommen weiter die United Presbyterian Church, die Presbyterian Church of Ireland, die Presbyterian Church of England, die Roman Catholic Church, die Wesleyan Methodists u. s. w.

Im Jahre 1869 kam der Kampf um das kirchliche Home Rule Irlands zum Abschluß. Die Established Church of Ireland wurde entstaatlicht und endotirt. Als 1871 dann dieser Parlamentsbeschluß Thatsache wurde, war damit eine lange, fast endlose Reihe von Verwaltungs- und Prinzipienkämpfen zum Abschluß gebracht, und in der Folge ist die irische Kirche gewachsen, statt abzunehmen, wie die Vertreter der Staatskirche prophezeit hatten. Das Ministerium Gladstone ist nun entschlossen, in dieser Richtung weiterzugehen. Die letzte Thronrede hat klar und deutlich Schritte zur Entstaatlichung und Endotirung der Established Church of Scotland und der Established Church of England and Wales vorgeschlagen. Nach Durchführung des politischen Home Rule für Irland wird diese Frage wohl jenseits des Kanals die meisten Köpfe heiß machen. Gelingt die Entstaatlichung, für die trotz allen Gegendemonstrationen eine bedeutende Mehrheit im Parlament vorhanden ist, dann ist die Englische Hochkirche mit ihren 14 Millionen Angehörigen — unter den 38 Millionen des ganzen Inselreiches fast nur das Drittel — die letzte Staatskirche und wird dem demokratischen Zuge, der kein Ausnahmerecht duldet, bald genug zum Opfer fallen. Geschichtliche Präzedenzfälle sind drüben nun einmal die gewichtigsten Argumente — und für die liberale und radikale Partei gerade doppelt. Das ist englischer Konservatismus. Die Entstaatlichung der schottischen Staatskirche ist praktisch ganz bedeutunglos. Der Streit, der fast täglich viele Tausende zu Protest- und Befürwortungs-Versammlungen zusammen ruft, ist ein reiner Grundsatzstreit. Es handelt sich in ihm allerdings auch um etwas Geld, aber doch nur um 17000 Pfund, die der Staat heute der Kirche alljährlich zahlt. Wahrscheinlich oder sicher wird eine ganz glatte Abrechnung stattfinden, d. h. die Staatskirche wird einfach der Kirche das Kapital auszahlen, das ihr jährlich 340000 Mark Zinsen trägt. Das wird Alles sein. In dem jährlichen Gesammteinkommen der Kirche von 344000 Pfund oder nahezu 7 Millionen Mark machen diese 17000 Pfund doch immer erst das Zwanzigstel aus. Es wird noch viel für und wider geredet werden, aber das Endergebniß ist kaum zweifelhaft. Einen Schlag für die Kirche, den eine Entstaatlichung bei uns bedeuten würde, bedeutet sie drüben nicht, weil die Kirche dort noch tief im Volksleben wurzelt. Aus den englischen

Hosted by Google

Kirchen tönt die Melodie „Im Krug zum grünen Kranze" und „Ich hatt' einen Kameraden". Der Text ist natürlich ein versifizirter Psalm. Unsere altmodisch langweiligen Choräle kennt man kaum, und singt sie fast nie. In den Kirchen wird gelegentlich gepredigt über Home Rule und Trade Unionism, über the Queen's Speech und the Volunteers. Sie stehen in nächster Beziehung zu den Ereignissen des Tages, und wenn die Betrachtung oft auch eine recht einseitige ist, so ist doch immer von Dingen die Rede, die Jedermann interessiren. Das Rednertalent beim Pfarrer gilt Alles. Es giebt literarische und historische, lokalpatriotische und sozialistische Prediger, philosophische und positive, theoretisirende und praktische, und seit 1874 wählt sich jede Gemeinde ihren eigenen Pfarrer nach ihrem Geschmack. Eine Kirchengemeinde besteht in den großen Städten fast nur aus Angehörigen eines Standes. Es giebt vornehme und gewöhnliche Kirchen. Jedes Gemeindemitglied zahlt für jede Person der Familie in den vornehmeren Kirchen meist 42 M. Jahresmiethe für den einzelnen Kirchensitz; denn Jedermann hat einen festen Platz in seiner Kirche. Unter einer solchen Gemeinde besteht nicht selten auch außerhalb der Stunden des Kirchendienstes ein engerer Verkehr. Eine Reihe von Vortragsvereinigungen schließt sich an den gemeinsamen Mittelpunkt an, literarischer, sozialpolitischer, philosophischer Tendenz. Dort kann man Vorträge über Robert Browning, über den Achtstundentag und über Hegels dialektische Methode hören. Gesellige Vereinigungen rufen die ganze Gemeinde zusammen. Da giebt es Thee und Kuchen in der Kirche. Einen Altar hat die presbyterianische Kirche nicht. Aber an der Treppe der Kanzel lehnt der junge Mann, die Theetasse in der Hand und — flirtet. Jedermann ist dort anzutreffen. Kein Gemeindemitglied würde einen solchen Abend versäumen. Die Kirche ist eben noch nicht abgestorben wie bei uns, sie lebt noch, wenigstens in ihren Formen, fort. Keine reaktionäre Gewalt hat es hindern können, daß aus den Apostellehren das katholische Kirchenchristenthum, daraus scholastische und mystische Gottesverehrung, puritanisches und episkopales Dogma, rationalistisches und zuletzt spiritistisches religiöses Leben geworden ist, und keine reaktionäre Gewalt wird es je hindern können, daß der Inhalt der Bekenntnisse sich künftig weiter verjüngt. Keine namhafte Geistesströmung ist vorübergegangen, ohne dem Christenthum wenigstens einen Zug zu hinterlassen, und voraussichtlich wird es so weiter gehen. Unsere Konsistorialverfassungen und Staatskirchen haben die Dogmen festfrieren lassen und den Anschluß an die Strömungen der Zeit versäumt. Das rächt sich jetzt. Darum geht unser Volk nicht mehr in die Kirche. Die Dogmen, um die man sich noch im siebzehnten Jahrhundert so eifrig totschlug, regen heute kaum einen ernsten Menschen mehr tief auf. In Großbritannien ist heute das Dogmenthum noch keines-

Hosted by Google

wegs ganz überwunden. Im Gegentheil. Indessen, die jüngere Generation steht ihm doch recht kühl gegenüber. Aber ist es blos Zufall, daß sich seine protestantischen Kirchen sämmtlich fast nur durch ihre Verfassung, ihre Verwaltung, unterscheiden? Bei uns setzte man einen Pfarrer, der auf der Kanzel die Entwickelungslehre verträte, einfach ab. Drüben ist die Frage: Wird er die Mehrheit seiner Gemeinde zu seinen Anschauungen bekehren oder nicht? Gelingt ihm das, dann wird ihm Niemand ein Haar krümmen können. Auch der Pfarrer besitzt die Freiheit des Wortes. Nur darum sind Bewegungen wie diejenigen, welche in den letzten fünfzig Jahren zur Lostrennung kleiner Kirchen geführt haben, innerhalb der Kirche überhaupt möglich. Drüben würde die Egidysche Bewegung innerhalb der Kirche stehen, so gut wie die Heilsarmee in ihr steht. Bei uns hat die Kirche so viele Feinde, weil in ihrem Hause so wenige Wohnungen sind, weil ihr jede noch so zeitgemäße Bewegung gleich Verweltlichung und Abfall ist.

Die äußerliche Nachahmung der englischen Sonntagsruhe mittels harter Gesetze allein thuts nicht. Lieber sollte man beginnen, den Arbeitern den Sonnabend Nachmittag als Erholungstag zu schaffen; dann wirds am Sonntag ganz von selbst still werden. Aber auch die eigenartige britische Religiosität läßt sich nicht einfach herüberpflanzen in das Erdreich unseres Volksthums. Drüben wird jede größere geistige Bewegung an die Kirche anknüpfen müssen, wenn sie vorwärts kommen will. Wir haben das Kirchenthum bereits abgestreift. Wir mögen bedauern, daß wir für unsere neuen Bewegungen keine Stelle haben, an die wir anknüpfen können, — aber ein Grund, darum zurückzukriechen in die alten Kartenhäuser vorzeitlich mythologischer Phantasie, kann diese Erkenntniß für uns nicht sein.

Dr. Alexander Tille,
Dozent an der Universität Glasgow.

Hosted by Google

Theater.

In einem hübschen Roman, den man in süßer Schlaftrunkenheit sogar philosophisch finden kann, hat Edmond About die Empfindungen eines Menschen geschildert, der mehr als siebenzig Jahre hindurch scheintot gewesen war — ein literarisch von E. Th. A. Hoffmann abstammender Wunderdoktor hatte ihn, wie das Aerzte gern thun, zu wissenschaftlichen Zwecken als Versuchsthierchen benützt — und der nun wiederkehrt, in die veränderte Welt. Tastend sucht er sich zurecht, doch wie ein lebendiger Petrefakt ragt seine befremdete Jugendlichkeit in eine erneuerte Zeit hinein, die sie nicht in ihren Zusammenhängen begreifen kann, und als eine Erlösung begrüßt es der verspätete Jüngling, da die Natur sich auf ihren Anspruch besinnt und dem müden Schläfer die Locke bleicht. Der Greis wird sich heimisch fühlen, — unter den Greisen.

Die Geschichte von diesem homme à l'oreille cassée fiel mir ein, weil sie auf die Bühne des Pariser Gymnase gebracht worden ist, weil Jules Lemaître ein paar leicht verdauliche Gedanken darüber niederschrieb und weil ich von einigen Theaterstücken berichten sollte, deren ältestes 1615 und deren neuestes 1893 zum ersten Male aufgeführt worden ist. Da lag die Frage nicht fern, was denn wohl der Experimentirmensch des Doktors Nibor aus Prag zu der veränderten Bretterwelt sagen würde, zum Theater, das er meinetwegen in den zwanziger Jahren gekannt und so um 1893 erst wiedergefunden hätte. Wenn der Patient, wie bei About, ein Franzose war, dann hätte er den Wechsel der Zeiten in den Schauspielhäusern am Ende gar nicht bemerkt: anstatt des Victor Hugo und des Casimir Delavigne würde er jetzt Jean Richepin und Armand Silvestre finden, und an der Stelle von Marivaux und seinen Erben die spitzere, kälter und schlauer rechnende Komik der Schule Bissons. Und in Deutschland? Mit Raimund und auch mit Grillparzer zog von 1823 an das leise satirisirende Märchen ein, das 1893 von dem klugen Salonpoeten Fulda und von dem gereiften Dichter Gerhart Hauptmann wieder aufgenommen wird. Mancherlei hat in den siebenzig langen Jahren sich ereignet: die Eisenbahnen, der Telegraph, das Telephon und das elektrische Licht haben unserem Leben neue Formen gegeben, Reiche sind begründet und Dynastien gestürzt worden, ein früher unbekanntes Element, der Industriearbeiter, ist in die Geschichte der Völker eingetreten, ein laut und lange gepriesenes Allheilmittel, der Parlamentarismus, ist nutzlos verbraucht und unsere Großväter schon finden in ihren Idealen so wenig wie im Gewühl der Straßen sich noch zurecht. Von allen diesen Wandlungen aber ist das Theater kaum berührt worden

Hosted by Google

— in seinem inneren Organismus wenigstens; die kleinen Fortschritte in der Technik, die meistens ja auch nur ein Zurückfinden zu den alten Wegen der großen Dramatik sind, bedeuten nicht viel mehr als der gesteigerte Glanz in der Ausstattung. Wie Prunk und Pracht die Form der Schauspielhäuser nicht verändert hat, so ist, in ihren entscheidenden Zügen, auch die Gestalt des Dramas unverändert geblieben, vom König Oedipus bis zu den Gespenstern und von Jacobus Ayrer bis auf Max Halbe, — in einer Zeit also, die noch recht viel länger gedauert hat als der im Dienste der stolzen Wissenschaft erduldete Scheintod des Prager Patienten.

Vor ein paar Jahren, da hieß es ja, nun solle ein Neues werden. Ein eifriger Herr, dessen Talent für das Amt eines literarischen Totenbeschauers weit besser getaugt hätte als für den delikaten Dienst am Wochenbette der Muse, die um jeden Preis nun einmal mit Unerhörtem schwanger sein sollte, gab das gut klingende Stichwort von der sterbenden und der werdenden Bühnenpoesie aus, der lärmende Troß der Modernitätstreber lauschte ihm willig und schritt mit höhnischem Lachen an den hommes á l'oreille cassée vorüber, die von alledem nichts begreifen konnten. Schlagworte zu finden, sagte Palmerston, und Miquel, der dem Rektor mit der geplatzten Naht jetzt Stand halten mußte, hats wiederholt, ist die größte Kunst eines Politikers; doch auch die gefährlichste, einerlei, ob sichs dabei um die nationale Wehrfähigkeit, um die Doppelbesteuerung oder um die werdende Bühnenpoesie handelt. Hätten die Politiker der freien Bühne einfach gesagt: Wir wollen dafür sorgen, daß die schlechten Theaterstücke von Blumenthal, Schönthan, und wie die Herren sonst heißen mögen, nicht gar so läppisch ernst mehr genommen werden und daß für gute Theaterstücke wieder Raum geschafft wird, dann ließ sich über die Sache reden und das Bemühen war jeder Unterstützung werth. Anstatt dessen hieß es: Wir wollen keine Handlung mehr, kein Geschehen, das dem ursprünglichen Sinn des vom dorischen δρᾶν abgeleiteten Wortes Drama doch entspricht, überhaupt nichts mehr, was an den Begriff des Theaters erinnern könnte, mit seinen leinenen Lappen, seinem Souffleurkasten und der fehlenden vierten Wand. Die Sache wäre sehr schlimm geworden, wenn nicht Herr Hauptmann, an dem die Wunderdoktoren ihre Kur demonstriren wollten, sich gegen die Absicht seiner beflissenen Pfleger entwickelt und mit dem ruhigen Lächeln des naiven Poeten eigene Wege gesucht hätte. Er begriff, daß eine soziale Erneuerung, eine neue Lebensauffassung ums Bühnendasein rang, während die Programmatare, die vor Coulissenbäumen die Welt nicht sahen, noch immer das Lied von der neuen Technik bliesen, ohne in ihrem philologischen Dünkel doch zu bedenken, wie wenig in zwei Jahrtausenden sogar an der äußeren Gestalt des Theaters sich verändert hat.

Hosted by Google

Da traf sichs jetzt gut und lustig, daß in einer Woche auf Berliner Bühnen fünf Stücke erschienen, an denen man auf das Exempel die Probe machen kann: „Die ehrlich Bäckin" von Jacobus Ayrer, „Die wachsame Schildwache" von Cervantes, „Meister Gert Westfaler" von Holberg — alle drei im Hoftheater —, Anzengrubers „Brave Leute von Grund" im Hause Lessings, und im Residenz-Theater das neue Schauspiel „Jugend" von Herrn Max Halbe. Es sind sämmtlich rechtschaffene Theaterstücke, mit einer mehr oder minder geschickt ersonnenen Intrigue, mit einem größeren oder kleineren Geschehen im Mittelpunkt und mit so viel ficelle, daß selbst Papa Sarcey nichts dagegen einwenden könnte. Verschieden ist nur das Können der Dichter und die Art ihrer Weltbetrachtung, die Unterschiede im technischen Handwerk sind der Rede kaum werth.

Der gute Ayrer war ein plumper Macher, der sich auf der Spur des Hans Sachs nach seiner Weise redlich plagte, mit platten Späßen und schlechten Versen, ohne die sittliche Höhe des Nürnberger Meisters und ohne den Muth, wie der kostbare Mainzer Fischart, die „unzähligen sternamhimmeligen und sandammeerigen Mißbräuche" seiner Zeit mit derber Faust zu enthüllen. Auf seine Art war er ein Naturalist: er lernte nie eine Kunstform beherrschen und sein plebejischer Geschmack kam dem Wünschen der rüden Menge mühelos entgegen, ohne vor knotigem und zotigem Spaß je ängstlich zu zagen. So schrieb er, zur Lehr und Kurzweil gemeiner Christenheit, das Possenspiel von der ehrlichen Bäckin mit ihren drei vermeinten Liebsten; die Mittel sind ungefähr die selben, wie sie heute noch von deutschen und gallischen Schwänkeschreibern angewandt werden, und nur die Tendenz ist nicht mehr recht modern: die mittelalterliche Zügellosigkeit warnt Ayrer vor dem Ehebruch, den der Possenfabrikant von heute der prüden Korrektheit gern als eine sehr amusante Sache hinstellt.

Der Zweite in der Reihe, Cervantes, ist ein ganz Großer, der hier freilich nur mit einem winzigen Zwischenspiel erscheint. Um eine hübsche Magd balgt ein verlumpter Krieger sich mit einem ehrsamen Sakristan, und mit den Waffen, die, nur etwas sauberer polirt, noch heute im Vaudeville üblich sind, wird der lustige Kampf ausgefochten. In dem kleinen Liederspiel aber sieht der schärfere Blick, den die unkünstlerische Auffassung eines unfähigen Regisseurs nicht bethört, doch ein deutlich und plastisch gestaltetes Eckchen der altspanischen Welt, mit ihrer durch pfäffische Macht gestützten und durch galante Serenaden gemilderten bourgeoisen Sittlichkeit, und von dem Geist des Don Quijote fällt auf die bramarbasirende Schildwache doch ein ironischer Strahl. Unter den drei Philippen hat Spanien den Niedergang seines Wohlstandes und den lastenden Druck einer erbärmlichen Regirung erlebt und gegen die Feigheit und Furcht der sich duckenden

Hosted by Google

Bourgeoisie, die froh war, wenn sie in Ruhe was Gutes zu schmausen hatte, waffnete sich der edle kastilianische Stolz, der dann oft freilich, gegen die silberne Rüstung der im Besitz Gesättigten, mit seiner zerlumpten Herrlichkeit den Kürzeren zog. Der Edle von La Mancha erliegt einem vermummten Barbiergesellen, und der Soldat Algarobba, die Karikatur eines Don Quijote, muß die geliebte Christina dem Küster gönnen, dem Hasenfuß, der aber der Holden die immer lockende Aussicht auf sichere Versorgung bietet. Nur ein paar Jahre trennen das Entstehen der „Schildwache" von dem der „Bäckin", und doch ist hier ein moralisirender Jahrmarktsulk geworden und dort eine leicht hingeworfene soziale Satire von bescheidenem, aber der Zeit trotzendem Werth.

Für die Größe des Norwegers Ludwig Holberg fehlt mir das Organ. Die von den Herren Hoffory und Schlenther gesammelten Komödien*) habe ich gelesen, auch die Versuche der beiden Herren, nach Scherers Art anstatt einer Persönlichkeit uns aus Daten und Namen einen Trümmerhaufen zu geben, in dem zu wühlen ein spielerisches Vergnügen ist, emsig durchforscht, — aber ohne rechten Gewinn. Nur ein angenehmes Talent, das den großen Molière in kleine Münze umsetzt, vermag ich in Holberg zu sehen; und wenn Robert Prutz ihm nachrühmt, daß er „einfach-natürliche Handlungen" und lebendige Charaktere geschaffen und den Weg zur national-dänischen Kunst eröffnet habe, so kann ich nur die einfachen Handlungen zugeben. Sein nationaler Stil haftet am Aeußerlichen: die „Wochenstube", der „Kannegießer", „Don Ranudo" und „Gert Westfaler" konnten in jedem anderen Lande geschrieben werden; man braucht diesen unterhaltenden Possen nur ein anderes Kleid anzuziehen, um sie zu entnationalisiren, — und das wird bei einer wirklich nationalen Satire niemals gelingen, bei Ibsens „Bund der Jugend" so wenig wie bei Gogols „Revisor". Anstatt der lebendigen Menschen finde ich nur derb gegriffene Typen, die auf einen Zug gestimmt sind, aufs Schwatzen oder aufs Medisiren oder aufs Renommiren, und wo Molière uns, tändelnd oft, über Abgründe reißt, da bleibt Holberg, sein braver Schüler, in den sicheren Gleisen einer bürgerlich ehrbaren Biederkeit. Die Komödie vom geschwätzigen Barbier Gert Westfaler ist ein ehrlich gearbeitetes Typenstück, das die Komik abwechselnd aus den Charakteren und aus den Situationen holt und das in der zeitgemäßen Derbheit des Ausdruckes höchstens sich von dem „Doktor Wespe" des viel zu geringgeschätzten Benedix unterscheidet. Als Begründer des Dansk Skueplads hat der behaglich ehrenfeste Holberg gewiß seine Bedeutung; für die Weltliteratur war er nur ein Courier, der vom Westen die Komödienform nach dem durch den Einfluß der Opitzschen Schule vorbereiteten Norden brachte.

*) Dänische Schaubühne. Verlag von Georg Reimer, Berlin.

Hosted by Google

Créer un poncif, c'est le génie, sagte Baudelaire; dazu aber reichte bei Holberg die Kraft und der Athem nicht aus.

Einer, dem Kraft und Athem niemals, im Kampf mit dem widrigsten Schicksal, versagten, war Ludwig Anzengruber. Er schuf, was vor ihm nicht war: das soziale, künstlerisch ernsthafte Bauern-Drama, er schrieb die Kulturgeschichte des deutschen Oesterreichs, und er schrieb sie in Bildern, die den höchsten Anspruch entzückten und dem einfachsten Sinn doch kein Räthsel aufgaben. Um die Technik kümmerte das sorglose Sorgenkind sich blutwenig; das schwächliche Nachlaßwerk „Brave Leute vom Grund" ist lockerer und kunstloser gebaut als die Stücke von Cervantes und Holberg, aber auch aus ihm spricht ein moderner Geist, spricht eine Anschauung der menschlichen Dinge, die in einer bestimmten Zeit ein bestimmter Mensch nur haben konnte. Bei Anzengruber giebt es Monologe, Couplets, direkte Wendungen zum Publikum, Raisonneurs, die mit kluger Rede das Geschehen begleiten, und was sonst in der werdenden Bühnenpoesie noch verpönt sein sollte. Und dennoch marschirt der kerzengrad gewachsene Oesterreicher den Modernsten voran, weil er aus der heimischen Scholle das Leid und die Lust herauszuklopfen vermocht hat, die über die Scholle hinaus heute die Geister beschäftigen und die Herzen bewegen. Der Erfolg wurde auch ihm, wie noch jedem ernsten Künstler, nicht leicht; aber er bezwang den Widerspruch, weil seine Tendenz eine bürgerlich-liberale war und nicht, wie meistens beim jüngsten Deutschland, aus radikaler Feindschaft gegen die Gesellschaft hervorging.

Das hat nun auch den jungen Herrn Max Halbe zum Erfolg geführt, da er an ein Lieblingsthema Anzengrubers sich wagte, an den Zwist zwischen dem finsteren Kirchendogma und frohsinnlicher Menschlichkeit. In unreifen, nach der Schablone der vermeintlich werdenden Bühnenpoesie gezeichneten Versuchen hatte er die „freie Liebe" verherrlicht, gegen den Zwang der polizeilich gestempelten Sitte, und stammelnd den „Eisgang" der bürgerlichen Gesellschaft prophezeit. Jetzt erst entpuppt er sich als ein starkes und gesundes Theatertalent und als ein Meister im Erfassen und Halten poetischer Stimmung. Aus dem naturalistischen Seminar, wo ihm gesagt worden war, von sieben bis zehn müsse er die Welt verbessern und die Menschen bekehren, ist er entlaufen und hat, mit Theatermitteln, ein enges Stückchen selbst gesehener Welt zu gestalten versucht.

Die Erfindung ist und das Geschehen in dem Drama „Jugend" gering; ein „Verräther" führt nach altem Brauch die Katastrophe herbei und die Personen werden, wie es die Bühnenpraxis verlangt, nach Bedarf abberufen und zurückgeholt. Nicht einen Augenblick kann man vergessen, daß dieses westpreußische Pfarrhaus, wo sehnende Weltlust mit frommer Askese und deutsches mit polnischem Wesen zusammenstößt, auf dem Theater steht;

Hosted by Google

hier aber bedeutet es eine Welt, gerade weil es die theatralische Optik hat. Wie ein kleines Mädchen, das nach zärtlich streichelnder Liebe verlangt, mit dem Schreckbild der sündigen Mutter und mit allen Drohungen des Verderbens in Zeit und Ewigkeit, künstlich in ein Fieber hineingeängstigt wird, das es dem ersten frischen und unternehmenden Burschen dann in die Arme treibt, und wie das arme Kind lieber den Segen der Kirche entbehren als die kurze Spanne Glücks in Reue abschwören will: das ist ganz im Sinne der alten Theaterkunst und so fein und zart doch geschildert, wie die Jugend selten sonst Jugend zu schildern versteht. Während der strenge Kaplan, den Entbehrung und Neid zum Fanatiker machten, für die sündige Mutter die Seelenmesse liest, liegt die Tochter in den Armen des jungen Studenten und träumt sich ein nimmer endendes Glück, wo die flüchtige Lust sie doch nur kosend umfängt. Den Kontrast des Mädchens, das sich mit allem Hoffen und Wünschen ganz hingiebt, und des Knaben, der in dem Abenteuer nur eine interessante Etappe in seinem Erleben sieht, diesen Kontrast, den die Alltagstragik schmerzlich immer wieder erneut, hat der Dichter nur zufällig scheinbar auf seinem Wege gefunden, aber gerade er giebt seinem lyrisch verweilenden Schauspiel den feinsten Reiz. Darum hat mir der Mittelakt auch am Meisten gefallen, mehr als die überstürzte Exposition und der allzu absichtlich auf die Tendenz weisende Schluß. Drei Menschenschicksale werden lebendig, wenn dem alten Pfarrer, der in milder Schwermuth versunkener Liebe nachdenkt, der nach freiem Genießen dürstende mulus gegenübersitzt, ein noch gut gearteter Streber, der seinen Weg aber machen wird, während nebenan das kleine Annchen ihr ganzes Herzeleid in das schlichte Lied preßt, das dem Alter viel eher doch als der Jugend taugt: „Lang', lang' ists her, lang' ists her."

Das Schauspiel, für dessen vortreffliche Aufführung — namentlich die Herren Jarno und Rittner spielten ganz ausgezeichnet — das Residenz-Theater Dank verdient, ist von den Allerneusten etwas kühl als ein Kompromißstück abgethan worden. Die Herren begehen da den selben Fehler wie der romanhafte Kaplan, dem das Seminar noch im Leibe steckt: er will die lebendige, die ästhetischen Pfaffen wollen die bretterne Welt mit starren Regeln meistern und ändern; aber auch ihnen wird es immer wieder begegnen, daß der Zögling, den sie ins naturalistische Kloster sperren wollten, dem ersten besten drallen Jungen in die Arme sinkt, der noch lieben kann und modern genug ist, um die moderne Schablone sich nicht zu bekümmern. Noch allen Theaterpädagogen ist das passirt; und darum würde Abouts erweckter Scheintoter im Theater sich nicht allzu befremdet fühlen, weil der Geist der Jugend da nun einmal dem Gewand des Alters sich anbequemen muß.

M. H.

Hosted by Google

Paulus und Loyola.

Freiem Meinungaustausche sollen diese Blätter geöffnet sein. In der That ist es auch sehr interessant, so einmal die Kinder verschiedenartigster Geistesrichtung neben einander zu sehen. Es mag deshalb auch dem evangelischen Geistlichen gewährt sein, sich gegen den in der „Zukunft" ausgesprochenen Gedanken ebenda zu wehren. Veranlassung dazu giebt mir der Aufsatz: „Die Jesuiten" in Nr. 23 der „Zukunft". Richtig ist jedenfalls der Hauptgedanke: „Der jesuitische Geist hat die katholische Kirche so völlig durchtränkt, daß jetzt ganz offiziell die Väter Jesu die Meister des römischen Stuhles sind" (S. 394). Es wäre sehr dringend zu wünschen, daß unser evangelisches Volk und seine Leiter mehr von dieser Erkenntniß durchdrungen wären; der „Zukunft" aber sind wir von Herzen dankbar, daß sie die Augen für die große Gefahr zu öffnen sucht, die darin liegt, daß man das Große über dem Kleinen übersieht. Protestantismus und Jesuitismus können sich nie mit einander befreunden, sie müssen sich bekämpfen, bis eins unterlegen ist, denn das Evangelium steht im Dienste der Wahrheit und Freiheit.

So sehr ich mit dem Kern des Artikels einverstanden bin, so heftig muß ich einzelnen Ausführungen widersprechen und sie um der hohen Aufgabe willen bedauern. In blendender Form, äußerst bestechlich und verlockend für Jeden, dem der Apostel Paulus so fremd ist wie Loyola, werden diese beiden Männer neben einander gestellt und mit einander verglichen, und zwar derart, daß sie auf einer Stufe neben einander stehen, als praktische Männer, die es verstanden haben, die christliche Religion den Leuten mundgerecht und erträglich zu machen. Diese Beurtheilung des Apostels Paulus muß mich Wunder nehmen, angesichts der sonstigen tiefen und richtigen Ausführungen des Artikels. In gewisser Weise wird Paulus gelobt als ein Praktikus, der große Erfolge errungen, aber der Apostel würde dieses Lob ablehnen, wie wir ihn davor in Schutz nehmen müssen. Wenn Seite 388 gesagt wird: „Paulus und Loyola haben die dogmatischen Massenquartiere erbaut, in denen sichs, ohne allzu erhebliche Kosten und namentlich ohne allzu drückende Entbehrungen, doch recht behaglich leben ließ, Häuser von klösterlich strengem Ansehn, wo aber als Motto doch an allen Wänden das Wort des Tartufe zu lesen war: „Il est avec le ciel des accomodements", so ist das eine vollständige Verkennung der paulinischen Gedanken. Daß er das Christenthum aus den einengenden Schranken des pharisäistisch-gerichteten Judenthums losmachte, geschah wahrlich nicht, um dogmatische Massenquartiere zu bauen, oder aus Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Bekenner, denn auch ohne Beschneidung und jüdisch-gesetzliches Wesen bot die christliche Religion sicher keine äußerliche Anziehungskraft für Leute, die „behaglich leben" wollten, sondern hatte nur einen Reiz für solche, die Gemeinschaft mit Gott suchten und auch bereit waren, unter drückenden Entbehrungen hieran fest zu halten. Die dogmatischen Massenquartiere sind erst in späterer Zeit erbaut, als der Druck der Verfolgung aufhörte und es behaglicher war, ein Christ zu sein als ein Heide. Seit dieser Zeit des Byzantinismus datirt das Heidenthum in der katholischen Kirche und hier liegt auch der Ursprung der jesuitischen

Hosted by Google

Moral. Loyola hat nur längst vorhandene Geistesströmungen in ein System gefaßt und ihnen Anerkennung und Recht verschafft, als in Luther der Geist des Paulus wieder lebendig geworden war und mit der Akkomodation an die menschliche Bequemlichkeitliebe aufzuräumen begonnen hatte.

Paulus und Luther haben gerade dagegen gestritten, daß man sich den Weg zum Himmel durch äußere Handlungen, Geld und gute Werke, bequem mache. Weil das Judenthum mit seinen Aeußerlichkeiten den Kern der Religion verhüllte und sich die Geistesreligion Christi nicht in diesen Schranken entwickeln konnte, hat Paulus, völlig im Geiste des Stifters, die christliche Gemeinde aus der gesetzlichen Enge der alttestamentlichen Beschränktheit herausgehoben und damit die großartige Entfaltung der christlichen Kirche angebahnt. Paulus hat damit kein Kompromiß-Werk zwischen menschlicher Bequemlichkeit und Trachten nach dem Reiche Gottes hergestellt, sondern ihm ist es darum zu thun, in Vertiefung und Verinnerlichung das Christenthum vor Veräußerlichung und Verflachung zu bewahren. Beriefen sich die Juden auf Grund der Beschneidung darauf, daß sie ja Abrahams Same seien, so erkennt Paulus diesen Samen nicht an dem äußern Zeichen, sondern an der Glaubens- und Lebensgemeinschaft mit Gott, die den ganzen Menschen erneuert und unendlich größere Opfer vom Gläubigen fordert als die Beschneidung. Loyola ist ein Gesinnungsgenosse und Nachkomme der Pharisäer, jener bittern Feinde des Apostels. Eben so wenig hat Paulus die Ehelosigkeit aufgegeben, um es den Menschen innerhalb des Christenthums wohnlicher zu machen. Er hält dafür: Heirathen ist gut, Nichtheirathen ist besser; denn mit den andern Gläubigen erwartet er die baldige Wiederkunft Christi, da giebt es für ihn nichts Wichtigeres, als daß jeder seine Seele rettet. Die Ehe ist ihm eine göttliche Ordnung, aber um der allgemeinen Verhältnisse willen empfiehlt er den Christen, ledig zu bleiben, ohne es Jemand zu wehren, der heirathen will.

Auch das pauliniſche Wort: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit" muß gegen den Apostel gebraucht werden. Steht man freilich einmal in der Anschauung drin, Paulus sei solch ein Accomodationsmensch gewesen, der sich wie eine Wetterfahne nach dem Winde dreht, dann paßt es ganz gut, damit den Sinn zu verbinden: duckt euch nur, bis der Sturm vorüber ist; nachher kommen wir oben auf! Davon ist aber ganz und gar keine Rede, denn er spricht von einem Auskaufen der Zeit, daß man sich die bösen Tage zum ewigen Heile soll dienen lassen.

Paulus und Loyola können nicht als gleichartige Personen betrachtet werden, sondern sind der denkbar größte Gegensatz. Der Unterschied zwischen Paulus und Luther auf der einen und Rom und Loyola auf der andern Seite besteht darin, daß jene das Heidenthum zu überwinden, diese es zu überkleiden suchten. Was uns von Rom scheidet, ist der judaistisch-heidnische Zug, gegen welchen Paulus und Luther die Reaktion sind, der aber in Loyola und seiner Schule die Herrschaft gewonnen hat. Schlimm ist, daß auch die evangelische Kirche nur zu willfährig ist, mit diesem unevangelischen, unpauliniſchen, unlutherischen Geiste zu paktiren. Nur eine rein geistige Religion kann den Sieg über die Welt erringen, dadurch, daß sie den Menschen willig macht, ohne Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit, des Andern Diener zu sein.

Vernawahlshausen. Pfarrer Dithmar.

Hosted by Google

Lieutenants und Assessoren in Ostafrika.

Als in den Jahren 1885/86 in Ostafrika auf Grund der Erwerbungen des Dr. Karl Peters die ersten Versuche zur wirthschaftlichen Erschließung des Landes ansetzten, blieb die Verwaltung ziemlich verschont von dem fatalen theoretisirenden Zuge, welcher der deutschen Kolonialpolitik vordem und nachdem angehaftet hat. Man ging frisch auf sein klar erkanntes Ziel los und nahm die Talente, wo man sie fand. Es ist vielleicht weit unter Gebühr gewürdigt, mit wie geringen Mitteln damals die Stellung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft dank dem Talente ihrer Beamten aufrecht erhalten ist: wohlverstanden in einem Gebiete, das, unbeschnitten von der Diplomatenfeder, damals vom Rovuma bis zum Golf von Aden reichte. Fürst Bismarck, dem das Beispiel der Ostindischen Compagnie vorschwebte, ließ der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft möglichst freie Hand in Verwaltungfragen, und es mag dahingestellt bleiben, ob es nicht ein für die Entwickelung von Ostafrika verhängnißvoller Fehler war, die wirthschaftliche Thätigkeit von der politischen zu trennen. Die nächste Folge dieser Trennung war jedenfalls eine recht unerquickliche Betonung gesellschaftlicher Gegensätze, die man vordem in Ostafrika nicht gekannt hatte und die um so unberechtigter war, als wenigstens ein Theil der in den Reichsdienst getretenen Herren in ihren bisherigen Stellungen keineswegs Erfolge aufzuweisen gehabt hatten. Die Rückwirkung dieses Mißverhältnisses auf das wirthschaftliche Gedeihen blieb nicht aus. Mehr und mehr trat das Verständniß für die vordem hochgehaltenen Grundsätze und Ziele einer rentablen Kolonialpolitik zurück, und ein bureaukratisches System griff Platz, dem die Mittel allmählich zum Selbstzwecke wurden. Wer die alten Jahrgänge der „Kolonialpolitischen Korrespondenz" nachschlägt, kann dort in jeder Nummer finden, wie die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" ihre Aufgabe erfaßt hatte. Vor Nichts hat sie damals so sehr gewarnt wie vor dem französischen System. Heute ist Ostafrika in dem französischen System mitten darin. Wohin man blickt, Beamtenwirthschaft und subalterne Schablone, Paraden und Gamaschen, Kaffeehäuser und Tingeltangel, Alles hübsch gerade und nach der Schnur, nur die Kolonisten werden immer seltener und der Pflanzungen immer weniger. Wie die französischen Kolonien gleicht Ostafrika einem Garten mit wohlgepflegten Wegen und schönem Staketenzaun, nur Schade, daß auf den Beeten nichts steht als Wolfsmilch und Quecken. Während aber praktisch die Kolonie (wenn man ein Land ohne Kolonisten überhaupt so nennen kann) von Jahr zu Jahr zurückgeht, wird hier daheim wie in Ostafrika immer tiefsinniger die Frage nach der besten Vorbildung der Beamten erörtert. Daß diese eine möglichst akademische sein müsse, gilt als allgemein feststehend. Der Besuch des orientalischen Seminars, wo beiläufig bemerkt ein früherer Missionar Wasuahili lehrt, der das Land der Wasuahili nie mit Augen gesehen hat, acht Semester Activität in einem gut empfohlenem Bonner oder Heidelberger Corps, und zwei leidlich bestandene Examina gelten den Einen als unerläßliche Voraussetzung für den Kolonialdienst, während Andere die Epauletten als die „Medizin" betrachten, die etwa wie die Krokodilzähne oder Elfenbeinamulete der Innerafrikaner ihrem Träger Muth, Weisheit, Glück und Erfahrung verleihen. Neuerdings scheint diese militärische Auffassung in Ostafrika den Sieg davongetragen zu haben. Den Zeitungen wird berichtet, Herr von

Hosted by Google

Soden wolle sich, der mühevollen Arbeit überdrüssig, auf sein Landgut in der Nähe von Nürnberg zurückziehen, und der neue Gouverneur, Herr von Schele, dessen Ernennung wieder einen Systemwechsel bedeutet, wolle eine fürchterliche Musterung unter dem Beamtenpersonal halten, um demnächst alle Posten nur mit Offizieren zu besetzen, da der Civilist für Ostafrika nicht passe. Man braucht diese Zeitungnachricht nicht ohne Weiteres buchstäblich zu nehmen. Ich wenigstens halte einen Oberstlieutenant aus unserem Kriegsministerium so lange für einen vernünftigen Herrn, bis mir das Gegentheil unbestreitbar bewiesen wird. Aber es mag wohl sein, daß in der Umgebung des Herrn von Schele über die Civilisten in einer Weise schwadronirt wird, die schließlich, gewiß ohne Grund, dem Herrn Gouverneur zur Last gelegt wird.

Wie gut könnten wir Deutschen es doch haben, wenn wir nur ein klein wenig von der Geschichte lernen wollten. Als ob Holländer und Engländer uns nicht längst gezeigt hätten, aus welchem Holze man Kolonialbeamte schnitzt. Sie fragen nicht danach, welche Examina Jemand gemacht habe, sondern blicken auf seine Leistungen und nehmen den Mann Alles in Allem und den Werth seiner Persönlichkeit. Aerzte und Naturforscher sind die bedeutendsten britischen Generalkonsuln geworden, Architekten, Polizeichefs und Ingenieure wurden Direktoren großer Pflanzergesellschaften.

Ein guter Kolonialbeamter läßt sich nicht in der akademischen Phiole zurechtdestilliren, denn seine wichtigste Eigenschaft bildet sich nur im Strom der Welt: Charakter. Und noch weniger läßt die andere sich künstlich erzeugen, die als Gottesgeschenk ihm in die Wiege gelegt sein muß: Talent. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieses Talent nicht wie jedes andere der Ausbildung bedürfe. In der schwierigen Behandlung der Eingeborenen z. B. wird allmählich eine Ueberlieferung sich herausbilden; deren Früchte aber wird der angehende Kolonialbeamte sich doch stets nur auf afrikanischem Boden und auch dort nur mit Erfolg aneignen können, wenn er dafür eine ganze Reihe bisheriger Anschauungen über Bord wirft. Je stärker in ihm der Sinn für das Wesentliche geschärft ist, desto leichter wird ihm diese Anschmiegung an die afrikanischen Verhältnisse und Volkspersönlichkeiten fallen.

Nun soll gewiß nicht bestritten werden, daß derartig veranlagte Naturen unter den Juristen und Offizieren mindestens eben so häufig gefunden werden wie in jedem anderen Stande. Es mag sogar zugegeben werden, daß die juristische Bildung mit der militärischen Erziehung wetteifert in der Herausbildung des Sinnes für das Wesentliche. Aber was ist denn das Wesentliche in unserem besonderen ostafrikanischen Falle? Die Männer, die ihr Leben anfangs für die ostafrikanische Sache gelassen haben, die wollten die natürlichen Hilfsmittel des Landes erschließen und Ostafrika so zu einer Quelle des Wohlstandes für die Nation machen. Sie wollten mit Milde und männlicher Strenge zugleich die Wilden zur Seßhaftigkeit und Gesittung gewöhnen, und sie wußten, daß es hierzu keinen besseren Lehrmeister gab als die Arbeit. Sie vertieften sich in die Eigenart des besonderen ihrer Behandlung anvertrauten Stammes; daher ihre Erfolge bei so geringen Mitteln. Ihre Ziele waren weder spezifisch militärische, noch spezifisch juristische. Und so wenig etwa Karl Jühlke seine Richterqualität betonte, spielten Gravenreuth oder Günther sich auf den Kasinolieutenant heraus. Zu den ersten Sorgen der selbständig gewordenen Kolonial-Abtheilung hat es dagegen gehört, Wandel in dieser Beziehung zu schaffen.

Hosted by Google

Sie muß doch wohl einem tiefgefühlten Bedürfnisse damit entsprochen haben, denn kein Mensch in Deutschland hat über die erste Nummer des amtlichen Kolonialblattes gelacht, die außer einer Zollplackerei nichts brachte als die Verordnung über die Uniform der Beamten. Dem Gouverneur seinen gestickten Kragen, dem Lieutenant einen Stern, dem Bezirkshauptmann deren zwei, dem armen Zöllner und Sünder nur eine Litze am Kragen und so weiter. Nun soll der letzte Civilist zum Lande hinaus — armes Ostafrika!

Merkwürdig übrigens, daß auf dem besonderen afrikanisch-militärischen Gebiete gerade so viele Civilisten sich ausgezeichnet haben. Der Civilist Leue hat Dar-es-Salaam gehalten, der Civilist Karl Peters hat in der Emin-Pascha-Expedition den kühnsten aller kriegerischen Züge durchgeführt, welche die Entdeckungsgeschichte des dunkelen Erdtheiles aufzuweisen hat. Der Civilisten, die in früherer Zeit kühne militärische Thaten vollführt haben, wie Paul Reichard, Emin Pascha u. A., mag nur so nebenbei Erwähnung geschehen. Dagegen erzählen sich die Araber seltsame Geschichten von manchen Herren Lieutenants, die garnicht flink genug ein konnten, um ihre liebenswürdige Persönlichkeit in Sicherheit zu bringen. Die Civilisten Nielsen, Krüger und Hessel zu Mpapwa und Kilwa hatten es weniger eilig. Dafür haben sie ihren für Civilisten ganz unschicklichen Muth freilich auch mit dem Tode gebüßt, während das militärische Verdienst regelmäßig seinen Kronenorden erhalten hat. Africanus Minor.

„Fürst Bismarck und der Antisemitismus."

Der im vorigen Heft der „Zukunft" erschienene Aufsatz über die Stellung des Fürsten Bismarck zum Antisemitismus ist durch einen Irrthum, an dem der Herausgeber völlig unbetheiligt ist, in einem durch den Telegraphen verbreiteten Auszug als ein „Interview" bezeichnet worden, während er doch die Form eines Interview absichtlich vermeidet und eine selbständige Darstellung der dem Verfasser bekannten Ansichten des früheren Kanzlers giebt. Der unanständige Eifer, mit dem einige Blättchen das Versehen eines Depeschen-Bureau zu läppischen Schimpfereien zu benutzen versuchten, ist für die „Zukunft" beinahe eben so ehrenvoll wie die Thatsache, daß der Aufsatz von den feindlichen, aber auf gleicher Höhe stehenden Brüdern der Staatsbürger-Zeitung und des Börsencouriers mit gleicher Entrüstung verdammt wurde. Inzwischen hat ein Leser den Verfasser darauf hingewiesen, daß Fürst Bismarck noch bei anderer Gelegenheit sich zur Judenfrage geäußert habe. Während des Berliner Kongresses (Protokoll vom 28. Juni 1878) widersprach der russische Staatskanzler Fürst Gortschakow dem französischen Antrage, den serbischen Juden die bürgerliche und politische Gleichberechtigung zu gewähren, und bat: à ne pas confondre les Israélites de Berlins, Paris, Londres et Vienne, auxquels on ne saurait assurément refuser aucun droit politique et civil, avec les Juifs de la Serbie, de la Roumanie et de quelques provinces russes, qui sont à son avis un véritable fléau pour les populations indigènes Darauf erwiderte der Präsident Fürst Bismarck: Qu'il conviendrait peut-être d'attribuer à la restriction des droits civils et politiques ce regrettable état des Israélites. Der Antrag wurde dann auch gegen die russischen Stimmen vom Kongreß angenommen.

Hosted by Google

Ein Gruß an Johannes Brahms.

Zu seinem 60. Geburtstage, 7. Mai 1893.

Deutsche Musik schuldet Brahms vielen Dank. Mitten in einer Zeit, wo auf der gefährdetsten Stätte der Musik, in der Oper nämlich das Prinzip der Zeichnung fast ganz depossedirt, und die dort gefeierte Erhebung auch in die übrigen Gebiete der Musik verpflanzt wurde, wo der Musik rings umher Räthsel aufgegeben wurden, die ihr ans Leben gingen, da hat Brahms seine ganze Kraft in den Dienst der Zeichnung gestellt und diese so vielfach verkannte Macht zu herrlichem Siege geführt, wie kein Anderer ihrer Bekenner heute. Und wenn er den Geist Bachs, Händels und Beethovens in den Brennpunkt seiner eigenen Originalität konzentrirt hatte, so ist es, als müßte man teleologisch denken, und sich sagen, er habe aus dem Grunde seiner Mission die herrliche Gabe erhalten, sich jene Riesengeister zu assimiliren. Und man könnte mit Recht und vieler Bedeutung von Brahms sagen, er sei Vestale der großen deutschen Kunst. Aber es ist dem Genie Brahms' gegeben, nicht nur in konservativer Richtung sein Schaffen zu entfalten, vielmehr besitzt es einen fortschreitenden und Neues schaffenden Charakter. Die Eigenart dieses Wesens ist eben Schuld daran, daß die so schönen Verdienste Brahms' in erhaltender Richtung und seine eigenen Beiträge zur Weiterentwickelung der Kunst den Enthusiasmus der Nation ihm noch nicht eingetragen haben. Brahms weiß es ja selber, daß es vorläufig anders nicht sein kann, und kaum ist das ein Schmerz seines Lebens. Wie aber die Besten über ihn dachten und denken, möchte ihn ehren. Ich erinnere hier nur an die herrlichen Worte Schumanns, die am Eingange seiner Ruhmesbahn leuchten, und, an den schönen, würdigen Aufsatz Spittas vom Jahre 1892, den ich heute am Liebsten den Dolmetsch aller Bewunderer des Brahms'schen Genius nennen möchte. Auch belud man ihn reich mit Ehren aller Art. Regirungen, Städte, Universitäten gaben ihm ihre stolzesten Auszeichnungen her. Doch verzeihe mir Brahms, wenn ich all den Enthusiasmus im Breiten immer noch platonisch nenne, — ich weiß aber: „Es soll besser werden". Heute ist erst Vorabend des vollständigen Triumphes seiner Kunst — selbst Frankreich lernt schon Ehrfurcht vor ihm kennen —, der schöne Tag ist in Sicht. Daß Brahms ihn erlebe, ist der Wunsch Aller. Was dieses Erleben für die Kunst selbst zu bedeuten haben wird, ahnt Jeder, der den wohlthätig fruchtbaren Geist des Meisters Brahms kennt.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Hosted by Google

Kunst und Wissenschaft in der Medizin.

Als es noch Aerzte gab, war ihr Beruf, Kranke zu heilen. Sie sind fast ausgestorben. Kaum ein paar Greise sind noch übrig, die auf der Universität Heilkunde getrieben haben. Aber wir verstehen sie nicht mehr und sie verstehen uns nicht. Sie stammen ja aus der Zeit, wo man die „exakte" Wissenschaft noch nicht erfunden hatte und sie als Alleinherrscherin in der Medizin vergötterte.

Wer diese veralteten Männer veralteter Anschauungen kennt, weiß ihren Verkehr zu schätzen. Sie sind ja so dumm. Wir sind gescheit. Heilen konnten sie wohl, aber mit einem Höhrrohr wußten sie nichts anzufangen und durch das Mikroskop konnten sie nicht sehen. Daß der kranke Mensch ein bequemes Versuchsobjekt ist, daß an ihm allein sich die entscheidenden Experimente anstellen lassen, ahnten sie nicht. Jahrhunderte lang ist das schönste Material durch die Schuld der Aerzte verloren gegangen. Jahrhunderte lang sind die Menschen gesund geworden und gestorben, ohne daß die Wissenschaft Nutzen daraus gezogen hat. Da sind wir doch besser. Jetzt kommt keiner ins Himmelreich, wenn ihn nicht eine exakte Untersuchung für reif erklärt hat.

Aber freilich, für unsere Ahnen war die Medizin eine Kunst, heute haben wir nur eine Wissenschaft, wenigstens in den Schulen.

In alten, längstvergangenen Zeiten, als die Welt sich wieder aus den Trümmern der Völkerwanderung aufbaute, als die Stände sich sonderten und Schulen entstanden, gründete man medizinische Fakultäten. Die Aerzte sollten dort heilen lernen. Man rief die großen Künstler zusammen, an würdiger Stätte zu lehren und die Botschaft der Arznei zu verkünden. Aber Künstler sind selten und alle haben auch nicht Lust, zu unterrichten. Da kamen denn bald die Helden des Katheders, fleißige Leute, die emsig ihre kleinen Gedanken und Entdeckungen zusammenschleppten und daraus einen Haufen Schutt aufbauten. Den nannten sie den Tempel der „Wissenschaft". Und aus diesem Tempel soll nun das Heil der kranken Welt kommen, dort soll der Dulder Genesung finden. Der Kunst ward es zu eng in dem heiligen Hause, wo Hypothesen auf Hypothesen sich häuften, wo Christen und Juden ihr kleines Hirn abarbeiteten, um die Muskelfasern der Gebärmutter zu messen und harte und weiche Krebse zu zählen. Sie ist zu den Schäfern gegangen. Dort lacht sie der Wissenschaft. Denn diese „Wissenschaft" ist nur zu oft ganz erbärmlich dumm, nicht selten lügenhaft, jedenfalls herrschsüchtig, kurzsichtig und engherzig.

An der Wiege der Aerztewelt, an der Universität, hat man das Liedchen erfunden. Dort sitzen die Ammen der Lüge und singen in einförmigem Tone: „Groß ist die Wissenschaft". Die Gassenjungen pfeifen es nach, die Leierkasten spielen es und die Dummen glauben daran. Aber es ist nicht wahr. Den schwachen Kenntnissen, die wir haben, fehlt der Zusammenhang, das Band, der Zweck. Vom toten Menschenkörper wissen wir etwas, vom lebenden und kranken wenig, und von der Kunst des Heilens mitunter garnichts.

Man prahlt allerorten mit den Fortschritten der Medizin. Wo sind sie? Wer gab sie uns? Lehrte uns die Wissenschaft die Heilkraft des Wassers kennen, gab uns die Wissenschaft Diätetik und Gymnastik? Sie hat sich bis zum Aeußersten gegen jeden Fortschritt gewehrt. Der Ring der wissenschaftlichen Universität hat die freien Köpfe von jeher geächtet und gebannt. Die Universität lehrt den Schwindel des Rezepts, sie erhält die Schmach der

Hosted by Google

Apotheken. Sie schützt die Lüge und heiligt den Betrug. Sie verehmt die Künstler als Charlatane. Sie mißt den Arzt nach seinen diagnostischen — nur zu oft unkontrolirbaren — Fertigkeiten, nicht nach seinen Heilerfolgen.

Und sie darf es. Denn die Wissenschaft will nicht heilen, sie will Kenntnisse sammeln. Die Medizin ist nicht für die Kranken da. Die Kranken sind für die Wissenschaft da.

Die Professoren unterrichten uns, wie man einen Aortafehler von einem Mitralfehler unterscheidet, sie lehren uns Krankheiten erkennen, aber nicht heilen. Dem Studenten giebt man kein Messer in die Hand. Es ist genug, wenn er gesehen hat, wie ein Geheimrath den Mastdarmkrebs operirt. Ihm zeigt man nicht die Massage, aber er weiß, welche Formel das Phenacetin hat. Er lernt nichts von der Diätetik, aber er erfährt, wieviel Salzsäure im Magensafte enthalten ist. Im Examen prüft man ihn nicht, ob er Kranken helfen kann. Man stellt ihn vor ein Bett, drückt ihm in die Rechte den Hammer und in die Linke den Kehlkopfspiegel und fragt: „Was fehlt dem Mann?“ Man baut mächtige Laboratorien, aber man läßt Sterbende in einem Stall, wie die Charité einer ist, schmachten.

Man hat uns Aerzte von jeher gehöhnt und gehaßt. Zahllos sind die Schmähungen, die unsern Stand im Laufe der Jahrhunderte getroffen haben. Dichter und Dichterlinge haben uns mit Spott überhäuft, von Molière und Holberg bis auf die elendesten Possenkrämer herab, Fürsten, Pfaffen und Volk haben uns mit Schmutz beworfen. Unser Dank ist Haß, denn die Menschen hassen, wem sie verpflichtet sind. Was aber ists, das uns die Last des Lebens ertragen läßt, das uns mit Krankheit und Tod ringen heißt? Was hebt uns den Muth, daß wir die Pesthäuser furchtlos betreten? Was stählt uns die Hand, wenn wir im Kugelregen den rettenden Schnitt führen?

Es ist nicht die Wissenschaft — denn nur zu oft ist sie eine Lüge. — Es ist das Bewußtsein unserer Kunst und Humanität. Unsere Kunst ist schön und unsere Humanität erhaben.

So lange die Welt steht, hat unser Stand im Dienste der Menschheit gearbeitet. Ehe die Pyramiden entstanden und die assyrischen Mauern, ehe es Könige gab und Völker, ehe Gesetz war und Recht, ehe waren wir. Für uns ward der Spruch der Nächstenliebe nicht verkündet, denn unsere Liebe ist älter als die Botschaft des Christenthums. Der Krieger schlägt Wunden, wir heilen sie. Wir unterscheiden nicht zwischen Gerechten und Ungerechten, wie der Richter. Wir predigen nicht Sünde und trösten nicht mit Worten wie der Priester. Wir helfen mit der That. Vor den Künstlern beugt sich die Welt und bewundert ihr Schaffen. Staunend und ehrfurchtvoll ziehen die Jahrhunderte an ihren Werken vorüber. Und ihre Schöpfer waren Menschen wie wir. Sie schaffen Bilder des Menschen. Wir erhalten Menschen. Sind wir nicht mehr? Giebt es einen Stand, der sich dem unsern gleichstellen kann? Die Heilkunst ist die größte und vornehmste der Künste. Sie ist der Menschheit gewidmet.

Und diese Kunst, die uns belebt und erhebt, die unser Höchstes ist, der Kern unseres Seins, unser Gott, die will man uns stehlen. Einen Fetisch hat man auf ihren Altar gestellt, und die Priester beten Götzen an.

Die Heilkunst fristet ihr Dasein oft nur noch bei Pfuschern und Charlatanen. Die Aerzte aber knieen vor der Wissenschaft. Und diese Wissenschaft ist eine Lüge.

Ein Arzt.

Hosted by Google

Korruption.

Macaulay erzählt sehr hübsch, in welchen angenehmen Formen der ältere William Pitt die damals in England ganz üblichen Bestechungssummen abwies, wie er dies lächelnd, fast verbindlich that und dabei niemals verfehlte, auf seinen Kollegen, den Herzog von Newcastle, zu deuten, dessen Grundsätze doch vielleicht die Annahme der fraglichen Tausendpfundnote gestatteten. Was schadete es jenem durchaus arm bleiben wollenden Staatsmann? Eines Tages hinterließ ihm eine eifrige Zeitungsleserin, die er persönlich nie gekannt hatte, eine enorme Rente und seitdem bedeckten seine Diener die Landstraßen, auf denen er die kleinsten Tagereisen zu machen hatte.

Heute in Deutschland würde man natürlich diese Erbschaft nicht glauben, das wären alles nur Geschäfte mit Bleichröder oder Direktionsantheile bei der Diskontogesellschaft. Von 1875—93 waren es achtzehn Jahre; möglicherweise um 1911 steht wieder Jemand im Reichstage auf, beschuldigt die Verwaltung des Invalidenfonds der gröbsten Durchstechereien bei Anlage seiner Kapitalien, schlägt auf ein Bündel Akten, und die schleunigst niedergesetzte Kommission findet dann nur Zeitungreferate über die Ahlwardtreden von 1893.

Im Allgemeinen kann man von der Korruption nicht behaupten, daß sie einfach die Wege der Ueberkultur geht. Abgesehen von der Thatsache, daß noch ziemlich naive Völker in dieser Art von Geben und Nehmen Bemerkenswerthes, ja Hervorragendes leisten, hat sich selbst in Mittel- und Westeuropa in dieser Beziehung bald ein Rückschritt, bald ein Fortschritt ergeben und vor Allem haben dabei die Stände gewechselt und sich verschoben. Um nur noch einmal auf die vorhin erwähnte Periode des älteren Pitt zurückzukommen, so waren die Beamten seiner Generation, im Gegensatz zu der ihrer Väter, wie ausgewechselt unbestechlich. Trotzdem hatte das England jener Zeit und noch bis nach der napoleonischen Zeit u. A. die Tradition, daß der jeweilige Staatssekretär des Krieges die durchlaufenden Gelder zu seinen eigenen Gunsten verzinslich anlegen durfte. Eben weil diese Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit so offen zu Tage lag, wie etwa seitens der Hamburger Kaufleute das Berechnen aller Auslagen in Courantgeld in das fünf und zwanzig Prozent theurere Banco, waren es die Briten zufrieden, ihre Kriegsminister reich werden zu sehen, und waren die Kunden der Hanseaten nicht verrückt genug, ein Etwas, das einmal Usance genannt wurde, als Uebervortheilung zu bezeichnen.

Das Auge des Pöbels, sowie Desjenigen, der es für polizeilich klug hält, eine Zeit lang mit dem Pöbel zu gehen, denkt sich unter Korruption immer etwas geheimnißvoll Dahinschleichendes, so Möros den Dolch im Gewande, oder er denkt sich die Korruption zu einer ungeheuren Stadt, nach der sich der Bankier Jugurtha noch einmal boshaft umschaut, bevor er mit einer Konzession in der Tasche sie verläßt.

In unserem unverdorbenen Deutschland sind Bereicherungen jeder verbotenen Art von jeher gerade so intensiv gepflegt worden wie in anderen Ländern. Es sollen dabei weder die germanischen Häuptlinge entweiht werden, die für getriebenene römische Silbergefäße, an deren Glanz sie sich in unbe-

Hosted by Google

wachten Momenten ergötzen konnten, Agenten jener Weltfirma wurden, noch die deutschen Fürsten, denen der Roi Soleil in Versailles Tabatièren und Busennadeln für eine gefällige Gefolgschaft überreichen ließ. Hier handelt es sich um unser großes glattes Bürgerthum, dessen Beruf der Erwerb war und aus dessen Familiengliedern sich wichtige Beamtenkasten rekrutirten. Glaubt man wirklich, daß es in unsern Städtegebilden dereinst viel uninteressirter aussah als in unsern Dutzenddespotien und daß nicht beinahe bei jedem Brückenbau ein Patrizierinteresse im Spiel war? Nur daß die Herren sich ihre Gewinne in die Truhe legten, anstatt sie, wie etwa der Graf Brühl, in pompösen Bucheinbänden zu vergeuden. Die berühmten Fettmilchschen Wirren in Frankfurt rollten u. A. ein gewaltiges Spekulationsgeschäft einzelner Senatoren in Kolonialwaaren auf; zu Leipzig kommt im vorigen Jahrhundert ein Thürsteher an der Rathsstube vor, der ein enormes Vermögen nachläßt, und es ist die selbe große Seestadt, wo nach Biedermann ansehnliche Bestechungen des Reichskammergerichtes zu Wetzlar ganz ordnungmäßig ins Stadtkassenbuch eingeschrieben wurden.

Die Juden hingen bei uns mit hundert Fäden von den höheren und zugleich niederen Beamten ab. Und es giebt hochgeachtete deutsche Städte, wo man es noch bis 1848 erlebte, daß irgend ein Bureauschreiber einfach zum Vorstand der Judengemeinde schickte: er brauche bis morgen dreitausend Gulden. Die alten Juden waren gebrannte Kinder, sie hielten es für falsch, in dem Moment zu bestechen, wo sie ihren Mann für ihr Recht oder Unrecht brauchten, sie sicherten sich fast immer vorher sein Wohlwollen, anstatt später plump und gefahrvoll für ihre Sache. Und die Christen thaten desgleichen. Wurde z. B. in Hamburg aus dem Senate ein neuer Polizeiherr erwählt, auf den eine Gruppe von Kaufleuten recht oft angewiesen war, so wußte sie sehr genau, ob er Geld nahm. Ging dies nicht, so erfuhr sie etwa, daß er sein Haus neu einrichte, und bot ihm sehr billige Teppiche an. Die feinen Bestechungen gehen aber auf das Gefühl des betreffenden Einflußreichen, auf die Sympathie des Unbewußten. Erst vor wenigen Jahren erzählte mir ein Russe, er habe einst dem und dem Minister gelegentlich einer Ausfahrt Pferde geliehen, die er sogar in aller Stille zu diesem Zwecke gekauft hatte. Der Zar bekomplimentirte dann die Excellenz zu dem schönen Gespann: „Mich kosten die Pferde ein paar Tausend Rubel, aber ich weiß auch, daß, wenn jenem Minister ein Kontrakt von mir vorliegt, er selbst in der schlechtesten Laune, beim Anblick meines Namens, eine angenehme Erinnerung empfängt, und — vielleicht unterschreibt.“ Die klügere Korruption beruht gar nicht immer auf Berechnen des fremden Vortheils, sondern auf den bessern Zügen von Freundlichkeit und Dank. Nur große Naturen, wie der alte Fritz, der am Kaiser früher einen Gönner gehabt hatte und nachher Schlesien wegnahm, hassen den Dank, aber die Meisten sind mittelgut.

Was in den Zeiten der ersten Staatsanleihen und sodann der Eisenbahnen bezahlt wurde, könnte einen Bücherschatz füllen, aber er würde nur den „besseren“ Ständen Neues bieten; was das Volk betrifft, so hat das es niemals anders gewußt, als daß Hand von Hand gewaschen wird. Der alte Anselm von Rothschild, der seine Thätigkeit ziemlich laut zu schildern pflegte, legte derartige Manipulationen höchst ungenirt dar. — „Will ich zu einem Geschäft nach Darmstadt oder sonst wohin reisen, so gehe ich vorher auf die Zeil zum Juwelier und kauf' mir einen schönen Brillantring. Den steck ich an, und wenn ich dann mit dem Minister rede, lasse ich den Brillanten hin- und herfunkeln.“ „Herr Baron,“ sagt der Minister, „was besitzen Sie da für einen schönen Brillanten?“ —

Hosted by Google

„Excellenz, da haben Sie ihn!“ Es ist überhaupt schwer zu sagen, ob nicht in der ersten großen Anleiheperiode, nach dem Wiener Kongreß, reiche Provisionen für die hohen Beamten so selbstverständlich waren wie die Begleichung der unbezahlten Rechnungen von Gentz durch Eskeles oder, wenn Metternich gar zu sehr bat, durch Kaiser Franz selbst. Das Geld war damals eine Art von Luft, die man zum Leben brauchte, so daß z. B. Fürst Hardenberg als Minister zwar kein festes Jahresgehalt annahm, aber seine sämmtlichen Ausgaben von der Staatskasse bestreiten ließ. Goethe, der nachweislich seinen Theateretat auf Heller und Pfennig richtig verausgabte, wollte den Ständen keine Abrechnung geben; er stammte eben aus einer Zeit, wo das Prinzip, in Geldsachen weder Vertrauen noch Mißtrauen zu haben, noch als ignoble galt. Zum Dank dafür dichtete man ihm bekanntlich den Diebstahl eines Silberbarrens an, den er zu mineralogischen Zwecken länger behalten hatte.

Unsere Eisenbahngründungen öffneten natürlich der Verinteressirung der Bureaukratie weite Thore. Gut Ding will Konzession haben und dazu gehören Minister und deren Jasagen. Es ist noch nicht lange her, daß in einem Kreise von deutschen Großindustriellen die Panamaenthüllungen mit einer Blüthenlese von Entrüstung und Selbstzufriedenheit über unsere eigene Sittlichkeit besprochen wurden. Ein greises Haupt darunter aber meinte, er wisse das besser, und erzählte von der Kreirung einer der größten nichtpreußischen Bahnen. Alles sei fertig gewesen, aber die Konzession verzögerte sich. Die Banquiers wurden ungeduldig und in einer Berathung meinten die Herren, sie würden schon an den Minister gehen, — falls sie ihm näher ständen. Kaum war das Wort gefallen, so erhob sich der einzige Fabrikant im Konsortium, auch kein „Portugiese“, und erklärte, das werde er schon besorgen. Die Banquiers, die so etwas auch noch heute nicht gern persönlich thun, freuten sich, einen Vermittler gefunden zu haben, und jener Fabrikant war glücklich, sich für fremde Rechnung seinen Minister zu verbinden, der vielleicht nur ein einziges Mal 100 000 Gulden verdienen und sonst streng ehrlich bleiben wollte. Die Konzession kam aber bald. Die deutschen Eisenbahnen sind jedenfalls reeller abgelöst worden, als man sie ihrer Zeit gründete, und wenn nur die Gewaltigen damit verschwunden wären, die als Direktoren eine mit keinem modernen Staate vereinbarte Herrschgewalt ausübten, so ist dies schon ein Vortheil, den zwar Eugen Richter nicht versteht, der aber gerade deshalb mit Händen zu greifen ist. In wenigen Theilen Deutschlands hat es wohl Privatbahnen gegeben, wo nicht das dumpfe Gerücht bestand, falls ein Beamter einen Wunsch habe, so schicke er seine Frau zum Direktor. Die guten alten Zeiten! Man kann überhaupt mit so vielem bestechen, „mich mit einer guten Cigarre“, meinte der selige Fürst Gortschakow. Selbst ideale Menschen kann man bestechen — mit einer Idee — und sie sehr ungerecht machen. Der alte Oberpräsident von Preußen, Herr v. Schön, ein praktischer Kantianer, sagte, daß nur der ein Mensch sei, der etwas für eine Idee thun könne. Da er selbst nun die Idee hatte, daß das Bürgerthum der eigentlich bessere Stand sei, so unterdrückte er den Adel, wo er nur konnte.

Die greifbare, die fühlbare Korruption kommt auf allen Gebieten vor, und besonders die hohen Repräsentanten der praktischen, bürgerlichen Thätigkeiten wissen das so genau, daß sie selbst lächeln werden, wenn man dabei nach Ländern oder gar Gotteshäusern viel unterscheidet. Pluto.

Hosted by Google

Circus Lewetzow.

Die Zwischenpausen werden durch Clowns ausgefüllt und zum Schluß giebts eine Pantomime mit ungeahnten Ueberraschungen. Auf allen Circusplakaten kann man das lesen und diese Annonce pflegt zumeist die Menge zu locken, die aus den steifen Paradepferden, aus der hohen Schule und dem spanischen Schritt sich gewöhnlich nichts macht. Die Späße der Clowns sind nicht gerade fein, sie gehen bis zu Realinjurien, und die Ueberraschungen bestehen in neunundneunzig von hundert Fällen darin, daß die in der Pantomime Mitwirkenden urplötzlich ihre Gestalt verändern. Wenn der Circus Renz damit Geschäfte macht, Monate lang, warum sollte die parlamentarische Manege es nicht auch einmal mit solchen Künsten versuchen, da das Publikum ihr sonst doch in Schaaren fern blieb?

Der Rektor, der so ganz zum Aal ward, daß er zerstückelt sogar noch vergnügte Lebenszuckungen von sich giebt, erschien wie gerufen. Schon herrschte auf den Tribünen permanente Beschlußunfähigkeit, schon handelte man Grobheiten ein, wenn man einem wahlmündigen Fremden männlichen Geschlechtes den Besuch des Reichstages vorschlug, und auf die Abgeordneten, die einen wirklichen, mit Augen zu sehenden und mit Händen zu greifenden Bekannten im Hause hatten, wurde mit Fingern gewiesen. Auch nahmen die Vorbereitungen zu der großen Schlußpantomime alle Kräfte in Anspruch und das ewige Kommen und Gehen der Regisseure, der Inspizienten und Statisten, das in dem engen Raum allmählich auffallen mochte, mußte irgendwie doch bemäntelt werden. Die mit Recht so beliebten Komiker-Vorstellungen halfen aus der Noth. Ein lustiges und in seiner Neuheit zugkräftiges Schimpfen begann: ein Empfänger der Wahlweihen empfahl dem andern römische Bäder mit darauf folgender Spiegelparade, ein zweiter machte Alimentenscherze, und die Rufe: Fälscher, Lump, Betrüger, Feigling und Schurke, sausten nur so durch die Luft. Es war sehr unterhaltend, namentlich, weil für diese Tage das alte Disziplinarrecht außer Kraft gesetzt und anstatt zur Ordnung nur noch vor die Pistole gerufen wurde. Aber selbst der tollste Spaß nutzt sich auf die Dauer ab, wenn die Clowns gar so ungesalzene Burschen sind, und nachdem schließlich noch eine geplatzte Hose zu heiteren Enthüllungen geführt hatte, ließ der Besuch wieder nach und auch die Aufstellung eines Spucknapfes, in den etwa eintretender physischer Ekel sich erleichtern konnte, hätte dem verkrachenden Unternehmer nicht mehr auf die Beine zu helfen vermocht. Da geschah es, daß der hoch über der Manege thronende Lewetzow gegen den aus Arnswalde verschriebenen star seiner

Hosted by Google

Gesellschaft ungeduldig wurde, und daß er zu den Genossen, die jenem die Wege gebahnt hatten, sprach, wie nach dem ersten Buch Samuelis Achis einst, der König von Gath, zu seinen Knechten: „Siehe, ihr sehet, daß der Mann unsinnig ist; warum habt ihr ihn zu mir gebracht? Hab ich der Unsinnigen zu wenig, daß ihr diesen herbrächtet, daß er neben mir rasete?“

Nur die Pantomime konnte noch helfen, nachdem die Abschlachtung von Juden, Sozialisten und Antisemiten ihre verlockende Macht eingebüßt hatte, und alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um durch eine neue, glanzvolle Nummer den Ruf des ehrwürdigen Institutes wieder herzustellen. Ob der Erfolg die Mühe belohnen wird, das weiß ich noch nicht und ich kann deshalb wohl den Anfang der Pantomime erzählen, nicht aber den Schluß, an dessen Stelle ein nicht allzu dringliches Fragezeichen stehen muß, wie in raffinirten Moderomanen, wo der Leser im Zweifel darüber entlassen wird, ob sie sich endlich doch kriegen werden.

Der Titel heißt: „Unter Kameraden, oder: Die beiden Majore“, woraus sich denn schon ergiebt, daß in zwei Hauptrollen Militärpersonen vom Obersten abwärts auftreten. Aber das genügt noch nicht: auch ein leibhaftiger General erscheint, einer, der kommandirt hat, vielleicht wieder kommandiren wird und einstweilen wenigstens zu kommandiren glaubt. In Deutschland haben wir solche militärischen Burlesken, die in England durch Gilbert und Sullivan große Beliebtheit erworben haben, bisher noch nicht gekannt und deshalb ist mindestens auf einen Erfolg wie bei den lustigen Heidelbergern zu rechnen, die zum ersten Mal den Studentenulk in den lockren Sand der Manege verpflanzten. Ein getanzter Kommers ist am Ende doch nichts gegen ein Parlamentsspektakel im Walzertakt.

Erstes Bild: Der General fordert, unter bangen Seufzern und beweglichen Klagen, 83 894 neue Soldaten, nicht aus persönlicher Liebhaberei, gewiß nicht, nur weil er gerade diese Zahl unbedingt nöthig hat, und er verkündet, von Konzessionen und Feilschen und lauter solchen Sachen sei bei ihm nicht die Rede. (Melodie: „Ich bin ein Preuße“.) Allgemeiner heftiger Widerspruch, untermischt mit Entrüstung über uferlosen Militarismus und Lobliedern auf den Ruhm friedlicher Kulturthaten. (Melodie: „Nicht Roß noch Reisige“.) Beim Aufmarsch der schmuck kostümirten Parteien vollzieht sich ein erstes changement à vue: die Konservativen — sie macht der Orden kenntlich und das blonde Scheitelhaar — werfen den bis dahin festgehaltenen Talisman mit der Aufschrift: „Dreijährige Dienstzeit“ von sich und stehen plötzlich in gouvernementalen Gewanden da, in Escarpins und Schnallenschuhen, die besonders dem Mann mit dem Bullengenick, der den Helldorff erstach, nicht gut zu Gesichte stehen. Diese Maskerade aber ist nur ein besonders feiner Trick; denn die Konservativen, die Werthe erzeugen und

Hosted by Google

darum auch Werthe erhalten möchten, lieben den General ohne Ar und Halm nicht und sie hoffen, durch ihr Entgegenkommen ihn auf einen schwanken Steg zu locken. Manchen besticht freilich auch die Aussicht auf vermehrte Vacanzen im Offiziercorps und die Furcht vor gesellschaftlichem Boykott. (Melodie: „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns.") Den Schluß bildet eine loyale Polonaise, unter Führung des Herrn von Koscielski in der reich gestickten Uniform eines polnischen Admirals.

Zweites Bild: Auf einem ehrwürdigen Schimmel, der noch munter zu tänzeln versucht, reitet der Oberpräsident von Bennigsen einher. Politische hohe Schule. Vom Roß herab hält er, den Cylinderhut in der Hand, eine eindringlich mahnende Rede (Melodie: „In jener Stunde wirst Du erkennen, welch treues Herz Du Dein konntest nennen!"), senkt dann, als Todesgruß der zwanzigköpfigen Legion, das arg mitgenommene Banner des Liberalismus und bietet 49 000 neue Soldaten. Große Spannung ringsum, denn der General, der im Nebenamt auch die politischen Geschäfte versieht, galt schon für verloren. Hoch auf aber richtet er sich und schüttelt die Mähne und erklärt, zu politischen Erörterungen spüre er schon längst keine Lust mehr und Alles oder Nichts bleibe seine Losung. (Melodie: „Siegen oder Sterben".) Ein ungeheurer Tumult bricht los. Centrum und Freisinn, die allen Stürmen von oben getrotzt haben, tanzen eine Triumph-Quadrille, nach der Melodie: „Mannesmuth vor Königsthronen", und in ihrem Jubel merken Richter und Lieber nicht, daß nicht alle Partner in ihren Pas auch ganz sicher sind. Extrablätter melden die nahe Auflösung des Reichstages, in eigenen Drahtberichten wird von einer kommenden Kanzlerkrisis gesprochen und zweimal nur wird das Freudenfest der Opposition jäh unterbrochen. Zuerst, als die Botschaft ertönt: Loë geht nach Rom, und ein Theil des Centrums den Pilgerchor aus dem Tannhäuser anstimmt. Dann wieder, als ein lärmender Haufe den Saal betritt, voran eine wohl bekannte Gestalt mit drohenden Aktenbündeln, und die allgemeine Erregung, die in der Furcht des Wählers inzwischen den Siedepunkt längst erreicht hat, in dem schönen volksthümlichen Liede Erleichterung sucht: „Schmeißt ihn raus, den Juden Itzig"!

Drittes Bild: Rom. Da die Censur dem Auftreten hoher geistlicher Würdenträger Schwierigkeiten bereitet, liegt dieser Theil des Manuskriptes noch bei der Polizei. Es wäre bedauerlich, wenn das Bild verboten würde, denn die Aufwendungen für Requisiten sind sehr bedeutend gewesen.

Das vierte Bild spielt in tiefer Nacht, vor dem Hause des sorgenvoll wachenden Generals. Dahin schleichen vermummt, daß von den Ihren sie Niemand erkenne, die beiden Majore sich, Huene und Hintze, und zu ihnen gesellt noch ein feister Schulkamerad des Generals sich, Meyer, der elektrische Alexander,

Hosted by Google

der so elegant fast wie Ahlwardt vor der Kommission gekleidet ist und der vor Entdeckung deshalb ganz sicher sein kann. An der engen Gnadenpforte in der Wilhelmstraße treffen sich die Drei und reichen zum Rütlischwur einander die Treuhand. (Melodie: „Es sucht der Bruder seine Brüder.") Für besonders glänzende Ausstattung ist in diesem Bilde, das die Peripetie bringt, kein Raum. Um einen Tisch sitzen vier ernste Männer und rechnen und zählen und wägen die Wahlkreise —: welche auch nach der Bewilligung unter allen Umständen sicher bleiben würden. Major Huene, dem ungefähr wie dem Don Carlos in der letzten Szene zu Muthe ist, will überhaupt nicht mehr kandidiren. Major Hinze, Oldenburg, das geht; Meyer, im Berliner Hoflieferantenviertel, das geht allenfalls auch, und als stellvertretender Vorsteher der Stadtverordneten will man doch auch mal Menuet tanzen sehen. Rickert und Broemel, Danzig und Stettin, wo man aus guten Gründen für Freihandel schwärmt, das läßt sich auch machen; Bamberger und Barth aber, die den Plan vorbereiteten und so gern doch dabei sein möchten, — nein, das ist nicht zu riskiren. Diese ängstlichen Erwägungen unterbricht der Hausherr mit der strengen Frage nach dem unbedingt und unwiderruflich äußersten Angebot, und als Huene aus dem Busch stammelt: 70 000 Mann, da umarmt er ihn und auch der aus Rom rasch herbeigeeilte Staatsanwalt des Auswärtigen, der plötzlich auffallend schielen soll, giebt ihm seinen Segen. (Melodie: „Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn, Dir weih' auch ich Gehorsam gern!")

Ob sie sich kriegen werden? Ich weiß es nicht, denn immer noch wird gezählt und gerechnet und die Tragfähigkeit der Wahlkreise gewogen und aus der Zeitung erst wird man den Schluß erfahren. Amusant aber kann das letzte Bild werden, weil da die große Verwandlung bevorsteht und für die Jasager die kompromißliche Lage, unter Eugens fragendem Blick zu bekennen, warum sie nach achtmonatlicher Entrüstung statt der 83 894 nun 70 000 Soldaten bewilligen mögen, da sie mit seinem viel geringeren Angebot doch eben erst den großen Schulreiter aus Hannover niedergebrüllt haben. Der Antwort werden katholische Hymnen und hebräische Psalmen die angemessene melodramatische Begleitung bieten.

Im Circus Renz trägt der Direktor die Verantwortung. Wer verantwortet die Beschlüsse im Circus Lewetzow? — Als im Jahre 1854 eine alte Frau hinter der Hecke bei Malverne verhungert war, sprach der Totenbeschauer sowohl den Konstabel des Ortes als auch den Armenpfleger von aller Schuld frei, diesen, weil er nichts erfahren, jenen, weil er nicht die Pflicht gehabt habe, der Hungernden Unterkunft zu schaffen. Der Segnungen des Parlamentarismus erfreute sich England damals schon recht lange. Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Mai 1893.

Das Ende des Caprivismus.

Zwei Möglichkeiten ergeben sich für die kommenden Wahlen. Die Anhänger der durch den Freiherrn von Huene abgeänderten Militärvorlage können am fünfzehnten Juni die Mehrheit der Reichstagssitze erobern, eine Mehrheit, die dann auf die Namen Manteuffel, Bennigsen, Huene, Meyer und Koscielski getauft werden müßte. Oder die Gegner gewinnen das Spiel und dann würde die Mehrheit durch die Namen Lieber, Richter, Bebel repräsentirt werden. In keinem der beiden Fälle ist eine wirksame Fortführung der Geschäfte in dem vom Ministerium Caprivi bisher verfolgten Sinne denkbar: die erste Mehrheit würde in allen wirthschaftlichen und sozialen Fragen zersplittern und eine Einheit der Weltanschauung niemals erreichen; und daß eine Regirung nach den Wünschen der klerikalen, der bürgerlich-freigeistigen und der sozialistischen Demokratie im Deutschen Reich überhaupt unmöglich ist — ganz abgesehen von der grundsätzlichen Verschiedenheit und Unverträglichkeit dieser drei Gruppen —, das braucht nicht bewiesen zu werden. Als im Jahre 1878, wegen des Sozialistengesetzes, und 1887, wegen des Septennats, der Reichstag aufgelöst wurde, da hatte die Regirung ein deutlich erkennbares Ziel: den Bruch mit der Manchesterei, den Schutz der nationalen Arbeit, das Kartell der in der Landwirthschaft und in der Industrie produktiven

Hosted by Google

Klassen, und die Hoffnung trog sie nicht, für diese fest ergriffene Aufgabe im Parlament den nöthigen Rückhalt zu finden. Wenn jetzt für die Heeresverstärkung eine Mehrheit zusammengeängstigt wird, so ist für einen gedeihlichen Fortgang der politischen Geschäfte damit noch nicht das Geringste gewonnen, weil diese Mehrheit in keinem entscheidenden Punkte Stand halten, weil sie wahrscheinlich schon bei dem Versuch der Kostendeckung und sicher bei allen Zollfragen sich in ihre Atome auflösen würde. Darum bedeutet die Abstimmung vom 6. Mai nicht nur die Verwerfung der Militärvorlage, die hier immer als ein Symptom bezeichnet worden ist, sondern das Ende eines politischen Systems, das, ohne einen einzigen schöpferischen Gedanken, ohne kraftvolle Initiative, ohne ein sicheres Beharren in fester Bahn, mit versöhnlichen Worten und lockenden Versprechungen auskommen zu können glaubte. Dieses System hat in drei Jahren vollständig abgewirthschaftet und diese Thatsache ist ganz ungleich wichtiger als die Frage, ob auf dem Reichskanzlerposten früher oder später ein Wechsel eintritt.

Das Recht, den Reichstag aufzulösen, ist den verbündeten Regirungen verliehen worden, damit sie in entscheidenden Fragen von den Fraktionen an das Volk appelliren können, und so lange das Reich besteht, haben die Regirungen noch niemals gezaudert, wo es nöthig war, von diesem Recht entschlossen Gebrauch zu machen. Nun sollte man meinen, einem Kanzler, der über seine Politik bisher nur die Urtheile der Parlamentarier und der von ihnen bedienten Presse gehört hat, müsse es werthvoll sein, auch die Stimme des Volkes einmal zu vernehmen, so gut oder so schlecht das allgemeine Wahlrecht sie erkennen läßt. Wir haben das Gegentheil erlebt. Graf Caprivi hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er die Auflösung für ein Unglück hält; von einer Konzession hat er sich zur andern drängen lassen und alle sind unwirksam geblieben; er hat die Herren Virchow, Barth, Hinze zu sich gebeten, um sie persönlich noch umzustimmen, und Augenzeugen haben berichtet, wie bis zur letzten Minute die Versuche fortgesetzt worden sind, jede einzelne Stimme zu erschmeicheln. Wie auf einem Trödelmarkt, das bestätigt sogar das Parteiblatt der Nationalliberalen, ist es während der letzten Lebensstunden im Reichstage zugegangen und die parlamentarische Auktion wäre noch um zwei, drei Tage verlängert worden, wenn nicht mit Hilfe der Konservativen, die während

Hosted by Google

des ganzen Militärspektakels äußerst schlau manövrirt haben, durch den Antrag auf Schluß der Debatte dem Ramschgeschäft ein End gemacht worden wäre. Die ganze Unfähigkeit, eine Situation zu überschauen und zu erfassen, und die schon von den Handelsverträgen her bekannte Praxis, dem Gegner mit Bewilligungen nachzulaufen und immer wieder zu geben, ohne daß man des Empfangens auch sicher ist: alle diese Erscheinungen, die vom Sansibarvertrag bis zum Hueneschen Kompromiß so oft leider sich wiederholt haben, zeigten sich hier, in zeitlicher Zusammendrängung, gleichsam mikroskopisch vergrößert. Wenn man die Zahlen der Abstimmung sieht — 210 gegen 162 Stimmen —, dann begreift man gar nicht, wie die Regirung sich noch in Siegeshoffnungen wiegen und wie der erste Beamte des Reiches den Kaiser so schlecht informiren konnte, daß Diesem bei seiner Rückkehr auf den deutschen Boden die Schlacht schon gewonnen schien. Die fünfzig Stimmen, die selbst zu der bescheidensten Mehrheit fehlten, waren um keinen Preis mehr zu erreichen, trotzdem auch die Herren Volksvertreter zum größten Theil mit cynischer Offenheit erklärten, wie unangenehm ihnen die Nothwendigkeit sei, von den Wählern ein Urtheil über ihr Verhalten einzuholen. Eine Regirung, die nicht auflösen, ein Reichstag, der nicht aufgelöst werden will: das ist das Ende der Herrlichkeiten des Caprivismus.

Vier Tage lang haben die Redner sämmtlicher Parteien ihr Hirn und ihre Lunge angestrengt, um die Ursache der überall herrschenden ängstlichen Unsicherheit zu entdecken, und von einer Fraktion hat man die Schuld auf die andere geschoben. Daß Alle gleich schuldig sind, daß an der tiefen Unwahrhaftigkeit, die in unser politisches Leben eingezogen ist, leider nur die Sozialdemokraten und die nächsten Anhänger Richters, weil die nichts zu hoffen, nichts zu erstreben haben, nicht betheiligt sind —: das offen auszusprechen, hat sich Jeder weislich gehütet. Und doch mußte gerade die Geschichte der Militärvorlage das auch dem blödesten Blick endlich klar werden lassen.

Von dem jetzigen Kanzler behaupten seine nun aus der freisinnigen Partei hinausbeförderten Freunde, er sei zwar kein überlegener Geist, aber ein Mann von rückhaltloser Offenheit und vornehmster Ehrlichkeit in den politischen Mitteln. So bedenklich jedes Lob von dieser Seite klingt, wo man selbst stets in erbärmlichster Winkelpolitik schwelgt, so wenig ist diesmal doch an der persönlichen Ehrenhaftigkeit

Hosted by Google

des Gelobten ein Zweifel gestattet. Für die politische Offenherzigkeit des Grafen Caprivi aber sprechen doch seine Worte mehr als seine Thaten, die weit eher an einen Diplomaten der alten Schule erinnern; zu dem Bilde eines graden Soldaten, der, was er denkt, immer auch offen ausspricht, wollen entscheidende Züge doch nicht recht passen. Heute bezeichnet der Kanzler den Fürsten Bismarck als eine diplomatische Autorität, wie sie in Jahrhunderten selten vorkommt; im März des Jahres 1890 aber fand er es nicht für nöthig, bei dieser Autorität über den Stand der Geschäfte auch nur eine Auskunft zu erbitten. Am 28. Februar 1891 erklärte er, irgend ein Kampf zwischen ihm und seinem Vorgänger existire nicht; am 23. Mai 1890 aber hatte er, wie später bekannt wurde, an die preußischen und deutschen Missionen den vertraulichen Erlaß gerichtet, in dem „zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt" unterschieden wurde. Und nicht in diesem heikelsten Punkt allein, auch überall sonst wird man, wenn man das Thun wägt und nicht das Reden, die Spur des Bemühens finden, mit kleinen Mitteln entstehende Schwierigkeiten wegzuräumen und jeder prinzipiellen Auseinandersetzung vorsichtig auszubiegen. Das ist eine Methode, die genau so ehrenwerth ist wie jede andere, und das Beispiel des Grafen Taaffe beweist, daß man damit ganz behaglich leben kann, wenn die Umstände günstig sind und die Geschicklichkeit ausreicht. Mitunter aber stimmt das Exempel doch nicht und es bleibt, wie eifrig man auch gerechnet hat, schließlich ein Defizit von achtundvierzig Stimmen.

Die Politik der kleinen Mittel hat die Militärvorlage zu Falle gebracht. Eine so außerordentliche und unerwartete Verstärkung des Heeres war nur mit einer Verschlechterung unserer politischen Lage zu motiviren, und diese Verschlechterung wird mit leidenschaftlichem Eifer bestritten. Der grade Soldat hätte rundweg gesagt: „An der Spitze unserer Geschäfte fehlt das diplomatische Phänomen, das allein schon eine Armee aufwog; deshalb müssen wir jetzt nach einem numerischen Uebergewicht trachten, das früher eine geniale Staatskunst ersetzen konnte." Das war der Weg, den, freilich ohne dabei politische Motive auszusprechen, der Kriegsminister von Verdy beschritt, als er die Ausbildung aller Waffenfähigen empfahl nur die völlige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, die einstweilen nur auf dem Papier steht, als unbedingt nothwendig bezeichnete. Die geistigen Väter dieses

Hosted by Google

Projektes aber, über dessen Berechtigung man streiten konnte, dem die Größe aber nicht abzusprechen war, die Generäle Waldersee und Verdy, mußten vom Platze weichen und am 24. Juni 1890 erklärte Graf Caprivi: „Ich halte es für wahrscheinlich, daß, wenn in dem nächsten Jahre die verbündeten Regirungen mit militärischen Forderungen vor dies hohe Haus treten sollten, diese mehr dahin gehen würden, daß Das, was geschaffen ist, innerlich konsolidirt werde im Sinne der Worte des Fürsten Bismarck, daß wir mehr auf gute Truppen als auf viele Truppen werden Gewicht legen müssen." Der Widerspruch zwischen diesen Worten und der Militärvorlage, die dann kam, ist mit keiner dialektischen Kunst zu überbrücken, — und er ist, nebenbei bemerkt, nicht der einzige, der das Ansehen der militärischen Autoritäten gefährden mußte. Herr von Verdy sagte: „Wir haben jährlich etwa 11 500 zurückgestellte Leute, außerdem etwa 20 000 bedingt Taugliche"; Herr von Kaltenborn sagt, selbst nach der Einstellung von 83 894 neuen Leuten blieben noch 51 bis 52 pCt. Taugliche verfügbar, — und doch soll der Begriff der Tauglichkeit sich nicht verändert haben. Einem ähnlichen Gegensatz begegnet man in der Frage des zur Ausbildung nöthigen Personals. Der ganz richtige Grundsatz, daß der Laie sich dem Urtheil der militärischen Sachverständigen zu beugen hat, die im Felde schließlich die Verantwortung tragen, kann auf Anerkennung doch nur rechnen, wenn die Anschauungen dieser Sachverständigen auch eine bestimmte Stetigkeit zeigen. Unmöglich aber ist es, Die als schlechte Patrioten hinzustellen, die am 6. Mai 1893 noch so dachten, wie Graf Caprivi am 24. Juni 1890 gedacht hat.

Jede Knauserei in militärischen Dingen ist unklug und gefährlich und deshalb ist der Antrag Huene, der die Bagatelle von neun Millionen erspart und nach der Ansicht der Sachverständigen die ursprüngliche Vorlage verschlechtert, von keinem Standpunkt aus irgend eines Lobes werth und die ungeschickteste Wahlparole, die man nur finden konnte. Aber auch die Ausgaben für das Heer müssen produktiv sein; sie müssen den Zweck erfüllen, dem sie dienen sollen; und daß diese Forderung jetzt befriedigt wird, daran wollen selbst viele hohe Offiziere nicht glauben. Auch dem Laien muß es klar sein, daß durch die wesentlich verstärkte Aushebung das Material an Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren in seinem Werthe verringert wird, weil die

Hosted by Google

Auslese nicht mehr eine so sorgfältige wie früher sein kann, und daß ferner durch die Verkürzung der Dienstzeit eine Unsicherheit geschaffen wird, deren Bedeutung gerade in einem politisch und sozial kritischen Augenblick nicht unterschätzt werden darf. Das Uebergewicht der Zahl wirkt erst nach Jahren; für den zum Angriff entschlossenen Gegner aber liegt die Versuchung nahe, den Zustand der Desorganisation zu benützen, — namentlich, wenn ihm mit einiger Uebertreibung erzählt wird, wie ungemein günstig gerade jetzt seine Chancen sind. Es ist ein Jammer, daß im Reichstag sich Niemand gefunden hat, der den Muth hatte, zu sagen: Heute sind wir noch jedem einzelnen Gegner gewachsen, aber wir wollen gern fünfzig Millionen und mehr bewilligen, um unsere Artillerie zu verdoppeln, um für gute und ausreichende Bespannung, für die Ausfüllung der Lücken im Offiziercorps und für die Konsolidirung des Bestehenden zu sorgen; die Verkürzung der Dienstzeit lehnen wir ab, weil sie ein unsicheres Uebergangstadium schafft und weil nach menschlicher Voraussicht die nächsten fünf Jahre die Entscheidung bringen werden. Wenn dann noch die Erwartung ausgesprochen worden wäre, daß die theuer bezahlte Diplomatie einen Krieg mit zwei Fronten zu vermeiden wissen wird, dann wäre das ein Programm gewesen, um das im Lande sich vielleicht eine starke Partei gesammelt hätte. Die Rede ist ungehalten geblieben; und der Abgeordnete für Otterndorf-Geestemünde, der sie gehalten hätte, der wurde nur von Herrn von Helldorff erwähnt, der ihm „die Irrungen und Wirrungen und Schwächen des Alters" in Anbetracht seiner sonstigen Verdienste gütigst verzieh.

Der Reichskanzler hat mit der Vorlage Versteckes gespielt und er ist dann aus einem Widerspruch in den andern gerathen. Er wollte nicht mit dem Säbel rasseln und er hat schließlich gerasselt, daß man es bis nach Danzig und bis in die Pfalz hören konnte. Er hat gesagt, daß wir mit Rußland in den denkbar besten Beziehungen leben, aber er hat den Krieg mit Rußland als sicher und unvermeidlich hingestellt. Seine Vorlage bezeichnete er als ein organisches Gefüge, aus dem kein Theil entfernt werden dürfe, und opferte dann doch wesentliche Theile. Die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit erschien ihm unmöglich und am Ende gestand er sie auf fünf Jahre zu und war bereit, sie für die Dauer der geplanten Präsenzstärke zu bewilligen. Und schließlich mußte er gar am Freitag die Wahlparole

Hosted by Google

widerrufen, die er am Donnerstag ausgegeben hatte. Das sind die Symptome einer unsicher vor dem Winde lavirenden Politik, die den Welfen Windthorst als einen großen Patrioten feiert und dem unklügeren, aber gewiß nicht weniger reichstreuen Herrn Lieber aus einer thörichten Rede den schwersten Vorwurf macht, die für das Schulgesetz des Grafen Zedlitz sich begeistert und mit freihändlerischen Börsenvertretern Intimität unterhält, die das altpreußische Soldatenideal verwirklichen möchte und nicht begreift, daß dazu vor allen Dingen die volle Erhaltung der Kraft der landwirthschaftlichen Produzenten unentbehrlich ist. Diese Politik mußte dahin gelangen, wo sie heute angekommen ist; und für die Regirenden wie für die Regirten ist es ein Glück, daß die erste Entscheidung wenigstens noch früh genug kam, um die Möglichkeit einer Umkehr zu gewähren.

Den unbedachten Versuch, mit der Hilfe der offiziösen Drahtleitung jetzt die Gemüther zu schrecken, sollte man lieber unterlassen; heute lauert kein Boulanger auf die Gelegenheit zu blutigem Ruhm, heute stehen im Innern des Deutschen Reiches die höchsten Interessen auf dem Spiel und die in Süddeutschland herrschende Stimmung, die in dem nach mancher Richtung bemerkenswerthen Votum des bayerischen Kämmerers und Reichsrathes Grafen Preysing ihren Ausdruck fand, sollte allein schon zu äußerster Vorsicht mahnen. Leider scheint an manchen Stellen über den ganzen Ernst der Lage noch immer nicht die wünschenswerthe Klarheit zu bestehen; die Freude, auch einmal einen historischen Moment zu erleben, ist ja begreiflich, aber man wird noch nicht zum Löwen, weil man die Löwenhaut umgeworfen hat, und was Jupiter sich straflos gestatten durfte, ist sehr sterblichen Menschen darum noch längst nicht erlaubt. Daß England und Oesterreich den dringenden Wunsch haben, ihre Geschäfte auf dem Balkan und an den indischen Thoren mit deutschen Waffen und von deutschem Gelde besorgt zu sehen, ist eben so selbstverständlich wie die Antipathie der Franzosen und der elsässischen Protestler gegen das unter preußischer Spitze geeinigte Reich, und über die Dummheiten der französischen und russischen Presse dürfte man nur zetern, wenn unsere Presse auch um eines Haares Breite nur besser, klüger und anständiger wäre. Die Emanzipation von der gefährlichen Bevormundung durch die Presse, die nach geistiger Leibeigenschaft strebt, ist in allen Ländern jetzt eine dringende Nothwendigkeit, und nirgends mehr als in Deutschland, denn

Hosted by Google

nirgends nimmt man die vom Verleger, von der Partei oder von der Börse bezahlte Weisheit so ernst noch wie gerade bei uns. Für den Philister sind die Pariser Telegramme ja eine leckere Kost; die Franzosen aber, die uns, im sicheren Besitz der ungeschmälerten dreijährigen Dienstzeit und des Cadresgesetzes, das ihre Landwehr zu einer leistungfähigen Feldtruppe macht, an Qualität entschieden voraus sind, haben gar keine Veranlassung, wegen einer Militärvorlage nervös zu werden, die uns nach Jahren erst ein numerisches Uebergewicht sichern soll.

Eine Verständigung über die Heeresreform muß kommen und sie wird kommen, wenn die Regirung mit der Politik der kleinen Mittel bricht und noch vor den Wahlen erklärt, daß ihre jetzige Forderung nur den ersten Schritt auf einer Bahn bedeutet, die Qualität und Quantität gleichmäßig verbessern soll, im Sinne der Worte des Kriegsministers von Verdy: „Wenn wir solide ausbilden wollen, so können wir nur schrittweise vorgehen. Wir wollen uns nicht in die Breite ausdehnen, sondern den Zuschuß an Mannschaften wollen wir dem inneren Gehalte der Armee und der weiteren Entwickelung der einzelnen Waffen zukommen lassen.“ Dazu wird viel Geld nöthig sein und ein Finanzplan, den Herr Miquel entwerfen sollte, auf die Gefahr, bei allen wirthschaftlich liberalen Mannesseelen damit Anstoß zu erregen. Noch nöthiger aber wird die Rückkehr des Gefühles sein, daß die auswärtigen Geschäfte des Reiches nicht — unbewußt natürlich — im österreichischen oder im englischen Interesse geleitet werden, sondern in kluger und zäher Berechnung aller Vortheile, die für das Deutsche Reich und für seine Werthe schaffenden Stände überhaupt zu erreichen sind.

Dieser Aufgabe hat im Reichstag nicht eine einzige Partei vorgearbeitet; hohles Prologpathos hat mit kläglicher Kalkulatorenpolitik abgewechselt, mit dem selben manchesterlichen Rechenknechtsystem, das in den Worten und Thaten der Geheimräthe Huber und Goering erschreckend zu Tage trat. Die Konservativen haben die schweren Bedenken geopfert, die sie an die technische Vollkommenheit der Vorlage knüpften, weil sie den unangenehmen Kanzler an die Nothwendigkeit mahnen wollten, bei ihnen seine Stütze zu suchen. Die Nationalliberalen haben sich zwar mit Entrüstung gegen den Verdacht eines Intellektopfers gewehrt, aber ihr jäher Umfall ist nur zu begreifen, wenn man annimmt, daß die hinter ihnen stehende Großindustrie die Bewilligung als eine Art

Hosted by Google

von Barbaresken-Tribut betrachtet, den man, um Schlimmeres zu vermeiden, seufzend wohl entrichten muß. Was sonst noch zur Mehrheit gehört, das ist durch persönliche Beziehungen gewonnen worden, durch den Kardinal Kopp, durch die Schul- und Armee-Kameraden des Kanzlers. Herr Alexander Meyer erklärt freilich jetzt, er habe für den Antrag Huene gestimmt, weil er durch den Bericht der Militärkommission von der Nothwendigkeit der Forderung überzeugt worden sei. Der witzige Herr, der seine journalistische Thätigkeit zwischen die Vossische und die Breslauer Zeitung vertheilt, vergißt dabei nur, daß er zwei Tage früher nicht minder feierlich erklärt hat, er werde nicht für den Antrag Huene stimmen, weil der ihm und der freisinnigen Minderheit „zu weit gehend" sei. Die Haltung dieser Herren, die eine eigene Betrachtung verdient, war so unsagbar furchtsam und lächerlich, daß man, auch ohne die geringste Sympathie für Herrn Eugen Richter, dem freisinnigen Tribunen nur Recht geben kann, wenn er die intriganten und unsichern Kantonisten endlich abgeschüttelt hat. Buchstäblich hat sich erfüllt, was am 28. Januar 1892 hier über das jüdische Centrum geschrieben wurde:

„Es ist hier schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß eine starke Strömung in der freisinnigen Partei auf ein Kompromiß über die Militärvorlage hintreibt. Natürlich wird das offiziell mit leidenschaftlicher Heftigkeit bestritten, aber schon die Durchsicht freisinniger Zeitungen lehrt, wie merklich der Ton sich geändert hat, in dem von den Heeresforderungen gesprochen wird. In der Umkehrung eines geflügelten Wortes kann man sagen: Zuerst wars eine Fanfare, jetzt ists eine Chamade. Anfangs sollte kein Mann und kein Groschen bewilligt werden, jetzt schallen alltäglich brünstige Gebete zum Grafen Caprivi empor, er möge nur rasch seine äußerste Forderung verkünden, dann werde man sehen, wie weit man bieten könne. Die Sache ist außerordentlich einfach: die jüdischen Geldgeber des Freisinns fürchten Neuwahlen, die ein paar Dutzend Antisemiten in den Reichstag bringen könnten, und sie fürchten auch, durch starre Ablehnung der Militärvorlage bei der Regirung mühsam verborgene antisemische Neigungen zu enthüllen. Niemals vielleicht war der Diktatur des Herrn Richter, die der Thiergartenfreisinn längst schon zu unterminiren versucht, so sehr wie heute bedroht und eine neue Sezession ist vielleicht näher, als man denkt."

Hosted by Google

Was man damals mit gar wüthiger Erbitterung bestritt, ist heute Ereigniß geworden: neben der radikal demokratischen Partei, die in modernen Staaten nun einmal ein unvermeidliches Uebel ist, die unter Umständen aber, in politischen Machtfragen, brauchbare Dienste leisten kann, hat sich eine Vertretung des mobilen Kapitals gebildet, die um jeden Preis die Gunst der Regirung erstrebt und die, nach dem Ausspruch des Herrn Barth, „im Sinne einer gedeihlichen Entwickelung einen besseren Minister als Caprivi nicht wünschen" kann. Es ist das Verhängniß dieser immer und überall verspäteten Herren, daß sie zum Entschluß gerade in dem Augenblick gedrängt worden sind, wo der Caprivismus, den sie meinen, unrettbar sein Ende gefunden hat, — wenn auch der Beauftragte des Bundesrathes vielleicht eine ganze Weile noch auf den ihnen theuren Namen hört.

In achtundzwanzig Jahren ist Fürst Bismarck nur dreimal genöthigt gewesen, das Parlament aufzulösen, und jedesmal hat es sich ihm dann um einen Kampf für ein Allen erkennbares Ziel gehandelt: um die Mittel für die nationale Aufgabe Preußens, um die Abwehr einer damals noch wild tobenden Umsturzbewegung, um die Rettung der Armee vor parlamentarischen Herrschaftgelüsten. Jedesmal brachte der Kampf als Preis auch die Mehrheit, die für die nächsten Pflichten der deutschen Politik nicht entbehrt werden konnte. Graf Caprivi ist schon nach drei Jahren bei der ultimo ratio der modernen Staaten angelangt, obgleich ihn ein schmiegsames Wohlwollen empfing und geleitete, wie es kaum je zuvor einem Minister zu Theil geworden ist. Er glich dem Manne mit dem Opalring, der die Kraft besaß, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, — und es mag daher kommen, daß alle Nathanschwärmer sich um den General schaarten, dem das Schulgesetz doch den Streit zwischen Christenthum und Atheismus bedeutete. Nun ist die Kraft des bunt schillernden Ringes gebrochen und es muß sich endlich zeigen, zu welcher Farbe die kommende deutsche Politik sich bekennt.

Hosted by Google

Nationale Wohnungreform unter Reichsgarantie

Die älteren Vorkämpfer für „positive Sozialpolitik", diejenigen, welche von den fünfziger Jahren an durch die sechziger und siebenziger hindurch die Hauptforderungen der Sozialreform unserer Zeit — jede Zeit hatte und wird haben ihre besondere „soziale Frage" — zu formuliren und zu begründen bestrebt gewesen sind, haben Grund, einige Befriedigung zu empfinden, da sie nun jüngere Kräfte an höhere und vollständigere Formulirungen und Lösungen der sozialpolitischen Probleme herantreten sehen.

Wie klein war doch die Gemeinde Derer, die vor bald 40, 30 und selbst noch 20 Jahren positive Sozialpolitik verlangt haben! Diese Wenigen, „die was davon erkannt", die sind zwar nicht leibhaftig, aber desto mehr moralisch „gekreuzigt und verbannt", in der Presse und auf den Kongressen des nationalökonomischen und politischen Ultraliberalismus im Namen der allein seligmachenden Manchesterdoktrin durch Spießruthen gejagt worden. Ich vergesse es heute noch nicht, wie ich vor bald 25 Jahren wegen der Behauptung, daß außer dem durch die ältere englische Fabrikgesetzgebung schon angeregtgewesenen Arbeiterschutz und der Wucherbekämpfung zwei große Maßregeln: die allgemeine Arbeiterzwangversicherung und die Wohnungreform für die Masse der kleinen Leute als die beiden Hebelpunkte für den ersten Einsatz positiver Sozialpolitik großen Stiles anzusehen seien, — wie ich wegen dieser Behauptung verunglimpft und verspottet, als ein Narr oder Dumm-, jedenfalls aber als ein Querkopf angesehen wurde. Aeußerst viel Unangenehmes bekam man zu hören und noch mehr zu lesen.

Ja, das ist nun doch ganz anders geworden! Die Arbeiterversicherung steht, so sehr sie nicht blos von der Bureaukratie des Bundesrathes, sondern auch von den Volksgunsthaschern des Reichstages in der Organisation verbalhornt und künstlich vertheuert worden ist, auf breitester Basis, nur der Vereinfachung und Verwohlfeilerung bedürftig und leicht fähig — auf unerschütterliche Weise fest. Der „Arbeiterschutz" sodann ist national und international siegreich zum Durchbruch gelangt. Gegen den Wucher in jeder Form, nicht am Mindesten gegen die Ausbeutung der

Hosted by Google

breitesten Schicht produktiver Arbeit in unserer Nation, der überschuldeten bäuerlichen Eigenthümerarbeit, wird immer lebhafter und aussichtreicher gekämpft. Und auch die Reform des Wohnens für die Masse der kleinen Leute — im Interesse der Hygiene, im Interesse der Erhaltung, Wiederherstellung und Veredlung des Familienlebens, endlich im Interesse der Bekämpfung des Miethwuchers — ist schon eine immer tiefer ins Bewußtsein auch der sogenannten Praktiker eindringende Tagesforderung der positiven Sozialreform geworden. Die älteren Vorkämpfer aktiver Sozialpolitik können damit zufrieden sein und es jetzt vergessen, einiges Martyrium haben ausstehen zu müssen, weil sie „thöricht gnug, das volle Herz nicht wahrten", sondern „ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten."

Allein völlige Befriedigung ist ihnen bezüglich der zuletzt erwähnten Grundaufgabe doch noch nicht zu Theil geworden. Zur allgemeinen Wohnungreform für die kleinen Leute, welche unseres Dafürhaltens jeder anderen großen Maßnahme an Bedeutung allermindestens gleichkommt, sind zwar viele Worte gewechselt worden und werden deren täglich immer mehr gewechselt, Thaten aber sieht man bis jetzt doch nur sehr wenige. Es giebt zwar nicht mehr blos in Mülhausen cités ouvrières, die vor 30 Jahren so mächtig angestaunt wurden, obwohl sie schon damals entfernt nicht nur Maßregeln der Humanität, sondern auch schon der Schollenbindung gewesen sind; die Fabrik-„Arbeiterwohnungen" sind zu einiger Verbreitung gelangt. Es läßt sich sodann nicht leugnen, daß die verschiedenen Central- und Lokalvereine für Förderung der Arbeiterwohlfahrt immer umfassender der Wohnungreform mit heißem Bemühen obliegen. Allein gar viel im Verhältniß zum Umfang des Bedürfnisses ist auch dabei bis jetzt nicht herausgekommen. Immer weiter verbreitet sich mit jeder Enthüllung der thatsächlichen Wohnungzustände das Gefühl und die Forderung, daß die Wohnungreform in dem selben großen Stil angefaßt werden müsse, wie die Arbeiterversicherung im Geiste der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 angefaßt worden ist.

Diesem Gefühl unterlag auch ich wiederum aufs Lebhafteste beim Lesen der Schrift eines schlichten sozial- und armenpolitischen Praktikers, welcher, das praktische Christenthum im Herzen, den Jammer des Lebens klar vor Augen, frei von politischem und konfessionellem Parteitrachten ganz aus der Anschauung der Volksnothzustände schöpfend, frisch ins volle — oder sagen wir hier lieber leere? — Menschenleben hinein greifend, über die Zwirnsfäden der theoretischen Nationalökonomie und der bureaukratischen Jurisprudenz, die er erst kaum sah und wenig ahnte, nirgends stolpernd, — an die große Frage mit dem Erfolg heran getreten ist, binnen weniger als Jahresfrist 8000 Exemplare in die Welt senden zu können.

Hosted by Google

Ich meine die kleine Flugschrift eines schwäbischen Fabrikanten und Kaufmannes, dessen Name in seiner Heimath den besten Klang hat, Paul Lechler. Die Schrift ist zwar erschienen unter dem allgemeinen Titel „Wohlfahrtseinrichtungen über ganz Deutschland". Den Kern der zu so rascher Verbreitung gelangten Schrift bildet jedoch die Forderung umfassendster Wohnungreform in ganz Deutschland durch den gemeinnützigen Dienst von Männern des Lebens in Landes-Wohlfahrtämtern unter Reichs-, bezw. Staatsgarantie der im erforderlichen Betrage auszugebenden Bau-Pfandbriefe. Die Wohnungreform ist hier wirklich national gedacht, in den Grundgedanken meines Erachtens richtig aufgefaßt, zwar nicht erschöpfend entwickelt, die Schrift aber dennoch ganz geeignet, erneut zu einer großen praktischen Lösung anzuregen. Da Lechlers Forderung bereits auf die Tagesordnung von größeren Vereinen, z. B. des Vereins „Arbeiterheim" durch Pastor Bodelschwingh, gelangt ist und weiter demnächst gelangen wird, so erscheint es mir ziemlich angezeigt, die Besprechung der nationalen Wohnungreform an die genannte Schrift anzuknüpfen und hiermit einer der größten, nicht entfernt genug gewürdigten, geistig noch nicht entfernt genug ausgereiften Aufgabe der Zukunft nach besten Kräften Vorschub zu leisten.

Es sind, wenn ich in und zwischen den Zeilen richtig zu lesen verstehe, drei Grundgedanken, die den Verfasser leiten: einmal die Nothwendigkeit allgemeiner Inangriffnahme der Wohnungreform in ganz Deutschland unter gesetzlichem Antrieb; dann die ehrenamtliche, nicht bureaukratische Organisation wohlfeil praktischer Durchführung dieser allgemeinen Reform durch staatliche Berufung von Männern mit Sachkenntniß und Sachliebe; endlich die Garantie des Reiches für kreditweise Aufbringung der Mittel zur Massenherstellung von Wohnungen für kleine Leute aller Art. Den Kern der Schrift bildet also, wenn auch nicht dem Wortlaute, so dem ganzen Inhalt nach, wirklich die allgemeine Wohnungreform durch ehrenamtlichen Dienst unter Reichs-Zinsgarantie der auszugebenden Baupfandbriefe, kürzer die „nationale Wohnungreform unter Reichszinsgarantie". Diesen Gedanken, welchen ich für richtig, jedenfalls für höchst beachtenswerth halte, möchte ich im Folgenden unterstützen, näher entwickeln und begründen, den schon erhobenen und weiter noch zu gewärtigenden Einwendungen gegenüber in Schutz nehmen, aber auch schärfer präzisiren und mehrfach ergänzen.

Zuerst die allgemeine Inangriffnahme der Wohnungreform „über ganz Deutschland hin" unter Antrieb des Reiches!

Theilt man einmal die Ansicht Lechlers — die ich wenigstens nicht abzulehnen vermag, daß alle Privatanstrengungen wohlthätiger oder berechnender Arbeitgeber und daß alle Bemühungen gemeinnütziger Vereine

Hosted by Google

um Herstellung von Arbeiterheimen mit Hilfe mäßig verzinster Geldaufnahmen einer Reform in größerem Stile nicht gerecht zu werden vermögen, dann kann man meines Erachtens nur dazu kommen, die Sache vom Reiche aus unter Aufsicht der Landesregirungen in Angriff nehmen zu lassen.

Der Beruf des Reiches und der Landesregirungen hierzu steht außer Frage, wenn auch das Wie einer Beihilfe nicht so leicht und ohne Weiteres zu bestimmen ist. Die Wohnungreform in dem Umfang, wie die Wohnverhältnisse der kleinen Leute, nicht blos diejenigen der Arbeiter, wirklich im Argen liegen, ist sozial und politisch in der That ein nationales Interesse ersten Ranges. Die Gesundheit der Volksmassen, ihre Zufriedenheit, das ganze Familienglück des Volkes, die Beseitigung des Miethwuchers, die sittliche Erziehung der Jugend, die moralische Lebenshaltung der Erwachsenen sind durch die allgemeine Verbreitung guter Wohnverhältnisse wesentlich bedingt. Ein großer Theil der Verwahrlosung der Volksmassen stammt aus dem Wohnungelend. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn ich diesen Satz erst noch näher begründen würde; er ist von keiner Seite mehr in Zweifel gestellt. Vielmehr wird sich kaum ein Widerspruch erheben, wenn ich sage: daß, falls ein Einschreiten von Reich und Staat überhaupt als zielführlich angesehen werden darf, die Wohnungreform von Reichswegen allermindestens ebenso angezeigt ist, wie die Reichs-Arbeiterversicherung, auf die Lechler sich bezieht, nach einer nachgerade fast allgemeinen Ansicht angezeigt gewesen ist. Es stehen eher viel höhere nationale Interessen, eher viel idealere Lebensgüter der Einzelnen und der Gesammtheit auf dem Spiel als bei der allgemeinen Herstellung nothdürftigen Unterhaltes für die Fälle der Erwerbsunfähigkeit durch Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung. Ja, die letzte Versicherung selbst gewinnt wegen der Vorbeugung gegen Krankheit und Siechthum, die aus der Wohnungreform ersprießen muß; für die Rentenbezüge können die Invaliden bessere Wohnung erhalten; ich werde sogar zeigen können, daß mit der Wohnungreform nicht blos die Versicherung gegen die Nothlagen der Erwerbsunfähigkeit günstig beeinflußt werden wird, sondern daß auch ein schönes Stück Sicherheit gegen Noth durch Erwerbslosigkeit, sowie die gesicherte Anlegung eines großen Theils aller Versicherungfonds der Arbeiter-Versicherunganstalten sich gewinnen lassen würden. Da nun jede neue Untersuchung der Wohnverhältnisse einen durch Privatbestrebungen nicht bewältigten und nicht bewältigbaren Umfang der Wohnung- und damit der Gesundheit- und Familienverwahrlosung in allen Theilen des Reichs — wenigstens an den Plätzen größerer Bevölkerunganhäufungen — erkennen läßt, so ist auch ein Einschreiten seitens der nationalen Gesetzgebung begründet, noch ganz abgesehen davon, ob die Beihilfe des Reiches auch

Hosted by Google

finanziell in Form von Reichszuschüssen, oder wenigstens von Zinsgarantien zu leisten sei oder nicht. Ich glaube daher, daß Lechler mit der ersten seiner drei Forderungen, mit der Forderung der Inangriffnahme durch Reichsgesetz, ganz im Rechte ist. Freilich bleibe ich der Meinung, daß auch er ganz zufrieden sein würde, wenigstens zufrieden sein könnte, wenn der größte deutsche Staat vorbildlich mit der Gewißheit vorangehen würde, bald allgemeine Nachahmung zu finden.

Es fragt sich nun nur, wie das Reich die große Nationalreform des Familienlebens verwahrloster Volksmassen in Angriff nehmen soll und kann. Allein bei näherer Beantwortung dieser viel schwierigeren und verwickelten Frage drängt sich die Richtigkeit auch der weiteren Forderungen Lechlers: die Zweckmäßigkeit der Aufstellung besonderer Ausführungorgane ehrenamtlicher Art und die Gewährung einer Reichszinsgarantie für Baupfandbriefe alsbald in überzeugender Weise auf. Nur die tiefere Grundlegung, schärfere Begrenzung und genauere Durchbildung des Vorschlages lassen noch Manches zu wünschen übrig.

Man muß sich vor Allem klar machen, was man bei diesem besonderen Stück der Sozialreform vom Reich und von den Regirungen der Einzelstaaten überhaupt verlangen soll und verlangen darf. Und dabei stößt man sofort auf die Einsicht, daß die Sache nicht so wie bei der Arbeiterversicherung oder wie beim Arbeiterschutz angegriffen werden kann. Es erscheint namentlich ausgeschlossen, daß Reich oder Staat die Wohnungbedürftigen selbst zwangsweise zu Korporationen zusammenfaßt, welche als selbständig verpflichtete und berechtigte Subjekte und Träger der Wohnungreform zu wirken hätten, wie dies ähnlich bei der Zwangsversicherung gegen die verschiedenen Arten der Erwerbsunfähigkeit geschehen ist. Vielmehr ergiebt sich, wenn man die Sache sich näher ansieht, alsbald die Nothwendigkeit, daß das Reich durch Männer von Erfahrung unter Oberaufsicht der Landesregirungen die Sache unmittelbar selbst in die Hand nehme. Das erkennt auch Lechler an, wenn er in der neuesten vierten Auflage seiner Schrift die „gemeinnützigen Aktiengesellschaften", wie er uneigentlich seine Organisation zuerst nannte, auch auf dem Titelblatt fallen läßt. In der Sache hat er eigentliche Aktiengesellschaften schon in der ersten Auflage nicht gewollt. Das Reich bezw. die Bundesstaaten konstituiren und bestellen auch ihm zufolge durch und nach Reichsgesetz geeignete, ehrenamtliche, nicht bureaukratische Organe der Wohnungreform, folgen die auszugebenden Baupfandbriefe aus und führen über die Durchführung des großen Werkes seitens jener Organe die Aufsicht. Es ist nothwendig, dies näher zu begründen und vollständig klarzustellen.

Warum denn ist es so, daß direkter allgemeiner Zwang gegen

Hosted by Google

Arbeitgeber und Arbeiter oder gegen erstere allein zur genossenschaftlichen Selbstherstellung und Selbstverbesserung der Wohnungen schlechterdings ausgeschlossen ist?

Einmal sind auch andere Leute als Lohnarbeiter im Wohnbedürfniß verwahrlost, die sich nicht zusammenfassen lassen. Diese Ansicht läßt auch Lechler durchblicken, obwohl er hauptsächlich die Arbeiterwohnungreform im Auge hat.

Sodann befinden sich nicht alle Lohnarbeiter und nicht alle Arbeiterschichten überall in schlechten und wucherisch ausgebeuteten Wohnungzuständen. Die Wohnungverhältnisse in Stadt und Land sind keineswegs ganz allgemein unbefriedigend. Wären sie es selbst, so könnte von einem allgemeinen Reformiren, einem allgemeinen Niederreißen und Umbauen aller älteren Wohnungen „kleiner Leute" nicht die Rede sein. Vielmehr wäre jede Wohnungreform, welche so weit ginge, in mehr als einer Hinsicht verfehlt. Sie wäre finanziell unausführbar. Sie wäre gegen wohlerworbene Rechte an bisherigem Wohnungeigenthum tief ungerecht; wenn nicht, so müßten Entschädigungen für die Expropriation gezahlt werden, die aber unerschwinglich wären. Im Gegentheil wird als ein Hauptpunkt, den Lechler zwar nicht leugnet, aber auch nicht berührt, der anzusehen und scharf zu beachten sein, daß man der gesunden Privatunternehmung in Schaffung von Miethhäusern und dem ordentlichen Privatmietheigenthum — daß man auch den Fabrik- und Vereins-Arbeiterwohnungen nicht den Garaus mache, daß man sie vielmehr zur Verbesserung ermuntere worauf ich alsbald zurückkomme.

Der allgemeine direkte Zwang ist weiter deshalb unanwendbar, weil nicht einmal die Arbeitgeber, geschweige die Arbeitnehmer, die Mittel haben, um gute Wohnhäuser allgemein herzustellen. Wo aber nichts ist, hat bekanntlich selbst der Kaiser das Recht verloren.

Die Anwendung direkten Zwanges gegen die kleinen Leute und deren Arbeitgeber zur Herstellung von Häusern für menschenwürdiges Wohnen scheint zwar auf den ersten Blick nach dem Vorgange der Arbeiterversicherung möglich zu sein, nämlich so, daß man die „kleinen Leute" und deren Arbeitgeber zur allmählichen Ansammlung von Baufonds in kleinen Wochenquoten zwingen würde. Aber auch nur auf den ersten Blick ist dies denkbar; denn es läßt sich schlechterdings nicht entscheiden, welcher Theil der Arbeiter und der Arbeitgeber gezwungen werden sollte, da namentlich auf dem Lande sogar die Fabrikarbeiter vielfach ein Familienheim haben, das hygienisch und sittenpolizeilich nicht zu beanstanden ist. Sodann würden Beiträge von Leuten erhoben werden, denen man keinerlei sichere Aussicht darauf geben könnte, daß sie die entsprechende Gegenleistung an gutem

Hosted by Google

Wohnen mit Sicherheit noch erleben. Die Wohnungreform kann sich schlechterdings nicht in den Bahnen und Formen des Versicherungwesens bewegen.

Auch den Gemeinden kann der Zwang zur Herstellung der Wohnungen nicht auferlegt werden. Aus mehreren und nächstliegenden Gründen! Die Wohnungreform ist keineswegs ein allgemeines Bedürfniß aller Gemeindesteuerträger, vielen und den belastetsten unter ihnen macht sie sogar Konkurrenz. Sodann werden ja Wohnungen gerade auf den Markungen jener nichtstädtischen Gemeinden zu errichten sein, welche städtische Bevölkerung durch ermäßigte Fahrbillette, Omnibuszüge u. s. w. bei sich aufzunehmen haben. Die besitzenden Gemeindebürger haben daran nicht nur kein Interesse, sie werden vielmehr Belastung aus dem Unterstützungwohnsitz besorgen und deshalb theils von den Rathhäusern aus, theils durch Verabredung zur Stellung enormer Forderungen bei Bauplatzveräußerungen sich feindlich entgegenstellen. Man kann wohl den Gemeindebeamten allerlei Unterstützung der ehrenamtlichen Wohnungreform, ähnlich wie beim Arbeiterversicherungwesen, durch Gesetz und Verfügung auferlegen, aber die Auflage der Baulast selbst kann man ihnen nicht machen. Man kann die Wohnungreform den Gemeinden und Gemeindevertretungen gegenüber nicht unabhängig genug stellen.

Die Bedingungen und Anforderungen der allgemeinen Wohnungreform sind somit, wohin man sich umsehen mag, schlechtweg andere als bei der allgemeinen Arbeiterversicherung und bei den übrigen neueren Maßnahmen einer „positiven" Sozialreform. Direkter allgemeiner Zwang ist ausgeschlossen. Auch der direkte Gebots- und Verbots- und Strafzwang, welcher den Haupthebel der Sozialpolitik im sog. Arbeiter- und im Wucherschutze bildet, erweist sich hier nicht in erster Linie, sondern nur beiläufig als anwendbar.

Könnte denn nicht ein mittelbarer Zwang sich vielleicht als zielführlich erweisen?

Dies ist nicht ganz zu verneinen. Man kann gesundheit-, bauwohn- und sittenpolizeilich für neue Wohnhäuser gewisse Auflagen machen, welche schlechte Wohnungen gar nicht entstehen lassen. Man könnte weiter den Eigenthümern alter Häuser gewisse Verbesserungen in allmählich ansteigendem Maßstabe auferlegen. Man könnte die Einhaltung dieser Anforderungen immer schärfer überwachen und man könnte der Ueberfüllung namentlich der Wohnungen mit Schlafgängern entgegentreten. Mehr oder weniger ist dieser Weg auch schon betreten. Ich halte sogar dafür, daß ohne straffere Anziehung der Gesundheit und Sitte bewahrenden Wohnungpolizei gegenüber den älteren Wohnungen die volle, nicht zu langsame

Hosted by Google

Durchführung der allgemeinen Wohnungreform überhaupt nicht gelingen kann. Gerade für die Arbeiter und „kleinen Leute" mit geringstem Einkommen könnten sonst ausreichende, sich selbst auszahlende Wohnungen guter Art nicht hergestellt werden. Sie blieben in die Höhlen des Wohnmiethwuchers zusammengepfercht. Die Konkurrenz der guten mit den schlechten Miethwohnungen bliebe nämlich zum Nachtheil der ersteren eine gefälschte und gerade den am „schlechtesten behausten", den „kleinsten" Leuten, für welche die Hilfe am Meisten nöthig wäre, würde diese Hilfe überhaupt nicht oder zuletzt zu Theil werden. Der bau-, wohnungs- und sittenpolizeiliche mittelbare Zwang wird also als einer der Haupthebel der allgemeinen Wohnungreform gar nicht entbehrt werden können.

Aber er allein genügt nicht. Allein angewendet, vermag dieser mittelbare Zwang nicht entfernt das zu wirken, was er zusammen mit der Herstellung guter Wohnungen in großem Stile ergänzend und vollendend wirken könnte. Wenige Worte genügen, dies einleuchtend zu machen.

Die Verschärfung der bau-, wohn- und sittenpolizeilichen Anforderungen kann selbst gegen Neubauten nur dann in genügendem Maße ausgreifen, wenn auch die schon bestehenden Wohnungen sich dem mehr oder weniger anpassen müssen; denn außerdem bleibt die Konkurrenz zu Gunsten der Ausbeuter schlechten Wohnens gefälscht. Der Ausdehnung des mittelbaren Zwanges treten aber große Schwierigkeiten entgegen; denn die Eigenthümer der schlechten, meist alten Wohnungen haben „wohlerworbene Rechte" am Ankaufs- und Uebernahmewerth ihres Wohngebäudeeigenthums. Man darf sie nicht ruiniren und kann ihnen doch auch nicht Meliorationsentschädigungen reichen. Das betreffende Hauseigenthum ist meistens selbst mit Schulden stark überzogen. Nicht zum geringen Theile gehören die betreffenden Häuserbesitzer selbst zu den „kleinen" Leuten, die, wenn sie auch schlecht wohnen, doch nicht für den Zweck besseren Wohnens für Andere auch noch um den Rest ihres Vermögens gebracht werden dürfen. Gesetzgebung und Polizei sind daher äußerst ängstlich damit vorgegangen, die Schraube indirekten Zwanges durch steigende Anforderungen an die Qualität und Räumlichkeit der Wohnungen überhaupt anzuziehen, und schroff angezogen haben sie diese eigentlich nie und nirgends.

Ein zu straffes Anziehen würde insolange, als das Wohnungwesen den Zufälligkeiten der kleinen privaten Bau- und Miethspekulation überlassen bleibt, sehr leicht und weithin mit einer kaum erschwinglichen Vertheuerung des Wohnens für die kleinen Leute verbunden sein. Das Angebot dieser Privatspekulation in guten Wohnungen für kleine Leute bleibt ja hinter der Nachfrage zurück; denn die Kauffähigkeit der kleinen

Hosted by Google

Leute ist gering und die Vermiethung an sie ist ein für nicht wuchernde Private recht unangenehmes Geschäft. Daher gilt es, die Wohnungreform auf eine Weise anzufassen, welche das Angebot ergänzt und der Nachfrage vollständig, wohlfeilst bis zum Kostenpreis hinab, weil im Großen und mit Ausschluß jeder Gewinnabsicht, geschweige wucherischer Ausbeutung, nachzukommen vermag. Dann wird auch der Privatwohnbesitz sicher, freilich nur allmählich und schonend, auf das Niveau seines wahren Gebrauchswerthes zurückgebracht werden, wie es von Anfang der Fall wäre, wenn die Voraussetzung unserer kapitalistischen Gesellschaftordnung, die volle Wirkung der Konkurrenz, auch in Beziehung auf gutes Wohnwesen der kleinen Leute zuträfe, statt so oft zu versagen. Nur dann, wenn Reich und Staat ergänzend eintreten, um die klaffende Lücke, soweit sie sonst Niemand füllt, selbst zu decken, wird auch der mittelbare Zwang der Bau- und Wohnpolizei vollständig ausgeübt, die Wohnungreform mit und ohne Beihilfe von Darlehen an das private Bau- und Miethhaus-Kapital nach ihrem ganzen Umfang an den alten wie an neuen Häusern verwirklicht werden können. Der mittelbare Zwang selbst setzt also ein positives Eingreifen nicht zwingender Art und zwar ein solches Eingreifen in großem Maßstabe voraus. Auf dieses Eingreifen allein ist Lechler direkt losgegangen, ohne des mittelbaren Zwanges überhaupt Erwähnung zu thun.

Worin hätte denn nun dieses positive Eingreifen zu bestehen? Hierüber ist ein Zweifel nicht möglich. Es ist die Herstellung guter Wohnungen in Konkurrenz gegen die schlechten, soweit das Bedürfniß reicht, auf möglichst billige und praktische Weise. Letzteres aber ist nur erreichbar, wenn durch geeignete Organe der Wohnungreform und mit billigem Geld, unter Aufsicht der Regirungen und durch Kreditstärkung seitens des Reiches, die Sache groß angefaßt, umsichtig durchgeführt und unabläßig bis zur vollen Befriedigung des wirklichen Bedürfnisses kleiner Leute zu Ende gebracht wird. Das Reich hat gesetzlich die allgemeine Aufstellung von Landesbaukassen anzuordnen, die billige Aufbringung der Anlehen für eine sich völlig selbst auszahlende Wohnungreform durch Zinsgarantie zu unterstützen, namentlich aber die Grundsätze der Durchführung innerhalb der Bundesstaaten aufs Bestimmteste und Bedachteste festzulegen. Als geeignete Organe erscheinen aber nicht die mit allerlei Geschäft bepackten ordentlichen Behörden der inneren Verwaltung des Staates. Das Wünschenswerthe versprechen auch nicht etwaige besondere Wohnungreformämter mit einer rein beamtenmäßigen Besetzung und Geschäftsgebarung. Die Träger der Reform können nur Organe sein, besetzt mit Männern, welche ehrenamtlich eines Dienstes warten wollen, zu welchem sie praktische Einsicht, Liebe, Kenntniß des Volkslebens im Lande, praktischen Gestaltungtrieb mit-

Hosted by Google

bringen, Männer, die Ansehen und Vertrauen genug besitzen, um allen egoistischen Gegenwirkungen der konkurrirenden Privatspekulation und allen formalistischen Hemmungen der Bureaukratie gegenüber mit Nachdruck ihre Aufgabe dem Ziele zuzuführen und zuzubringen. Die materiellen Mittel aber können, wenn Staat oder Reich oder beide die Zinsgarantie übernehmen, in sehr billigem Kredit aufgebracht werden, basirt auf den Gegenwerth der hergestellten Wohnungen und auf den unverbrüchlich einzuhaltenden Grundsatz, daß für die hergestellten Wohnungen in den zu fordernden Miethzinsen bezw. Verkaufspreisen nachhaltig volle Deckung gegeben werden muß und daß, wo solche nicht sicher zu gewärtigen ist, bis auf Weiteres auch nicht gebaut wird. Zu dem Ende muß dann die gewährleistende Macht, welche den billigen Kredit ermöglicht, auch das Genehmigungrecht besitzen und die Oberaufsicht gesetzlicher und wirthschaftlicher Durchführung ausüben bezw. durch die Landesbehörden ausüben lassen. Man gelangt so zu dem, was Lechler in raschem Zuge und in ganz anderen Worten mehr nur heischt. Das Rechtssubjekt, in dessen Auftrag und unter dessen vermögensrechtlicher Verantwortlichkeit die Kommissionen beschließen und verwalten würden, bliebe demnach in Gestalt von Bau-Landeskassen das Reich bezw. der Staat, je nachdem das eine oder der andere oder beide zusammen die Garantie für die Verzinsung der auszugebenden, auf das Wohngebäudekapital hypothezirten Baupfand-Briefe übernehmen würden.

Der Vorschlag will jedoch keineswegs Etwas, was im Gebiete der anderen älteren Wohlfahrt-Einrichtungen nicht schon ähnlich da wäre. Ganz abgesehen von England, wo solche Sonderehrenämter sogar unter selbständigen Besteuerungbefugnissen und im Wege der Wahl vielfältig ins Leben gerufen sind! Auch in Deutschland sind z. B. in der centralen Leitung der Armenfonds, in der Wohlthätigkeitpflege, im Sparkassenwesen dergleichen nichtbureaukratische Organe längst vorhanden; Lechler könnte sich hierauf gegen mehrere seiner Rezensenten berufen. Seine, die Organisation betreffende Forderung ist nicht blos kerngesund und bezeichnet meines Erachtens den einzigen praktisch zielführlichen Weg zu einer Lösung im großen Stil, sie ist auch auf verwandten Gebieten in bewährter Weise bereits zur Anwendung gelangt.

Hiernach steht die ehrenamtliche Lösung der Aufgabe unter öffentlicher Kreditbeihilfe zwar keineswegs ohne Vorgang in der bisherigen Sozialpolitik da, dennoch ist sie für das Problem der allgemeinen Wohnungreform *erst auszugestalten*.

Diese Ausgestaltung kann nur eine völlig eigenartige sein. Das Werk kann nur dann gute Früchte bringen, wenn es der Natur der Sache völlig angepaßt, auf das kapitalistisch nicht gedeckte Bedürfniß beschränkt,

Hosted by Google

in den Grundzügen der Durchführung scharf bestimmt, mit Schonung gegen wohl erworbene Rechte bewerkstelligt, mit den Grundlagen der bestehenden Gesellschaftordnung im Einklang erhalten, namentlich aber ohne wirkliche Belastung der Reichs- und Staatskassen ausgeführt wird.

Eine Ausgestaltung dieser Art setzt nun die scharfe Festlegung leitender Grundsätze voraus, so daß nach keiner Seite eine Unklarheit bestehen bleibt. Es muß völlig ausgeschlossen sein, daß man prinzipiell und praktisch tiefer ins Wasser gerathe, als man von allem Anfang an Boden sieht. Die genaue Bestimmung dieser Grundsätze ist um so mehr unumgänglich, als die Lechlersche Schrift noch Lücken und Unbestimmtheiten aufweist. Ich will sie schon in diesem Artikel bestimmt hinstellen und der Leser wolle nicht erschrecken, wenn es dabei genau zu einem ganzen Grundsatz-Dutzend kommt. Der Kürze wegen nenne ich dabei die durch Landesbauämter zu erbauenden Wohnungen im Gegensatz zu den privat hergestellten — Regie- oder Nationalwohnungen. Jede andere bessere Bezeichnung nehme ich im Voraus gern an; an Herstellung der Bauten ohne Benutzung von Bauunternehmern denke ich dabei natürlich nicht.

Das Erste, worüber Klarheit bestehen muß, ist die Frage, ob blos für die Lohnarbeiter Regie-Wohnungen gebaut werden sollen oder nicht. Diese Frage wäre meines Erachtens zu verneinen. Für kleine Leute jeder Art, für solche auf dem Lande wie in der Stadt, wäre dem durch Privatunternehmung und Privateigenthum nicht versorgten ordentlichen Wohnbedürfniß Rechnung zu tragen. Dieses Bedürfniß mag noch so umfassend sein, so wird es unter der praktischen Grundvoraussetzung, daß nur Wohnungen hergestellt werden dürfen, wofür die völlig deckenden Miethzinsen sicher erreicht werden, die Reichs- und Staats-Zinsgarantie daher völlig gefahrlos ist, dennoch vollauf anerkannt werden dürfen. Diese Grundvoraussetzung, welche die Forderung einschließt, zum Miethzins auch völlig ausreichende Risikoprämien für die Ansammlung von Sicherheitsfonds (Leerstehungs- und dergl. Fonds) zuzuschlagen, wird aber im Weiteren nachdrücklich geltend gemacht werden. Wenn nun die herzustellenden Wohnungen nicht blos „Arbeiterwohnungen" sein sollen, so ist es einleuchtend, daß auch die ehrenamtlichen Landes- und andere Kommissionen nicht aus der Wahl von Arbeitern und Arbeitgebern hervorgehen müssen. Grundsätzlich wäre vielmehr nur einige Vertretung der Miethsinsassen zu fordern.

Zum Zweiten muß man sich im Voraus über das Verhältniß zur Privatbefriedigung des Wohnbedürfnisses vollständig klar sein. Die Privatbefriedigung wird als das Wünschenswerthere anzusehen sein, soweit sie gutes Wohnen sichert und wenn sie aus irgend welchem Interesse auch

Hosted by Google

wirklich sich einstellt. Es handelt sich hiernach keineswegs darum, den privaten Spekulationsbau von Wohnhäusern oder die Herstellung von Arbeiterheimen durch Gesellschaften, Vereine, Gemeinden, Fabrikunternehmer und Großgrundbesitzer auszuschließen. Die ehrenamtliche Herstellung von guten Wohnungen unter Reichsgarantie der Baupfandbriefe und unter Oberaufsicht der Landesregirungen dürfte nur auf dasjenige Bedürfniß gerichtet sein, welches weder durch Privatunternehmung, noch durch Arbeitgeber, noch durch Vereine und Gemeinden hinreichend befriedigt wird. Nicht blos nicht feindlich darf man sich der privaten Befriedigung des Wohnbedürfnisses irgend welcher Art entgegenstellen, sondern man muß entgegen kommen. Selbst durch Eröffnung von wohlfeilem Kredit aus den Baupfandbriefen, wenn nur die Privatunternehmer, Arbeiterheim-Vereine, Gemeinden, Arbeitgeber hierfür genügende Sicherstellung leisten können und wenn sie den hygienischen und sonstigen Anforderungen sich fügen! Diese Lösung wäre im Zweifelsfalle vorzuziehen. Landesbauamtliche Herstellung von Häusern für andere als „kleine Leute", für Leute, deren Wohnbedürfniß der Privatbau sicher entgegenkommt, wäre schlechthin zu unterlassen. Der kommissionelle Bau wäre also, genau wie die Arbeiterversicherung, auf das Feld einzuschränken, welches vom Privatbau und vom Privatbesitz in der kapitalistischen Gesellschaft vernachlässigt ist.

Hieran schließt sich folgerichtig ein dritter Grundsatz an, welcher dahin ginge: den käuflichen Uebergang landesbauamtlich hergestellter Wohnungen ins Privateigenthum angelegentlich zu erstreben, theils um das Risiko thunlichst zu beschränken, theils und namentlich, um die Kosten der Haus- und Hauszinsverwaltung zu ersparen. Letzteres wäre auch schon durch die Bestimmungen über Instandhaltung in den Miethsverträgen zu erstreben! Und um die Gefahr auszuschließen, daß im Nationalbau zum Selbstkostenpreise hergestellte, ins Privateigenthum abgegebene Wohnhäuser zum Gegenstand der Spekulation gemacht werden, bringt Lechler ein Rückkaufsvorrecht der Landeskommissionen in Vorschlag.

Zum Vierten wären gewisse gesundheit- und sittenpolizeiliche Mindestanforderungen aufzustellen und unverbrüchlich zur Geltung zu bringen. Natürlich ohne Ausschließung von Wohnungen, die darüber hinaus vorhandenen, aber nicht befriedigten Wohnbedürfnissen der kleinen Leute entsprechen, und mit dem Vorbehalt, beim allgemeinen Steigen der Lebenshaltung die Mindestanforderungen hinaufzurücken, und durch Meliorationen nachzuholen. Den selben Mindestanforderungen wäre auch aller private Neubau und Umbau von Wohnhäusern zu unterstellen. Auch auf die Art der Vermiethung alter unverbesserter Wohnungen wäre ein den Mieth-

Hosted by Google

wucher mehr und mehr zurückdrängender Druck durch den oben sogenannten mittelbaren Zwang der Bau-, Gesundheit- und Sittenpolizei zu üben.

Fünftens wäre die Erfüllung der Minimalforderungen auf die meist wohlfeile und praktische Art zu bewerkstelligen. Theilweise in diesem Grundsatz wurzeln die Forderungen der Zinsgarantie für die Baupfandbriefe und wesentlich auch die Forderung ehrenamtlicher Organisation des Reformwerkes. Indessen auch noch andere Zielpunkte, auf die ich noch zurückkomme, namentlich solche, die das technische Personal betreffen!

Ein sechster Grundsatz bestände im zeitlichen Maßhalten, in der nur schrittweise vor sich gehenden Durchführung. Diese Forderung ist schon zum Zwecke thunlichster Ersparniß gerechtfertigt: denn die Wohnungreform darf sich nicht selbst die Materialpreise, Baugrundwerthe und Arbeitlöhne vertheuern. Die selbe Forderung ergiebt jedoch auch aus anderen Rücksichten, von welchen ich vorerst nur die Lage des Geldmarktes, den Stand des Zinsfußes, die Konkurrenz anderer großen Interessen auf dem Geldmarkt anführen will. Hiernach wird ein periodisch veränderlicher Höchstbetrag für die Emission von Baupfandbriefen, deren Garantie das Reich übernimmt, festzustellen sein.

Zum Siebenten müßte die Herstellung von Regie-Wohnungen da und dann pausiren, beziehungweise von Anfang an unterbleiben, wo und sobald auch von der Privat- und Vereinsunternehmung Wohnungen und Wohnmiethen zu den selben oder zu niedrigeren Preisen, als sie landesbauamtlich zum Kauf und zur Vermiethung herstellbar sind, dem Wohnbedürfniß in gleicher Qualität zur Verfügung gestellt werden. Der Nationalbau müßte unterbleiben, wo diese Voraussetzung in Stadt und Land bereits zutrifft, und er müßte zurückhaltender werden, wo und wann die Sicherheit verlustlosen Verkaufs oder Vermiethens örtlich oder zeitlich abnimmt und verschwindet. Der Regiebau hätte sein Ziel gefunden, sobald das fragliche Konkurrenzgleichgewicht erreicht ist. Er müßte periodisch für so lange ganz aufhören, bis dieses freilich für alle Zeit nur labile Gleichgewicht durch die natürliche und wanderungmäßige Vermehrung der Bevölkerung und durch die fortschreitende Lebenshaltung im Wohnen wieder umfällt. Hiermit käme ein ganz bestimmtes Maß und Maßhalten in den Gang der allerdings niemals völlig sich abschließenden Reformarbeit, wenigstens unter der Voraussetzung der nachfolgenden achten Grundforderung.

Achtens ergiebt sich weiter ein Grundsatz, dem kein anderer an praktischer und grundsätzlicher Wichtigkeit gleich kommt. Der Bau darf nicht weiter ausgreifen, und nicht rascher vor sich gehen, als die volle Deckung der Kosten durch die Miethzinsen nachhaltig gesichert ist. Zu diesen Kosten

Hosted by Google

gehören nicht blos die Verzinsung der Pfandbriefe, die der Regie zur Last fallenden Reparaturen und Wohnungmeliorationen, die Brandversicherung (bezw. der Brandschaden), die Abschreibungen für Abnutzung beziehungsweise für Zurücklegung zur „Reädifikation" (Wiederaufbau), endlich die sämmtlichen Verwaltungskosten für Techniker, Bureaux und Bureaupersonal, für das Kassen- und Rechnungwesen und dergleichen.

Es gehören dazu auch vollständig zureichende Zurücklegungen in jene Reserve- und Sicherheitsfonds, die für außerordentliche Verluste, für die Fälle des Leerstehens, für dauernde Entwerthungen bei örtlicher Abnahme der Miethnachfrage entstehen können.

Neuntens wären die Miethzinse nicht blos nach dem Kostenpreis, sondern da und so lange, wo und als starke Nachfrage vorhanden ist, auch zu dem in dieser Nachfrage sich kundgebenden Gebrauchswerthe, also auch über dem nach der vorigen Erwägung geforderten Minimalsatz des Kostenpreises zu normiren. Die weitere Erörterung wird zeigen, daß dieses nicht blos dem unveränderlichen Gesetze der Preis- und Tarbildung völlig entspricht, sondern auch durch die Rücksicht auf loyale Konkurrenz mit dem privaten Miethkapital und durch die Gerechtigkeit, Einfachheit und Unparteilichkeit in der Aufnahme der Miether unbedingt geboten ist. Nur das sei zur Vermeidung von Mißverständnissen in diesem Artikel bemerkt: zweierlei ist hierbei selbstverständlich, einmal, daß die etwaigen Reinerträge nur der Wohnungreform selbst durch Bauvermehrung, Verlusttilgung und Reservenbildung zugewendet werden dürfen und zweitens, daß die Miethzinse dennoch möglichst stabil erhalten werden sollen.

Als zehnter Grundsatz ergiebt sich die solidarische Einheit der finanziellen und administrativen Gebahrung zwischen sämmtlichen im Sprengel jeder Landeskommission gelegenen Regiehäusern. Alle zusammen, nicht gerade jedes einzelne, müssen mindestens die volle Kostendeckung geben, zusammen müssen sie für die Verluste an einzelnen Wohnungen aufkommen, zusammen — bevor der Weiterbau pausirt — an der Grenze der gesicherten Kostendeckung angekommen sein. Die Einhaltung dieses Grundsatzes wird zum einfachen, wohlfeilen, sicheren und gleichmäßigen Fortgange des Werkes, namentlich auch zur Stabilität des Wohnens für die Miether mächtig beitragen.

Ferner muß — elftens — der Gedanke maßgebend sein, die Einrichtung ganz auf das Wohlergehen und Glück der kleinen Leute anzulegen. Ich habe hierbei nicht blos die Beschaffenheit der Wohnungen, nicht blos die Sicherheit gegen Austreibungen und Miethsteigerungen, sondern auch ein Stück Erwerblosigkeit-Versicherung durch Sicherstellung guten Wohnens für Zeiten der Erwerblosigkeit, außerdem die Einrichtung

Hosted by Google

der Wohnungen nach den besonderen Wünschen und Bedürfnissen jeder Miethpartei im Auge. Durch einen mäßigen Zuschlag zu den Miethpreisen ließe sich ohne jede Kosten für jede Miethpartei ein Wohnungsparguthaben bilden, aus dem diese in Fällen der Erwerblosigkeit die Miethe bestreiten, und besonders gewünschte Wohnungeinrichtungen sich verschaffen könnte. Auch hierauf, sowie auf eine gewählte Vertretung der Miethinsassen in und bei den Nationalbauämtern, komme ich zurück.

Ein letzter zwölfter Grundsatz wäre die finanzielle Mitinteressirung der Landesregirungen an verlustloser, umsichtiger Durchführung der Wohnungreform. Durch Zuschiebung einer Quote der dem Reich aus jedem Lande erwachsenden Garantieverluste zu Lasten des betreffenden Landes wird sich dieses sicher erreichen lassen.

Damit wäre das angesagte Dutzend leitender Grundsätze nun wirklich voll geworden. Ein weiterer Artikel soll zeigen, daß und wie bei strenger Einhaltung dieser Grundsätze das nationale Werk auf eine jeder Anfechtung spottende Weise vollständig durchgeführt werden kann.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Hosted by Google

Die Lage der englischen Landwirthschaft.

Nach den Statistical Abstracts from 1866 to 1880 und den Agricultural Returns 1892 standen im Ver. Königreich unter Aussaat in acres im Jahresdurchschnitt:

	1867—1872	1873—1877	1878—1882	1883—1887	1888—1892	1892 allein:
Weizen	3 563 000	3 325 000	2 965 000	2 494 000	2 385 000	2 219 839
Gerste	2 289 000	2 416 000	2 460 000	2 109 000	2 114 000	2 036 810
Hafer	2 746 000	2 699 000	2 777 000	3 000 000	2 914 000	2 997 545
Total	8 589 000	8 440 000	8 202 000	7 603 000	7 413 000	7 254 194

Dafür waren für Weide benutzt:

1871—1875: 12 883 522 acres; 1876—1880: 13 949 856; 1883—1887: 15 321 069; 1888—1892: 16 084 310 acres; und in 18892 allein: 16 327 400.

Bei Zunahme der Weide hat sich natürlich der Viehstand vermehrt; aber nicht im Verhältniß der Zunahme. 1871—1875 gab es 5 813 123 Stück Rindvieh auf 12 883 522 acres Weide, auf 100 acres 45,9 Stck.; und 28 790 018 Stck. Schafe, auf 100 acres 231,2 Stück. Im Jahre 1892 waren die Zahlen: 6 944 783 Stück Rindvieh auf 16 358 150 acres Weide, auf 100 acres nur noch 42,4; und 28 734 704 Schafe, auf 100 acres nur noch 175 Stück.

Auf dem geringern Areal, welches für den Kornfruchtbau bestimmt ist, ist auch die Kultur weniger intensiv geworden, so daß sich die Erträge pro acre gemindert haben. Nach Neumann-Spallart, „Uebersichten der Weltw." für 1883/84 und Juraschek „Uebersichten" für 1885/89 waren die Erträge in Bushels pro acre:

	1870	1880	1886	1889
Weizen	30,0	26,0	26,8	29,89
Gerste	38,0	35,0	32,17	31,78
Hafer	44—46,0	40,0	37,84	39,27

Die Qualität des produzirten Viehs wird schlechter; desgleichen die Qualität des produzirten Getreides. In der Enquete von 1882 theilt einer der Befragten mit, daß seit 1874 sich das Produkt sehr verschlechtert habe; ein anderer, daß in der letzten Zeit die Körner (Weizen) nur ein Gewicht von 55—58 Pfd. pro Bushel hätten, während das Marktgewicht 63 Pfd. betrage.

Furchtbar hat die Agrikulturkrise unter den Pächtern aufgeräumt, welche in jährlich steigendem Verhältnisse bankerot wurden; und schwere Schläge hat sie den Grundbesitzern versetzt, deren Rente theilweise um 50% zurückgegangen ist seit 1867.

Hosted by Google

Wir brauchen nicht erst darauf hinzuweisen, daß die Krise sich nicht auf England allein beschränkt; sie ist in ganz Europa zu spüren, natürlich in den verschiedenen Ländern, durch die überall verschiedenen Besitzverhältnisse, politischen Zustände u. s. f. bedingt, sich verschieden äußernd und verschiedene Reaktionen verursachend. In England ist sie in ihrer klassischsten Form zu beobachten, weil hier der ökonomische Prozeß sich fast ganz rein abspielt und sich keine politischen Mächte geltend machen, die ihn alteriren.

Bei einer Betrachtung der Ursachen müssen wir von einer etwaigen Erschöpfung des Bodens absehen, da diese offenbar nicht Ursache, sondern selbst Folge ist. Wenn dem Boden nicht zurückgegeben wird, was man ihm genommen hat, so geschieht das unter dem Druck einer Nothlage, welche zum Raubbau zwingt. Es ist wahr, daß diese Folge dann wieder Ursache wird und das Uebel verstärkt. Aber wo es sich um die Aufsuchung des ersten Agens handelt, müssen wir solche secundären Momente eben auslassen.

Hören wir die Klagen der Landwirthe selbst, so finden wir zwei Gründe: die überseeische Lebensmittelkonkurrenz und den Mangel an tüchtigen Arbeitern, respective zu hohe Lebensforderungen der Arbeiter, oder Arbeitermangel überhaupt.

Daß die überseeischen Getreideproduzenten billiger liefern können, rührt daher, daß sie niedrigere Steuern bezahlen müssen, daß sie mit geringer oder gar keiner Grundrente zu rechnen haben, daß sie in der Lage sind, mehr mit Maschinen, also billiger, zu arbeiten, daß sie nicht so viel Aufwendungen für Dünger zu machen haben, und endlich, daß sie bei Transport und Verkauf günstiger gestellt sind, insofern, als sie eine Mittelsperson beim Uebergang des Produkts von Produzenten an die Konsumenten sparen. Wir sehen schon jetzt, daß diese Vortheile fast ausschließlich nicht durch Vorzüge des Bodens und Klimas bestimmt werden, sondern aus sozialen Gründen zu erklären sind.

Die Grundrente ist bekanntlich der Betrag, welchen man über den Ersatz der Auslagen für Maschinen, Meliorationen, Löhne u. s. f. und den von diesem angelegten Kapital zu erwartenden Profit erhält; die Grundrente, zu dem üblichen Zinsfuße kapitalisirt, heißt das Grundkapital. Das „Grundkapital" ist offenbar eine reine Fiktion; es entspricht ihm in der Wirklichkeit nichts; der Boden an sich ist werthlos; sein „Werth" ist nichts als die Erwartung, daß man auf ihm produziren werde, und dabei einen Werth erhalte, welcher über Kapitalsreproduktion und Kapitalsprofit überschießt. Ist dem nun aber einmal also, dann erhält der an sich werthlose Boden einen Preis, der eben der kapitalisirten Grundrente gleich ist, dessen Zinsen also der Grundrente gleich sind.

Es kommt nun auf Eins heraus, ob man den Boden pachtet oder ob man ihn kauft; auf jeden Fall muß der Preis des Bodens, das „Grundkapital", verzinst werden, entweder in Form der Pacht an den Verkäufer oder der Hypothekenzinsen an den Hypothekengläubiger. Der Produzent muß also nunmehr, wenn er die Kosten für die Einheit seines Produkts berechnet, den entsprechenden Betrag Grundrente mit auf die Kosten schlagen. Thut er das nicht, so kann er Pacht- resp. Hypothekenzins nicht bezahlen.

Mit Jemandem, der Land umsonst erhält, kann er offenbar nicht konkurriren, denn dieser braucht keine Grundrente auf den Preis seines Produktes zu schlagen, kann also billiger liefern.

Hosted by Google

Die Steuern werden zwar in Geld bezahlt; da der Staat für dieses Geld aber von den Produzenten wieder Waaren kauft, so kann man sagen, daß der Produzent einen Theil seiner Produkte an den Staat geben muß. Für diesen Theil erhält er nichts. Wenn er nun sein gesammtes jährliches Produktenquantum zu seinem wirklichen, inneren Werth verkaufen wollte, so würde er offenbar Schaden haben; denn einen Theil seiner Produkte hat er ja als Steuer umsonst abgeben müssen. Er muß also die restliche Summe der Produkte so theuer verkaufen, als wenn er die ganze Summe verkaufen könnte, also die Steuer auf die Produktion mit berechnen und den entsprechenden Aufschlag machen. Von seinem Standpunkt aus sind die Steuern „Kosten". Wer in einem Staat produzirt, wo die Steuern niedriger sind, kann also offenbar billiger verkaufen.

Maschinenarbeit erniedrigt den Werth eines Produkts. Wenn es möglich ist, eine Arbeit, zu der bisher vielleicht zehn Menschen nöthig waren, mit Hilfe einer Maschine und eines Menschen herzustellen, so kann man das Produkt um die Differenz zwischen dem Lohne der zehn Arbeiter und dem Lohn des einen Arbeiters plus Abnutzungersatz und Zins für die Maschine billiger verkaufen.

In den Werth eines Produkts gehen nicht nur die Produktionskosten, sondern auch die Cirkulationskosten ein. Es genügt nicht, eine Waare herzustellen, man muß sie auch an den Käufer bringen. Sie geht zu dem Zweck durch verschiedene Hände. Wenn es möglich ist, die Zahl dieser Hände zu verringern, so verringert man offenbar auch die Kosten, und verkauft billiger.

Nun war vor Kurzem in den Vereinigten Staaten und ist noch jetzt in Canada Land von der Regirung gegen eine bloße Einschreibegebühr zu erhalten. Die Stücke sind meistens 160 acres groß, in einigen Staaten auch nur 80. Mit Umgehung der Gesetze und durch allerlei Schwindel konnte man aber auch sehr große Komplexe auf diese Weise erhalten. Und jedenfalls, auch wenn man eine bereits eingerichtete Farm kauft, erhält man auch noch jetzt den Boden unverhältnißmäßig billiger, als in Europa. Die Steuern sind in einem Land ohne Militarismus und ohne nennenswerthe Staatsschuld — die übrigens in etwa 10 Jahren völlig abgezahlt sein wird — natürlich unverhältnißmäßig niedriger.

Wichtig ist, daß in Amerika die Maschinenarbeit mehr Umfang hat als in Europa. Die Gründe dafür sind, daß erstens die amerikanischen Landarbeiter die Elite der europäischen darstellen, und daß zweitens die amerikanischen Landarbeiterlöhne ganz unverhältnißmäßig höher sind; endlich aber der eigenthümliche Bauernstand Amerikas.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist nichts weiter darüber zu sagen. Jedoch zum zweiten müssen Erläuterungen gegeben werden. In der Industrie ist die Thätigkeit des Arbeiters durch den ganzen Betrieb auf das Strengste geregelt; auf seine Individualität kommt fast gar nichts an, wenigstens in den Produktionszweigen, welche am entwickeltsten sind. In der Landwirthschaft, die so sehr von allen möglichen unberechenbaren Umständen abhängt, ist ein derartig mechanisch geregelter Betrieb mit rein mechanisch arbeitenden Leuten unmöglich. Außerdem erfordert ein Theil der landwirthschaftlichen Maschinen, die Feldmaschinen, welche von dem Arbeiter auf das Feld gefahren werden, eine hohe Aufmerksamkeit seitens des Mannes. Nun werden wir sehen, daß nur die schlechtesten und unbrauchbarsten Leute auf dem Lande bleiben; denen kann man eine solche Maschine nicht überlassen; und

Hosted by Google

außer auf den mittleren Pachtungen können sie nicht verwendet werden: auf den kleineren nicht, weil der Besitz eben zu klein ist, um den Ankauf der Maschine zu verlohnen, auf den großen nicht, weil man keine geeignete Bedienung hat. Die Pachtung von ca. 150 acres ist die einzige, auf der die Maschinenarbeit möglich ist, weil da der Pächter noch selbst arbeitet und zugleich sich die Anschaffung der Maschine schon verlohnt. Diese Betriebe stellen aber nur etwa 10 Prozent aller landwirthschaftlichen Betriebe in England dar.

Der letzte Vortheil, den amerikanische Landwirthe voraus haben, ist die gute Transportgelegenheit und die Ersparniß einer Mittelperson im Handel. Die Eisenbahnen machen sich die Farmer zwar oft tributpflichtig. Aber trotz aller Korruption pflegen es die Farmer in den Parlamenten der Einzelstaaten doch immer durchzusetzen, daß die Tarife der Eisenbahngesellschaften gesetzlich normirt werden, so daß der Ausbeutung eine Schranke gesetzt ist. Das Korn wird nun lose in die Eisenbahnwaggons verladen und nach dem Hafen gefahren, wo es in die Elevatoren geschüttet wird. Diese sind Eigenthum der Bahngesellschaften, und für ihre Benutzung wird pro Tag und Bushel gezahlt. Das Getreide wird dort nun zwischeneinander geschüttet, nachdem es nach Nummern bestimmt ist, und der Besitzer bekommt einen Lagerschein: so und so viele Bushel Weizen Nr. 1 oder 2 ꝛc. Wenn er sein Getreide wieder haben will, so erhält er nicht die selben Körner, sondern nur eine eben so große Menge von der selben Nummer. Das verbilligt natürlich die Lagerkosten ungemein. Die Elevatoren stehen am, bezw. im Hafen, und aus ihnen kann auf mechanische Weise das Getreide in die Schiffe geschüttet werden Der Farmer ist nun nicht genöthigt, sein Getreide zu verkaufen, wenn es ihm nicht paßt; hat er Geld nöthig, so verpfändet er seinen Lagerschein; er kann warten, bis die Preise, die er täglich in der Zeitung liest, ihm günstig scheinen, und dann telegraphirt er an die Direktion des Elevators, daß sein Getreide auf dem und dem Schiff nach dort und dort hin verladen wird.

Man wird finden, daß unter den Vortheilen der amerikanischen Konkurrenz nicht mit angeführt sind die Vorzüge, welche ihr der landwirthschaftliche Großbetrieb als solcher gewährt, und auf welche man meistens hinzuweisen pflegt. Diese Vorzüge existiren in der That nicht. Ungefähr 90 Prozent aller landwirthschaftlichen Betriebe in den Vereinigten Staaten sind mittlere, von 80—160 acres, der „maschinenfähige Bauernhof", wie Dr. Rud. Meyer in seinen „Ursachen der amerikanischen Konkurrenz" sie nennt. Es ist der amerikanische Bauer, welcher der europäischen Landwirthschaft den Garaus macht, nicht der Bonanzafarmer; der Bauer, welcher als Ackerbautagelöhner auswanderte, sich in etwa 10 Jahren das nöthige Kapital sparte und sich dann einen Hof einrichtete. Er kann mit den Maschinen natürlich umgehen; und als Arbeiter hat er auf den größeren Farmen die neuesten Fortschritte der Landwirthschaft praktisch kennen gelernt.

Die Frachten nach Europa sind äußerst billig. Von Chicago nach New-York kostete der Bushel Weizen per See und Kanal 1868: 22,79 Cts.; 1889 nur noch 6,89 Cts.; von New-York nach Liverpool per Dampfer 1868: 14,36 Cts.; 1889 nur noch 8,12 Cts.

Dem entsprechend sind nun die Weizenpreise in Europa furchtbar gefallen. Sie betrugen (immer in England) 1800—1809: 87,7 sh, 1810—1819

Hosted by Google

(infolge der Kriege) 91,4 sh; 1820—1829: 59,8, und sanken dann langsam auf 55 sh 8 d in 1874. 1875 ein plötzlicher Sturz auf 45 sh 2 d, 1885: 32 sh 10 d; 1890: 31 sh 11 d; 1892: 30 sh 3 d.

Die überseeische Konkurrenz beschränkt sich bekanntlich nicht nur auf Getreide, sondern es wird auch Fleisch importirt. Wir sahen schon oben, daß die Produktion von Vieh per acre in England zurückgegangen ist. Ihren Höhepunkt erreichten die Gefahren des Fleischimports, seit man gelernt hat, das Fleisch so frisch, als wenn es eben erst geschlachtet wäre, in England anzubringen, indem man es in Räumen aufbewahrt, welche durch Einführung von comprimirter Luft stets kühl erhalten werden. Es kostete pr. Cnt. importirtes

	Rindfleisch				Hammelfleisch		Schweinefleisch			
	frisch			gesalzen			frisch			gesalzen		
	£	sh	d	£	sh	d	£	sh	d	£	sh	d
1871	2	9	2	2	1	6	—			2	7	8	2	6	5
1882	2	15	7	2	3	3	3	7	1	2	9	0	1	19	5
1891	2	2	1	1	8	8	1	19	6	2	7	6	1	6	1

Aber die gesteigerte amerikanische Konkurrenz ist nicht die einzige Ursache des Rückgangs der englischen Landwirthschaft; die zweite und vielleicht noch wichtigere ist die eigenthümliche Gestaltung der Landarbeiterverhältnisse.

Thatsache ist, daß die Lohnansprüche der Arbeiter gestiegen sind, und daß in Folge der Aus- und Abwanderung keine ordentlichen Leute mehr zu haben sind. Aus der bereits erwähnten Enquete nur ein paar Notizen: „Der Arbeitlohn steht um 50% höher als 1863, wo ich zu pachten anfing, dabei ist die Arbeit nicht mehr so gut." „Vier Mann mühen sich jetzt mit einer Arbeit ab, die vor zwanzig Jahren von dreien verrichtet wurde." „Drei Arbeiter leisten heute nicht mehr so viel, wie früher zwei; damals zahlten wir 9—12 sh pro Woche, heute 12—15 sh. Z. B. pflügte früher ein Ackerknecht 1—1¼ acre täglich, jetzt kaum ¾ acre, früher molk eine Viehmagd 8—9 Kühe in der Stunde, jetzt kaum 6" (cit. in der deutschen Ausgabe von Kablukow „Ländl. Arbeiterfrage", S. 141).

Die englische Industrie zahlt bekanntlich — wenn man Amerika und Australien mit theilweise ganz andern sonstigen Bedingungen abrechnet — die höchsten Löhne, hat die tüchtigsten Arbeiter, und ist auch jetzt noch die konkurrenzfähigste. Daß die Landwirthschaft da ganz anders dasteht und durch die höhen Löhne gerade konkurrenzunfähig wird, muß offenbar in dem besonderen, von der Industrie unterschiedenen Wesen der Landwirthschaft seinen Grund haben.

Wir sind bereits vorhin dem Einfluß der Grundrente begegnet. Sie ist der Ueberschuß über Reproduktion und Verzinsung des angelegten Kapitals. Wenn die ländlichen Arbeiterlöhne niedrig sind, das angelegte Kapital also kleiner, als das bei hohen Löhnen der Fall sein würde, so ist der Ueberschuß offenbar größer. Der Werth des Bodens ist die kapitalisirte Grundrente, bei niedrigen Löhnen ist also der Werth des Bodens, das „Grundkapital", größer als bei höheren. Niedrige Löhne in der Industrie erhöhen momentan den Profit; bei der Tendenz auf Ausgleichung der Profitrate gleicht sich das jedoch bald aus. Niedrige Löhne in der Landwirthschaft erhöhen das Grundkapital; damit steigt die Pachtsumme, und wenn die Pächter plötzlich gezwungen sind, höhere Löhne zu zahlen, so werden sie ruinirt. Wirthschaftet der Besitzer selbst, so ist die Sache

Hosted by Google

ganz die selbe. Mit dem Werth des Bodens steigt auch die Verhypothekisirung, die bei Ankauf oder Erbübernahme entsteht; steigen die Löhne, so fällt der Grundwerth; aber wie die Pachtsumme konstant bleibt, so bleiben auch die Hypothekenzinsen konstant und der Besitzer wird ruinirt.

Das sind nun zunächst nur Uebergangsleiden. Die Pachtungen kommen in andere Hände oder werden ermäßigt, und die Besitzungen werden nach dem Ruin des alten Besitzers entsprechend billiger verkauft.

Es fragt sich aber nunmehr, ob nicht die Rente bei einer andern Betriebsweise höher sein kann als beim Getreidebau. Daß beim Getreidebau höhere Bruttowerthe erzeugt werden als bei Weidewirthschaft, ist ja klar. Aber wenn die Löhne steigen, so kann die Differenz zwischen Bruttoertrag bei Getreidebau und Reproduktion und Verzinsung des Kapitals kleiner werden, als die Differenz zwischen Bruttoertrag und Reproduktion nebst Verzinsung des Kapitals bei Weidewirthschaft. Die Auslagen bei Weidewirthschaft sind gering; die Weide erfordert fast gar keine Bearbeitung; für Beaufsichtigung des Viehes sind nur wenige Hirten nöthig, und das Hauptkapital steckt eben nur im Vieh und größere Summen erfordern höchstens noch die Umzäunungen.

Die Grundbesitzer können natürlich über ihr Eigenthum bestimmen, wie sie wollen. Wenn die Rente bei Weidewirthschaft größer ist als die Rente, welche sie erlangen, wenn sie für Getreideanbau verpachten, so wird eben Ackerland in Weide verwandelt.

Das ist Alles sehr klar und einfach. Woher aber rührt die merkwürdige Steigerung der Arbeitlöhne, und wovon kommt es, daß die Leute nicht mehr auf dem Lande bleiben wollen, sondern fortziehen?

Das ist nur zu erkären durch den Wechsel in der ländlichen Arbeiterverfassung, den Uebergang der Arbeiter aus gebundenen in freie, und die Expropriirung der ländlichen Arbeiter aus ihrem kleinen Besitz, so daß sie völlige Proletarier wurden.

Der frühere ländliche Arbeiter war entweder kontraktlich gebunden und erhielt von der Herrschaft außer dem Lohn etwas Land zur Verfügung gestellt, oder wenn er frei war, besaß er selbst etwas, und jedenfalls hatten beide Kategorien Nutzungrecht an den Gemeinweiden. So brauchte der Pächter ihm nicht einen Lohn zu geben, welcher seinen ganzen Unterhalt deckte, sondern er konnte ihm weniger geben, das Uebrige verdiente er in seiner eigenen Wirthschaft. Man muß nun nicht glauben, daß der Arbeiter dann auch dem Pächter entsprechend weniger Arbeit geleistet hätte, weil er ja noch Arbeitkraft für seine eigene Wirthschaft sparen mußte. Die Arbeit in der eignen Wirthschaft, bei welcher der Mann sein freier Herr ist, geschieht mit innerer Freude und wird nicht schwer empfunden. Der Mann arbeitete hier viel mehr, als er sonst gearbeitet hätte, und das Resultat war, daß er, Arbeit beim Pächter und bei sich zusammengerechnet, mehr arbeitet als jetzt. Dazu kam, daß viele Gebrauchsartikel, welche jetzt gekauft werden, außerdem noch nebenher in der Wirthschaft selbst gearbeitet wurden: Zeug gewebt, Löffel geschnitzt, das Häuschen selbst reparirt u. s. w. An sich betrachtet, erfordert das natürlich mehr Arbeitzeit als die Artikel, welche heute gekauft werden. Aber sie wurden ja eben nur „nebenher" gemacht, und das Resultat war, daß das Leben für den Arbeiter billiger war, und daß er deshalb geringeren Lohn erhalten konnte. Der frühere Arbeiter arbeitete auch, wenn er zu Hause war; der heutige kann

Hosted by Google

das nicht mehr; dafür betheiligt er sich aber an der Landarbeiterassoziation, liest Zeitungen, und versteht seine Interessen besser zu wahren.

Als die Grundbesitzer die Gemeinweiden stahlen und die Bondsmen — unsere deutschen Instleute — hinauswarfen und so eine Klasse proletarischer freier Tagelöhner schufen, sägten sie aber den Ast selbst ab, auf dem sie saßen, da sie sich selbst die Arbeit vertheuerten.

In der ersten Zeit wirkten sie den Folgen entgegen, indem sie die Arbeiter zu Paupers machten. Sie zahlten ihnen so wenig Lohn, daß sie den zu ihrem Lebensunterhalt nöthigen Restbetrag als „Armenunterstützung" erhalten mußten. Natürlich mußten die Pächter diese Unterstützung selbst zahlen; trotzdem aber kam ihnen auf diese Weise der Arbeiter äußerst billig. Der bereits zitirte Kablukow erzählt: „Ein Pfarrer eines Kirchspiels sagte vor der Kommission aus, daß man einem fremden Arbeiter 14—15 sh. pro Woche zahlen muß, während im Gemeindehause der Unterhalt des Arbeiters pro Woche nicht höher als 2 sh. 5 d. zu stehen käme." Auf die Dauer kam die Sache jedoch zu kostspielig, da die Industriellen gleichfalls auf diesen Pfiff kamen, und ihre Arbeiter nun auch von den Pächtern ernähren ließen. Das Armengesetz wurde nunmehr reformirt.

Es hätte sich nun schon etwa 1850 das zeigen müssen, was seit 1870 zum Vorschein kam. Aber da schuf der Krimkrieg und der amerikanische Bürgerkrieg günstige Marktverhältnisse, und in diesen zwei Jahrzehnten erlebte die Landwirthschaft in England sogar ihre Blüthezeit. Außerdem gehen Veränderungen im sozialen Leben ja nie so schnell vor sich; die früheren Zustände wirkten immer noch nach, und die Pächter zehrten noch von der früher erworbenen Kraft der Arbeiterklasse.

In der Gegenwart hat es sich dann herausgestellt, daß diese ganze „Blüthe der Landwirthschaft" und die enorme Steigerung der Renten auf Kosten der Reproduktionskraft der Arbeiterklasse geschehen war. Der Arbeitslohn war zu niedrig gewesen, als daß die Klasse sich hätte reproduziren können. Deshalb Bevölkerungrückgang, Rückgang der Körperkraft der Einzelnen, und Ab- und Auswanderung Derjenigen, welche dazu im Stande waren. Das wirkte dann natürlich auf den Lohn und erzeugte die Lohnsteigerung.

Man macht jetzt den Versuch, eine Arbeiterklasse mit etwas Besitz zu schaffen, wie sie früher existirte, und wie man sie früher vernichtet hat. Der Versuch scheint nicht zu gelingen, denn in der Zwischenzeit sind die Arbeiter sich über ihre wirklichen Interessen klar geworden. Außerdem will man das Land parzelliren und kleine, selbständige Besitzer schaffen. Die Landlords sehen ein, daß die Grundrente noch weiter sinkt, und wollen noch schnell, ehe es zu spät wird, ihr Land an „kleine Leute" verkaufen, um drüben in Amerika, wo die Grundrente steigt, einen Ersatz zu suchen. Auch dieser Versuch schlägt fehl, denn so groß ist die Dummheit unter dem Volk denn doch nicht, daß man nicht „die Absicht merkte". — Die betreffenden Parallelen mit Deutschland und dem preußischen Rentengutsgesetz kann Jeder selbst finden; es ist bei uns bekanntlich nicht ungefährlich, ein Gesetz zu kritisiren. Dr. Paul Ernst.

Hosted by Google

Vom künstlerischen Schaffen.

Unter den Gemälden, die von Christiania herübergeschickt waren und die in den Sälen der Berliner Akademie ganz unverschuldet als künstlerisches Dynamit wirkten, befand sich auch ein Unding, das aus zwei Klecksen, einem schwarzblauen und einem rindfleischrothen, bestand, aber sonst wohl einen Sonnenuntergang vorstellen sollte. Als ich einmal mit dem jungen Maler darüber sprach, sagte Munch: er male nicht das Naturbild selbst, sondern das Erinnerungsbild, nicht die Szenerie direkt und aus erster Hand, wie sie in der Außenwelt dasteht, sondern das subjektive Abbild davon, das sich für längere oder kürzere Zeit auf seine Netzhaut und in seine Seele eingeätzt und eingebrannt hat und das immer in grellen Farben hervorspringt aus dem Schwarzen unter den Augenlidern, sobald man die Augen schließt. Sehr möglich, daß jene rothe Farbe des betreffenden Gemäldes nicht im ursprünglichen Naturbild vorhanden war; als er das Erinnerungsbild unter den gesenkten Lidern hervorrief und nachmalte, fand er aber gerade dieses Roth vor.

Einige Zeit später sprach ich mit einem andern jungen Mann, der der Literatur angehört, aber auch als Dichter meist in Farben lebt und schafft. Er hatte in einem Konzert den „Teufelstriller" von Tartini gehört. Die Empfindung, die er dabei gehabt, setzte sich in ihm sogleich in Farben um; und er las mir ein Gedicht vor, das „Der Teufelstriller" hieß und in dem eine graue Lilie durch Farbenregionen langsam herunterfällt.

Ich persönlich konnte weder das Bild noch das Gedicht kritisch verstehen oder künstlerisch genießen. Aber die beiden Anekdoten habe ich später immer wieder zusammengereiht und für mich selbst in Erwägung bringen müssen. Es sind nicht einzelne Fälle blos; es liegt in ihnen beiden Etwas von ganz allgemeiner Bedeutung, Etwas, das, herausgeschält und durchforscht, sich als ein Gesetz erweist auf dem von der Forschung noch so vernachlässigten Gebiet des künstlerischen Schaffens.

Man muß davon ausgehen, daß es in jedem Kunstwerke ein Stück Rohmaterial und ein Stück verarbeitender Individualität giebt. Daß diese dabei nicht nur in der Art der Verarbeitung sich bethätigt, sondern auch bei der Auswahl des Gegenstandes bestimmend mitwirkt, braucht hier nur flüchtig angedeutet zu werden, — Bourget hat dieses sehr interessante Kapitel in seiner Theorie von den individuellen Sondersensibilitäten vortrefflich behandelt. Hier ist nur im Auge zu behalten, wie sich beim künst-

Hosted by Google

lerischen Schaffen das Verhältniß zwischen Rohmaterial und Individualität gestalten kann. Man denke sich einen Maler, der auf die jetzt so beliebte Art mit Staffelei, Palette und Malerkasten ausspazirt und ein ihn anmuthendes Stückchen Landschaft gleich auf die Leinwand überträgt. Und dann denke man sich einen Maler, dem eines schönen Tages, ohne daß er sich selbst sagen kann, wie oder warum, plötzlich und unmotivirt, diese oder jene, vor Tagen oder Jahren zufällig gesehene und dann völlig vergessene Naturszenerie in der Erinnernng wieder auftaucht, und der sich nun hinsetzt, um dies Erinnerungsbild der längst geschauten und gefühlten unlängst vergessenen Landschaft zu malen. Stellen wir uns vor, daß der selbe Künstler das selbe Landschaftstück zuerst auf die eine, dann auf die andere Weise malt, ohne daß er beim Ausmalen des Erinnerungsbildes von dem nach der Natur gemalten Bilde gestört würde; würden diese beiden Bilder sich jemals ähnlich sein? Ich glaube nicht; und ich meine weiter, daß der Unterschied sich immer nach einem bestimmten Schema zeigen wird, so daß sich dafür ein tiefer liegender, ganz allgemein psychologischer Grund aufstellen ließe. Es ist ja selbstverständlich, daß das Stück Rohmaterial und das Stück Individualität, das Außen und das Innen, bei dem augenblicklichen Hinmalen ziemlich neben einander bestehen bleibt und höchstens nur an der Oberfläche in einander dringt, und daß dagegen, wenn das Anschauungsbild lange unbewußt im Organismus der künstlerischen Individualität geruht hat, ein inniges Verschmelzen, eine Endosmose, ein totales Einswerden der beiden Materien allmählich stattfinden muß. Das bedeutet mit andern Worten, daß das subjektive Gepräge eines Kunstwerkes, welches aus der Erinnerung entsprungen ist, viel stärker sein muß. Psychologisch gesehen, bekommen wir reichere und tiefere Aufschlüsse über die Persönlichkeit des Künstlers. In Hinsicht auf Erkenntniß holen wir uns auch etwas Ergiebigeres: die objektive Natur, d. h. die Natur, wie sie sich in den Augen aller Leute und in der Seele aller Leute in immer gleicher Einförmigkeit wiederspiegelt, bezeichnet ja das stabile Erworbene, das mehr oder weniger künstlerisch wiedergegeben werden kann; die Natur dagegen, wie sie nach einem Verschmelzen mit einer Individualität wieder Gestalt, Farbe, Form und Stimmung annimmt, bedeutet ja ein Neuland in dieser Entwickelung, durch welche sich jetzt das Objektive in den höchsten Individualitäten immer wieder aufs Neue bricht, ganz wie es sich früher in der ganzen vormenschlichen aufwärtssteigenden Artenreihe immer und immer wieder weiter gebrochen hat. Wenn ein Dutzendmensch so ein Stück mit Individualität durchsäuerte, zu *seiner* Individualität gewordene Natur hergiebt, dann wird sie entweder trivial sein wie er selbst, oder, wenn es anders scheint, etwas Unechtes haben. Wenn aber das Genie das gethan

Hosted by Google

hat: dann hat sich die Natur in dieser Individualität in einer neuen Blüthe abgesetzt. Kurz gesagt: die direkte Ueberführung von Anschauungsbildern auf die Leinwand muß immer eine relativ oberflächliche Leistung werden; jene Werke, in denen Kunst und Wissenschaft, Natur und Individualität, die neue Form und der neue Inhalt eins sind, reifen nur in den Erinnerungsbildern seltener Menschen. Darum kann die moderne Malerei viele schöne Dinge bieten: Farben und Stimmungen und Menschencharakteristik, so nervös verfeinert und nuancirt wie niemals früher und mit raffinirterer Technik als je; eins nur giebt sie nicht, das, was Taine als den für das Kunstwerk ersten Ranges unbedingt erforderlichen Granitgrund bezeichnet: die Lebensphilosophie, die allumfassende, einheitliche Daseinsauffassung. Darum sind sie fast Alle, mit allen Verschiedenheiten, nur eine Schaar innerhalb der selben Ringmauer; und darum steht auch Böcklin — und in kleineren Sphären Uhde und Klinger — für sich allein, denn er benutzt die Farben nur dazu, um seine neue Welt aufzubauen.

Welche die typischen Vorgänge sind, durch die sich das objektivere Bild der ersten Anschauung in das subjektivere Erinnerungsbild umsetzt, wie die allmähliche Umwandlung vor sich geht, das genau zu verfolgen und nachzuweisen, ist eine Aufgabe, die noch ihrer Lösung harrt. Bis jetzt kann man nur den Anfangspunkt und den Schlußpunkt, nicht die vielen vermittelnden Uebergänge feststellen; das Facit steht fertig vor uns, aber die verschiedenen Factoren können wir nicht herausfinden. Sicher ist, daß die ganze impressionistische Malerei, sich selbst unbewußt, auf diesem Prinzip vom künstlerischen Schaffen aus dem Erinnerungsbilde heraus beruht. Nur ist hier das subjektive Schalten, das Sichten der Natur durch die Individualität, ein augenblicklicher Vorgang. Der langsame Werdeprozeß des künstlerischen Erinnerungsbildes ist hier ein gewaltsamer Griff mit der ganzen Willkür des Instinkts. In dem einen Falle reift sich die Natur zu einem neuen Daseinsbild aus; in dem andern Falle wird diese oder jene Einzelheit, eine gewisse Beleuchtung in der Landschaft, ein gewisser Zug im Portrait, isolirt, vergrößert, in den Vordergrund gerückt, und wir werden in den Stand gesetzt, die Grundstimmung, die Seele der Landschaft und den Charakter des Menschen zu sehen und zu fühlen, weil alle störenden oder gleichgiltigen Dinge durch die künstlerische Individualität unsichtbar gemacht sind. Da Vertiefung, hier Vereinfachung.

Jenes Gesetz auf dem Gebiet des künstlerischen Schaffens, wonach das große Kunstwerk aus dem Erinnerungsbilde hervorgehen muß, gilt auch in der Dichtung. Jeder Dichter kennt, wenn auch gewöhnlich nicht bewußt, dieses Gesetz vom Einfluß der zeitlichen Distanz. Es klingt beinahe banal, ausdrücklich hervorzuheben, wie man das immer besser gestalten kann,

Hosted by Google

was man lange schon durchgemacht und was nun weit hinter einem liegt, als das, worin man noch mitten darin steht; aber diese banale Thatsache ist ja ein durchaus dunkles Räthsel. Man pflegt das gewöhnlich so zu erklären, daß man jetzt die Perspektive und die richtigen Proportionen wahrnehmen könne; aber das reicht nicht zu. Es ist nämlich etwas ganz Neues und Positives dazugekommen, ein unbekannter Stoff, den man nicht wieder auslösen kann. Jeder weiß, daß, wenn man seiner Kindheit gedenkt, nicht nur diese und jene bestimmten Erinnerungen auftauchen, sondern daß um sie herum ein unkörperliches, ungreifbares Etwas schwebt, ein süßes Vermissen, eine milde Wärme, ein leises Lied, das weit in der Ferne stirbt. Und liegt es nicht gerade am Fehlen dieses geheimnißvollen Fluidums — am Fehlen dieses feinen blauen Schleiers, der immer über den fernen Höhen ruht und immer schwindet, wo man selbst geht —, wodurch die heutige, konsequent naturalistische Dichtung so kalt und trocken wird? Und will das etwas Anderes sagen, als daß der Dichter aus dem Erinnerungsbilde, nicht aus dem Anschauungsbilde heraus schaffen muß?

Natürlich hat auch das Gegenwärtige seinen Antheil an dem sehr komplizirten Vorgang des künstlerischen Befruchtetwerdens. Der eigentliche erste Anstoß, der die schlummernde Erinnerung wachruft, kommt ja in letzter Hand vom gegenwärtigen Außen. Man soll nur nicht glauben, daß es dieser gegenwärtige Anstoß selbst ist, der den Inhalt abgiebt. Seine Rolle ist nur die von einem zufälligen primus motor; viele andere Vorgänge in vielen anderen Momenten könnten die selbe Aufgabe erfüllt haben. Es ist dieser oder jener beliebige Sonnenstrahl, unter dem sich die ausgewachsene Knospe naturnothwendig öffnet. Aber was in dem Dichter dabei wach wird, im bekannten Lustgefühl des künstlerischen Empfängnißaugenblickes, in seinem sonnigen Glück und seiner zitternden Sehnsucht, — das ist, ohne daß er in den meisten Fällen es selbst weiß, dieses oder jenes alte Erlebniß, dieser oder jener minimale Eindruck, unbewußt in der einen Sekunde aufgenommen und in der nächsten schon scheinbar spurlos im Unbewußten eingebettet, um dort gleich dem vom Winde geführten, zu Boden gefallenen und in die Erde hineingedrungenen Keim unsichtbar zu wachsen und plötzlich eines Tages die schwarze Kruste zu durchbrechen und die Herzblätter zu entfalten. Darum haben auch alle künstlerischen Motive im Augenblick des Empfangens immer jene weite Ferne, jene blauen Horizonte, — die weite Ferne und die blauen Horizonte der Erinnerungsbilder, nach denen man sich sehnt, weil man einmal dort gewesen ist, obgleich man vielleicht jetzt nichts davon weiß.

Eben hier sind wir inzwischen an dem Punkt angelangt, wo sich die Ergebnisse der beiden im Anfang erzählten Anekdoten begegnen.

Hosted by Google

Jeder Dichter hat seine besondere Sensibilität. Sobald diese von außen berührt wird, tritt der ganze Apparat der künstlerischen Zeugung in Wirksamkeit. Aber nicht blos in dieser Hinsicht scheiden sich die Individualitäten von einander; das thun sie auch, und in nicht geringerem Grade, in der Weise, wie der produktive Mechanismus arbeitet, in der Form, in der der Zeugungvorgang sich abspielt.

Es scheint nämlich, als ob Das, was dabei entsteht, die organische Bildung, das Kunstwerk, sich bei verschiedenen Individualitäten in verschiedenen Sinnessphären, bei jeder Individualität in einem besonderen Sinne, bildet. Ich war neulich mit drei jungen Dichtern zusammen, einem Deutschen, einem Schweden und einem Holländer. Es kam im Gespräch zu Tage, daß sie alle drei auf die selbe, mir ganz fremde Weise veranlagt waren: alle Innenzustände und Außeneindrücke wurden gleich in die Gesichtssphäre übergeleitet und in Farben umgesetzt. Z. B.: der Dichter sitzt in traurigem Gegrübel, in schwarzem Gegrübel — eine schwarze Farbe. Da tönt zu ihm herauf von der Straße das Geklingel einer Pferdebahnglocke, — es wiederhallt in ihm, aber nicht als Ton, sondern in der Form von einem blendend rothen Streif mitten durch das Schwarze, d. h., die traurige Gemüthsstimmung. Also eine genaue Parallele zu dem Teufelstriller und der grauen Lilie. Ich weiß nicht, ob diese Verlegung der Entstehung des Kunstbildes in eine bestimmte Sinnessphäre mit jener allgemeineren Erscheinung zusammenhängt, daß bei dem modernen Menschen die Sinne einerseits jeder für sich weiter differenzirt, schärfer ausgeprägt sind, andererseits in leichterer gegenseitiger Verbindung stehen. Ich halte für sehr wahrscheinlich, daß das Auslaufen, Sichumsetzen, völlige Aufgehen einer dichterischen Empfängnißstimmung nur in eine Farbe oder einen Farbengegenstand eine Verarmung des Inhalts bedeutet. Ich meine, daß das ganze Wesen der Individualität, das, was unter allen Sinnen liegt, und nicht allein ein vereinzelter Sinn, den Mutterschoos des keimenden Organismus ausmachen muß. Im anderen Falle ist der Vorgang peripherisch, beginnt in der Peripherie und endet in der Peripherie; es ist eine isolirte Vibration eines einzelnen Sinnes. Aber die ganze Individualität muß vibriren. Wenn die Individualität ganz ins All zerflossen, nur eins damit ist, und sich selbst blos fühlt als einen kleinen, festen Kern mitten in dem unendlichen Raum, — dann sieht wohl der Künstler, gleichsam draußen im Stillen und Weiten, aber in Wirklichkeit aus inneren Tiefen, seinen und des Weltalls Tiefen, das Bild emporsteigen, — emporsteigen aus dem Unbewußten, wie einmal Venus Anadyomene aus dem Meere.

Ola Hansson.

Hosted by Google

Italienische Fonds.

Da der Kaiser jüngst nach Rom fuhr, fiel einigen Neugierigen am Bahnhof eine eigenthümlich geformte, lange Kiste auf; man rieth auf Garderobenstücke, bis ein besserer Räthsellöser auf Orden und sonstige Erinnerungsgeschenke kam. So etwas wäre jedenfalls in einem Lande, das uns dereinst mit seinen Truppen helfen soll und deshalb die drückendsten Lasten trägt, nicht ganz unangebracht gewesen, denn wie beispielsweise die Neapolitaner ihren Joachim Murat liebten, weil er farbenprächtig daherritt, so haben auch ihre Nachkommen den glühenden Sinn für Glanz und Festlichkeit behalten und begreifen eine Alliance nur unter der Begleitung derartiger klug abgebrannter Feuerwerke.

Etwas ist hierbei aber dennoch merkwürdig! Alle die Fortschritte, die der Dreibund in Folge der letzten Paraden in den Herzen der italienischen Steuerzahler gemacht haben soll, drücken sich im Kurs der dortigen Rente fast gar nicht aus. Woher kommt das? Die Apenninenhalbinsel hat doch Börsen genug, die das Spiel verstehen. Mailand, Genua, Florenz, Turin, Rom entfalteten so oft ihre kühne Unternehmungskraft, daß selbst nach ihren schweren Niederlagen ein solches Moment die passende Gelegenheit geboten hätte zur bekannten Mischung von Patriotismus und Spekulation. London, das zwar ebenfalls dem Dreibunde wohl will, pflegt doch nur an extremen Tagen bei starken Rückgängen von Italienern kaufend einzugreifen, dann aber auch so machtvoll, wie dies eben nur englisches Geld vermag. Die deutschen Plätze hätten vielleicht trotz der Schatten, welche die Reichstagsauflösung vorauswarf, gern animirt, um so mehr als die ersten Banken Italiens, die allerdings oft recht kleinlich sind, in unserer Reichshauptstadt ständige Vertretungen haben. Aber was halfs? Diejenige Börse, welche die italienische Schuld gleichsam kapitalisirt, in deren Hand, trotz Dreibund und Zollkampf, das große, regelmäßige Geschäft dieser Renten roulirt — Paris, es hob sein Haupt zu drohend empor.

Wer erinnert sich nicht noch des Tages, da König Humbert von Potsdam aus mit dem Kaiser nach Straßburg reisen wollte und die Franzosen daraufhin italienische Rente um 90 Centimes warfen? 90 Centimes! Ist es je erhört gewesen, daß ein König aus Fleisch und Blut, ein wackerer Reitersmann, ein tapferer Degen, vor einer Summe zurückweicht, bei der sogar noch 8 Pfennige an einem Franken fehlen? Aber das Unerhörte geschah: Umberto ging nicht nach Straßburg.

An diesen Tag dachte man jetzt wohl, als darauf verzichtet wurde, die französische Spekulation durch ein kleines Haussiren von italienischer Rente zu provoziren. An der Seine hat man bequem in blanco zu verkaufen, — da die Stücke da sind, an der Spree werden dagegen alle Käufe überschätzt. Noch vor wenigen Monaten hieß es prahlend, unsere Reichsbank hätte 8 Millionen Franken in Napoleons nach Paris geschickt, weil Berlin so viele Italiener bezogen. In Wirklichkeit hat aber ein einziger Agent de Change von diesem Papier für 8 oder 10 Millionen in jeder Liquidation zu beziehen. Das sind keine Summen! Gewichtig nimmt sich natürlich äußerlich das große Deutsch-Italienische Syndikat aus, welches von Georg Siemens in Berlin geleitet wird, falls ihm die ausgesucht schlauen römischen Finanzmänner nicht noch „über" sind; aber eine rauhe Thatsache: von all den Rentenposten, die dieses Konsortium nach

Hosted by Google

folgsam abgedruckten Zeitungmittheilungen so semesterweise übernimmt, geht ein großer Theil ultimo ausweisbar doch schließlich nach Paris.

Im Jahre 1886 stand 5proz. italienische Rente schon über Pari, damals war Soubeyran vom Crédit Foncier — einer jener problematischen Weltmänner, die auch mit 0,0 in der Tasche ihre halbe Million jährlich verleben — der hartnäckigste Haussier jenes Papiers, bis dann Rothschild mehrfach die ungeheuersten Positionen übernehmen mußte. Das geschah natürlich nicht Italien, sondern Soubeyran zu Gefallen. Mit dem Königreiche selbst stand Baron Alphons wegen mehrfacher Berücksichtigung von Konkurrenzgruppen gespannt, wie er ja auch einmal versucht hat, italienische Rente durch Massenverkäufe zu drücken, und dabei eine Niederlage erlitt, weil das französische Kapital (Monsieur Tout-Le-Monde) noch immer mehr kaufen konnte, als Rothschild verkaufen. Ende 1886 war also der 5procentigen Rente Kurs 100. Ein Jahr später hatte bereits wieder ein Rückgang bis zu 94 stattgefunden und bis Ende vorigen Jahres nach 90 wieder über 91 pCt. Als nach der großen Purifizirung von russischen Werthen das Fehlen eines einheitlichen Anlagepapieres bei uns allzu fühlbar geworden war und Italiener so den Kurs von 90 hatten, dachten viele Financiers daran, dieses Papier in unsern Anlagemarkt intensiver hineinzubringen. Nur müßte der Preis noch aussichtvoller, also billiger werden, etwa so 86 pCt. Worauf ihnen von erfahrener Seite erwidert wurde, das sei ein Kurs, den heute Italiener nur noch im Kriegsfall haben könnten, — und im Jahre 1879, im tiefsten Frieden, da der Kurs wirklich 86 schloß, zeigte er gegen Ende 1878 noch einen Aufschwung von 6 pCt., gegen 1877 wieder eben so viel und gegen 1876 noch einmal einen solchen von 3 pCt. So entscheidend ist die Placirung eines Staatspapieres und nur so allmählich läßt sie sich bewerkstelligen. Es sind z. B., auch zum Theil durch ihre gute Verloosung Livorneser und Toscana-Obligationen in den festesten Händen, die so leicht nichts wieder an den Markt kommen lassen, während die andern italienischen Eisenbahnobligationen zu sehr in der Luft schweben und durch ihre regelmäßigen Verkäufe auch auf den Kurs der Rente einwirken. Ueberhaupt würden sich die Finanzen des erst vierunddreißigjährigen Königreichs, trotz Bauten und Bankenkrach, ohne die Uebernahme der Bahnen leichter entwickelt haben. Diese sind nicht wie in Preußen glänzende Erwerbungen gewesen, obgleich auch bei uns die viele Eisenbahnrente die Kurssteigerung der Konsols hindert; allein die italienischen Bahnen haben mit der durch die Küstengestaltung ermöglichten Wasserkonkurrenz in einer Weise zu kämpfen, die nur zu sehr fühlbar wird. Die ungemessenen Posten von Prioritäten, die beständig im Markte verkehren, fordern natürlich zum Vergleichen mit dem Preise der Rente heraus und schaden dieser.

Von den beiden Hauptgesellschaften scheinen die Leiter der Adria tüchtiger zu sein als die der Mittelmeergesellschaft, da bei der Theilung das erstere Netz, dem Rom, Neapel, Livorno verblieb, besser wegzukommen verstand. Die Verwaltungen selbst sind noch nicht nordisch disziplinirt; es ist vorgekommen, daß die Mittelmeerbahn eine Karte versandte, auf der eine sehr bemerkenswerthe Linie fehlte, etwa wie es Fremden in den 60er Jahren in Venedig ergehen konnte, daß sie beim Wechseln einen Kurszettel zu sehen wünschten, und es sich dabei herausstellte, daß man letzten Freitag den Kurs festzustellen — vergessen hatte. Eine Ueberlast liegt in dem starken Zuviel der Beamten, die der Staat von den Bahnen mit übernehmen mußte, wenngleich dabei die Pfründnerzahl etwa der portugiesischen Bahnen noch keineswegs erreicht wird. Boshafte Kreaturen

Hosted by Google

behaupten deshalb, die italienische Regirung versetze die kränklichen Beamten vorzugsweise nach den Maremmen, wo man wohl rascher stirbt.

An italienischer Rente ist vom Publikum, das ja überhaupt nur von seinen Verlusten seufzt und nie von seinen Gewinnen jauchzt, enorm verdient worden. Ueber ein Jahrzehnt stand der Kurs zwischen 46 und 56. Zu 5 pCt. war das eine hübsche Verzinsung für ein Großmachtpapier. Anfangend mit Mailändern entstand damals jene Gattung von italienischen Städtepapieren, deren eigentlicher Schöpfer der Vater des Panama-Reinach war. Als der alte Herr einem Freunde die Erhebung in den italienischen Freiherrnstand mittheilte, meinte der Freund: „Nun, Du hast Dein ganzes Leben hindurch gern billige Sachen gekauft!" Billig war auch der Plan, nach dem jener Reinach Mailand, Barletta 2c. 2c. finanzirte. Er sah ihre Vermögensbestände, hierfür hatten sie sich zu ca. 50 pCt. die 5prozentige Rente zu kaufen und als Fundirung für ein auszugebendes Loosanlehen in einer Bank zu hinterlegen. Mit der Rente machten sie 10 pCt., das Anlehen kostete sie inclusive des dicken Reinachschen Gewinnes vielleicht 7 pCt. und für den Unterschied von 3 pCt. bauten sie sich eine Wasserleitung oder stellten ein Straßenpflaster her. Zwanzig Jahre vor Ahlwardt!

Ueber Italiens Wirthschaftverhältnisse zu spötteln, ist noch heute leicht. Man muß aber die Leute fragen, welche noch vor der Einheit das Land bereisten, um den wundervollen Aufschwung zu ermessen, der sich dort seit dreißig Jahren vollziehen konnte. Ein so lange nieder getretenes Volk, — große und kleine Despotien und im Herzen die römische Riesenkreuzspinne, die alle Säfte auffog. Wie beschämt müßte unser ganzer oft so lauter Chauvinismus schweigen, sähen wir den Berg an, den die Großen und Tüchtigen jener angeblich so verkommenen Nation aushöhlen mußten, um nur in die Reihe der finanziell civilisirten Staaten zu treten.

Heute ist dies Alles zum guten Theil vollbracht, und das erlöste Italien kann in eine geordnete Zukunft blicken. Trotz der Größe der Latifundien, der Armuth vieler Ackerbaubevölkerungen und endlich trotz der nahezu unerschwinglichen Steuern infolge der Militärausgaben, entspricht der Kurs jener Renten nicht irgend einem Zahlungzweifel, sondern lediglich dem schwimmenden Material. Das deutsche Publikum dürfte nach und nach einen großen Theil davon absorbiren, allein das Mittel, daß dies nun rasch geschähe, ist noch nicht entdeckt. Es hilft nicht einmal, daß fast sämmtliche deutsche Banken ihren ruhigeren Kunden wie auf eine ausgegebene Parole hin italienische Papiere anrathen. Man hat eben doch bei uns das Gefühl, daß der kapitalistische Schwerpunkt Italiens da liegt, wo trotz aller Zollkämpfe auch sein kommerzieller ist — in Frankreich, so daß der Kurs der Rente noch lange von dort abhängig bleiben müßte.

Darf man auch die Sparsamkeit des Volkes zu seinen Gunsten anführen? Wo es in der Fremde ist, tritt es durch diese Eigenschaft hervor, fehlt doch z. B. in Buenos-Ayres oft das Kupfergeld für die Trambahnen, weil die dortigen sehr zahlreichen Italiener, wie die Aengstlichen in Monte Carlo, alles verdiente baare Geld sofort in die Heimath senden.

Es giebt Völker, wo 80 Prozent stehlen und 20 Prozent arbeiten; bei den Italienern und Türken arbeiten 80 Prozent und nur 20 Prozent stehlen.

Pluto.

Hosted by Google

Eine kommunale Elegie.

„Mein Antrag ist unwiderleglich; er hat nur ein Bedenken: seine praktische Unausführbarkeit." Diese denkwürdigen Worte eines Liberalen aus der Paulskirche variirte man bislang nur in deutschen Parlamenten; seit einiger Zeit scheinen sie auch in die Rathhäuser ihren Einzug halten zu sollen. Böse Beispiele verderben gute Sitten; wenn bei der Gesetzfabrikation geredet wird, als gäbe es keine Buchdruckerkunst und keine Leitartikel, warum sollen nicht auch bei dem Bau von Brücken und Bedürfnißanstalten die „großen Gesichtspunkte" entwickelt werden? Daß damit das Ende und der Tod der Selbstverwaltung besiegelt ist, daß diese arbeitende Theilnehmer zur Voraussetzung hat, nicht Reden haltende, das wird die Wortführer nicht kümmern. Der aufmerksame Beobachter merkt denn auch aus mancherlei Anzeichen, daß der städtischen Selbstverwaltung Gefahren drohen; nicht von oben her, sondern aus den Mauern der Städte selbst. Der Parlamentarismus in der Gesetzgebung ist blos ein Unglück; in der Verwaltung ist er ein Nonsens.

Als Stein die moderne Städteverfassung schuf, da schwebte ihm, mehr oder minder klar, die Absicht vor, durch die thätige Mitarbeit der Bürger den gefährlichen Gegensatz von Regirenden und kritisirenden Regirten aus der Welt zu schaffen; verhindern wollte er, daß die Sachverständigen hinter den Schranken stehen, während die Unkundigen zu Gericht sitzen. Sein Reformwerk litt an vielen Mängeln, das Detail war recht angreifbar; aber es ist und bleibt eine bewundernswerthe Schöpfung, die aus dem Ständestaat Friedrichs des Großen den nationalen Staat des 19ten Jahrhunderts schaffen half. Und, wie denn die Reaktion sich allerorten und allezeit gleichgeblieben ist, so haben die Feudalen jener Tage mit beinahe gleichen Schlagworten gegen die Reformgesetzgebung getobt, wie es seit fünfzehn Jahren unsere reaktionäre Partei, die freisinnige, allen Reformen gegenüber thut. Wie damals gegen eine Politik gewettert wurde, die nur die Interessen des Kapitals, der Wucherer berücksichtige, so muß jetzt die agrarische Begehrlichkeit herhalten; damals wie heute malte man den unheilvollen Einfluß der Gesetzgebung auf die begünstigten Klassen — 1808 angeblich die Städte und Bürger, 1893 das Land und den Grundbesitz — mit den düstersten Farben, und sagte den Ruin der freien, ihrer Selbstverantwortung sich bewußten Individualität voraus, da man die Menschen gewöhne, Alles vom Staat zu erwarten Die Schriften aus dem Nachlasse des alten Marwitz lesen sich heute kaum anders als eine beliebige Nummer der Wochenschrift „Nation", und doch liegen siebenzig Jahre dazwischen, und was für Jahre! Man erinnere sich des großartigen Blödsinns, den die freisinnigen Koryphäen gegen die sozialpolitischen Gesetze und ihre Wirkung auf den Arbeiter produzirt haben, und man wird sich freuen, bei Marwitz schon 1819 die Prophezeiung zu finden, daß die Beseitigung des Zunftzwanges, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit den wahren Fleiß und die Selbstthätigkeit untergraben müsse,

Hosted by Google

und daß fortan Bürger und Bauer nur noch faullenzen und spaziren gehen würden.

Stein ist bekanntlich in seinen späteren Tagen von manchen seiner Reformideen zurückgekommen; er wünschte eine Versöhnung des modernen Staats mit der ständischen Gliederung und hat sich deshalb von den gesinnungtüchtigen Cretins der Tagesmeinung die Bezeichnung „Junker" gefallen lassen müssen. Wenn er nun gar vorausgesehen hätte, welcher Entwickelung die von ihm geschaffene Selbstverwaltung zutreibt, er hätte vielleicht doch Bedenken gehegt, das Repräsentativ-System — nach Carlyle bekanntlich die Hautkrankheit des 19. Jahrhunderts — in so prononcirter Weise in die Städte hineinzutragen. Freilich ahnte er Eines nicht und konnte es nicht ahnen: die Ausgestaltung unseres politischen Parteiwesens mit Allem, was drum und dran hängt. In jenen unschuldvollen Tagen gab es keinen Parteihaß, keine Tagespresse im heutigen Sinne, und in den Städten nicht entfernt die sozialen Gegensätze unserer Zeit. Stein dachte an ein unbefangenes, selbstloses Zusammenarbeiten von besonnenen Männern im Dienste des gemeinen Wohls; daß man in den Städten einmal dazu kommen könnte, konservativ oder klerikal oder freisinnig zu verwalten, daß man jemals andere Interessen berücksichtigen werde als die durch die Sache selbst gegebenen, darüber hat bei ihm kaum genügende Klarheit geherrscht, wie denn seine Stärke überhaupt mehr in dem energischen Erfassen einer Idee als in ihrer konsequenten Durchführung lag. Er ging von der zunächst richtigen Annahme aus, daß gemeinsame Thätigkeit erziehend, versöhnend und ausgleichend wirkt; von dem Zusammenarbeiten erhoffte er mit Fug und Recht die Ueberbrückung gesellschaftlicher Klüfte, die der altständische Kastenstaat historisch entwickelt hatte. Stein glaubte nicht an die Erbweisheit des zünftigen Berufsbeamtenthums und meinte, der verständige Gewerbtreibende, Kaufmann oder Handwerker werde eben so gut und besser als jenes wissen, was ihm noth thue. Aber sein Register hatte ein Loch: ihm mußte naturgemäß verborgen bleiben die bodenlose Verflachung des geistigen Niveaus, die sichtlich und progressiv sich steigernde Verdummung, die das politische Tagestreiben in unserm öffentlichen Leben gezeitigt hat, und die nun langsam, aber sicher auch in die städtischen Parlamente dringt. Der charakterfeste Unsinn z. B., wie er bei den Schloßplatz-Berathungen in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung zu Tage trat, war dem Schöpfer der Städteordnung noch nicht bekannt, wäre ihm auch schwer faßbar gewesen; daß bei Straßenverbreiterungen und Verschönerungsanlagen jemals hohe Politik würde getrieben werden, lag zu Anfang unseres Jahrhunderts noch außerhalb des Kreises der Berechnungen. Nicht zum Mindesten das Verdienst der deutschen Presse, und wiederum vorzugsweise der so zu sagen liberalen, ist diese geistige Narkotisirung der Gehirne. Der richtige Philister aller Konfessionen bekommt es jetzt bei uns fertig, gegenüber einer neuen Abortanlage oder der Anstellung eines Stadtschreibers vom konservativen oder liberalen Standpunkt aus Stellung zu nehmen. Die einfache Thatsache, daß in den großen Städtevertretungen heutzutage politische Fraktionen thätig sind, ja daß diese in allen wichtigeren Fragen entscheiden, beweist, wie tief das Gift bereits in die Verwaltung eingedrungen ist. Stein hätte solchen frechen Unfug verabscheut; eine künftige Städteordnung wird neben anderen Aenderungen auch dafür zu sorgen haben, daß die Theilnehmer an derartigen, dem Geiste des Gesetzes Hohn sprechenden Konventikeln mit dem Verlust ihres Mandats bestraft werden. Heute freilich gehört noch ein gewisser Muth dazu, sich dem Terrorismus der „Führer" zu entziehen und unabhängig zu bleiben —

Hosted by Google

ein Muth, der durch Boykott in dieser oder jener Form bestraft zu werden pflegt. In Stadtverordneten-Versammlungen nämlich sind Führer in der Regel die Herren mit dem größten Mund und dem kleinsten Verständniß, während die zahlreichen einsichtvollen und sachverständigen Männer, die nicht „reden" können, auch hier mehr oder minder in die zweite und dritte Reihe gedrängt werden. Die Selbstverwaltung wird loyal und ehrlich sein oder sie wird nicht sein; Stadtverordnete, die bei verschlossenen Thüren Vorkonvente halten und dann mit gebundener Marschroute an Verwaltungvorlagen irgendwelchen Inhalts heran gehen, betrügen sich und die Verwaltung und ihre Mitbürger.

Noch andere Momente sind hinzugetreten und haben die groß gedachte Schöpfung Steins in mitunter recht bedenkliche Bahnen gelenkt. Der Anfang unseres Jahrhunderts kannte in Preußen kein blühendes, reich entwickeltes Städteleben, sondern nur kleine, armselige Munizipien mit entsprechend einfachen Verhältnissen. War doch selbst die Landeshauptstadt zu jener Zeit noch eine dürftige Kommune, und die mittleren und kleinen Provinzstädte zumal dämmerten in patriarchalischer Ruhe dahin. Wesentliche Verschiedenheiten herrschten kaum; in philiströser Langsamkeit entwickelten sich die Dinge, in Stettin wie in Zössen. Es kam der ungeheure Umschwung in den Verkehrsverhältnissen; mächtige Verkehrsadern wuchsen empor; neue, ungeahnte Aufgaben fielen den Städten zu. Da mußte sich denn allmählich zeigen, daß es ein schwerer konstitutioneller Fehler gewesen war, die großen Kommunen mit Hunderttausenden von Einwohnern eben so zu organisiren wie jedes Landstädtchen. Bei diesen war die Repräsentativ-Verfassung ein Luxus, der in manchen Punkten sein Bedenkliches hatte und eine vielfach skurrile Kommunal-Kannegießerei erzeugte, aber schließlich doch ziemlich unschädlich wirkte. In den mittleren und großen Kommunen aber hat der Afterparlamentarismus unendlich oft als ein Hemmschuh gewirkt, hat er eine Unsumme von Kräften nutzlos verthan und vor der Zeit aufgerieben, hat er endlich unter dem Druck und der Nachwirkung der Konfliktsjahre jene Konfliktsstimmung erzeugt, die in blödester Verkennung der Wirklichkeit in der Exekutive den natürlichen Feind sieht, dem man die Flügel garnicht genug stutzen könne. Wenn man die Leistungen der norditalienischen, der flandrischen und deutschen Städte des Mittelalters vom Standpunkte höheren Menschenthums mit denen der modernen Kommunen vergleicht; wenn man bedenkt, was jene für Kunst, für Wissenschaft, für alle Bethätigungen eines verfeinerten Daseins, bei unendlich schwierigeren wirthschaftlichen Voraussetzungen gethan haben, — dann wird man von der hochmüthigen Ueberschätzung unserer städtischen Selbstverwaltung zurückkommen, die heute unsere ignoranten Leitartikler so gern zur Schau tragen. Unendlich geringes Verständniß, vielfach sogar steigende Engherzigkeit haben die modernen deutschen Städte den Künsten entgegen gebracht, und den sozialen Aufgaben verschließen sie sich leider Gottes nur allzu häufig mit einer pharisäerhaften Beschränktheit, die das charakteristische Merkmal moderner Bourgeoisie bildet. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß ein guter Theil der Schuld, wenn auch gewiß nicht die ganze, die Städteverfassung trägt. Sie macht es in der kommunalen Verwaltung, viel leichter als in jeder anderen, dem impotentesten Habenichts und Radaumacher möglich, eine Rolle vor oder hinter den Coulissen zu spielen, die ausführenden Kräfte bis aufs Blut zu peinigen, matt und stumpf zu machen und schließlich zu lähmen, sofern er nur die nöthige Zungenfertigkeit besitzt. Als ob in der Verwaltung, wo es sich um Schaffen und Bilden handelt, jemals

Hosted by Google

durch Schwatzen Etwas erreicht worden wäre, als ob nicht jede Maßregel schließlich in hundert verschiedenen Formen ausgeführt werden könnte, die alle ihre Berechtigungen haben. Vor Kurzem brachten die „Fliegenden Blätter" ein hübsches Epigramm, wonach der liebe Herrgott mit der Erschaffung der Welt wohl bis heute nicht fertig geworden wäre, wenn er zuvor eine Kommission eingesetzt hätte. Die bittere Wahrheit ist, wie die meisten Wahrheiten, einstweilen wohl ziemlich unbeachtet geblieben; trotzdem enthält sie in scherzhafter Form den sehr ernsthaften Nothschrei vieler, vieler durch ödeste Dialektik zerquälter, schaffens- und arbeitfreudiger Männer. Es ist bisher noch nicht bekannt geworden, daß Michel Angelo und Erwin von Steinbach, und wie sie alle heißen, die großen Meister, unter Aufsicht der Stadtverordneten-Versammlung oder einer Kommission ihre Riesenwerke schufen, und was eine solche Kommission ruiniren kann, davon könnte unser prächtiger Wallot ein Lied singen. In den Parlamenten hat der wüste Unfug zunächst nur zur Folge eine außerordentliche technische Verschlechterung der Gesetze; in der Verwaltung vernichtet er das Gefühl individueller Verantwortlichkeit, zerreibt oder zerbricht er die Persönlichkeit — das einzig Göttliche auf Erden. Wenn man bedenkt, welche Unsumme von Sachkenntniß heutzutage in einer Gesetzesvorlage zu stecken pflegt, wie für sie nicht nur die Weisheit des Ressortministeriums verwandt, sondern alle überhaupt Sachverständigen in Bewegung gesetzt werden, dann faßt einen der Menschheit ganzer Jammer an beim Anblick der großartigen Verbalhornisirungmaschinerie des Parlaments, die auf der anderen Seite wiederum aus einem verfehlten noch niemals ein ernstlich verbessertes Gesetz gemacht hat. Und dabei kann man einem Gesetz gegenüber schließlich noch mit einem Schatten von Recht sog. „politische Gesichtspunkte" geltend machen, die freilich in der Regel fossile Phrasen sein werden. Was aber dem blühenden, pulsirenden Leben der Verwaltung die parlamentarischen Formen der Repräsentativ-Verfassung sollen, das zu ergründen, wird wohl nie möglich sein. Tüchtige Männer sollen hier die Beauftragten sein, sachverständig und möglichst wenig juristisch veranlagt, und ihnen zur Seite stelle man eine Hand voll verständig ausgewählter Vertrauensmänner, die ihre Sache wirklich verstehen und jene, wenns noth thut, streng kontroliren. Denn gerade mit dieser Kontrole stehts doch jetzt verteufelt windig, und die Volksvertretung spielenden, von vielen Dingen natürlich wie jene nichts verstehenden Stadtverordneten haben naturgemäß stets die löbliche Neigung, Mücken und Infusorien zu seihen, und Elephanten — anstandslos zu verschlucken, manchmal ohne es zu merken. Für den Dilettantismus ist unser modernes Leben eben zu ernst geworden und zu komplizirt, und bislang ist es leider noch nicht gelungen, Sachkunde durch Rhetorik genügend zu ersetzen.

Zu dieser auf Vertrauen und Sachkunde gegründeten Verfassung wird unser kommunales Leben zurückkehren müssen, sonst geht es zu Grunde, obwohl heute die Gesinnunghelden des Marktes am Liebsten an jedes Rieselfeld und auf jedes geräuschlose Pflaster ihr „sic itur ad astra" schreiben möchten. Die Entwickelung wird voraussichtlich eine langsame sein. Aber täuschen nicht alle Zeichen, so beginnt an nicht wenigen Stellen bereits die Erkenntniß zu dämmern, daß das Heil der Städte auf einem anderen Wege liegt als auf dem läppischer Parlamentsfexerei.

Ein Beamter.

Hosted by Google

Fraktion Geldsack.

Es war am 31. Mai 1891 und den Ort der Handlung bot der Zoologische Garten zu Frankfurt am Main. Die deutsche freisinnige Partei für Südwestdeutschland tagte alldort und als Ehrengäste waren neun Abgeordnete erschienen, sie selber in leibhaftiger Gestalt. Ringsum in den Käfigen war der Tiger durch dicke Eisenstäbe von dem Panther getrennt; in den Festräumen aber nahm Ludwig Bamberger dicht neben Eugen Richter den Platz und an ihre Seite drängte sich Hugo Hinze, dem damals schon durch ehrengerichtlichen Spruch das Recht aberkannt war, die Uniform und den Offizierstitel zu tragen, der aber damals noch nicht von der Möglichkeit träumte, mit dem die Reichspolitik kommandirenden General trauliche Plauderstunden einst zu verleben. Durch Krankheit war Albert Träger am Erscheinen verhindert und so mußte ein fremder Herr aus Wachenheim die deutsche freisinnige Frau leben und blühen lassen. Und es erhob sich Ludwig Bamberger, lobte erst sich selbst mit dem gehörigen Nachdruck, lobte noch lauter dann den Geist der südwestdeutschen Bevölkerung, „dem es nicht entspricht, knechtisch, servil, unterwürfig und absolutistisch gesinnt zu sein", nannte die Entlassung Bismarcks darauf „ein unendliches Glück für Deutschland" und ging schließlich zu einer Betrachtung der Parteien des Reichstages über. „Wir Freisinnigen kämpfen den Kampf gegen die Dummheit", sagte er, und mit diesem milden Wort, das natürlich stürmischen Beifall fand, warf er Alles, was nicht zur deutschen freisinnigen Partei gehörte, in den großen Trog der dummen Kerle. Auch sonst wußte er nicht viel Gutes zu melden; überall sah er Zersetzung nur und Verfall, höhnte die Nationalliberalen und orakelte endlich: „Die Partei, die ich am Besten im Stande sehe, auf dem Boden weiter zu arbeiten, auf dem sie steht, und sich auszubreiten, die zukunftreichste Partei ist meiner Ansicht nach die unsrige, ... und — oder ich müßte mich irren — diese freisinnige Partei hat noch eine große Zukunft im Deutschen Reich."

Es war am 6. Mai 1893 und den Ort der Handlung bot in Berlin die Zimmerstraße, allwo für das deutsche Volk seit acht Jahren die Freisinnige Zeitung redigirt und gedruckt wird. Wenige Stunden vorher war der Reichstag aufgelöst worden und ungeduldig, weil ein Gewitter längst in der Luft lag und vom Himmel doch kalter Sprühregen fiel, wartete man auf das Erscheinen der Zeitung. Da trat unter die harrenden Gruppen Herr Eugen Richter; den Schlapphut hatte er in die Stirn gedrückt, auf den schlaffen Flächen seines fetten Gesichtes lag ein matter Schweißglanz und, unsicher tastend, tappte er nach der allgemach doch vertrauten Thür. Hinunter in den Maschinenraum, ein fertiges Blatt in die Tasche gesteckt,

Hosted by Google

für die Morgenausgabe einen Platz reservirt —: und fort stampfte er, dahin, wo zur Berathung die Fraktion schon versammelt war. Und wiederum nach ein paar Stunden kam er zurück und schrieb für das Morgenblatt rasch noch eine Notiz, die der Welt verkünden sollte, daß die „zukunftreichste", die deutsche freisinnige Partei am 6. Mai 1893 nach neunjährigem, ruhmlosen Dasein zu leben aufgehört hatte.

Die beiden neben einander gestellten Daten sind für die feindlichen Brüder des nun seligen Freisinns ungemein charakteristisch: dort die gefällig schmeichelnde und lügende Phrase, die, wenns durchaus sein muß, sich auch radikal wohl vermummt, hier die brutale, oft rüde Rücksichtlosigkeit. Um die beiden Daten völlig zu würdigen, muß man sich des Streites erinnern, der im Frühling des Jahres 1890 im freisinnigen Lager entbrannt war; damals trat Richter mit der ganzen Breitseite seiner Persönlichkeit offen hervor und forderte ein Plebiszit, während seine Gegner mit allen Waffen perfider Hinterlist in den Spalten des Berliner Tageblattes gegen ihn kämpften und ihre vermeintlich so schlau ausgeklügelte Intrigue kläglich am Ende doch scheitern sahen. Seitdem hat Richter sicher nur den einen Gedanken gehabt: den Parteiverband zu sprengen und die Arme frei zu bekommen; der Thiergartenfreisinn dagegen nährte den heimlichen Wunsch, ganz in der Stille den verhaßten Parteichef, dem er offen nichts anzuthun wagte, in seinem Ansehen allmählich zu entwurzeln und auf den Trümmern seiner Macht für den politischen trade Raum zu gewinnen, für die Geschäftchenmacherei unter einer volksthümlichen Firma. Diesen fein ersonnenen Plan hat nun Richter zerstört; er war es müde geworden, auf seinem Wege immer und überall das Spinnengewebe seiner tückischen Freunde zu finden und mit einem bewundernswerthen Fleiß und einem leider ganz ungewöhnlichen Talent als Einziger doch der absterbenden Partei wenigstens rednerische und publizistische Erfolge zu gewinnen; und als der Schachergeist, der kaum noch politisch zu nennen ist, gar so herrlich in den letzten Wochen sich offenbarte, da folgte Held Eugen dem gewaltthätigen Temperament und schüttelte den verblüfften Troß von sich ab.

Es wurde ihm leicht gemacht, und wenn diesmal nicht, ehe die Wahlagitation noch begann, gelogen worden wäre, daß die Balken sich bogen, dann würde von den angeblich freisinnigen Clowns, die im Circus Lewetzow die Geschmeidigkeit ihrer Glieder übten, auch nicht Einer wieder die Schwelle des Reichstages beschreiten. Nachdem die Herren Monate lang ausgerechnet hatten, daß dem deutschen Volk so ungeheure Lasten nicht zugemuthet werden dürften, erklärten sie sich plötzlich zur Annahme der Militärvorlage bereit, — „unter der Voraussetzung, daß sich eine Mehrheit dafür fände". Das heißt: man wollte „mit dabei sein",

Hosted by Google

wenn schließlich doch noch etwas zu Stande kam, aber man wollte vor den Wählern auch nicht, im Falle einer Auflösung, auf die toga virilis des eifrigen Volksbeschützers verzichten. Und weil so bewährte Bankiers mit einem Male doch das einfachste Rechnen verlernt hatten, hofften sie, als längst schon die letzte Aussicht geschwunden war, noch immer auf eine Mehrheit und zogen sich so böse Blamagen zu, daß der übel gelaunte Kanzler, dem sie doch dienen wollten, in der Reichspindterei nachher „über die Beständigkeit freisinniger Entschließungen" den Ueberfluß seiner Galle ergoß. In der Geschichte keiner Partei hat verängstete Würdelosigkeit jemals sich in so spaßhaften Formen und doch in so dreistem Cynismus gezeigt und es gehört der ganze Muth der Berliner Presse dazu, die Frage überhaupt noch zu erörtern, ob die Helden der ersten Maiwoche länger in einer Partei geduldet werden konnten, die mit kecker Anmaßung die steifnackige Standhaftigkeit als ihr ausschließliches Eigenthum proklamirt. Nicht, weil sie für die Militärvorlage stimmen wollten, sind sie abgeschüttelt worden, sondern weil sie auf Hintertreppen schnöde Schachergeschäfte trieben und öffentlich in stolzer Catonentugend prangten.

Und warum das Hausiren und Trödeln? Der patriotische und bald hoffentlich offiziöse Börsencourier bringt die Erklärung, die also lautet: „Die Börse ist entschieden für eine Verständigung über die Militärvorlage"; nur wünscht sie, die arme Börse, von lästigen Beiträgen zur Kostendeckung möglichst verschont zu bleiben. Die Börse ist der Opposition lange schon müde, sie verlangt nichts als wirksamen Schutz gegen die Antisemiten, und eine Gesetzgebung, die für die fröhlichen Schlittenfahrten des mobilen Kapitals und der freien Spekulation die Bahn rein fegt. Was außerdem noch im Deutschen Reich und in Preußen geschieht—: ob der Grundbesitz in der Hypothekenschlinge erstickt und der Landmann von seinem Acker nicht einmal die Kosten und Mühen der Bestellung zurück erhält, ob die Proletarisirung immer weitere Kreise ergreift und der Tag näher rückt, wo die Massen mit Denen Abrechnung halten, die ohne Werthe zeugende Arbeit den Reichthum des Landes in ihre gierigen Hände gerissen haben, ob das Heer stärker oder schwächer, die Grenze am Rhein oder an den Vogesen ist —: was fragt die graue Internationale danach, wenn sie nur frei handeln und wandeln, frei spekuliren und ruiniren kann? Der patriotische Mantel, der ist für die festlichen Gelegenheiten, für die gaffende Menge; im stillen Kämmerlein, in den protzigen Thiergartenvillen, zuckt man über den „Mumpitz" spöttisch die Achseln und einigt sich bald darüber, daß die ideale Staatsform nur der unbeschränkte Parlamentarismus ist, weil der, mitunter freilich durch allzu weit stinkende Panamasümpfe, zur thronenden Herrschaft des Geldsackes führt.

Hosted by Google

Diese Anschauung fand bei Herrn Richter nicht mehr ganz die Vertretung, deren sie, unter veränderten Umständen, heute bedarf. Er war den strebenden Großkapitalisten zu kleinbürgerlich, unter den zwitschernden Singvögeln in seiner altmodischen Wohnung fanden sie sich nicht zurecht und mit Erstaunen bemerkten sie, daß er an den fanatischen Unsinn, den er täglich verkündete, wirklich auch glaubte. Mit solchem plumpen Gesellen ist jetzt, wo Manchesterei wieder Trumpf zu werden verspricht, nicht viel anzufangen. Da sind die „modernen Elemente" nöthig, von denen der betriebsame Herr Barth immer fabulirt, Leute, die gut wohnen, gut essen und trinken, den lieben Gott auch einen guten Mann sein lassen und es doch verstehen, das abschreckende Firmenschild einer Geldsack-Fraktion mit dem Glanz der humansten Selbstlosigkeit zu übergolden. Endlich hat der Bank- und Börsen-Liberalismus nun eine politisch organisirte Vertretung gefunden, die von der formalen Rechtsgleichheit nicht einen Zoll opfern wird, weil ein rücksichtloses Ausbeuterprogramm ihr doch die Herrschaft verbürgt, und schaudernd werden wirs bald erleben, wie rasch sie die Geschäfte des Sozialismus und namentlich des Ahlwardtismus besorgen wird. Der erste Antisemitenlärm folgte fast unmittelbar auf die Secession Derer um Bamberger, die sich damals von den Nationalliberalen trennten, weil die politische Begünstigung des beweglichen Kapitals und des Zwischenhandels ein Ende nahm, und die heute zu einer neuen Secession gezwungen sind, weil sie, allzu eilig vielleicht, das mühsam bewahrte demokratische Mäntelchen drangaben, um im freien Spiel des wieder erwachenden Freihändlerthums ihre Kräfte zu regen. Alle Schulgesetze und Militärvorlagen der Welt würden sie dem Kanzler bereitwillig verzeihen — für einen einzigen Handelsvertrag, der den Bankerot der „Junker" um einen Schritt näher rückt.

Daß der großstädtische Geldgeschäftsmann auf dieser Erde sichs so behaglich wie möglich einrichten will, das ist ihm nicht zu verargen. Der Schwindel beginnt erst mit der Verpuppung in humane und freiheitliche Gewande und mit der lustigen Lüge, der politische Yankee sei unter den „ekelhaften Interessenvertretungen" die einzig uninteressirte Brust. Die muntere Zofe der Minna von Barnhelm meint, daß man von den Eigenschaften, die man nicht hat, gewöhnlich am Liebsten spricht. Nach diesem Rezept entstand der Name der nun unselig bestatteten deutschen freisinnigen Partei, der den bösen Bismarck zu so grausamem Hohn verlockte. Und die Fraktion Geldsack blieb ihren glorreichen Traditionen nur treu, als sie am Tage nach der Trennung der Freisinnigen sich den Namen der Freisinnigen Vereinigung gab.

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Mai 1893.

Wahlverwandtschaften.

Der militärische Preis des Wahlkampfes beginnt in immer dichtere Nebel zu verschwinden. Einen Antrag Huene, der nach dem Wunsch des Reichskanzlers die Wahlparole bilden sollte, giebt es nicht mehr, seit der Freiherr von Huene es abgelehnt hat, im neuen Reichstag als Sturmbock gegen die eigene Partei zu dienen, von der ihn kein grundsätzlicher, sondern nur ein taktischer Gegensatz trennt: die Frage nach dem Maß von Gefälligkeit und Zutrauen, das die Regirung verdient. Der Versuch, einen Centrumsführer gegen den andern auszuspielen, ist also gescheitert, wie es für Jeden vorauszusehen war, der sich der Geschichte der ultramontanen Partei erinnert. In einer Ansprache, deren Veröffentlichung der Reichskanzler für passend und nützlich hielt, hat ferner der Kaiser gesagt, er habe die unbedingte Annahme der Militärvorlage erwartet und erwarte sie nun von dem neuen Reichstag. „Sollte aber auch diese Hoffnung täuschen, so bin ich gewillt, Alles, was ich vermag, an die Erreichung derselben zu setzen, denn ich bin zu sehr von der Nothwendigkeit der Militärvorlage, um den allgemeinen Frieden erhalten zu können, überzeugt.“ Diese Rede ist von allerlei unfreundlichen und unerfreulichen Kommentaren begleitet worden; in ihren Einzelheiten aber beweist sie nur, was den nicht absichtlich Blinden ohnehin schon längst bekannt war, daß nämlich der Kaiser von seinen Räthen höchst unvollkommen informirt wird. Und

Hosted by Google

sie beweist außerdem, daß die Frage nach der Quantität der militärischen Forderungen noch keineswegs entschieden ist. Den Regirungen bleibt die Zeit zur Ueberlegung, ob die abgelehnte Vorlage nicht am Ende technische Schwächen hatte und in ihren einstweilen ängstlich verborgenen Konsequenzen finanzielle Aufwendungen verlangen wird, für die in absehbarer Zeit die nothwendige Deckung nicht beschafft werden kann. Jedenfalls ist es unklug und überflüssig, die Wahlkandidaten nach ihrer Stellung zu einem Antrag zu befragen, der gar nicht mehr existirt und vielleicht nie wieder existiren wird; will man ihnen durchaus ein militärisches Rigorosum auferlegen, so sollte die Frage bündig vielmehr so etwa lauten: Willst Du, während auf der politischen Wetterwarte des deutschen Reiches unerprobte und schon in ruhigen Tagen durch manchen Mißgriff schlimm ausgezeichnete Wächter stehen, einen Zustand der Desorganisation schaffen und mit der Hoffnung auf ein künftiges Ziffernübergewicht Dich trösten; oder hältst Du es für wichtiger, mit den Geldmitteln, die unter allen Umständen bewilligt werden müssen, die Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit der Feldtruppen zu heben, als um den Preis der verkürzten Dienstzeit rein mechanisch die Kopfzahl zu vermehren? Daß die hochnothpeinliche Frage ganz anders gestellt wird, das ist nur einer von den wunderlichen Irrthümern, in deren Zeichen zum ersten Male in Deutschland die Wahl sich bewegt und die uns das seltsame Schauspiel bieten, als beflissene Pächter des amtlich geaichten Patriotismus satte Börsenherren Arm in Arm mit dem Rektor Ahlwardt und seinen Patronen auftreten zu sehen.

Während auf der einen Seite so verdunkelnde Nebel aufsteigen, senken sie auf der anderen Seite sich und klar tritt allmählich das wirkliche Ziel des Kampfes hervor. Zwei kaum genügend beachtete Vorgänge haben den Weg aufgehellt: man hat das später als unbegründet bezeichnete Gerücht verbreitet, daß den Manchesterleuten vom Reichskanzler beruhigende Versicherungen über seine künftige Politik und über die Art der kommenden Besteuerung gegeben worden seien, und man hat in den Zeitungen den schlecht stilisirten Aufruf gelesen, in dem siebenzehn Bankiers Beiträge für die Wahlfonds derjenigen liberalen Parteien erbitten, deren Kandidaten für eine nicht näher bezeichnete Militärvorlage einzutreten entschlossen sind. Es ist offiziös bestritten worden, daß dem Aufruf eine Besprechung im Reichskanzlerhause vorangegangen sei; da unter den aufgeführten Namen auch solche

Hosted by Google

sind, deren Trägern Herr von Boetticher aus kritischen Tagen noch verpflichtet ist, so könnte die Spur eher ins Reichsamt des Innern leiten. Immerhin steht man vor einer geschmacklosen und auffälligen Demonstration. Den siebenzehn Herren war es ja unbenommen, ihre Sammlung unter der Hand zu betreiben; ohne Zweifel hätten sie auch dann einen mehr als ausreichenden Betrag zusammengebracht und obendrein die hohen Kosten für riesige Inserate erspart. Daß sie öffentlich vorgingen und namentlich dem Ausland den häßlichen Anblick einer mit Börsenhilfe erstrebten Heeresverstärkung boten, das hat doch wohl einen über das gewiß vorhandene patriotische Bedürfniß der Herren hinausgehenden Zweck. Wir haben dringlichere und besser motivirte Militärvorlagen erlebt und am 11. Januar 1887 hat, mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens, Moltke erklärt: „Werden die Forderungen der Regirung abgelehnt, dann, glaube ich, haben wir den Krieg ganz sicher"; damals suchte Boulanger durch die Grenzverstärkung, durch den Bau von Baracken und Magazinen das Heer in kriegslustige Stimmung zu bringen, und wenn es jetzt auch bestritten wird, so gab nach dem Boulanger-Prozeß doch sogar das Berliner Tageblatt am 23. Juli 1889 zu: „Man weiß heute, wie nahe wir damals einem Kriege waren." Niemals aber haben „Mitglieder der Berliner Finanz-, Bank- und Börsenkreise" öffentliche Sammlungen zu Gunsten einer Militärvorlage veranstaltet, und da sie das jetzt thun, obwohl weder in der diplomatischen noch in der militärischen Geschäftsleitung die alte Autorität unerschüttert erhalten ist, so müssen wohl Nebengründe im Spiele sein. Die Furcht vor der Börsensteuer, von der die großen Banken doch kaum ernstlich zu leiden haben werden, reicht zur Erklärung sicher nicht aus, eher schon die Ankündigung, daß nur die „liberalen Kandidaten" unterstützt werden sollen. Die Börsenherren halten die Heeresverstärkung für „eine gebieterische, unabweisbare Nothwendigkeit"; aber ihr schöner patriotischer Eifer ist doch noch bedachtsam genug, um nur die Wahl liberaler Abgeordneter zu wünschen. Wenn man bedenkt, daß die Nationalliberalen für ihre in bescheidenen Grenzen sich bewegende Agitation aus den Kreisen der Großindustrie Geld genug erhalten können, daß aber für die abgesprengte gouvernementale Gruppe des Freisinns schleunigst ein reichlicher Wahlfonds geschaffen werden muß, und wenn man sich ferner des von dieser Gruppe aus verbreiteten Gerüchtes über die beruhigenden Zusicherungen

Hosted by Google

des Grafen Caprivi erinnert, dann hält man endlich den Faden, der das wirkliche, nicht das vorgespiegelte, Bild dieser künstlich verworrenen Wahlschlacht aufrollt.

Ganz im Vordergrunde tobt das Militärgefecht, das sich in kleinliches Kalkulatorengezänk zu verzetteln droht. Hinten aber ordnen sich die Glieder für einen wirthschaftlichen Kampf von europäischer Bedeutung, für den Streit um die Frage, ob in dem Deutschland der sozialen Reform und der sozialen Demokratie noch einmal das trügerische Evangelium Richards Cobden zu Ehren kommen soll. Nicht zwischen dem Antrag Huene und dem Antrag Richter ist die Entscheidung zu treffen, sondern zwischen der kaiserlichen Botschaft von 1881 und dem Dogma von Manchester.

Die oberflächliche Schnellfertigkeit der nicht für das Nachdenken, sondern für das Schreiben bezahlten Zeitungpolitiker und der Mißbrauch, der mit den Schlagwörtern konservativ und liberal noch immer getrieben wird, hindern gemeinsam den Blick auf die wirklichen Verhältnisse. Es klingt wunderschön, wenn man hört, daß konservative und liberale Patrioten sich zusammengethan haben, um, nach dem pathetischen Wort des leitenden Generals, die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft des deutschen Reiches zu stützen. Bei näherem Zusehen bemerkt man aber doch, wie auch diesmal der Patriotismus sich als ein prächtig drapirtes Interesse entpuppt, wie die Konservativen ihre sehr ernsten Bedenken opfern, um für ihre agrarischen Wünsche Gehör zu finden, und wie die Demokraten plötzlich militärfromm werden, um einer liberalen Herrschaft den Weg zu bereiten, der, unter dem stolzen Namen einer Fortschrittsstraße, zurück nach Manchester führt. So sieht man, aus ganz verschiedenen Gründen, ganz verschiedene Regimenter Schulter an Schulter kämpfen, und der Wähler, dessen grober Durchschnittsverstand mit den Begriffen von konservativ und liberal sich auszukommen gewöhnt hat, findet in dieser Wirrniß sich nicht mehr zurecht, da er Herrn Rickert plötzlich neben Herrn Ahlwardt marschiren sieht und den Herrn Meyer nun für einen besseren Patrioten als den Herrn Richter halten soll. Es werden ihm politische Wahlverwandtschaften zugemuthet, die mit den chemischen Vorgängen, die Goethe beschreibt, eine merkwürdige Aehnlichkeit haben und mit denen es ähnlich auch gehen wird: „Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander

Hosted by Google

etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden andere fremd nebeneinander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Oel und Wasser zusammengerüttelt sich den Augenblick wieder auseinander sondert."

Nicht zum ersten Male beobachten wir in unserem politischen Leben den Vorgang, wie durch ein fremdes Element vorhandene Körper sich scheiden und vereinen und wie sie dabei, im Sinne der goethischen Chemie, ihren Bezug auf sich selbst und ihr Verhältniß gegen Andere aufweisen. Bei der ersten Sezession, beim Abschluß des Kartells von 1887, konnte man die selbe Beobachtung machen und in der Geschichte des deutschen Liberalismus hat das Thema der Wahlverwandtschaften eine entscheidende Rolle gespielt, deren Schlußwort vielleicht in der Auflösung der freisinnigen Partei gesprochen worden ist.

Der deutsche Liberalismus von heute ist, soweit er sich nicht ausdrücklich national nennt, englischen Ursprunges und er führt die großen Prinzipien von 1789 und von 1848 nur noch als eine glänzende Zier im Wappen. Was damals so heiß umstritten wurde, ist längst inzwischen erreicht: die Menschenrechte, die Verfassung, das allgemeine und gleiche Wahlrecht, die Einigung der deutschen Stämme, die Gleichheit vor dem Gesetz und die politische Freiheit der Völker und Individuen. Die achtundvierziger Demokraten, denen die hereinbrechende Reaktion Zeit genug übrig ließ, warfen sich eifrig auf das ihnen neue Gebiet der Volkswirthschaft und suchten bei Ricardo und namentlich bei Cobden Trost für ihren politischen Schmerz. Es lag nicht in der Natur der vorhandenen Körper, daß die Fortschrittspartei zur Manchesterpartei werden mußte; ein fremdes Element erst brachte die Scheidung, und als 1863 Lassalle den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein begründet hatte und dadurch in den entschiedensten Gegensatz zu der von Schulze-Delitzsch empfohlenen „Selbsthilfe" getreten war, als 1866 dann die nationalliberale Partei entstand, erst da vollzog sich auch, heimlich zuerst, die Umwandlung des bürgerlichen Liberalismus in eine wirthschaftlich herrschsüchtige Bourgeoisie. Nicht um ideale Güter wurde mehr gekämpft, sondern um die Möglichkeit, im freien Spiel der wirthschaftlichen Kräfte dem Kapitalbesitz, der nach dem Gesetz zwar nicht, doch nach der Sitte unter adelig-feudale Vorrechte sich noch zu beugen hatte, die erste Stelle im Staatsleben zu schaffen. Es ging wie im goethischen Experiment mit dem Kalk-

Hosted by Google

stein: „Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gips; jene zarte, luftige Säure hingegen (mit der die Kalkerde vorher verbunden war) entflieht". Von der mehr oder weniger reinen Kalkerde des aufstrebenden bürgerlichen Interesses, die mit der luftigen Säure idealen Freiheitdranges zuerst den deutschen Liberalismus gebildet hatte, löste der zartere Stoff sich in der Berührung mit der verdünnten Schwefelsäure des Cobdenthums; die Ideale entflatterten, nach rechts zu Denen um Bennigsen, nach links zu Denen hinter Lassalle, und durch Wahlverwandtschaft entstand eine neue Zusammensetzung: die Gipspartei von Manchester.

In einem ganz ausgezeichneten Buch, das eben erschienen ist, in den „Kleinen Schriften politischen Inhalts"*) von Lothar Bucher kann man eine lehrreiche und unterhaltende Studie über den Cobden-Klub lesen, über diese merkwürdige internationale Organisation, die in allen Ländern, bis nach Südafrika und Australien hin, ihre Vertreter hat und die 1880 schon in Deutschland vierzehn einflußreiche Mitglieder zählte. Der Klub ist 1866, als der bessere Theil des deutschen Liberalismus national wurde, begründet worden, „zu dem Zweck, das Wachsthum und die Verbreitung der wirthschaftlichen und politischen Grundsätze, mit denen der Name Cobden verknüpft ist, zu befördern." In den sparsamen offiziellen Berichten stehen doch einige recht charakteristische Sätze „Wir können nicht umhin, mit dem Gefühl im Lande zu sympathisiren, daß unser Handel wesentlich von den Schutzsystemen anderer Länder leide; und unsere Aufmerksamkeit wendet sich fortwährend der Aufgabe zu, unter fremden Völkern und in unseren Kolonien die Entwickelung von wirthschaftlichen Ansichten zu befördern, die, wie wir hoffen, früher oder später zu der allgemeinen Annahme der Politik des freien Tausches führen werden" . . . „Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß selbst der neue deutsche Tarif (von 1879) uns nicht so weit zurückbringt, als die Handelsverträge uns vorwärts gebracht haben" . . . „Wir haben erfahren, daß bei Staatsmännern und Personen von politischem Einfluß in Rumänien und Bulgarien eine entschiedene Geneigtheit besteht, diese jungen Staaten zur Haupthandelstraße zwischen dem Norden und dem Süden zu machen, was

*) Stuttgart, Carl Krabbe.

Hosted by Google

allmählich dazu führen würde, in das eng geschlossene fiskalische System des russischen Reiches Bresche zu legen." Auf Grund zahlreicher Citate aus Cobdens Schriften und Reden resumirt Bucher die principles of Richard Cobden endlich in diese Sätze: „Keine Finanzgeschäfte können ohne England gemacht werden. England besitzt das größte Kapital. Von jedem internationalen Handel zieht England den größten Vortheil. Die englischen Fabrikanten sind denen aller anderen Länder weit voraus. England muß darauf ausgehen, diejenigen Artikel, welche in den größten Massen von den Bewohnern der Erde gebraucht werden, billiger als irgend ein anderes Land zu produziren. Die Arbeit ist jetzt schon in England billiger als irgendwo anders; sie soll noch billiger gemacht werden dadurch, daß das Korn von dem Punkte der Erde eingeführt wird, von woher es am Billigsten beschafft werden kann. Dadurch werden in anderen Ländern die Arbeiter von der mit der englischen konkurrirenden Fabrikation abgezogen."

Nicht ein einziger dieser Sätze ist entstellt oder verzerrt und so zeigt sich die ganze Organisation als ein Versuch, dem englischen Handel die Weltherrschaft zu sichern, als ein Versuch, der in seiner Verbrämung mit humanen und freiheitlichen Ideen gewiß keine geringere Leistung bedeutet als das ganz ähnliche Werk Loyolas. Nicht alle Jesuiten sind, wie das Beispiel des Grafen Hoensbroech beweist, mit Bewußtsein unpatriotisch und so ist auch nicht anzunehmen, daß alle Cobdeniten sich einer bewußten Schädigung vaterländischer Interessen schuldig machen. Immerhin sollte es den Klügeren unter ihnen aufgefallen sein, daß die Centralstelle, von der aus der Kampf gegen den Schutz der nationalen Arbeit geführt wird, in England ist, daß von England aus die ganze Welt mit russenfeindlichen und bulgarenfreundlichen Artikeln und Telegrammen versehen wird und daß in einem Bericht der englischen Botschaft in Berlin der Abgeordnete Bamberger für seine Opposition gegen die Wirthschaftpolitik Bismarcks feierlich belobt wurde. Wie weit freilich der Zauber von Manchester wirkte, das erkennt man aus der Mitgliederliste, die stolze Namen aufweist: Rouher, den Grafen von Paris, Gambetta, Lesseps, Ollivier, Jules Simon, Léon Say, Challemel-Lacour, Castellar, Frère-Orban, Bancroft, Karl Schurz, Gladstone, Chamberlain, Hartington, Bright, Delbrück, Bunsen, Stauffenberg, und daneben auch solche, die neuer-

Hosted by Google

dings in der deutschen Politik, mitunter freilich nur auf der Hintertreppe, eine Rolle zu spielen versucht haben: Bamberger, Barth, Alexander Meyer und — last not least: Mr. Poultney Bigelow. Da ist das Urtheil doch vielleicht interessant, zu dem Lothar Bucher schon 1881, als der Cobden-Klub sich mit der Erneuerung des englisch-französischen Handelsvertrages beschäftigte, kam und das lautete: „Daß die von Manchester aus in anderen Ländern betriebene Freihandels Agitation die großartigste und verwegenste — wir wollen höflich sagen: Täuschung ist, welche die Welt je auf wirthschaftlichem und politischem Gebiete erlebt hat."

Sehr leicht könnte man nachweisen, daß unser sogenannter entschiedener Liberalismus seit einem Vierteljahrhundert ganz ausschließlich von den Ideen der Cobdeniten zehrt. Schon der große Richard, der wie Gladstone ein Gemisch von Quäkerthum und Freihändlerei war, haßte und höhnte jeden Kolonialbesitz, schon er trieb die kleinliche Politik eines gewinnsüchtigen Baumwollenhändlers und führte auf lächerlichen Friedenskongressen philantropische Reden. Sogar das neueste Steckenpferd unserer humanen Handelsleute, der Schutz des Privateigenthums zur See, ist aus England bezogen und es wird von den Herren Barth und Genossen munter geritten, obwohl man im Kriege von 1870 die Erfahrung gemacht hat, daß die streitbare Leidenschaft sich um die schönsten Beschlüsse nicht kümmert: der Bundesrath hatte damals auf das Betreiben der Freihändler beschlossen, das französische Privateigenthum zur See zu schonen, und von dem moralischen Eindruck dieses Entschlusses hoffte man in Sanct Manchester viel; die Franzosen aber nahmen alle deutschen Kauffahrer, die sie erobern konnten, und trauernd verhüllten die Jesuiten des Freihandels ihre Häupter, weil schwimmende Baumwollenballen und Kornsäcke nicht höher geachtet wurden als Menschenleben. Wenn Herr Eugen Richter jetzt verheerend in ihre Wahlkreise bricht, dann werden die Herren endlich vielleicht einsehen lernen, daß alle schiedlich-friedlichen Abmachungen vor der Erhitzung der Geister zerfallen.

Die Grundirrthümer des Cobdenismus sind so oft und so eindringlich nachgewiesen worden, daß man sich über den immer noch währenden Erfolg eigentlich wundern muß. Noch immer, lange nach Friedrich List, wird der Glaube verkündet, die Staatswirthschaft lasse für alle Länder sich nach einer feststehenden Doktrin regeln, als ob

Hosted by Google

nicht jedes Land nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen behandelt werden müsse. Noch immer wird höchst mitleidig von dem armen Konsumenten gesprochen, als ob der reine Konsument nicht eine gespenstische Fiktion wäre, als ob nicht jeder Konsument zugleich als Produzent an der Preisbildung interessirt sein müsse, — mit Ausnahme freilich der Couponabschneider und einzelner Zwischenhändler, denen der Freisinn gar so gern das Wuchergesetz ersparen möchte. Die Erklärung für die Langlebigkeit dieses Wahns bietet erstens die großartige und kunstvolle Organisation des Klubs, die mit ungeheuren Geldmitteln und mit einer fast unbeschränkten Herrschaft über die Presse arbeitet, und zweitens die spottbillige Bequemlichkeit einer Lehre des grausamen Gehenlassens, bei der man, wie Bucher sehr lustig sagt, in fünf Minuten zum Volkswirth werden kann, ohne jemals das Volk bewirthet zu haben. Diese Herren Volkswirthe schrieen Zeter, da Bismarck sie als die Vorfrucht der Sozialdemokratie bezeichnete; und doch muß ihre „aufgeklärte" Kapitalherrschaft, die nur für Börsenleute und Sachwucherer Mitleiden kennt, nothwendig mitten hinein in die Sozialdemokratie führen, — oder zur Anarchie. Wenn man den Menschen die Gleichheit des Rechts und der Bildung giebt und sie mit den Ketten des Kapitalismus allein noch, ohne die Anerkennung anderer Autorität, zu knechten versucht, dann muß auch der Tag erscheinen, wo sie gewaltsam die letzte Kette zerbrechen und heulend über die Leiber der neuen Zwingherren hinwegtoben, zum allgemeinen Raub oder zum allgemeinen Zwang, zu Proudhon oder zu Bebel.

In der verdünnten Schwefelsäure aus Cobdens Küche hat der deutsche Liberalismus sich in die Gipspartei von Manchester umgewandelt und außer Herrn von Boetticher, der zwischen echt und unecht keinen Unterschied kennt, zweifelt wohl Niemand daran, daß Gips ein unechtes und werthloses Material ist, das weder zum Bau des Reiches noch zum Schmuck des Reichstagsgebäudes benützt werden sollte. Langsam vollzog sich die Umwandlung, die von Vincke und Waldeck zu Bamberger und Rickert führte, und das alte Fortschrittsbanner, das in Wahlversammlungen jetzt eben so hübsch wie richtig das sturmerprobte genannt wird, wurde offiziell erst über der gesammten Manchesterheit entfaltet, als ein Thronwechsel und ein erhoffter Systemwechsel bevorstand. Die deutsche freisinnige Partei wurde begründet, weil man dem für liberal ausgeschrieenen Kronprinzen Friedrich eine

Hosted by Google

große Kohorte zur Verfügung stellen und an der Spitze ein paar politisch nicht kompromittirte Männer haben wollte. Damals vereinigten sich Fortschrittler und Sezessionisten, wie Wasser und Wein sich vermischt, ohne an einander etwas zu verändern. Aber die Hoffnung trog, die enttäuschten Ministerkandidaten bildeten, als eine Cobden-Filiale, den „Klub der toten Männer", und als wiederum dann ein neues Element hinzutrat, mußte wiederum auch eine neue Scheidung der Körper erfolgen. Die Fusion war seit dem Tode des Kaisers Friedrich zwecklos geworden, und was früher wie Wein sich mit Wasser vermischt hatte, das schien nun, trotz allem Rütteln und Schütteln, wie Wasser und Oel sich auseinander sondern zu wollen.

Das neue Element war der Wirthschaftpolitiker Caprivi, der von „reinen" Freihändlern berathen wurde: von den Herren Goering, Huber, Meyer, Barth und ähnlichen Volkswirthen. Den Cobdeniten schien eine goldene Zeit anzubrechen und willig sahen sie über alle äußeren und inneren Fehler hinweg, da ihr Ideal sich verwirklichen sollte: freetrade, Lauheit gegen den Kolonialbesitz, Verherrlichung des ewig unauffindbaren Konsumenten, Russenhaß und Bulgarenliebe, Begünstigung des mobilen Kapitals und des Zwischenhandels und ein unerschöpflicher Reichthum von Phrasen über die schnöde Interessenpolitik der zum Selbstmord noch nicht entschlossenen Junker. Ob dieses neue Element kräftig genug sein würde, um die wahlverwandten Körper an sich zu ziehen: darüber, und nicht über die Militärfrage, ist der Zwiespalt im Freisinn entstanden. Aus den wehmüthigen Klagen österreichischer Blätter vernimmt man, wie sicher Die um Rickert bereits auf eine liberale Aera gerechnet hatten; und höhnisch schrieb, als der Kanzler die Zusicherungen an seine liberalen Freunde in Abrede stellen ließ, Eugen Richter: „Wir unsererseits haben zum Unterschied von den dissentirenden Mitgliedern den Grafen Caprivi niemals freisinniger Anwandlungen für fähig gehalten." Das ist der Plural triumphirender Majestät, der die Opposition Selbstzweck ist, während die auf dem Wege der generatio aequivoca gezeugten Genossen noch strebsame Hoffnungen auf aktive Staatsmännlichkeit nähren.

Die chemischen Prozesse, die sich von 1880 bis 1893 im deutschen Liberalismus vollzogen haben, sind eigentlich durchsichtig genug, um für die Wahlen die Wege zu weisen, und wenn da oder dort konservative und nationalliberale Zeitungen über die freisinnigen Dissidenten

Hosted by Google

großen Jubel äußern, so beweisen sie damit wiederum nur ihre wirthschaftliche Kurzsichtigkeit. Die Sehnsucht nach einem vortheilhaften Handelsgeschäft hat mit patriotischer Einsicht gewiß nichts gemein. Die Führer der Sezessionisten, denen sich einige von den rüden Manieren des Herrn Richter abgestoßene Dilletanten angeschlossen haben, sind gerissene Geschäftsleute, die als Ziel nur den Cobdenismus im Auge haben, und denen der vielleicht aufrichtig für sittlich bedeutsam gehaltene Zweck stets die Mittel heiligen muß. Sie bleiben in jeder Verpuppung dem internationalen Manchesterthum wahlverwandt, sie erfreuen sich der Unterstützung der Börsenkreise und selbst in den uns feindlichen Ländern bläst die Freihandelspresse, die am Besten bezahlte und am Meisten gelesene, mit nimmer ermattendem Eifer ihr Lob. Eine Wahlverwandtschaft mit ihnen können die politisch organisirten Vertreter der Werthe schaffenden Stände niemals eingehen, wenn sie bedenken, daß nicht über die militärische, sondern über die wirthschaftliche Wehrfähigkeit des Reiches entschieden werden soll, und wenn sie den Motiven der Annäherung aufmerksam nachgehen. „Gelegenheit", sagt Goethes bedachte Charlotte, „macht Verhältnisse, wie sie Diebe macht; und wenn von Ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl blos in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß."

Schlaue Chemiker aus dem ministère occulte des Manchesterglaubens möchten die fremden Körper gar zu gern zusammenbringen und unter dem Parademantel des Patriotismus eine Wahl machen, die auf der Richtlinie des Cobdenismus liegt. Den demokratischen Staub, der seit 1884 auf ihren Kleidern lag, haben sie abgeschüttelt und harren nun hoffend auf die Erfüllung lange gehegter Wünsche. Ihr Ziel ist die wirthschaftliche Reaktion, ihr Werben und Lärmen stärkt Sozialisten und Antisemiten, und eine Regirung, die zu der Wahlverwandtschaft mit ihnen sich offen bekennen würde, müßte den Vorwurf hinnehmen, daß sie den nationalen und den sozialen Gewinn der größten Jahre der deutschen Geschichte leichtfertig geopfert hat, um für eine zerfahrene Politik sich eine Zufallsmehrheit zu sichern.

Hosted by Google

Die Durchführung der Wohnungreform.

In einem ersten Artikel*) ist für die große Aufgabe der öffentlichen Herstellung guter Wohnungen die Durchführung durch ehrenamtliche Thätigkeit besonderer Wohnungämter unter Pfandbriefzinsgarantie des Reiches und unter Oberaufsicht der Landesregirungen gefordert worden. Zugleich wurden die hierbei einzuhaltenden Grundsätze mit Schärfe bestimmt. Es bleibt nun für diesen zweiten Artikel der Nachweis zu führen, wie nach diesen Grundsätzen die „nationale Wohnungreform unter Reichsgarantie" im Einzelnen auszugestalten wäre und daß sie, nach diesen Grundsätzen ausgeführt, über jede stichhaltige Anfechtung erhaben sein würde.

Die Wohnungreform ist, wie ich gezeigt habe, ein nationales Wohlfahrtbedürfniß ersten Ranges und hiernach das Reich zu deren Herbeiführung berufen.

Durch Reichsgesetz wäre die allgemeine Errichtung von Landes-Reformbauämtern, bezw. Landes-Reformbaukassen ins Leben zu rufen. Durch Reichsgesetz, bezw. bundesräthliche Verordnungen und landesgesetzliche Ausführungbestimmungen, wären die rechtlichen Grundzüge nationaler Wohnungreform festzulegen. Die Durchführung seitens der Landesregirungen wäre vom Reiche aus zu kontroliren. Das Reich hätte die Zinsgewähr für die das Baukapital beschaffenden Pfandbriefe zu übernehmen. Ob sogleich oder erst später an der Hand der Erfahrung reichsgesetzliche und bundesräthliche Bestimmungen über gewerbmäßiges Beherbergen, Schlafgängerwesen, Mindestanforderungen an das Wohnungwesen u. s. w. getroffen werden sollen, Bestimmungen, welche die kräftige Anwendung des im früheren Artikel besprochenen mittelbaren Reformzwanges der Polizei gestatten, kann der Erwägung des Gesetzgebers anheim gestellt bleiben.

Das Reichsgesetz hätte auch den Zweck der Reform und hiermit deren Ausdehnung und Umfang zu bestimmen. Das wäre durchaus nicht blos die Herstellung guter Wohnungen für Lohnarbeiter, geschweige blos für städtische und industrielle Lohnarbeiter. Es müßte vielmehr ein Hauptstreben darauf gerichtet sein, auch innerhalb der Städte Wohnungen zu schaffen und hierbei durch eingefügte Geschäftslokale die steigende Grundrente für die Zwecke der Wohnungreform dauernd aufzusaugen. Wie viele miserabel überbaute, schlecht ausgenutzte Bauplätze giebt es in den Städten, die man bei besserer Ausnutzung ohne Verlust erwerben könnte! Es sollen

*) Siehe Nr. 33 der „Zukunft".

Hosted by Google

ferner nicht nur Familienwohnungen sein. Auch das Einzelnwohnbedürfniß muß Deckung finden, wenn man mit dem jetzigen Schlafgänger-, Herbergs- und Kneipenunwesen, dieser Wohnunghauptpest, fertig werden will. Dagegen wäre die Begrenzung auf das durch Privatherstellung nicht gedeckte Wohnbedürfniß der „kleinen Leute" jeder Art bestimmt aufzustellen und unverbrüchlich aufrecht zu erhalten.

Das Reich hätte jedoch nicht unmittelbar die Leitung der Durchführung zu übernehmen.

Die Oberaufsicht über die Reformbauwesen, bezw. Reformbaukassen, die ehrenamtliche Berufung der Männer in die genannten Aemter, die Genehmigung aller bedeutenderen Baubeschlüsse, die Bestätigung der höheren Beamten eines allerdings nur beschränkten Techniker- und Bureau-, Miethverwaltung-, Kassen- und Rechnungpersonals müßte den Landesregirungen übertragen werden, was von Seiten des Reiches um so unbedenklicher geschehen kann, wenn den Ländern einige Mithaftung für die aus der Pfandbriefgarantie erwachsenden Verluste auferlegt werden würde. Das Beamtenpersonal der Bauämter wäre zwar gleich den Staatsdienern zu behandeln; denn die Reformbauämter sind öffentliche Aemter, Landeskommissionen für einen bestimmten Zweck. Der Staat wird daher dieses Personal, namentlich das technische, zur Verwendung übernehmen, wenn es entbehrlich geworden ist. Er wird gegen Entgelt an die Landesbaukasse auch sein eigenes Personal darleihen, soweit die Anstellung besonderer Beamten aus Ersparnißgründen zu vermeiden ist. Grundsätzlich wären jedoch sämmtliche Verwaltungkosten aus den eigenen Einnahmen der Baukassen zu bestreiten. Wo sich diese auszahlt, wären den Reformbauämtern selbständige, von der übrigen Bureaukratie unabhängige Personale einzuräumen.

Der Schwerpunkt der Organisation und Verwaltung fiele auf die Reform-Landeskommissionen, als Ehrenämter und als vermögensrechtlich verpflichtete Reformbaukassen. Wie viele Mitglieder jedes dieser Aemter erhalten soll, ist hier nicht zu entscheiden; Lechler, an dessen Schrift meine Betrachtung anknüpft, denkt an zwölf Kommissionsmitglieder Wichtiger ist es, deren Befugnisse und Pflichten, ihre Stellung zum Publikum zu der aufsehenden Landesregirung und zu einer etwaigen Reichscentralstelle zu bestimmen. Den Reformbauämtern müßte es zustehen: Wünsche aus der ganzen Bevölkerung, namentlich auch von Vereinen, entgegen zu nehmen, selbständig das ungedeckte Wohnbedürfniß der kleinen Leute im Lande zu untersuchen, oder durch unbeschränkt gewählte örtliche Vertrauensmänner ermitteln und untersuchen zu lassen, die Beihilfe der Staats- und Gemeindebehörden zu Enquêten und Wohnungvisitationen in Anspruch zu nehmen, Bauentwürfe zur Genehmigung auszuarbeiten, ihr niederes Per-

Hosted by Google

sonal selbständig anzustellen, das höhere zur Bestätigung vorzuschlagen, Jahresberichte zu erstatten und zu veröffentlichen, an die Reichs-Centralstelle für Wohnungreform zu berichten und an deren Berathungen sich zu betheiligen. Vielleicht wäre auch die Befugniß zu ertheilen, ausnahmeweise Anträge auf Expropriation bei der Landesregirung für Rechnung der Landes-Reformbaukasse zu stellen, wofern dieses zur Beseitigung von alten Wohnhöhlen dringend geboten ist oder Baugründe in freiem Ankauf auch gegen voll bemessene Preise nicht zu erlangen sind.

Eine Reichs-Centralkommission für Entgegennahme von Berichten und Anregungen aller Art, für Berichterstattung an den Bundesrath, für Statistik und Begutachtung u. s. w. ist von Lechler verlangt und zweifellos am Platze. Eine andere Frage ist es, ob diese Centralstelle, die zur Hälfte vom Bundesrath ernannt und zur Hälfte von den Landeskommissionen aus gewählt werden könnte, auch Entscheidungen, z. B. bei Berufungen der Landeskommissionen gegen Bauablehnungen seitens der Landesregirungen — mit oder ohne Gutheißung solcher Entscheidungen durch den Bundesrath, nur unter ausschließlichem Garantierisiko des Reichs — zu treffen haben sollte. Eine solche Befugniß würde dem Partikularismus und der bureaukratischen Willkür gegenüber sicherlich nur förderlich wirken. Ob sie aber durchsetzbar wäre, muß dahin gestellt bleiben. Und man wird auch ohne sie zum Ziel zu gelangen vermögen.

Von besonderer Bedeutung wäre die Zusammensetzung und Ernennung (Wahl) der Landeskommissionen. Zu dem Ehrenamt wären Mitglieder aus allen Kreisen des Volkes zu berufen, sofern sie hierzu Eignung und Neigung besitzen. Bei der Berufung wäre auf die verschiedenen Landestheile gleichmäßig Rücksicht zu nehmen und weiter darauf zu sehen, daß alle für ein ersprießliches Gesammtwirken erforderlichen Eigenschaften im Schoße des Landesbauamts Vertretung finden.

Was aber weiter das Recht zur Ertheilung des Ehrenamts betrifft, so würde in der Hauptsache die Berufung durch die Landesregirungen, ohne oder mit Bestätigung des Bundesrathes, in Aussicht genommen werden müssen. Man hat zwar dem Lechler'schen Vorschlag als Mangel entgegengehalten, daß er keine Wahlvertretung des Arbeiters vorsehe. Der Vorwurf ist jedoch grundlos. Es handelt sich ja weder blos um Arbeiterwohnungen, noch um Wohnungen für alle Arbeiter, sondern um die Befriedigung der kapitalistisch und humanitär nicht gedeckten Wohnung-Bedürfnisse der kleinen Leute jeder Art; eine Wahlvertretung der Arbeiter wäre also gar nicht zu Stande zu bringen. Dagegen sehr leicht und sachgemäß eine Vertretung der Miethinhaberschaft. Sei es, daß diese Vertretung direkt von der Gesammtheit der Miether gewählt und zur Bestätigung vor-

Hosted by Google

geschlagen würde, sei es, daß die Landesregirungen angehalten wären, eine bestimmte Anzahl der Kommissionsmitglieder aus der Mitte der Miether zu berufen. Einige solche Vertreter wären geeignet, als ein wohlthätig treibendes und anregendes Ferment zu wirken. Die Mehrzahl der Kommission jedoch müßte, da Reich und Land die Zinsgewähr zu leisten haben, von den Regirungen berufen oder bestätigt werden.

Was nun die Verwaltungthätigkeit betrifft, so ist die ehrenamtliche Ueberwachung des Kassen- und Rechnungwesens unter Kontrole und Aufsicht der Regirungen auf einfache Weise sicherlich möglich und bedarf weiterer Erörterung an dieser Stelle nicht.

Die technische Berathung für die Ausarbeitung der Bauentwürfe müßte von der Kommission möglichst wohlfeil bewirkt werden. Die Erfahrung wird hierin bald die richtigen Maßnahmen und Männer weisen.

Die Bauausführung selbst würde regelmäßig durch Abstreich-Akkorde mit der privaten Bauindustrie vollzogen werden. Die private Bauunternehmerschaft, ledig der Nöthigung zur Baugrunderwerbung auf eigene Rechnung und zur eigenen Aufsuchung von Hauskäufern, würde unter dem Nationalunternehmen allermindestens nicht geschädigt werden.

Am meisten Schwierigkeiten wird dem Reformbau, wie jetzt dem Privatbau, die Bauplatzerwerbung bereiten. Bei der Berufung der Kommission müßte strengstens darauf geachtet werden, daß nicht Bauplatzspekulanten zu Einfluß gelangen. Bei Geschäften, an denen ein Mitglied interessirt wäre, hätte es der Mitberathung und der Stimmgebung sich zu enthalten.

Immerhin bleibt der Baugrundbesitzer mit seiner Stellung höherer Grundpreise ein großes Hinderniß wohlfeilen Bauens, kein größeres zwar für den National- als für den Privatbau, vielmehr bei den Mitteln ersteren Baues eher ein geringeres, aber immerhin ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß! Allein Mittel, darüber hinwegzukommen, giebt es dennoch. Das wirksamste wäre die Expropriation unter gewissen schon erwähnten Voraussetzungen. Ein anderes Mittel wäre die Ansammlung von Fonds für die wohlfeile Grunderwerbung durch den Ertrag der längst schon vorgeschlagenen Besteuerung der Bauspekulationsgründe; doch ist diese Maßregel schwierig durchzuführen und sie beeinträchtigt die Konkurrenz des Privatbaues mit dem Nationalbau. Indirekte Unterstützung aber kann man gewähren, einmal so, daß die Fahrpreise der Lokomotiv- und Pferdebahnen nach Plätzen mit billigem Boden verbilligt und Domanialgründe zum Bau zu ordentlichen Preisen abgegeben werden. Da die Wohnungreform die alten Privathäuser immer mehr auf einen ihrem Gebrauchsrecht entsprechenden Preis zurückdrängen wird, so müssen künftig schon überbaute Gründe

Hosted by Google

mehr und mehr angeboten werden; durch bessere Bauplatzausnutzung werden Wohnungen darauf billig genug zu stehen kommen.

Selbstverständlich wäre der Reformbau, was die Einrichtungen der Wohnungen, die Frage ob Isolir- oder Kasernenbau, den Bau mit Gärten und kleinen Grundstücken dazu u. s. w., betrifft, an keinerlei Schablone zu binden. Lediglich das konkrete, manichfaltige Bedürfniß, wie es örtlich und zeitlich sich ergiebt, wäre zur Richtschnur zu nehmen.

Die Stellung der Miethpreise nach dem Gebrauchswerth bis zum Kostenwerth herab ist bereits im vorigen Artikel gefordert, und die Gerechtigkeit sowie Zweckmäßigkeit dieser Forderung hinreichend angedeutet worden. Eine weit größere Wohnbeständigkeit, die Verhütung der heutigen Umzugskosten-Vergeudung wären damit dennoch in hohem Grade vereinbar. Häufige Aus- und Umzüge würden so wenig im Interesse der Nationalbauverwaltung wie in dem ihrer Miether liegen.

Um die Miethverwaltung zu vereinfachen und zu verwohlfeilern und um zur Wohnungschonung zu veranlassen, wären die Kosten für Das, was sich kurz als die kleine Instandhaltung bezeichnen läßt und was überall auch in Privatmiethverträgen auf den Miether fällt, dem Nationalmiether ebenfalls zuzuschieben.

Das Bezahlen der Miethe in kürzeren Terminen wird wohl erreicht werden können. Einmal eingelebt, wird es sich vielfach nur als eine große Wohlthat für die „kleinen Leute" erweisen.

Nicht minder die möglichst zu verallgemeinernde Einrichtung Dessen, was bereits im ersten Artikel als „Wohnsparguthaben" zur Sprache gekommen ist. Wenn im Miethpreis der für die Bildung dieser Guthaben erforderliche Zuschlag eingesetzt wird, ergiebt sich aus den Quittungvermerken von selbst die Größe des Sparguthabens, das die Fortsetzung des Wohnens auch bei Erwerblosigkeit und Erwerbunfähigkeit für längere Zeit sichert. Es wirkt demnach als ein weiteres und zwar als ein recht wohlthätiges weiteres Stück „Arbeiterversicherung", während es zugleich einen großen Theil von Leerstehungen und die Rückstandseintreibungen zu Gunsten der Baukassen verhütet. Natürlich müßte bei Auszug das Sparguthaben eine Zeit lang, vielleicht ein Jahr, einbehalten werden, damit es nicht den Leichtsinn, der es vergeuden will, zum Kündigen verlocke. Selbstverständlich fiele das Guthaben nach dem Tode des Inhabers dessen gesetzlichen Erben zu.

Die Grundsätze der Organisation und der Verwaltung werden im Vorstehenden hinreichend anschaulich gemacht sein, um Jedermann für die Beurtheilung ein klares Bild darzubieten. Allein über die Mittel wohlfeiler Aufbringung des Baukapitals ist erst noch eindringlich zu reden.

Hosted by Google

Von selbst verbietet sich nun das Wohnen, also auch das Bauen auf Kosten von Reich, Staat und Gemeinde. Das wäre der handgreifliche Kommunismus auf Kosten aller Derjenigen, welche nicht zu den kleinen Leuten gehören, und mit der Wirkung unerschwinglicher Mehrbesteuerung.

Schon das einseitige Heranziehen der Arbeitgeber zu Beiträgen nach der Kopfzahl der von ihnen beschäftigten Arbeiter läßt sich als Mittel zur Aufbringung des Baukapitals schlechterdings nicht rechtfertigen.

Ich halte aber auch die Gewährung irgend welcher ordentlichen Reichs-, Landes- und Gemeinde-*Zuschüsse* für unzulässig und überflüssig. Nur eine *verlustfrei ausgestaltete* Reichs- oder Landes- oder Reichs- und Landeszinsgewähr für *Baupfandbriefe* scheint mir so *berechtigt* und *ungefährlich* wie *unumgänglich* zu sein.

Das Reich hat für die Arbeiterversicherung eine schwere ewige Last auf sich genommen, die ca. 100 Millionen Mark jährlich betragen wird, sobald die Arbeiterversicherung in ihren „Beharrungzustand" eingetreten sein, d. h. eine ganze Arbeitergeneration hindurch gedauert haben wird. Die Form dieser Belastung ist der Zuschuß eines Drittels der Alters- und Invaliditätrenten aus der Reichskasse. Bei der inzwischen schon eingetretenen Finanzlage würde diese Last, die lediglich daraus entspringt, daß ohne alle oder doch ohne zureichende Prämienzahlung Renten an die Invaliden der jetzigen Generation gezahlt werden, schwerlich mehr übernommen werden. Es würden vielmehr Diejenigen durchdringen, welche vor diesem volksgunstbuhlerischen Schritt, welcher der Sozialdemokratie wahrscheinlich keinen einzigen Anhänger abgefangen hat, zugleich in finanzpolitischer, versicherungtechnischer und sozialpolitischer Begründung mit aufgehobenen Händen gewarnt haben. Für die nationale Wohnungreform würde trotz ihrer vergleichsweise fast höheren Bedeutung ein Reichszuschuß ganz sicher nicht zu erlangen sein. Ein solcher Zuschuß ist glücklicher Weise auch nicht nöthig, und garnicht einmal wünschenswerth; ja, er wäre mit Rücksicht auf die loyale Bau- und Miethspekulation des Privatkapitals, welchem gegenüber die Wohnungreform nur die Lücken füllen soll, sogar völlig verwerflich. Gesund und mit der Grundordnung der bestehenden Gesellschaft allein verträglich ist eine solche Wohnungreform, die ihre Kosten durch die Miethzinsen vollauf selbst deckt. Höchstens für den Anfang darf der Staat die Kosten der Enquêten, der technischen Voruntersuchungen, der Berechnungen u. s. w. übernehmen, damit der große Fehler, der bei der Unfallversicherung gemacht worden ist, die Aufstellung eines vorerst viel zu verwickelten und kostspieligen Verwaltungapparats, vermieden werde. Uebrigens könnte man sich auf verschiedene Vorgänge berufen, nach denen der Staat schon lange vor der Gewährung des fatalen Reichszuschusses zur Invaliditäts-

Hosted by Google

versicherung, mit größeren, dauernden und einmaligen Zuschüssen für nationale Werke der Sozialpolitik sich eingelassen hat. Von der Grundlastenablösung an bis zu den Gewährungen an die öffentliche Hagelversicherung. Ich will sie gar nicht alle nennen; denn nur eine sich aus den Miethzinsen selbst deckende Wohnungreform scheint mir zulässig zu sein.

Zur vollen Kostendeckung gehören nun, wenigstens sobald das Werk in vollen Gang gesetzt ist, außer der Verzinsung der Baupfandbriefe, den Abschreibungen (Ansammlungen) für Wohnungabnutzung, dem Brandschaden, den Steuern u. s. w. und sämmtlichen Verwaltungskosten, worüber hier Weiteres nicht zu sagen ist, auch die Beträge für die Ansammlung jener Reserve- und Sicherheitfonds, welche für Verluste aus Leerstehungen, aus Baumißgriffen, aus örtlichen Veränderungen der Wohnungnachfrage hervorgehen können. Diese Beträge werden sich zwar erst auf Grund der Erfahrung ganz genau bestimmen lassen, aber sie sollten von Anfang an nicht optimistisch angesetzt werden. Nur für den Fall, daß auch vorsichtig normirte Ansätze der ersten Bauepoche sich als unzureichend erweisen würden, könnten die in dieser Zeit erlittenen Verluste auf das Reich übernommen werden. So rasch als möglich muß jedoch das Werk auf den Fuß voller Selbstdeckung auch der vorerwähnten Risiken gestellt werden.

Wie soll diese Risikodeckung stattfinden? Das ist die wichtigste Vorfrage für den Entschluß der Uebernahme einer Zinsgarantie auf das Reich.

Die Hauptsache ist und bleibt nun vor Allem diese, daß die Wohnungreform nach den aufgestellten Grundsätzen stattfinde, daß sie nicht überstürzt werde, daß sie unterbleibe und aufhöre, sobald das ordentliche Wohnbedürfniß der kleinen Leute auf freiem, privatem Wege ausreichende Befriedigung findet. Damit dies geschehe, ist die Genehmigung aller landesbauamtlichen Bauunternehmungen seitens der Landesregirungen unbedingt erforderlich. Ich gehe so weit, zu verlangen, daß die Landesregirungen auch an der Vermeidung von Verlusten, also an der Verhütung wirklicher Reichsbelastung aus der Pfandbriefgarantie, finanziell mitinteressirt werden. Da sie an Stelle des Reiches die Oberaufsicht zu führen haben, darf man sie nicht der Versuchung aussetzen, auf Reichsgefahr ihren Ländern möglichst viele gute und wohlfeile Wohnungen zu Lasten des Reiches zu schaffen. Diese finanzielle Mitinteressirung könnte darin bestehen, daß die Länder eine Quote der Verluste, die dem Reiche aus der Garantie der Pfandbriefe, d. h. aus den Defizits der Landes-Regiebauverwaltungen, erwachsen, selbst zu übernehmen hätten, vielleicht die Hälfte, und zwar die Hälfte der aus der Gebahrung der Verwaltung ihres Landes entspringenden Verluste.

Wirkliche Verluste würden schon hiernach kaum zu erwarten sein.

Hosted by Google

Dennoch wird darauf gesehen werden müssen, daß sämmtliche Landesbaukassen aus den Miethzinsen durch entsprechende Risiko-Zuschläge einen genügenden Sicherheitfonds, nennen wir ihn nach seinem Hauptzweck Leerstehungfonds, bis zu einem unter Garantie des Reiches zuerst willkürlich angesetzten, dann auf Grund gemachter Erfahrungen endgiltig festgesetzten Höchstbetrage ansammeln. Aus diesem immer wieder zu ergänzenden Leerstehungfonds, neben dem ein allgemeiner Reservefonds zur Deckung andersartiger Verluste sehr wohl angebracht sein kann, wären die Verluste aus Leerstehungen der Miethwohnungen und aus Abstoßungen von Häusern unter dem Kostenwerthe zu decken. Ueberschüsse und Reinerträge der Landesbaukasse aus Verkäufen und Vermiethungen über dem Kostenwerthe würden vor Allem und bis zur Erreichung des gesetzlichen Höchststandes in den Leerstehungfonds zu leiten sein. Auch müßten die Regirungen berechtigt und verpflichtet sein, Verluste durch Steigerungen der Regiemiethpreise, soweit solche ohne Gefahr vermehrter Leerstehung bewerkstelligt werden können, für sich und für das Reich wieder hereinzubringen. Da das Reich die Macht hätte, bei Eintritt nachhaltiger Leerstehungen weitere Pfandbrief-Emissionen wenigstens für einzelne Länder von dauernder Passivität des Wohnungertrages zu sperren und hierdurch dem verlustbringenden Weiterbau ein Ziel zu setzen, so wäre die Gefahr, daß das Reich aus der Garantie der Baupfandbriefe wirklich Verluste erlitte, verschwindend klein, ja nur noch nominell. Immerhin könnte zur Verhütung der Leerstehungverluste noch Weiteres geschehen, was sich leicht beweist, wenn man die denkbaren Ursachen solcher Verluste sich vor Augen stellt. Denkbar ist einmal die Leerstehung in Folge von Mißgriffen, welche durch Bauen über das nachhaltige örtliche Bedürfniß hinaus gemacht worden sind; möglich wenigstens sind solche Fehler. Diese Mißgriffe können bei der finanziell interessirten Regirungaufsicht zwar kaum vorkommen. Zur Verlustdeckung wird aber der Leerstehungfonds des Landes ganz gewiß immer ausreichen und die Sperrung weiteren Baues wird Angebot und Nachfrage bald wieder zu oder über dem Kostenpreise der Miethen ins Gleichgewicht setzen.

Denkbar ist ferner der Leerstehungverlust aus überlegener Konkurrenz der Privatspekulation in der Vermiethung an kleine Leute. Da im Großen, auf Abstreichsakkorde, zum denkbar niedrigsten Preise, nämlich dem Zinse der Baupfandbriefe, gebaut wird, so ist ein Verlust, der auf das Reich fiele, offenbar kaum zu erwarten.

Erheblicher ist die Gefahr der Leerstehung wegen Zahlungunfähigkeit der Miether in Folge längerer Erwerblosigkeit, wie solche namentlich bei volkswirthschaftlichen Krisen eintritt. Auch bei solchen Krisen bleibt das Wohnbedürfniß zwar ungeschwächt bestehen; aber die Zahlungfähigkeit des

Hosted by Google

Miethers kommt ins Schwanken. Den Folgen hiervon muß eben so im Interesse der Regiebau-Kassen wie im Interesse der Miether in thunlichstem Maße selbst vorgebeugt werden. Das ist nicht unmöglich. Man braucht nur dem Miethzins einen Betrag zuzuschlagen, der ein Wohn-Sparguthaben des Miethers begründet. Wer so und so viel Hauszinsen, worin dieser Zuschlag steckt, gezahlt hat, hat damit auch ein entsprechendes Guthaben. Es wird dem Inhaber wegen Zinsrückstandes nicht gekündigt, so lange der Rückstand den Betrag des Mieth-Sparguthabens nicht erreicht hat. Wenn der Sparinhaber freiwillig auszieht, wird ihm das Sparguthaben zwar auszubezahlen sein, jedoch erst nach Ablauf einer größeren Frist, damit von ihm nicht zu dem Zweck, über dieses Guthaben zu verfügen, gekündigt werde. Beim Wegziehen in einen anderen Bausprengel könnte das Guthaben, falls der Berechtigte daselbst wieder in Nationalwohnung geht, an die Regiebaukasse dieses Sprengels überwiesen werden. Es würde durch die Einrichtung zwei großen Zwecken gedient: der Abwendung des Verlustes durch Leerstehung für die Baukassen und der Erwerblosigkeitversicherung in Bezug auf eines der wichtigsten Lebensbedürfnisse kleiner Leute bei Krisen.

Noch größer ist eine vierte und fünfte Gefahr. Es kann ein nationaler oder örtlicher Rückgang in der Bevölkerung eintreten. Das erste ist für absehbare Zeit zwar nicht zu fürchten; fände es dennoch statt, so würde schon durch das fortschreitende Eingehen alter Wohnhäuser und durch Einstellung des Nationalbaues das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage doch wieder sich einstellen. Bedeutsamer ist die Gefahr dauernden Bevölkerungrückganges einzelner Kreise, Länder und Provinzen. Zwar vollziehen auch solche Rückgänge sich nur langsam, so daß der Abnahme der Nachfrage die Abnahme der Wohnungen verlustlos nachfolgen kann. Allein auch für stärkere und plötzlichere Rückgänge örtlicher Art gilt dennoch Bangemachen nicht. In erster Linie haftet ja der Landesreservefonds; dann erst das Reich. Der Verlustbetrag kann sich auch nicht allzuhoch beziffern; nimmt man mit Lechler die Kosten einer Familienwohnung zu 2000 Mark (?), den Miethzins zu 120 Mark an, so macht die Leerstehung von 8000 Wohnungen doch nur einen Miethverlust von nicht ganz einer Million aus. Und zurückgehende Miethpreise ziehen Bevölkerungen wieder an!

Gleichwohl gestehe ich zu, daß die Gefahr dauernden Leerstehens, das durch Bevölkerungrückgänge in einzelnen Ländern des Reiches verursacht wird, es hauptsächlich ist, was die Pfandbriefgarantie des Reiches einerseits erforderlich macht und andererseits rechtfertigt. Erforderlich, weil dieses Risiko den Pfandbriefen im Kurswerthe nach der Einbildung der Kapitalisten einigen Abtrag thut, und gerechtfertigt, da die Verschiebung der Bevölkerung über die Landesgrenze herüber und hinüber stattfindet, mit anderen

Hosted by Google

Worten, da es ein Vorgang im Reiche ist, für welches nach Erschöpfung der Leerstehungfonds der Länder naturgemäß die Nation aufzukommen hat. Zwar könnte man daran denken, daß für die Folgen dieser zwischenbundesstaatlichen Volksverschiebungen die Landeskassen solidarisch eintreten; allein die gerade aus solcher Verschiebung erwachsenden Verluste werden sich aus den übrigen nicht ausscheiden lassen. Es ist sicherer, einfacher, für den Pfandbriefwerth vortheilhafter, und überdies von sehr geringer Gefahr, für die Pfandbriefe dauernd passiver Länder auf die Dauer dieser Passivität das Reich die Zinsgewähr vollziehen zu lassen. Doch bleibt eine Heranziehung der aktiv gebliebenen Länder zur Deckung immerhin diskutirbar.

Die finanzielle Sicherstellung des Reiches würde natürlich noch erhöht werden können, wenn ein Reichsreservefonds zur Deckung etwaiger Gewährschaftverluste angesammelt werden würde. Ein solcher Fonds ließe sich durch Abfuhr von Beiträgen aus den Landesbaukassen im Verhältnisse ihres Antheils an dem aus dem Pfandbrieferlös vorgegangenen Baukapital leicht bilden. Nöthig ist dieser besondere Fonds nicht; die ganze Einrichtung soll so einfach wie möglich ausgestaltet werden.

Nach alledem ist ein Verlust aus der Pfandbriefgewährschaft, man darf dies mit beinahe voller Sicherheit sagen, so gut wie ausgeschlossen. Es ist undenkbar, daß dem Reiche eine irgendwie erhebliche Belastung je erwachsen könnte; von wirklichen Reichszuschüssen wird kaum die Rede sein können. Die Zinsgewähr, so werthvoll sie für die wohlfeile Aufbringung der Baukapitale ist, wird reichsfinanziell sicher eine nur nominelle Bedeutung haben. Deshalb darf es auch nicht die geringste Besorgniß erregen, daß der Werthbetrag der garantirten Baupfandbriefe bis zu Hunderten, ja bis zu einigen Tausend Millionen Mark anschwellen mag. Der mögliche Höchstbetrag der gewährleisteten Pfandbriefmasse entzieht sich zwar jeder Vorausberechnung, aber auch dann, wenn es einige Milliarden allmählich werden sollten, liegt dennoch eine nennenswerthe Gefahr finanzieller Art weder für das Reich noch für die Einzelstaaten vor. Ich enthalte mich daher auch jeder Muthmaßung über die schließliche Werthsumme der erforderlichen Baupfandbriefe. Und da die Pfandbriefe nur allmählich in wechselnden Jahreshöchstbeträgen zur Ausgabe gelangen würden, so ist hiernach kein Zweifel, daß bei der milliardenweisen Ansammlung von Privat-, Lebensversicherung-, Sparkassen- und Invalidität-Kapitalien, wie solche jetzt von Generation zu Generation stattfindet, die Baupfandbriefe ganz sicher sein würden, zu hohen Kursen, beziehungsweise niedrigstem Zinsfuß, stets Nehmer zu finden, ohne daß sie andere große Interessen, welche in Nachfrage auf dem Geldmarkt auftreten, irgendwie gefährden.

Die Baupfandbriefe würden nach alledem ein Anlagepapier allerersten

Hosted by Google

Ranges werden. Denn mit der Sicherheit der Staats- und Reichs-Schuldverschreibungen würden sie außerdem drei weitere Sicherheiten verbinden: das Pfandrecht auf den ganzen Werth der Nationalwohnhäuser, die Deckung durch die Leerstehungfonds, endlich die fast völlige Gewißheit, daß Uebertreibungen des Bauens über das örtlich und zeitlich gegebene nachhaltige Wohnbedürfniß hinaus kaum vorkommen können. Die Sicherheit der Baupfandbriefe würde, da verpfändete Häuser verkäuflicher sind als Bahnen, über diejenige der besten Eisenbahnprioritäten staatlicher Garantie wohl erheblich hinausgehen. Wohlfeiles Bauen würde also, was das Baukapital betrifft, gesichert sein, zumal da in Zeiten knappen Geldstandes und hohen Zinsfußes das Weiterbauen eingeschränkt werden würde; in den selben Zeiten wird ja auch der privatkapitalistisch nicht gedeckte Wohnungbedarf nicht zunehmen.

Gleichwohl könnte doch Besonderes geschehen, den Baupfandbriefen einen bei niedrigem Zins dennoch hohen Emissionspreis zu sichern, den nicht die Garantie allein bedingt. Es kommt darauf an, den Pfandbriefen die Massenanlagen des Kapitals zu sichern. Die Massenanlage des Leihkapitals ist nun unter heutigen Verhältnissen keineswegs mehr blos die Anlage des Privatkapitals. Auch die großen wirthschaftlichen, sozialen und rechtspolitischen Nationalanstalten sind da und können als Pfandbriefabnehmer gewonnen werden. Ich meine Invaliditätkassen aller Art, deren Deckungskapital in die Milliarden anwachsen wird, dann die öffentlichen Sparkassen, die öffentlichen Bankanstalten, gerichtliche und andere staatliche Depositenkassen, Vormundschaftverwaltungen, Kautionhinterlegungen, die öffentlichen Reserve- und Sicherheitfonds aller Art und dergl. Es steht nur beim Willen von Reich und Land, solches Vermögen, das in die Milliarden geht und immer mehr anwächst, als anlagefähig für Baupfandbriefe zu erklären. Bei der Sicherheit dieser Pfandbriefe kann hiergegen ein Bedenken nicht obwalten. Mit dem für das Nationalbewußtsein geradezu skandalösen System, daß solche Kapitale, wie Mündelgelder der Einzelstaaten, in Reichspapieren immer noch nicht angelegt werden dürfen, wird ja doch bald gebrochen werden müssen und vielleicht wäre die Einführung der Baupfandbriefe die Gelegenheit, wo dies geschehen wird. Die Einschreibung auf den Namen könnte, soweit für sie Anlagen in Reichsrente und Baupfandbriefen überhaupt erfordert wird, durch Vermittelung der Reichsbankstellen oder sonstwie einfach und ohne hohe Kosten besorgt werden.

Unter allen Umständen erweisen sich die Baupfandbriefe für die Belegung der Gelder der Arbeiterversicherunganstalten in vorzüglicher Weise geeignet. Das Gesetz über die Alters- und Invalidität-Versicherung, das die Landesanstalten zu Vorschüssen auf Häuser ermächtigt,

Hosted by Google

wird erst durch Schaffung der Baupfandbriefe mit Reichsgarantie ganz ausführbar. Sobald das Reich in die Mitte tritt, sind jene Anstalten durchaus der Mühe und Gefahr enthoben, welche mit Darlehen an Bauvereine und Baugesellschaften verbunden sind. Unter Gewähr des Reiches würden ohne Rücksicht auf den Werth der einzelnen Wohnungen gegen Reichspfandbriefe große Beträge aus dem Deckungkapital der Invaliditätkassen und aller ähnlichen Fonds voll zur Verfügung überlassen werden. Die Frage, ob zu 60 oder 80 oder mehr Prozent des Wohnungwerthes ausgeliehen werden dürfe, wäre hinfällig geworden; der volle Werth kann gegen garantirte Baupfandbriefe zur Verfügung gestellt werden. Man sieht, wie das zweite große Hauptstück positiver Sozialpolitik, die Wohnungreform, dem andern, der Arbeiterversicherung, zur Stütze dient und dieses jenem. Es geschieht eben dadurch, daß die Wohnungreform nicht mehr stückweise durch Privatunternehmer, sondern von einer Hand angefaßt wird, hinter der durch das Reich die Nation steht. Es wäre sogar nicht ausgeschlossen, daß aus dem Pfandbrieferlöse auch Privatbestrebungen gegen die nöthige Sicherheit beliehen würden. Da die Bau- und Wohnerwerbung durch National-Baukassen völlig sachkundig und außerdem in der Lage wäre, heimfallende Privatwohnungen als Regiewohnungen zu verwerthen, so könnte man auch für Privatbaubestrebungen größere Vorschüsse geben, als es irgend ein anderer Kreditgeber zu thun vermag.

Sollen nun die Baupfandbriefe Landes- oder sollen sie Reichs-Schuldverschreibungen werden? — Beides ist möglich. Entscheidend ist die Rücksicht, ob die eine oder die andere Art der Gestaltung die wohlfeilere Aufbringung des Baukapitals in Aussicht stellt. Wenn nun die Belegung der Gelder aller schon erwähnten Anstalten und Einrichtungen etwaigen Reichspfandbriefen gesichert wäre, so würden diese mindestens einen eben so hohen Ausgabewerth erreichen wie die Landes-Baupfandbriefe. Und da das Reich der Zinsgewährleister ist, so wäre der Reichspfandbrief vorzuziehen, schon weil er den nationalen und internationalen Geldmarkt für sich hätte. Doch braucht die nationale Wohnungreform auch an dieser partikularistischen Ecke nicht zu scheitern. Landes-Regiebaupfandbriefe unter Reichszinsgarantie und theilweiser Mithaftung der Länder gestatten es zweifellos, den Zweck wohlfeiler Beschaffung des Nationalbaukapitals ebenfalls zu erreichen.

Eine weitere, ziemlich einschneidende Frage betrifft die Tilgung und Kündbarkeit der Baupfandbriefe. Ich möchte mich für die eine und andere Einrichtung aussprechen. Und zwar für die Tilgung in kleinen Beträgen, wenigstens so lange als der Werth des Baubesitzes den Werth der Pfandbriefschuld nicht bis zu einem größeren Prozentsatz übersteigt. Dabei gewinnt die Sicherheit der Pfandbriefe und vermindert sich das Risiko der

Hosted by Google

Reichs-Zinsgarantie und kann gutes Wohnen etwas billiger dargeboten werden. Doch wird Zweierlei anzuerkennen sein: die theilweise Tilgung darf weder auf Kosten der Konkurrenzfähigkeit des Privatbaues, noch zu deren künstlichen Ausschließung betrieben werden.

Kündbar durch Verloosung werden die Baupfandbriefe deshalb sein müssen, weil das Baukapital nicht das gleiche bleibt. Ist es doch das Ideal, die Regiewohnungen möglichst ganz ins Privateigenthum abzusetzen, und zwar schließlich über das Anwachsen des Weiterbauens hinaus. Die Schuld muß also in irgend einer Form kündbar gemacht werden. Starke und baldige Kündigungen werden gleichwohl nicht zu erwarten sein; die Kündbarkeit wird dem Emissionskurse daher nicht schaden, am Wenigsten, wenn die Ausgabe unter Pari zu entsprechend niedrigerem Nominalzinsfuße erfolgt.

Schon in meinem ersten Artikel habe ich zu bemerken gehabt, daß nicht der gleiche Betrag an Pfandbriefen alljährlich auszugeben wäre. Die Ausgabe muß mit Rücksicht auf den Stand des Zinsfußes, auf die Lage des Geldmarktes und andere Umstände wechselnd festgestellt werden. Sie darf über den von den Landeskommissionen angemeldeten Bedarf keinesfalls hinausgehen. Uebersteigt dieser Bedarf den Betrag, der nach den genannten anderen Rücksichten zulässig erscheint und zu gutem Kurs unterzubringen ist, so könnte die Garantiesumme den einzelnen Landesbaukassen im Verhältniß der Bevölkerungzahl zugewiesen werden. Die Jahresausgabe wird einerseits nach dem Bedürfniß, andererseits nach dem Stand des Zinsfußes, bezw. nach der Höhe des erreichbaren Emissionskurses sich zu richten haben.

Hiermit glaube ich, die „nationale Wohnungreform unter Reichsgarantie" hinreichend begründet zu haben. Hinlänglich glaube ich dargethan zu haben, daß der Plan *streng auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftordnung* sich bewegt. Er will nur jenes Bedürfniß menschenwürdigen Wohnens der kleinen Leute, das weder vom spekulativen Privatwohneigenthum ohne Ausbeutung, noch vom Vereins- und sonstigen Bauen ganz gedeckt wird, durch großes Anfassen auf wohlfeile Weise vollständig befriedigen. Die Nationalreform würde vielmehr der Erwerbung von Wohnprivateigenthum zum Kostenpreis in großem Stil mit wohlfeilem Geld mächtigen Vorschub leisten. Selbst dem Mieth- und Bauspekulationswucher würde nur im Wege loyalster Konkurrenz der Boden abgegraben werden. Auf einem Gebiet vermehrbarer Befriedigungmittel — das sind die Wohnungen — würde nur das gut kapitalistische Gesetz normaler Preisstellung nach dem Gebrauchswerth bis zum Kostenwerth herab zur ergänzenden Geltung gelangen.

Den „kleinen Leuten" und deren sozialdemokratischen Stimmführern kann, wenn sie das Wohl und die Unabhängigkeit der „Arbeiter" im

Hosted by Google

Herzen tragen, dieser Plan nicht widerwärtig sein. Obwohl er der Herstellung von möglichst vielen Arbeiterwohnungen auch durch Arbeitgeber nicht entgegentritt, so stellt er doch eine Masse von Wohnungen in Aussicht, deren Erwerbung und Miethe nicht an die „Scholle des Arbeitgebers bindet". Dem sozialdemokratischen „Zukunftstaat" würde, wenn ihm je die Zukunft beschieden sein könnte, diese Reform des Wohnungwesens der kleinen Leute mindestens nicht abträglich gewesen sein.

An Vorgängen staatlicher und gemeindlicher Zinsgarantie von einer finanziell in erheblichem Maße mehr gefährlichen Art fehlt es auch nicht. Ich erwähne nur die früheren Zinsgewährleistungen der Eisenbahn- und Dampfschifffahrtgesellschaften, die Garantie für Sparkassen, endlich die Gewähr für die Anlehen, welche für die Bildung von Bauerngütern durch Ankauf von Latifundien und Latifundientheilen aufgenommen wurden.

In keiner Weise wäre die Maßregel eine Begünstigung der Städte und der Industrie gegenüber dem Lande und der Landwirthschaft. Zwar ist die wohnliche Familienverwahrlosung auf dem Lande geringer, das Reformbedürfniß also kleiner. So weit sie aber da ist und mehr und mehr empfunden werden wird, soll die Reform auch da kommen. Nichts liegt mir so fern wie der Gedanke, der Landbevölkerung die selben Mittel für andere Bedürfnisse, namentlich für wohlfeilen Kredit, für Bekämpfung der unproduktiven Verschuldung des Bauernstandes, für die Bildung von Rentengütern aus Latifundien, für die bäuerliche Besitzfixirung der Arbeitkräfte, nicht auch vom Reiche aus zur Verfügung zu stellen. Daß hierfür freilich besondere Kommissionen und Korporationen der Güterbesitzer gebildet werden müßten, ist klar. Die Wohnungreformämter als solche können nicht Alles und allerlei leisten. Aber andere Organe vermöchten dies in bester Weise mit Hilfe der Reichs-Kreditgarantie zu thun. Uebrigens kann der ländliche Besitz nicht klagen, daß der Staat für die Landbevölkerung und für die Landwirthschaft nichts gethan habe. Der Staat hat von der Ablösungsgesetzgebung an die größten sozialpolitischen Opfer gebracht und bringt sie in der Pflege der Landwirthschaft immer reichlicher. In den durch hohen Agrarschutzzoll gesteigerten Lebensmittelpreisen entrichtet der nichtlandwirthschaftliche Theil des Volkes dem Grundbesitz, am Meisten dem großen und mittleren, Jahr für Jahr einen gewaltigen Tribut!

Ich schließe mit der Ueberzeugung, daß die „nationale Wohnungreform unter Reichszinsgarantie" geeignet sein würde, binnen einer oder zwei Generationen die Lebenshaltung des Volkes, den Frieden der Gesellschaft und den sittlichen Zustand der Nation gewaltig zu steigern.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Hosted by Google

Der Termin der Reichstags-Eröffnung.

Nach übereinstimmenden Blättermeldungen haben die verbündeten Regirungen die Absicht, den am 15. Juni zu wählenden Reichstag, noch vor der Erledigung der Stichwahlen, am 28. Juni zusammen zu berufen. Demgegenüber muß frühzeitig darauf hingewiesen werden, daß die Zusammenberufung des Reichstages zu diesem Termin rechtlich unzulässig sein würde. Bereits im Jahre 1887, als der am 21. Februar gewählte Reichstag ebenfalls vor Beendigung der Stichwahlen, und zwar am 3. März, eröffnet worden war, wurden gegen die verfassungmäßige Zulässigkeit einer derartigen Terminbestimmung von verschiedenen Seiten staatsrechtliche Bedenken erhoben. Auch im Reichstage selbst entspann sich sofort in der ersten Sitzung eine erregte Geschäftsordnungdebatte, die jedoch über den Rahmen rein akademischer Erörterungen nicht hinausreichte. Ich machte die Frage später zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung, die im Jahrgang 1888 der „Annalen des Deutschen Reichs" von Hirth und Seydel unter dem Titel „Reichstags-Wahl und Reichstags-Eröffnung" publizirt wurde. Da die Rechtslage heute völlig die selbe ist wie damals, so treffen die dort dargelegten Rechtsgründe auch heute zu und es mag um so mehr gestattet sein, sie noch einmal zusammenzufassen, als es im vorliegenden Falle noch nicht zu spät ist, durch eine juristisch-exakte Untersuchung und folgerichtige Entwickelung des Inhalts der positiven Verfassungnormen deren Verletzung zu verhüten.

Aus einem doppelten Rechtsgrunde ist die Eröffnung des Reichstages vor Beendigung der Stichwahlen, und überhaupt vor Ablauf einer bestimmten Minimalfrist vom Tage der Wahl ab, unzulässig. Der eine, spezielle, ergiebt sich aus der juristischen Natur der Stichwahl, der zweite, allgemeine, aus der Natur des Rechtsvorganges, der zur Begründung des Abgeordnetenmandates führt.

Die Stichwahl ist ihrer juristischen Natur nach keine selbständige, für sich bestehende Wahl, sie bildet nur einen Theil — gewissermaßen den zweiten Akt — der gesammten Wahlhandlung, die sich aus Hauptwahl und Stichwahl zusammensetzt. Hat die erste Wahl für keinen Abgeordneten die absolute Majorität ergeben, so ist die Wahlhandlung nich

Hosted by Google

beendet, die Wahl noch nicht vollzogen. Es muß sich ein zweiter Wahlgang zur Durchführung der begonnenen, ergebnißlos gebliebenen Wahl an den ersten schließen. Zwischen beiden Theilen der Wahlhandlung herrscht völlige Kontinuität, so daß die Stichwahl lediglich als Fortsetzung*) der ersten Wahl sich charakterisirt. Hierdurch unterscheidet sich die rechtliche Natur der Stichwahl von jener der Nachwahl, wie sie im Falle der Doppelwahl oder Ablehnung oder späteren Niederlegung des Mandates seitens des Gewählten nothwendig wird. Die Nachwahl ist eine neue, selbständige Wahl. Die erste Wahl, mit der sie zwar in thatsächlichem, aber nicht in rechtlichem Zusammenhange steht, war objektiv vollendet; lediglich aus Gründen der Person wird die zweite Wahl nothwendig, die zu der ersten im Verhältniß der Diskontinuität steht. Dagegen steht die Stichwahl mit der ersten Wahl in untrennbarem Zusammenhang; beide zusammen bilden die unmittelbare Einheit: erst wenn die Stichwahl vollzogen ist, hat die Wahl ihr Ende erreicht, und da sämmtliche Einzelwahlen in enger Verbindung gedacht werden, gewissermaßen als eine große Handlung des ganzen Volkes, auch damit erst die Wahlen überhaupt. Vorher ist der Reichstag, als Ganzes betrachtet, noch nicht gewählt, sondern nur eine Reihe von einzelnen Reichstagsmitgliedern.**) Ob diese in beschlußfähiger Zahl gewählt sind, ist juristisch völlig gleichgiltig und völlig verfehlt war in der Debatte von 1887 die Deduktion des Staatssekretärs von Boetticher, der sich auch die Abgeordneten von Kardorff und von Helldorff anschlossen: „Sobald die Mehrheit der gewählten Vertreter des Reichstags hier versammelt ist und der Reichstag ordnungmäßig von Sr. Majestät dem Kaiser berufen ist, hat der Reichstag die Pflicht, an seine Geschäfte zu gehen" (a. a. O. S. 5). Wenn der Termin der Stichwahlen überhaupt keine aufschiebende Wirkung besitzen soll, so ist ihre Zahl unerheblich; ob noch 20 oder noch 200 Stichwahlen ausstehen, das begründet keinen rechtlichen Unterschied, und wenn der Abg. von Kardorff damals äußerte, daß bei „zwei oder mehr" Stichwahlen wohl keine Bedenken geäußert worden wären, und es sonach an dem bestimmten Maße fehle, so muß daran fest-

*) Durchaus zutreffend betonte der Abg. Richter in der eingangs erwähnten Geschäftsordnungdebatte im Jahre 1887 die Einheit der ganzen Wahlhandlung: „Der Reichstag wird jetzt berufen inmitten des Wahlaktes, noch bevor dieser Wahlakt in einer großen Anzahl von Kreisen beendet ist." (Vgl. Stenographische Berichte S. 8.)

**) Der Abgeordnete Windthorst, dessen Gedankengang in der Debatte von 1887 gegenüber dem der übrigen Redner überhaupt die spezifisch-juristische Natur zeigte, drückte sich scharf und exakt dahin aus: „Vor Erledigung der Stichwahlen sind nach meiner Meinung nur einzelne Mitglieder des Reichstags da, ein Reichstag als solcher ist noch nicht existent" (a. a. O. S. 8).

Hosted by Google

gehalten werden, daß die Rechtslage in solchem Falle allerdings völlig die gleiche sein würde, — nur würde es dann wohl, weil ein praktischer Zweck fehlen würde, zugleich auch an einem politischen Motive, die an sich in gleicher Weise bestehenden Bedenken geltend zu machen, fehlen. Beschlußfähigkeit und Eröffnungfähigkeit stehen in keinem bedingenden Verhältniß zu einander. Weder bildet die Beschlußfähigkeit die alleinige und genügende Voraussetzung der Eröffnungfähigkeit, wofern diese in Folge anderer Umstände mangelt, noch ist andererseits die Eröffnung des rite gewählten Reichstages an dessen Beschlußfähigkeit gebunden. Mag es auch thatsächlich noch so unwahrscheinlich sein, theoretisch möglich und rechtlich zulässig wäre es, daß die Eröffnung eines neugewählten Reichstags sich vor leeren Bänken vollzöge. Die Beschlußfähigkeit ist eine Eigenschaft des existent gewordenen handelnden Reichstages, sofern er nach seiner Eröffnung als Versammlung funktionirt und einzelne parlamentarische Akte vornimmt. Die Eröffnungfähigkeit dagegen liegt — wie die Eröffnung eine der Bedingungen seiner Thätigkeit, um mit Laband zu reden, darstellt — vor aller dieser Thätigkeit. Sie ist eine materiell durch Vollendung der Wahlen, formell durch die kaiserliche Berufung begründete Eigenschaft des werdenden Reichstages und sie bezeichnet den letzten Punkt seiner Entstehung und Bildung als eines staatsrechtlichen Faktors. Ist die materielle Voraussetzung seiner Eröffnung noch nicht erfüllt, weil noch Stichwahlen zu vollziehen sind, so ist ein eröffnungfähiger Reichstag noch nicht vorhanden.

Der zweite Grund, aus dem sich die staatsrechtliche Unzulässigkeit der Einberufung des Reichstages vor Ablauf einer bestimmten Frist vom Tage der Wahl ab, deren Endtermin im vorliegenden Falle nach dem 28. Juni liegen würde, ergiebt, besteht unabhängig von dem Falle der Stichwahlen, da er überhaupt für das zeitliche Verhältniß zwischen Reichstagswahl und Reichstagseröffnung maßgebend ist.

Um zu diesem etwas fernliegenden Grunde zu gelangen, bedarf es zunächst einer genauen juristischen Feststellung des Rechtsvorganges bei Begründung des Abgeordnetenmandates. Die Entstehung des Abgeordnetenmandates ist nicht die Folge eines einseitigen Rechtsaktes, der Wahl; sie vollzieht sich vielmehr im Wege eines zweiseitigen Rechtsgeschäfts, das, ähnlich den Elementen eines civilrechtlichen Vertrages, aus Angebot und Annahme besteht. Da nun, nach dem Reichsstaatsrecht eben so wie nach den meisten Landesverfassungen, eine dem sogenannten passiven Wahlrecht entsprechende Pflicht zur Annahme der Wahl nicht besteht (nur einzelne deutsche Kleinstaaten, z. B. Sachsen-Altenburg, Reuß ä. L., Hamburg kennen eine solche), so muß, zur Begründung des Mandates, der Wahl der korrelate Akt der Annahme folgen. Ehe diese erfolgt ist, besteht das

Hosted by Google

Mandat nicht. Die vorherige Bereiterklärung, wie sie vielfach seitens der Kandidaten üblich ist, besitzt lediglich eine thatsächliche und politische Bedeutung, ohne eine rechtliche Verpflichtung zu begründen. Die Annahme der Wahl muß nun aber keineswegs „Zug um Zug" erfolgen. Es ist vielmehr, entsprechend der hohen Bedeutung des Annahmeaktes, dem Gewählten eine Ueberlegungfrist gewährt. Dieses „spatium deliberandi" ist reichsrechtlich auf acht Tage festgestellt. Die betreffende Norm des Reichsstaatsrechtes ist im Wahlreglement vom 28. Mai 1870 statuirt, das im § 33 bestimmt: „Der Gewählte ist von der auf ihn gefallenen Wahl durch den Wahlkommissar in Kenntniß zu setzen und zur Erklärung über die Annahme derselben, sowie zum Nachweise, daß er nach § 4 des Gesetzes wählbar ist, aufzufordern. Annahme unter Protest oder Vorbehalt, sowie das Ausbleiben der Erklärung binnen acht Tagen von der Zustellung der Benachrichtigung gilt als Ablehnung." Da nun die Ermittelung des Wahlergebnisses nach § 26 des Wahlreglements am vierten Tage nach dem Wahltermin erfolgt, so fällt, wenn die Zustellung der Benachrichtigung noch am selben Tage bewirkt wird, der Endtermin der Deliberationfrist auf den zwölften Tag nach dem Wahltermin. Allerdings wird die Annahmeerklärung meist vor diesem Endtermin abgegeben, ja, es wäre denkbar, daß alle Gewählten die Ueberlegungfrist thatsächlich abkürzten und somit — von Stichwahlen abgesehen — sämmtliche Mandate schon vor diesem zwölften Tage perfekt wären. Allein die Institution der achttägigen Deliberationfrist als objektiver Rechtssatz besteht unabhängig von jenen konkreten Handlungen und Fristabkürzungen in — selbst sämmtlichen! — Einzelfällen. Die Norm als solche bleibt ihrem öffentlichrechtlichen Charakter gemäß unberührt von Anwendung oder verzichtender Nichtanwendung seitens Derer, für die sie bestimmt ist, und wird somit durch jeden Regirungakt verletzt, der ihre Existenz nicht anerkennt.

Somit kann der Reichstag frühestens am Tage nach Ablauf der Deliberationfrist, d. h. am dreizehnten Tage nach dem Termin der Wahlen einschließlich der Stichwahlen, eröffnet werden. Es würde dies im vorliegenden Falle, wenn die Stichwahlen schon einige Tage nach den Hauptwahlen stattfänden, einer der ersten Tage des Juli sein. Die Eröffnung des Reichstages am 28. Juni, also bereits am dreizehnten Tage nach der Hauptwahl, würde in jedem Falle, also selbst dann, wenn gar keine Stichwahlen stattfinden müßten, einen objektiv-rechtswidrigen Regirungakt darstellen.

Zürich. Dr. Christoph Morris de Jonge.

Hosted by Google

Die beiden „Salons“.

I.

Es giebt mehrere Arten, den Pariser „Salon“ zu betrachten. Als einige hauptsächliche nenne ich:

Die historisch-kritische („Dieser Salon ist die hundertundzwanzigste Ausstellung zur Ermuthigung der schönen Künste in Frankreich. Während im Jahre der Begründung der Gesammteindruck folgendermaßen war und die Zahl der Gemälde sich auf Bildnisse mit so und so viel, Historienbilder so und so und heroische Landschaften so und so vertheilte, ist dieses Jahr —“).

Dann die Art des Wald- und Wiesen-Berichterstatters. Vollkommen vom Zufall abhängig. Der diesmalige Salon war im Verhältniß zum vorjährigen betrachtet: — schlechter, wenn er schlechter geschlafen hat, — besser, wenn seine Wangen rosig glühen, sein Frühstück bei Ledoyen gut war und es nicht zu heiß in den Sälen wurde ...

Dann die Art des Berichterstatters der legitimen Blätter, revue des deux mondes u. s. w., und zugleich älteren Herrn, der die Künstler persönlich kennt. Weil er zu viele kennt, muß er sich an die Rangordnung halten, um sich gegen Vorwürfe ein für allemal auf das Herkommen hinauszureden. Also ein ganzer Absatz für Henner, ein ganzer Absatz für — Cabanel ist nun tot — also vielleicht für Lefebure, ein ganzer Absatz für Bonnat.

Danach die zweite Garnitur: Harpignies einen halben Absatz, Cormon einen halben Absatz, Luminais einen halben.

Ach! die Zeit ist vorbei, da man Henner noch bewundern konnte, und Bilder wie das Portrait seines Bruders, das auf der Wiener Kunstausstellung von 1884 war, selbst wie die beiden Frauen, die in München im Kabinet Heffners waren, gehören in der Produktion Henners zu den Ausnahmen.

Aber es heißt bei ihm unweigerlich, mit fast gleichem Umfang der ihm gewidmeten Zeilen, jedes Jahr, daß man in seinem Kolorite schwelgen kann, daß er die Haare als leuchtenden Körper im Schatten auffasse und daß es just die Wiederholung ist, wodurch er sich so persönlich zeige. Bei Lefebure wird ein anderes Register gezogen: über die Eleganz ist man außer sich, die gelehrte Anschmiegung an untadelhafte Vorbilder schätzt man und die Weiterführung unserer Traditionen (mit einem kurzen Wort über die neumodische Jugend!) Und bei Bonnat lobt man die feste Ausführung, die meisterhafte Erfassung des Charakters und die wunderbare Modellirung der Hände. ...

Ein Bischen „attendrissement“ thut dann gut. Da ist ein so rosiger Alter, schon seit fünfzig Jahren in den Kreisen der Revue gelobt: Français,

Hosted by Google

ein sehr sauberer Landschafter ... Er hatte mit Corot verkehrt ... Also los, und jedes Jahr von Neuem: Jener Alte, der der Ueberlebende unserer Plejade von 1830 ist (Goethe ist tot und Eckermann ist noch am Leben), wieder erfrischt er uns in diesem Jahre mit zwei seiner u. s. w.

Harpignies ist wirklich ein besserer Maler als Français; sowohl aber, weil er noch eine Handvoll Jahre jünger ist, als auch vielleicht, weil er nicht ganz so rosig das Bild des hübschen, alten Mannes abgiebt, daher weniger in die Welt kommt, erhält er einen halben Absatz, Français den ganzen. Doch nur ruhig, mein lieber Harpignies: werden Sie zehn Jahre älter, ich garantire Ihnen, die Revue liebt Sie dann auf das Allerzärtlichste. Obgleich Ihr Antlitz nicht so rosig ist, treten Sie dann an den Platz von Français. Man denkt Ihrer mit Sympathie, mit voller Sympathie; man erinnert sich der langen Jahre, die Sie uns nun im Salon aufgestoßen sind und man erkennt Sie an, als eine der Säulen der Kunst. Es ist wie mit der Ehrenlegion: man ist erst Mitglied, dann wird man Offizier und im Greisenalter Großkreuz, ohne daß man im Greisenalter ein Anderer gewesen wäre als als Mitglied.

Mit diesen Begriffen des auf das Strengste festgehaltenen Vorrückens, Einrangirens, Aufnehmens, einer auf Herkommen beruhenden Salonbetrachtung nähern wir uns nun schon auf das Innigste dem Haupttheile der Besucher, nämlich den Damen und Herren, welche, der Mode gehorsam, den Salon am Tage des Vernissage besuchen und die urtheilen müssen, weil es chic ist, nicht zu schweigen, und die es mit der den Franzosen eigenen Unterordnung unter einmal gegebene Größenverhältnisse für ungehörig halten würden, in irgend einem Jahr das Fleisch Henners, die Hände Bonnats und je nach dem Datum des ersten Hervortretens die übrige Zahl der Arrivirten nicht zu loben. Es ist sehr angenehm, in diesem Kreis Platz genommen zu haben, denn selbst in Jahren, in denen die eingesendete Arbeit schlecht ist, daß sie zum Himmel schreit, flötet man lieblich: j'imagine que l'année prochaine l'envoi de monsieur un tel sera ravissant!

Umgekehrt interessirt man sich aber auch sehr für die Jugend; einen „Jungen" zu loben, das hat etwas so Sympathisches, Generöses. Auch setzt es eine gewisse Entdeckergabe, besondere Feinfühligkeit voraus, abgesehen von dem Reize der Güte und des Wohlwollens, mit dem es uns umkleidet. Wird dann ein solcher Junger älter, so wird ihm das Lob stufenweise ein Bischen abgeschwächt — o es ist wirklich ein kleiner Gesellschaftstaat der Salon, die „Welt" im Kleinen!

Uebrigens kann man sehr verschiedenen Ansichten über den Salon beipflichten, ohne zu sich selbst oder zur Logik in Widerspruch zu gerathen.

Hosted by Google

Würde mir ein Mitglied des Instituts sagen: Mein Herr, wohin kämen wir ohne die Einrichtung des Salon? Wie sollten wir sonst die so durchaus nöthige Antheilnahme des Publikums für die zeitgenössische Kunst uns erhalten? Und wie sollten die jungen Talente sich etwa Bahn brechen, den Ring der Nichtbegabten mit einem Schlag, wie es manchmal vorkommt, durchbrechen? Und hält der Salon nicht etwas wie die guten Manieren, den Zwang einer gewissen Geschicklichkeit aufrecht, — legt er nicht Denen, welche in eine neue Richtung hineingehen, auch jenen Zwang der Mäßigung auf, welcher der Richtung die Gefahr, in ihre eigene Parodie zu verfallen — eine Gefahr, die wir immer, bei der zu großen Anzahl von professionsmäßig ausgebildeten Künstlern, die wir besitzen, ins Auge fassen müssen — viel, viel schwerer erreichbar macht? Verbietet sich nicht bei uns durch den Respekt vor unserem Publikum das thörichte, das leere, das so grenzenlos eitle und eingebildete sans-gêne des Stils, die Renommisterei der Professionellen? Wir sind eine Art Bazar der Malerei, das ist wahr, in welchem wir thun, als hätten wir unsere Artikel aus Begeisterung geschaffen und als wären neunzehnhundert Seelen, die bei uns ausstellen, Künstler ... Indessen hatten wir dreitausendeinhundert, die uns noch geringer schienen, nicht zugelassen, die von uns aufgenommenen nach Kräften so gehängt, daß das Ganze passabel aussieht, und wenn Sie glauben, manchen altberühmten Künstlers neues Bild sei nicht aus reiner Begeisterung hervorgegangen, bedenken Sie, daß wir, Alle, Menschen sind und jene Art von Divination, aus welcher heraus der Künstler schaffe, doch wohl mehr im Gehirn Ihrer deutschen Ideologen als in der Wirklichkeit zu Hause ist ...

Wogegen die radikale Verneinung in uns nicht zum Schweigen sich veranlaßt findet und in die Worte ausbricht: Der Salon hat sehr gefährliche Seiten, er ist vielfach eine Lüge von seiten der Künstler, ich meine: ihr Bild ist vielfach eine; wie wollen die mit ihrem Bild glauben, Dauer, Unsterblichkeit beanspruchen zu dürfen, wenn ich Dir nachweisen kann, daß es Fabrikarbeit ist, da selbst den ernstesten unter ihnen die — nur den Franzosen begreifliche — Leidenschaft wie eingepflanzt ist, „ein Bild für den Salon" anfertigen zu müssen, ihn „beschickt" zu haben, sich in jedem Jahr einzustellen, als ob man sonst nicht mehr lebte ... Und der Salon ist ein Hemmniß für die Erziehung des Publikums, kein Glück, sondern ein Hemmniß ... Wer die Kunst noch nicht erfaßt hat, glaubt, so wäre der Charakter der Kunst ... Wie für eine bestimmte Premièrenzusammenkunft wären auch die Werke gemacht worden, die jetzt im Louvre hängen ... Und manches kleine Hirn, bei dem eine Erziehung noch wohl möglich war, wenn es in den Louvre käme oder nur die Werke sähe, die von den großen

Hosted by Google

lebenden Künstlern das oeuvre ausmachen — das kommt nun nicht in den Louvre, sieht nun nicht die verständigen Ausstellungen der Lebenden, wo von einem großen Meister oder von mehreren, die zusammengehören, von jedem zehn oder zwanzig Werke gezeigt werden, sondern schwätzt im Salon die Urtheile nach, die es guter Ton ist zu hegen und macht eine Pause im Bildersehen bis zum Vernissagetag des folgenden Jahrs, und immer so weiter, und so vielleicht die ganze Gesellschaft. Es ist wahr, man hat hier sehr viel Geschmack. Aber nicht so sehr für die Kunst ist er entwickelt, wie für die Gebiete, die sie nur streifen. Außerhalb der Kunst hat man sehr viel in Frankreich. Die Farben der Toiletten, das weiße Seidenpapier unter den Aepfeln in den Delikatessenhandlungen, die Noveletten im Echo de Paris, die mit Blumen geschmückte Vorhalle des Figaro... Das alles ist ja reizend, doch in Bezug auf die reine Kunst müssen wenige, freilich um so einsichtigere Kenner, wenige, aber um so herrlichere Literaten und Künstler uns für die im Allgemeinen herrschende Banalität und nur wie „Modefarbe“ gebotene Kunst entschädigen.

Wir haben unter den Besuchern drei Kategorien. Erstens die Weltdamen. Ganz entzückend übrigens. Entschieden die besten Kunstwerke jedesmal. Dann die Maler, welche ihre Führer machen (weniger begabt, entschieden weniger begabt), dann die Maler, die nicht arrivirt sind. Die kommen zu diesem Tage vom Montmartre herunter, sind ironisch, spotten über die Technik und dergleichen, erheben sich doch nicht zur nöthigen Höhe, sind eben ähnlich, aber noch weniger begabt als die geschickteren Kollegen, sind nun auch heute nicht einmal in ihrer Drangsal glückliche, ihrer Winzigkeit sich nicht bewußt werdende Bohémiens, sondern es ist etwas wie ein Weltschmerz über ihnen, sie bedauern ihr Loos, nicht arrivirt zu sein, und fühlen sich unbehaglich in dieser Welt des Luxus, in welcher ihre schlechten Kleider auffallen, in dieser Welt, mit der sie nur heute, einmal im Jahr, zusammentreffen, die sie ganz gering zu schätzen glauben und die sie doch im Ansehn halten so sehr, daß man ihnen die Gêne anmerkt, wenn eine elegante Schönheit sie streift — Gêne und Schmerz. Die Schleppe verschwindet, das Parfum athmet solch ein armer Teufel noch ein und wandert weiter. — Ich halte mich etwas zu lange vielleicht mit diesen Schilderungen auf, ehe ich zu den Beschreibungen der Bilder komme, und ganz gewiß bleibe ich damit zu lange für die Ungeduld Derer im Rückstand, die ich die vierte Kategorie von Besuchern des Salon nennen möchte. Ach, ich kenne sie aus meinem Vaterlande, ich kenne sie. Es sind junge Burschen voller Idealität, an den Kunstschulen arbeiten sie, in München, in Karlsruhe, in Weimar — und am Tage der Eröffnung des Salon sitzen sie wie im Fieber in der Bibliothek und durchblättern den illustrirten

Hosted by Google

Katalog, wie im Fieber im Café und lesen die Berichte. Weil sie Piloty kennen und Lindenschmitt in der Hand haben, glauben sie an die Suprematie von Jean Paul Laurens, und daß Rochegrosse ein Genie sei ... Schwarz auf weiß sehen sie die Illustrationen — sehen nicht die Farbe, die so schwach ist — und erstaunen sich über die Fülle der Sujets alljährlich, über die Menge des Neuen, das geboten wird, und saugen sich in eine Begierde nach Paris und ihre Sehnsucht schicken sie nach dem Salon ... Und endlich kommen sie hierher; — und murmeln vielleicht: „Da ich ein Kind war, nicht wußte, wo aus, noch ein, hob ich mein irrend Aug'" nach Paris, als ob es hier nun anders wäre.

Aber in der That muß ich um Verzeihung bitten, so viel zu schildern und so wenig zu schreiben. Der Inhalt des Salon ist freilich dieses Jahr ganz besonders schlecht — und zum Tadeln kommt man immer noch früh genug. Selbst die Plastik ist schlecht, diese pièce de résistance. Wir halten sonst Falguière; Falguière ist der Bildhauer, der uns durch die Natürlichkeit seiner Mädchendarstellungen angezogen hat, der vortreffliche Bildner von „Dianen", die kleine Mädchen aus Paris waren, und Autor einer „Juno mit dem Pfau", die nur durch den Pfau anders war als die Diana. Er faßt sehr schön, natürlich und naiv auf und er ist tausendmal mehr werth als jene Bildner, welche die Diana nicht naiv auffassen. Indessen dieses Jahr hat er eine „heroische Poesie" ausgestellt, nicht mehr eine Diana. Und diese heroische Poesie, die trotzig ihren Arm erhebt, erinnert insofern ungünstig an Paris, als man bei ihr nur an das dramatische Volksstück der „Porte St. Martin" denken kann, und das ist ein vielleicht zu weiter Weg vom Piedestal der wirklichen heroischen Muse.

Der größte Erfolg auf dem Gebiete der Malerei aber scheint Roybet zu sein. Der war früher ein sehr guter Maler von kleineren glänzend ausgeführten Kavalierbildern oder von dunkleren, machtvoll breiten Intérieurszenen, und er hatte sich ein „wundervolles" Atelier aus den Erträgnissen seiner Arbeit einrichten können. Es gilt für eins der schönsten in Paris. Harnische, Gobelins, seidene Decken in Moosfarbe, Alterthümer, — Alles mit dem Schimmer der Läden aus der rue de la Victoire und Umgegend. Viel Falsches, gut rekonstruirt, manches Echte mit großen ergänzten Theilen, im Ganzen mehr die Menge und die Wirkung als die Feinheit im Auge. Immerhin ein respektabler, farbiger Eindruck ...

Dies Atelier ist ihm zu Kopfe gestiegen. Das bric-à-brac hängt ihm an. Die „brocante" wird er nicht los, sie hat ihn fascinirt. — Doch nicht Jeder ist ein Rembrandt, der Schwerter in seinem Atelier an die Wand hängt, und ich weiß nicht, was von billigerem Eindruck, von gekaufter, ordinärer Fälschungwaare uns vor seinem großen Bild, Jean le Téméraire,

Hosted by Google

in die Augen springt. Und dazu tritt eine Malerei, die eben so zum „Auffrischen“ des Alterthums gekommen, die vlämischen Schüler, ihren pastosen Auftrag, mit entsetzlich undurchsichtigen Schatten und peinlichem Kunstlicht, überdrastisch im Licht wie im Schatten, mit vulgärer Wirkung — schaudervoll wirksam — aus Stücken das Stück, grob, stark, häßlich konstruirt ... und deren Effekt für die weiten Säle der Ausstellung so passend erscheint, daß der Autor wahrscheinlich die Ehrenmedaille bekommen wird.

Verlassen wir dieses schauderhafte Bild, werfen einen Blick auf das große Bild von Muncaczy (an dem vorbeizuschreiten eben so lange dauert und langweilig ist wie an der anderen Seite durch den Saal zu kommen) und gelangen zu dem von Henri Martin, dem gefühltesten Bild, wie ich glaube, das der Salon hat.

Henri Martin ist keiner der Maler, die durch ihre Bravour jemals auf uns Wirkung gehabt hätten wie Ribot, Vollon oder Roybet. Er ist von einem anderen bateau. Er ist ein Décadent, ein Symbolist oder was weiß ich; — jedenfalls ein Dichter, wahrscheinlich ein reizender und sanfter Mensch und der Gegenstand seines Bildes ist dieser. (Ich bin überzeugt, daß Henri Martin keinen Bart und ein ziemlich energieloses Gesicht hat.)

Eine Morgenbrise geht durch den Wald mit hohen Bäumen, der vor der Stadt liegt und zu dem, um in ihn zu gelangen, man aufsteigen muß. Auch setzt sich die Steigerung des Terrains im Walde noch fort, bis zu der Lichtung, zu welcher rechts zwischen den Bäumen der Wald in schlanken Spalten sich öffnet. Im Wald ist der Tag noch nicht, das Schwarze der Nacht aber ist bereits gewichen, die Mittelstimmung sich aufhellenden Dunkels hat unter dem hohen Laubdache Platz gegriffen und liegt über dem Boden des Waldes, der wie von unsichtbaren Gärtnern gefegt ist, und geheimnißvoll lauschig, weich die Tritte in sich aufzunehmen scheint. Die Linien der Stämme steigen von ihm in die Höhe und zwischen dem grünen Laube oben und dem bräunlich, röthlich schimmernden Boden ist noch kein Licht, ist nicht mehr das Dunkel, und der Boden liegt da, als erwarte er etwas.

Und von der Stadt kommen drei Männer. Schreiten im Gespräch. In der Mitte der Greis, rechts der begabtere Schüler, links der, der nur den Willen hat. Zeit: zwölftes Jahrhundert. Tracht: die uns von den Dantebildnissen bekannte: rothe Mäntel mit rothen Kapuzen; der Greis eine Lorbeerkrone.

Die Verehrung der Frauen ist ihr Gespräch, und deren Ausdruck. Dichtkunst, Sprachverfeinerung und Gefühlsverfeinerung. Entwickelung der Poesie; die Szene ist im Mittelalter, sie sind Vorläufer Dantes, — Troubadoure.

Hosted by Google

Stillgestanden ist der Greis. Er erklärt. Milde deutet die Hand nach oben. Tiefergriffen hört der begabte Jünger ihm und den Gefühlen in seinem Innern zu, die erwachen und wallen und ungestüm zum Lichte drängen. Und hinter ihm, von ihm nur mit dem Geiste gesehen, röthen sich die Baumwipfel, es fangen die Zweige zu glühen an, wie Gold dringt es durch das Laub und die Morgenvögel zwitschern und plötzlich theilt sich das Laub und vom Himmel nieder drei Jungfrauen in weißen Gewändern schweben herab, langsam, und mit Armen, welche die Leyer tragen, und mit Gewändern, die herniederhängen, und wie an den Stämmen gleiten sie herab, heben sich wieder auf und scheinen leise dabei mit erhobenen Gesichtern zu singen. Auf den Gesichtern der Abglanz der Sonne und auf den Leyern ihr Gold, in den Bäumen, die sie umrauschen, das Gold der Sonne hier und da schon auflebend, in ihren Gewändern das Licht stufenweise ersterbend, das noch nicht den Boden erreichen kann, der im Zwielicht und Dämmer liegt. Der Greis, der hinauf deutet, sieht sie vielleicht, der begabte Jünger sieht sie vor seinem Auge, obwohl er ihnen nicht zugewendet; und der andere Jünger hört wenigstens andächtig zu und verfolgt die Rede.

Meine Beschreibung bleibt außerordentlich hinter der Wirkung des Bildes zurück, die es auf den Freund hat. Natürlich, in einer Stadt wie Paris, in einem Taubenschlag wie dem Salon, und unter gemeinen Marktbildern will das Bild gefunden werden; hat man es, verläßt man den Salon; verläßt ihn, eigentlich ohne Menschen zu sehen. Es ist eine sehr schöne Sache um ein gefühltes Kunstwerk, auch wenn es Zweifel läßt, die Technik wohl hinter dem Geist zurückbleibt und etwas Schattenhaftes, Schwaches in den etwas zu „symbolischen“ (mein Gott, ja, wenn es gesagt sein muß) Körpern der drei Dichter bleibt. Ich habe bei dem Schweben der Jungfrauen an Schwind gedacht, eine Szene mit Schwebenden vor Orgelpfeifen in der Höhe eines Doms. Aber dies ist unendlich entwickelter, zarter, vollkommener in der Farbe. Und bei der Schwächlichkeit der Dichter dachte ich an ein schönes, gleichfalls symbolisches Bild von Derkinderen in Amsterdam für das Rathhaus in Herzogenbusch. Aber Henri Martin ist doch besser ausgebildet als Derkinderen, zeichnet besser, kurz, bleibt doch noch mehr Franzose nach der guten Seite hin. Das Bild hat mich entzückt, bei den Gesichtern der Jungfrauen glaubte ich wirklich das Licht zu sehen, und von Fehlern des Künstlers finde ich nur einen auffallend: den, daß er das Bild hier ausstellte. Denn alle junge Kunst, lebendige, frische Entwickelung hat unter der azurnen Kuppel des Marsfeldes vorgezogen zu sein, und verließ das Lager des konventionellen Salons.

Paris. Herman Helferich.

Hosted by Google

Bennigsen als Erzieher.

Am Tage der Reichstagsauflösung fand ich in der Vossischen Zeitung eine Reporternotiz über eine antisemitische Versammlung. Von den Herren Ahlwardt und Schwennhagen wurde da allerlei Böses gesagt, das, weil auf beiden Seiten das Schimpfregister allmählich erschöpft ist, nicht weiter aufregen konnte. Dann aber hieß es: „In der Unwerthung aller Werthe haben diese Herren allerdings sehr illustre Vorbilder. Je verrückter und je wahnwitziger die Behauptungen sind, je mehr alle Begriffe von Vernunft und Moral auf den Kopf gestellt werden, um so lärmender ist der Beifall. Das hat Herr Nietzsche erfahren und das erfahren auch die Herren Ahlwardt und Schwennhagen." Selten nur wundere ich mich noch über Dinge, die in den Zeitungen stehen; diesmal aber war ich doch etwas verblüfft. Nicht über die Rohheit, die den einzigen deutschen Denker, der seit Schopenhauer und Hartmann ein europäisches Ereigniß geworden ist und der als ein armer Kranker doppelte Schonung verdient, mit wenig wählerischen Demagogen auf eine Stufe stellt. Wenn der Pariser Telegraphist der Vossischen, Herr Max Nordau, in seinem durch Bildungprotzerei und Armseligkeit gleichmäßig hervorragenden Buche „Entartung" im Handumdrehen Wagner, Ibsen, Tolstoi, Zola und alle modernen Dichter aller Länder abschlachtet, wenn er Nietzsche abwechselnd einen Tobsüchtigen und einen Blödsinnigen nennt, von Wagners „graphomanischem Dusel" spricht, eine „Nietzsche-Bande" entdeckt und in dem Rembrandtdeutschen den „schwachsinnigen Verfasser einer ungeheuerlichen Parodie" erkennt, dann ist damit ein Gipfel der nach Effekten haschenden Dreistigkeit erreicht, den ein kleinerer Reporter beim besten Willen nicht mehr erklettern kann. Es gehört schon die ungewöhnliche Geschicklichkeit des Herrn Nordau dazu, um auf das von Nietzsche gefundene Décadence-Problem zwei dicke Bände zu bauen und dem Vater des Gedankens doch unterwegs ins Gesicht zu spucken; vielleicht hält Herr Nordau, wie der geschätzte Mitarbeiter des Berliner Tageblattes, der in Apostatas abgelegten Kleidern jetzt seine krampfhaften Affensprünge in der „Gegenwart" macht, auch den Begriff des geistigen Eigenthumes für eine konventionelle Lüge der Kulturmenschheit. Neben solchen Schmock-Großthaten schrumpft eine Unfläthigkeit im Lokaltheil zusammen und nur daran auch heftete sich mein Erstaunen, daß der Name Nietzsche überhaupt

Hosted by Google

an das Ohr eines untergeordneten Bediensteten der Tante Vossin gedrungen war.

Die Erklärung fand ich im Parlamentsbericht der Freisinnigen Zeitung vom sechsten Mai. Da stand: „Für die Verstimmung im Volke machte der nationalliberale Führer die immer mehr um sich greifende philosophische pessimistische Weltanschauung verantwortlich und berief sich sogar auf die verworrenen Schriften Nietzsches." Der nationalliberale Führer: das konnte nur Herr von Bennigsen sein; es schien mir nur merkwürdig, daß der etwas gegen Schopenhauer gesagt haben sollte, nachdem er doch seinen Namen unter den höchst überschwänglichen Aufruf zur Sammlung für ein Schopenhauer-Denkmal gesetzt hatte. Aber richtig: in der Rede des Herrn von Bennigsen fand ich Alles, fin de siècle, Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche, die pessimistische Philosophie und schließlich gar noch den Satz: „Die Vertreter der Nation haben vor Allem den Beruf, für die Heilung der Nation von Schäden zu sorgen und, so weit es nöthig ist, bei sich selbst damit anzufangen." Der Parlamentsbericht verzeichnet während dieses philosophischen Exkurses weder Beifall noch Zwischenrufe und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie verdutzt die Herren Volksvertreter über die wunderliche Zumuthung ihres berühmten Kollegen waren. Seit Bismarck fortgeschickt ist, sind sie an solche Höhenzüge der Debatte nicht mehr gewöhnt und schwerlich saßen unter den 372 Anwesenden mehr als drei, denen die jäh hereinbrechenden Namen nicht nur Schall und Rauch waren. Und beim Nachdenken über seinen ersten Versuch als Erzieher sind mir Zweifel aufgestiegen, ob Herr von Bennigsen nicht am Ende auch diesmal zur Mehrheit gehörte, bei der ihm so wohl ist.

Er ist ein Virtuose der sogenannten großen Gesichtspunkte, ein unerreichter Meister in der Kunst, mit prachtvoll tönenden Worten wenig oder auch fast gar nichts zu sagen. In seiner Beredsamkeit merkt man, daß ihr Besitzer gewöhnt ist, auch auf der Straße den seidenen Klapphut zu tragen; es ist etwas Soignirtes in dieser Beredsamkeit, was man früher rühmend abgeklärt nannte und jetzt mit leisem Spott akademisch nennt, und sie wirkt sehr angenehm, wenn sie — wie neulich beim Ahlwardt-Spektakel — mit ihrem breiten und ruhigen Strom das pathetische Marktgehöker bespült. Dann übersieht man auch, daß dieses spiegelglatten Stromes Bette nicht eben tief ist. Herr von Bennigsen ist der Träger des nationalen Gedankens im Deutschen Reichstag; durch das frühe Erfassen dieses Gedankens hat er sich dauerndes Verdienst erworben, und da man immer gern in der vortheilhaftesten Haltung vor dem Volke erscheint, ist es begreiflich, daß der nationalliberale Führer die Feststimmung mitunter forcirt und, wo es eigentlich nicht nöthig wäre, den nationalen Gedanken

Hosted by Google

entwickelt, der als kostbarstes Requisit doch für die höchsten Feiertage, namentlich für die schmerzlichen, aufbewahrt bleiben sollte. Wenn die Reden des Herrn von Bennigsen einmal gesammelt herausgegeben würden, dann würde man erkennen, daß er im Grunde bei jedem Anlaß das selbe gesagt hat: „Lassen Sie uns, meine Herren, der Zeiten gedenken, da die deutschen Stämme zersplittert waren, und uns der großen Errungenschaften unserer Tage freuen. Vieles ist heute in unseren Zuständen unbefriedigend, aber es könnte noch unbefriedigender sein. Zeigen wir uns der Ideale würdig, die in uns Aelteren fortleben und die wir auf das nachwachsende Geschlecht vererben sollen. Lassen Sie uns Europa nicht das Bild der Zerrissenheit bieten, lassen Sie uns vielmehr einig und stark sein — und Bismarck die Schutzzölle oder Caprivi die Handelsverträge bewilligen.“ Die Schlußfolgerungen sind verschieden, aber die Motivirung ist immer so oder ähnlich, einerlei, ob es sich um den Kulturkampf, das Schulgesetz oder die Militärvorlage handelt.

Diesmal handelte es sich um die Militärvorlage und Herr von Bennigsen hatte einen schweren Stand, denn kurz vorher hatte er die Forderung des Kanzlers rundweg als unannehmbar bezeichnet und nun sollte und wollte er die unwesentlich abgeschwächte Vorlage mit Enthusiasmus annehmen. Da ging es denn ohne die großen und größten Gesichtspunkte nicht ab, und nachdem stolze und traurige Kapitel aus der deutschen Geschichte mit Erfolg benützt worden waren, mußte schließlich auch noch die Philosophie ins Treffen und der mit Recht so beliebte Pessimismus. Das verlangt die Mode des neuen Kurses: wer nicht durch Dick und Dünn folgt, ist ein Nörgler; und was man nicht dekliniren kann, sieht man als Pessimismus an. Daß aber Herr von Bennigsen diese Mode mitmachen wollte, das war doch unvorsichtig von ihm; er ist der parlamentarische Wildenbruch — um eine Nuance mehr niederdeutsch und weniger borussisch —; er hat seine großen Momente an den Tagen nationaler Freude oder Trauer; in der Sitzung vom 5. Mai aber hat er sein „heiliges Lachen“ erlebt.

Es ist dem Herrn Oberpräsidenten von Hannover gewiß bekannt, daß jedes tiefer steigende Nachdenken immer zu einer Art von Pessimismus entrüstetem oder resignirtem, führt. Dem Weltenschöpfer allein ist die Empfindung vorbehalten, die das erste Buch Mose in die Worte faßt: „Und Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ Zu diesem Selbstbewußtsein, das man eher noch jahweistisch als göttlich nennen kann, geleitet den Menschen kein Steg und deshalb sind, wenn man von den sonnigen Episoden des frohen Hellenenthums und der jauchzenden Renaissance absieht, fast alle Führer und Erzieher der Menschheit auf ihre besondere Weise Pessimisten gewesen, von Seneca bis auf Schelling, bei

Hosted by Google

denen man, in weniger prägnanter Form freilich, die Quintessenz der angeblich von Schopenhauer erfundenen Lebensverachtung schon finden kann, der Lebensverachtung, die den beiden mächtigsten Lehren der Weltgeschichte, dem Buddhismus und dem Christenthum, die Färbung gegeben haben. Nur ist auf verschiedene Naturen auch die Wirkung verschieden. Heinrich Kleist fühlte, als er mit der Kantischen Philosophie vertraut geworden war, schmerzliche Erschütterung und Verzweiflung an aller Wahrheit und er rief: „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken und ich habe keines mehr." Friedrich Nietzsche aber schrieb in seiner unzeitgemäßen Betrachtung über „Schopenhauer als Erzieher": „Schopenhauer hat mit Montaigne noch eine zweite Eigenschaft, außer der Ehrlichkeit, gemein: eine wirklich erheiternde Heiterkeit. Aliis laetus, sibi sapiens. Es giebt nämlich zwei sehr unterschiedene Arten von Heiterkeit. Der wahre Denker erheitert und erquickt immer, ob er nun seinen Ernst oder seinen Scherz, seine menschliche Einsicht oder seine göttliche Nachsicht ausdrückt; ohne griesgrämige Gebärden, zitternde Hände, schwimmende Augen, sondern sicher und einfach, mit Muth und Stärke, vielleicht etwas ritterlich und hart, aber jedenfalls als ein Siegender: und das gerade ist es, was am tiefsten und innigsten erheitert, den siegenden Gott neben allen den Ungethümen, die er bekämpft hat, zu sehen. Die Heiterkeit dagegen, welche man bei mittelmäßigen Schriftstellern und kurzangebundenen Denkern mitunter antrifft, macht unsereinen, beim Lesen, elend. Man schämt sich ordentlich, solche heitere Zeitgenossen zu haben, weil sie die Zeit und uns Menschen in ihr vor der Nachwelt blosstellen. Solche Heiterlinge sehen die Leiden und die Ungethüme gar nicht, die sie als Denker zu sehen und zu bekämpfen vorgeben; und deshalb erregt ihre Heiterkeit Verdruß, weil sie täuscht; denn sie will zu dem Glauben verführen, hier sei ein Sieg erkämpft worden. Im Grunde nämlich giebt es nur Heiterkeit, wo es Sieg giebt." Schopenhauer war solch ein Sieger, allerdings einer, der nach gewonnener Schlacht allsogleich in Nirwana zur Ruhe ging; ein Vertreter des deutschen Volkes aber sollte ihn doch nicht für abgelehnte Militärvorlagen verantwortlich machen, blos weil der schlimme Arthur nun einmal als Vater aller modernen Uebel gilt und weil er gesagt hat: „Das Leben ist ein Verbrechen, denn es steht ja Todesstrafe darauf."

Aber ich will Herrn von Bennigsen vorläufig den toten Schopenhauer preisgeben, der ja einmal in das Register des Pessimismus eingeschachtelt ist. Den lebendigen Eduard von Hartmann aber dürfte ein Mann, der öffentlich über Philosophie spricht, doch nicht so ohne Weiteres als ein in sich selbst nichts bedeutendes Anhängsel Schopenhauers bei Seite stoßen. Ich hatte Herrn von Hartmann auf die Rede Bennigsens aufmerksam

Hosted by Google

gemacht und ich möchte aus dem Privatbriefe, den er mir darauf schrieb, einige Stellen mittheilen: „Bennigsen hat von mir wohl kaum mehr als die erste Auflage der Philosophie des Unbewußten gelesen, nach welcher ich von dem oberflächlichen Lesepublikum als Schopenhauerianer klassifizirt wurde. Seitdem habe ich 25 Jahre daran gearbeitet, diesen Irrthum aufzuklären, aber für Diejenigen, die nur Stichworte im Ohr behalten, vergeblich. Nun bin ich es längst müde und habe die Hoffnung aufgegeben, es noch zu erleben, daß man meinen Pessimismus im Gegensatz zum Schopenhauerschen versteht. Ich bin Optimist der politischen, sozialen, religiösen, wissenschaftlichen u. s. w. Entwickelung, aber Pessimist in Bezug auf den landläufigen Glauben, daß diese ganze Kulturentwickelung der menschlichen Glückseligkeit diene, und ich meine, daß dieser Glaube eine teleologische Illusion sei, um die Menschen für den Dienst der Entwickelung williger zu machen. Wenn Bennigsen auch nur mein Sammelwerk ›Zwei Jahrzehnte deutscher Politik‹ kennte oder blos dessen Vorwort gelesen hätte, so hätte er meinen Namen in diesem Zusammenhange nicht anführen können. Jeder Aufsatz in ›Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus‹, zweite Auflage, widerlegt diesen Mißbrauch meines Namens, eben so zahllose andere Aufsätze, z. B. der über ›Mein Verhältniß zu Schopenhauer‹ (Philosophische Fragen der Gegenwart). Alles vergebens! Hartmann bleibt Schopenhauerianer und Pessimist im Schopenhauerschen Sinne für das große Publikum, während die philosophischen Fachkreise allerdings im letzten Jahrzehnt etwas anderer Ansicht über mich geworden sind." Es ist bedauerlich, daß Herr von Bennigsen, der die Nation von Schäden heilen will, in der Beurtheilung Schopenhauers und Hartmanns über die öffentlichen Meinungen und privaten Faulheiten des großen Publikums nicht hinausgelangt ist.

Weniger wunderbar ist es, daß einem solchen Manne der Verächter öffentlicher Meinungen als ein „sonderbarer Schwärmer" erscheint. Herr von Bennigsen ist gegen Nietzsche durchaus nicht so unhöflich, wie die Reporter der Vossischen Zeitung es sind; er nennt ihn „einen ganz genialen Denker", aber er meint, es sei „eines der merkwürdigsten Schauspiele": „Dieser sonderbare Schwärmer hat mit aristokratischen Anschauungen im Extrem, in einer Zeit des allgemeinen und gleichen Wahlrechts und demokratischer Entwickelung, in fast allen Ländern Propaganda gemacht und Anhang gefunden bis tief hinein in das radikale und sozialdemokratische Schriftstellerthum!" Das ist, mit Vergunst, ein arger Irrthum; die sozialdemokratischen Schriftsteller haben sich an Nietzsche, von dem sie selten mehr als ein Bändchen kennen, allmählich müde geschimpft und sie gehen über diesen „Philosophen des Kapitalismus" längst verächtlich zur marxistischen

Hosted by Google

Tagesordnung über. Herr von Bennigsen verwechselt offenbar die Sozialisten mit der germanisch gesänftigten Abart der Anarchisten, die für ihre zärtlichen Brüstchen hinter den ebernen Tafeln Zarathustras mitunter Schutz suchen. Nietzsche hat überhaupt noch keinen „Anhang gefunden"; findige Journalisten haben aus seinen Aphorismen da oder dort etwas gesammelt und Theodor Wolff, den wir Alle lieben, hat sich berühmt, er habe Nietzsche „an dieser Stelle eingeführt", — nämlich ins Berliner Tageblatt, das aber immer noch nicht Deutschland ist. Und „Propaganda" hat Nietzsche auch nur in solchen Ländern gemacht, in denen die Demokratisirung besonders weit vorgeschritten und die Kluft der sozialen Gegensätze von mitleidigem Schwächekultus auszufüllen versucht worden ist: er lebt noch nicht für die Engländer, Russen und Südeuropäer; er beginnt zu leben im deutschen Norden, in Skandinavien und Frankreich.

Von Schopenhauer ist Nietzsche ausgegangen, er hat Hartmann gekannt und es scheint sicher, daß er durch Hartmann auch Max Stirner gefunden hat, den er freilich eben so wenig erwähnt wie ihn selbst wiederum der Rembrandtdeutsche, der in keinem Satz doch die Zarathustraschule verleugnen kann. Nicht eines von den Fundamenten des Märchenpalastes, den Nietzsche aus Eiskristallen errichtet hat, ist im eigentlichen Sinne neu; er hat dem Denkvermögen der Menschheit kaum etwas hinzugefügt und einen ganz originalen Denker kann man ihn nur nennen, wenn man Stirner nicht kennt. Dessen stahlblanke und unlyrische Dialektik aber war der Propaganda nicht günstig; Stirner war ein Jesuit des Anarchismus, und die Macht des Jesuitismus beruht in der Masse, die fest gegliedert schon hinter ihr steht, und der vereinzelte Jesuitengeneral ist ohnmächtig wie ein Feldherr ohne Heer. Um Armeen aus dem Boden zu stampfen, dazu gehört der heroische Lyrismus und die steile Phantasie eines Napoleon; und weil er diese Gaben besaß, konnte Nietzsche da und dort sich Kämpfer erwecken, nicht einen Anhang schon, aber die ersten Vorposten eines in seinem blendenden Glanz scheinbar neuen Glaubens. Das Recht der Schwäche war in sozial mitleidiger Zeit lange genug verkündet worden; nun galt der Schlachtruf dem Recht der Stärke, dem Recht des zum Kampf ums Dasein Lebenstüchtigeren. Wenn die reinen Thoren des Sozialismus darin nichts als eine landläufige kapitalistische Philosophie erblicken, so hält ihre kleinbürgerliche Begrenztheit eben noch bei dem ganz unsozialistischen Wahn, daß dem Kapital in den kommenden und schon gekommenen Kämpfen unter allen Umständen der endliche Sieg zugedacht sei. Erst am Ende zeigt sichs, wo die größere Stärke war und die brauchbarere Lebenskraft. Ein gar so „merkwürdiges Schauspiel" aber ist es doch auch nicht, daß in einem mit Darwin aufgezogenen Geschlecht, dem des schwäch-

Hosted by Google

lichen Liebens und Opferns genug zu sein schien, eine Lehre Beifall finden konnte, die mit dröhnender Stimme rief: Lasset die Starken zu mir kommen!

Hartmann hat sein Bekenntniß hier selbst abgelegt; er ist in allen zeitlich bedeutenden Dingen entschlossener Optimist, aber er glaubt nicht an die allein selig machende Kultur und im Deutschen Reichstag würde er wohl auf der rechten Seite den Platz wählen. Nietzsche ist fanatischer Optimist, fanatischer Einspänner, der geborene „Wilde" und seine Abstimmung fiele nicht ins Gewicht, bis sein Wille zur Macht auch die Kraft zur Macht erreicht hätte; er bedeutet einen Schritt über das Heerdenbewußtsein der sozial Mitleidigen hinaus, doch ist es mindestens fraglich, ob dieser Schritt jemals noch anders als in verstiegenen Phantasien gethan werden kann. Schopenhauer aber, mit seiner willenlosen Ergebenheit in die unabwendbaren Leiden, mit seinem genußsüchtigen Gourmet Behagen an den Freuden dieser Welt, ist ein wichtiger Geburthelfer der Bourgeoisie, und die nationalliberale Partei sollte ihn zum Ehrenmitglied ernennen, schon weil er den Willen, als „das durchweg Schlechte und Gemeine in uns", bergen immer und beugen wollte.

Schopenhauer sagte: Hier auf Erden ist doch nichts Rechtes für mich zu erreichen, denn die schönsten Blumen welken und die hübschesten Frauen werden alt; deshalb suche ich möglichst rasch, wo ich sie finden kann, Genüsse zu erhaschen, denke an mich nur und nicht an die Gattung und spinne mich satt in indische Träume ein. Hartmann sagt: Wir müssen weiter und wir kommen weiter, aber es ist ein Wahn, daß wir dadurch auch glücklicher werden. Und Nietzsche sagt, beinahe capriviſch: Ich muß so stark werden, daß ich Allen den Fuß auf den Nacken setzen kann, — und, nun wohl nicht mehr capriviſch: Der Stärkste bin ich nur, wenn ich mir Luxusartikel wie Gewissen und Mitleiden abgewöhne, die den Dutzendmenschen im Klettern und Kämpfen beschweren.

Bei alledem ist mir nicht klar geworden, weshalb diese drei Männer an der Ablehnung der Militärvorlage schuldig sein sollen, und ich glaube, daß Herr von Bennigsen als Erzieher nicht gerade glücklich debutirt hat. Er hat bewußt nie eine schlechte Sache unterstützt, bewußt nie einer guten Sache den Dienst versagt, und so läßt sich aus seinen politischen Thaten ganz sicher mancherlei lernen. Philosophische Spaziergänge aber sollte der stattliche Verkünder öffentlicher Meinungen meiden und die Ursachen der unruhigen Verstimmung lieber darin suchen, daß aus dem politischen Thier des Aristoteles im Wechsel der Zeiten das soziale Thier Darwins geworden ist und daß auch die moralischen Gefühle heute deshalb ihren Ursprung in den sozialen Instinkten haben. M. H.

Hosted by Google

Vom gelben Metall.

In Berlin wurde der Reichstag aufgelöst, das kitzelte die Börse nur etwas; als aber in London die Goldexporte zunahmen, trat eine allgemeine Flauheit ein. Wie der Gumpelino im Heine von der Ariadne bei Bethmann schwärmt und dann plötzlich in den wahren Ernst ausbricht: „à propos Bethmann! Ich habe ja vergessen, an Rothschild zu schreiben", so verbreitet und verstreut sich die Börse so lange über Politik, bis ihr Geschäftsereignisse entgegentreten. Alsbald verwandeln sich Kannegießer in kühle, berechnende Köpfe und die Schuster sind wieder an ihrem Leisten.

Als Graf Caprivi sein rothes Portefeuille mit der Auflösungordre wie ein Besteck auseinandernahm, meinten in den Logen einige Bankiers, daß das deutsche Volk weder von verschanzten Lagern der Franzosen, noch von Geleise-Verdoppelungen auf der Linie Paris—Nancy zu beunruhigen sei, sondern gründlich nur durch — gehörige Kursrückgänge.

Es läßt sich nun keineswegs behaupten, daß unsere maßgebenden Kreise eine derartige direkte Beeinflussung bisher ernstlich versucht haben. Die Verhältnisse des Londoner Platzes brachen so ziemlich unversehens herein, und als unsere Reichsbank das Hinaufsetzen des englischen Bankdiskontos um ½ Prozent gleich mit einer Erhöhung um ein volles Prozent beantwortete, wollte sie sicherlich nur Goldentziehungen hindern, aber nicht auf den Geldmarkt drücken. Beweis dafür ist die Thatsache, daß sie noch am Morgen der Erhöhung geschwind eingereichte Wechsel großer Bankfirmen zum alten Satze nahm. Gewöhnlich kommt man in dieser Art nur den Kaufleuten entgegen, während Bankiers einfach auf den andern Tag verwiesen werden, an dem ja schon der neue Satz in Geltung ist. Es ist auch dabei zu berücksichtigen, daß der deutsche Banksatz das Maximum darstellt, während der englische nur das Minimum angiebt, zu dem fortan diskontirt wird. Es ist zwar wahrscheinlich, daß unser offizieller Zinsfuß dieses ganze Jahr hindurch hoch bleibt, aber es ist unwahrscheinlich, daß ferner noch Gold nach London rentiren wird. Denn nur so lange Wechsel auf London theurer als Gold stehen, greift der Kaufmann zu dem billigeren Zahlungmittel.

Beim Entziehen des gelben Metalles, dieser schmalen Basis der heute fast allein herrschenden Währung, leisten alle Banken den gleichen Widerstand. Unsere Reichsbank hat zwar auf dem Brüsseler Münzkongreß feierlich dementiren lassen, daß sie etwa kein Gold für das Ausland ablasse, ein Dementi, das ja nothwendig war, um das Hereinkommen nicht zu erschweren, — in Wirklichkeit macht sie aber große, schwer überwindbare Schwierigkeiten. Da Diejenigen, welche inländischen Bedarf zu pflegen haben, dies bei ihren Entnahmen wohl vorsichtig hinzusetzen, so weiß die Bank andernfalls schon Bescheid. Sie hat dann gerade keine Zeit und bestellt die betreffende Firma auf „die nächsten Tage" wieder. Ist dieser Wink nicht verstanden worden, trotzdem die Reichsbank es in ihrem

Hosted by Google

diskretionären Ermessen hat, das unverzinsliche Guthaben eines jeden Hauses nach Belieben zu fixiren — — —, so folgt irgend eine andere Ausrede und schließlich, wenn es gar nicht anders geht, werden so und so viele Millionen in Fünf- und Zehnmarkstücken auszuzahlen begonnen. — Auch die Bank von England, die angesichts des ungeheuren britischen Kolonialbesitzes freilich weitere Grenzen abstecken muß, errichtet oft eine nur zu wohlbekannte Reihe von Hindernissen. Will man z. B. für Deutschland Gold, so erhält man statt der erbetenen 20 Mark-Stücke leichte Sovereigns 2c. 2c. und es entsteht dann wohl auch ein Zurückschießen, da man der Bank ausgesucht kleine Noten schickt, deren Sortiren offenbar weit mehr Arbeit machen soll und an denen die Bank, die bekanntlich für jede bei ihr einmal eingegangene Note eine neue ausgiebt, noch einige Pence verliert. — In der Union wird kein amerikanisches Haus oder eines, das als amerikanisch gelten will, Gold exportiren; überliest man die amtlichen New-Yorker Wochenlisten über die Goldsendungen nach Europa, so werden da in der That nur deutsche Firmen zu finden sein.

Die Union war es, die in dieser Beziehung der Valutaregulirung in Oesterreich die stärksten Opfer zu bringen hatte und die in Folge dessen so goldentblößt wurde, daß ihre Goldreserve zur Einlösung der Greenbonds bereits unter die Mindestgrenze von 100 Million Dollars gefallen war. Zu diesen Operationen, wie sie der Finanzminister in Wien bis jüngsthin machen mußte, konnte er sich nur der Häuser bedienen, denen eine solche Thätigkeit bereits etwas Gewohntes und Virtuoses war. Das Edelmetallgeschäft ist eine feine Spezialität des Bankwesens und bringt nur in einzelnen Zeiten viel ein Raphael in London, Paris und Amsterdam, Allard in Paris, London und Brüssel, Thorsch in Wien, Plaut und jetzt, seit sie einen Prokuristen der Oesterreichischen Kreditanstalt zum Disponenten haben, Mendelssohns in Berlin, pflegten zu den Hauptinteressenten dieses Gebietes zu gehören. Und nun erst jetzt, da alle Banken als Cerberusse vor ihren Goldbeständen liegen, ist es ungemein schwer, Gold aufzukaufen. In dieser Beziehung war noch im laufenden Jahre ein großes Haus geradezu ein Räthsel, denn man kalkulirte ihm seine Goldkäufe nach und fand dabei einen Verlust heraus. Endlich ergab sich die Lösung; man erfuhr, daß Minister Steinbach der Rothschildgruppe noch extra ¾ pCt. für die Goldbeschaffung vergütete, so daß die Uebernahmsgruppe wiederum im Stande war, ihren Korrespondenten, die scheinbar mit Verlust arbeiteten, ⅛—¼ pCt. gut zu schreiben. Und auch das zog noch nicht immer. Ein großes deutsches Mittelhaus, das eine direkte Betheiligung, d. h. zum Konsortialkurs, anstrebte, erhielt das Ja, aber — unter der Bedingung aller Einzahlungen in effektivem Gold. Daraufhin wurde die Betheiligung lieber gar nicht genommen.

Dennoch, trotz dem anscheinend enormen Erfolge, hängt die ganze Valutaregulirung des Donaureiches momentan in der Luft. Es ist möglich, daß an der zurückgegangenen neuen Kronenrente Geld zu verdienen bleibt, es ist möglich, daß der Zuckerexport das Verhältniß der Valuten bessert —: heute vollzieht sich die ungeheuerliche Thatsache, daß bei den schönsten Goldvorräthen in Wien und Budapest Marknoten eine noch nicht erlebte Steigerung erfahren haben. Gegen solche Zwischenfälle verschlägt es wenig, daß die Oesterreichisch-Ungarische Bank, allerdings unter eiligem Bereuen, Marknoten leihweise zur Verfügung stellte, oder daß gar die Oesterreichische Kreditanstalt M. 3 Millionen Marknoten verkaufte. Das Schlimme ist vielmehr, daß aus deutschen Händen unaufhörlich österreichische Fonds in deren Heimath zurückfließen. Die Gründe

Hosted by Google

hierfür haben eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einem gewissen Brunnen, den man zu spät zudeckt. 1. Hat die glänzende Geschicklichkeit, mit der Generaldirektor Taussig von der Staatsbahn seine Obligationäre schädigen konnte, ohne dabei die Regirung kaum anders als zu Zuschauern zu haben, auch den Staatskredit Oesterreichs ungemessen geschädigt; es ist das in keiner Zeitung nachträglich festgestellt worden, aber es ist so. 2. Ließ der hohe Kurs der neuen Renten keine Marge für den Zwischenbankier. Welches Interesse sollte denn ein Bankier in Karlsruhe oder Ulm haben, seinen Kunden Kronenrente zu empfehlen, wo er an je 10 000 Gulden nur deren 5 verdient? So uneigennützig kann ein Ritter des goldenen Vließes sein, — und der ists auch nicht einmal immer.

Was nun neuerdings in London eintreten konnte, muß den Herren in Wien die Hoffnung auf weiteres Hereinbringen von Gold vorläufig verleiden. Den Namen zu der Krisis müssen die bösen australischen Banken hergeben, die sich allerdings mit dem Anlegen ihrer Depositen in Ländereien und Wolle kein Ehrendenkmal verdient haben, allein gegen einmal erwachtes Mißtrauen und wäre es selbst nur ein polynesisches Mißtrauen, wirkt nur ein niederschlagendes Mittel: — Gold. So muß jetzt die Bank von England weit über 1 Million Pfund St. über den Ozean senden, und damit ihr für andere Zwecke, oder vielleicht überhaupt kein Gold mehr entzogen werde, hat sie den Diskonto dreimal hinaufgesetzt. Damit ist aber zugleich der Geldmarkt getroffen und von nun an gehören die flüssigen Mittel am offenen Markte dem regulären Geschäfte — nicht mehr der Spekulation. Und das ist jetzt die Krisis!

Spekulation! Weiß man, was dieses Wörtchen gegenwärtig an der Londoner Stock-Exchange bedeutet? In jenem Häuser-Carré von Throgmorton-Street, das die reichste, die ohne jeden Vergleich machtvollste Börse der Welt verbirgt, von deren Arm heute noch die Union in fast allen großen Unternehmungen getragen wird, die alle Kolonien finanzirt und dabei noch Mark genug hat, auch in die kontinentalen Werthe oft entscheidend genug einzugreifen. Nun, an dieser Stock-Exchange wird soeben eine Welt im Kleinen vertheilt —: Südafrika.

Sicherlich steht es um Minen-Aktien prekär, vielleicht geht es dabei sogar selbst über die Leiber der Aktionäre dritter und vierter Hand, aber daß Südwestafrika ein wirkliches Zukunftland ist, daß es an Goldreichthum kaum Kalifornien nachsteht, das gilt doch heute längst als festgestellt. Darum kann das englische Interesse an den Unternehmungen dieses Staates auch nicht wichtig genug genommen werden. Seit Kurzem nun hatte sich die Spekulation in diesen Goldshares wieder enorm gesteigert. Ganze Gruppen von Händlern waren von Renten oder „Yankees“ (amerikanischen Papieren) in den Minenmarkt übergetreten, und der Ruf: „I have joined the Kaffir Circus“ — „Ich habe mich dem Minenmarkt eingefügt“, war nur zu oft zu vernehmen. Kaffern-Cirkus drückt den Börsenhumor der Briten aus, die ja auch ganz technisch die Haussiers mit „Bulls“ bezeichnen, Stieren, die sich schon an einem Tuch erhitzen können, — sowie die Baissiers mit „Bears“, dumpf grunzenden Bären. Den Ausgangspunkt der neuen Bewegung bilden Jagersfontein, die allerdings schon früher einmal auf 5 Pfund zurückgegangen waren, kürzlich aber von 10 auf 28 Pfund stiegen. So lebendig regte es sich im Minenviertel, daß sehr Viele ihre Egypter oder andere Fonds mit 8 pCt. prolongirten, um das Geld wiederum bis zu 20 pCt. für Goldshares auszugleichen (interessantes

Hosted by Google

Objekt für Volksversammlungen in Arnswalde). Sobald nun die offizielle Rate anzog, mußte das Geld aus diesen allzu riskanten Geschäften herausgezogen werden und das Facit: es fielen dieser Tage ein Dutzend Brokers um.

Die Stock-Exchange in London, ein vollständig geschlossener und keiner Behörde verbindlicher Klub, dessen jährliche Abrechnung als Aktiengesellschaft nicht einmal publizirt wird, besitzt nur zwei Gattungen von Mitgliedern: Brokers, d. s. Makler, sowie Jobbers, d. s. was wir „Händler im Markt" nennen. Außer diesen Herren hat kein Mensch Zutritt, weder Merchants wie Rothschild, noch Bankers wie Smith und Payne, noch auch nur Zeitungberichterstatter; weshalb auch der „Economist" diese Börse einst mit einem bisher noch unergründeten indischen Götzentempel verglich. Es ist nun interessant, den Unterschied dieser insularen Institution mit der der festländischen Börsen zu vergleichen. Der Broker ist ungeschworen, er vermittelt den Verkehr zwischen dem Jobber und den eigentlichen Firmen, die in der Stock-Exchange, wie schon vorhin erwähnt, nichts zu suchen haben. Er darf, wenn er Geld hat, so viel spekuliren, wie er will, aber seinen Kunden darf er bei strenger Gefahr der sofortigen Absetzung, zum Mindesten einer langen Suspension, keinen anderen Kurs als den vermittelten aufgeben. Wenn dennoch der Auftraggeber an keiner anderen Börse der Welt so stark mißhandelt wird, so hängt dies mit der physischen Unmöglichkeit des Brokers zusammen, diesen ungeheuren Markt mit seinen 4000 Geschäftsleuten, ohne jede Centralisirung und ohne Parquet, von 11—4—5 Uhr richtig zu übersehen. Ein Papier erfährt da oft im gleichen Augenblick an den entgegengesetzten Enden des Raumes die verschiedensten Beurtheilungen. Für sich hütet sich aber der Broker vor dem kleinsten Nebenvortheil, so daß er z. B. Käufe und Verkäufe, die er in sich selbst machen könnte, doch lieber mit dem Jobber vornimmt. Um Broker zu werden, muß man die englische Nationalität besitzen, also 5 Jahre im Lande gewohnt haben, wozu noch 2 Jahre Vormeldung bei der Stock-Exchange kommen. Natürlich sind auch hier — ubi bene, ibi patria — zahlreiche fremde Elemente eingezogen und gar viele dieser Makler haben das Jahreseinkommen eines großen deutschen Bankiers, — trotzdem sie nur von einer Seite Courtage erhalten.

Der Jobber, ihr vis-à-vis in der Stock-Exchange, vergütet ihnen nichts. Er, dessen Name mit dem des Tagelöhners von Zufallsarbeit zusammenhängt, ist es, der den Markt macht. Er ist, ins Berlinische übersetzt: Makler für eigene Rechnung, der keine Courtage nimmt, sondern sich dadurch bezahlt macht, daß er vom Broker eine gewisse Spannung im Kurs erhält, d. h. er macht stets zwei Kurse, — zum Kaufen und zum Verkaufen. Diese Differenz: turn of the market beträgt je nach der Bedeutung des Papiers bald $^1/_8$ bald $^1/_4$—$^1/_2$ Prozent. Es ergiebt sich hier also das Eigenthümliche, daß der Broker, der Makler nach Außen, in der Stock-Exchange der Klient des Jobbers ist.

Man mag über die Goldwährung noch so bedenklich werden, sie selbst, wie der Kapuziner den Friedländer, als das Erzübel so mancher Verwirrung ansehen, Eines werden ihr selbst ihre geschworenen Feinde nicht abstreiten: daß sie durch ihre natürliche Begrenzung den Geldmarkt rasch und strenge kontrolirt. Irgend eine Ueberspekulation, sei es in Waaren oder Effekten, kann von den schönsten Chancen träumen, ein einziger größerer Goldausgang nach irgend einem zufälligen Punkte hin, und der Banksatz wird angezogen. Eines mehr als zweimaligen derartigen Läutens hat es bisher noch kaum bedurft.

Pluto.

Hosted by Google

Der Brief des Prinzen Albrecht.

Einer pechrabenschwarzen Verschwörung ist, dem Deutschen Reiche zum Heile, rechtzeitig noch der „Vorwärts“ auf die Spur gekommen, und die Genossen, die auf dem Parteitage der Sozialdemokratie Herrn Liebknecht „am Pfahl“ stehen ließen, die müssen nun endlich ihm doch die 7200 Mark jährlich verzeihen. Man höre und staune: Bismarck sollte zurückkommen — nein wirklich, in allem Ernst! Die Sache war fix und fertig abgemacht. Da es heute so außerordentlich verlockend ist, Reichskanzler zu werden, und da bekanntlich der Kutscherposten nie mehr umworben ist, als wenn die Deichsel zerbrochen und der Gaul gestürzt ist, auf glattem, feuchtem Asphalt, — so litt es und ließ es den Fürsten nicht mehr im Sachsenwalde, er konnte die Sehnsucht nach der erfrischenden Hofluft nicht mehr bändigen und sein einziges Begehren war von der Stunde an, wieder Kanzler zu sein und mit dem treuen Boetticher und allen den anderen lieben Gefährten die reichliche Ernte zu theilen, die sein Vorgänger als sein Nachfolger so erfolgreich bestellt hatte. Um aber der Nachfolger des Vorgängers werden zu können, mußte er diesen doch erst beseitigen; und so knüpfte er denn mit dem Grafen Waldersee, dem ewigen schwarzen Mann, eine ganz fein verknotete Intrigue, die den arglosen Bayard der Wilhelmstraße meuchlings zum Straucheln bringen sollte und deren schlaues Gefüge nur durch die mannhafte Faust des federgewaltigen Liebknecht zerhauen wurde. Die zärtliche Sorge um den militärischen Kanzler nimmt allgemach wirklich die rührendsten Formen an und der Moment, wo der Wilhelm Liebknecht den Leo Caprivi im Sattel hält, während die Meyer und Barth die Steigbügel halten, könnte ein lustiges Bild geben. Die Frage nach der in dem vom „Vorwärts“ veröffentlichten Briefe gestreiften Möglichkeit einer Begegnung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck in Görlitz war längst vorher schon erledigt, denn die Herren vom Denkmalcomité verschweigen es nicht, daß sie nach einer sehr deutlichen, aber unverbindlichen Antwort aus Hofkreisen dennoch den Fürsten Bismarck zur Enthüllung eingeladen, von ihm aber, wie als selbstverständlich vorauszusehen war, eine höflich dankende Absage erhalten haben. Der Zweck der Veröffentlichung konnte also nur sein, dem Schreiber, und namentlich dem Adressaten des Briefes einen Streich zu spielen. Gegen den Grafen Waldersee ist bereits mit der Hilfe von demokratischen Journalisten gearbeitet worden; warum sollten es zur Abwechselung nicht einmal sozialdemokratische sein, da doch das gegen Herrn Miquel benützte Werkzeug sich gar so schlecht bewährt hatte? Seit die Politik der kleinen Mittel am Ruder ist und die kläffenden Köter los sind, die aus Angst vor Tyras und seiner Tatze mäuschenstill früher an der Kette lagen, muß man vorsichtig immer, wenn gegen Einen, der „was kann“, gehetzt wird, fragen: Cui bono. Wenn sie mit dieser Frage fertig sind, dann können die reichstreuen Kanzlerschützer sich ruhig schlafen legen: Graf Caprivi hat, als die fabelhafte „Aussöhnung“ des Kaisers mit dem Begründer des Reiches wirklich im Gange war, seine Ansicht darüber in den Erlaß an den Prinzen Reuß niedergelegt; und Fürst Bismarck ist gewiß ein zu guter Landwirth, um den Rest seiner Gesundheit und den Schatz seiner Reputation an ein Gut zu setzen, daß er im besten Zustande abgeben mußte und auf dem nun die Maul- und Klauen-Seuche herrscht.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Mai 1893.

„Die Zukunft des Deutschen Reiches."

Als am vorletzten Lebenstage des Reichparlaments Herr Lieber die Frage aufwarf, ob die Annahme der Militärvorlage denn eine Sicherheit dafür böte, daß die Russen nicht nach Berlin und die Franzosen nicht nach München kommen würden, da wurde er ausgelacht und vom Grafen Caprivi wurde ihm erwidert, „in krasserer Weise könnte militärische Unkenntniß nicht dargestellt werden." Trotz diesem etwas hochmüthigen Urtheil war die Frage des unangenehmen Herrn weder unklug noch unmotivirt, sondern höchstens unbequem, weil sie rund und knapp präzisirte, was von der Regirung vorher und nachher in freilich nicht so greifbaren Formen angedeutet worden ist. Am dritten Mai sagte der Kanzler: „Es handelt sich um die Ehre, um das Dasein, um die Zukunft Deutschlands", und er fügte hinzu, erst die von ihm vertretene Militärvorlage gäbe die Möglichkeit, „den Schauplatz eines künftigen Krieges auf feindlichen Boden zu legen." Noch deutlicher sprach am achtzehnten Mai der Kaiser in Görlitz sich aus, als er sagte: „Sicher zu stellen gilt es die Zukunft unseres gesammten deutschen Vaterlandes. Dazu bedarf unsere Wehrkraft einer erheblichen Verstärkung. Die Nation habe ich aufgefordert, uns dazu die Mittel zu bewilligen. Hinter dieser Frage stehen alle anderen Fragen und Rücksichten für den Augenblick zurück. Zur Lösung dieser die Lebensexistenz Deutschlands bedingenden Frage bedarf es der

Hosted by Google

vollkommenen Einheit." Wenn man der zwischen diesen beiden Kundgebungen liegenden offiziösen Leistungen sich erinnert und der Reden und Schriften strebsamer Offiziere a. D., die für die Segnungen der abgelehnten Militärvorlage in einem Ton Reklame machten, wie er sonst nur zum Preise von Pears Soap oder für die billigen Produkte der goldenen Hundertundzehn angeschlagen zu werden pflegt, dann muß man ohne Zwang zu der Frage des Herrn Lieber gelangen. Die Ehre, das Dasein, die Zukunft, die „Lebensexistenz" des Deutschen Reiches wären allermindestens bedroht, wenn die Russen nach Berlin und die Franzosen nach München kämen; wer die Militärvorlage als eine Gewähr der Sicherheit des Reiches gegen eine feindliche Invasion empfiehlt, der übernimmt damit eine Verantwortung, die der Hinweis auf krasse militärische Unkenntniß nicht beseitigen oder auch nur vermindern kann.

Mit dem Kaiser fühlt die Mehrheit der Bevölkerung sich darin einverstanden, daß unsere Wehrkraft einer Verstärkung bedarf; in der abgelehnten Vorlage aber sahen sehr viele und sehr sachkundige Leute nicht eine Verstärkung, sondern eine Schwächung unserer Wehrfähigkeit und sie konnten sich dabei auf die Ansichten Wilhelms des Ersten, Moltkes und Roons stützen, denen wir heute entsprechende Autoritäten nicht zur Seite stellen können. Wenn aber das Zeugniß Lebender gefordert wird, so darf man auf die Heidelberger Rede des Großherzogs von Baden verweisen, die nach dem Stenogramm den Satz enthielt: „Mit der Güte erreicht man bei Weitem mehr als mit der Zahl," und auf die vortrefflichen Worte, die der General von Caprivi im November des Jahres 1891 sprach: „Man hat in der Welt sich jetzt vielfach gewöhnt, Armeen nach der Zahl zu schätzen. Das ist auch wieder für Zeitungschreiber und Leser ein bequemes Mittel. Es rechnet da einer vor: Die Franzosen haben 5400000 Mann und Ihr habt 4500000; folglich seid Ihr schwächer als die Franzosen, folglich beunruhigt Euch. Für die Leistungen einer Armee wird im Anfang eines Krieges immer die Qualität und nachher erst die Quantität der Truppen zur Geltung kommen. ... Das Rechnen mit den Zahlen, la rage du nombre — die Zahlenwuth — ist nicht ganz unbedenklich. Es giebt keine Nation Europas, die für die künftige Art der Kriegführung so viele vorzügliche Eigenschaften mitbringt wie die deutsche. Es giebt keine Nation, die so viele Chancen für den nächsten

Hosted by Google

Krieg in Bezug auf Waffen und Waffengebrauch hat wie die deutsche." Diese Bedenken gegen eine numerische Heeresvermehrung werden, wie die Hoffnungen auf die Vortheile der Qualität, noch heute von einsichtigen und persönlich oder parteilich nicht interessirten Männern gehegt, und auch da, wo man aus irgend einem Grunde Ursache hat, der von der Regirung ausgegebenen Parole blind zu folgen, auch da ist von einer gesteigerten Beunruhigung nichts zu spüren, obwohl von Berufenen und mehr noch von Unberufenen ohne Ermatten die Zukunft des deutschen Reiches ins Treffen geführt wird. Träge und mühsam schleppen die Wahlvorbereitungen, von denen gar so Fürchterliches erwartet wurde, sich hin, und wo nicht wirthschaftliche Ansprüche nach kräftiger Vertretung ihrer Interessen drängen, da giebt es kaum irgend etwas zu berichten. Denn daß der Kardinal Ledochowski, in dankbarer Rührung über empfangene Auszeichnungen, öffentlich wenigstens für die Militärvorlage eintritt, und daß Herr Hirsch Hildesheimer als Anhänger der nun bereits im Temps als fraction du sac bezeichneten freisinnigen Vereinigung desgleichen thut, das sind am Ende doch keine stolzen Errungenschaften für den Patriotismus, der bei polnisch-römischen Prälaten und orthodoxen Juden bisher nicht seine zuverlässigsten Stützen zu finden pflegte. Von einer tiefer gehenden Erregung kann ernstlich nicht gesprochen werden; in den besitzenden Klassen ist höchstens der müde und ängstliche Wunsch nach einer „Verständigung" und die bange Scheu vor einer unabsehbaren Verschlimmerung der Situation zu bemerken, nirgends aber die Hoffnung auf bessere und ruhigere Zeiten.

Im Ausland sieht man den kommenden Akten des Schauspieles gelassen zu und weder in Petersburg noch in Paris denkt man daran, durch die offiziösen Alarmirungen sich in eine nervöse Unruhe hinein schrecken zu lassen. Es soll hier nicht untersucht werden, welcher Einschätzung die deutsche Diplomatie sich an den für die künftige Gestaltung der europäischen Geschicke bedeutenden Orten zu erfreuen hat; jedenfalls traut man ihr dort noch nicht das Maß von Unklugheit zu, das nöthig wäre, um eine wirkliche Schwäche vor den Augen der Welt zu enthüllen. Die Behauptung: Jetzt sind wir nicht widerstandsfähig, aber in ein paar Jahren werden wir unüberwindlich sein, findet in ihren beiden Theilen keinen Glauben, weil bis jetzt noch Niemand in die Zeitung gesetzt hat, daß erst nach der Anschaffung des feuerfesten

Hosted by Google

Geldschrankes seine Kapitalien vor Dieben sicher sein werden. Wo man gegen das Deutsche Reich feindliche Absichten nährt, da weiß man auch, daß es bereit und gerüstet ist, jeden Angriff abzuschlagen, und wenn man Hoffnungen hegt, dann knüpfen sie sich an ganz andere Erscheinungen als an die umstrittene Heeresziffer.

Die unfruchtbare Politik, die eine schöpferische Staatskunst verdrängt hat, erweckt im Innern Furcht und nach außen Hoffnung und nicht von einer mechanischen Kopfzahlvermehrung wird die Zukunft des Deutschen Reiches abhängen, sondern von der Frage, ob diese Politik fortgeführt oder von einer voraus blickenden und zähen Vertretung unserer Lebensinteressen abgelöst werden soll. Die liberalen Gegner der Militärvorlage haben freilich vor der europäischen Politik des Grafen Caprivi ihre tiefste Verbeugung gemacht und die Clique der Nichtsalsfreihändler hat sogar erklärt, sie sei durch die in dem Bericht der Militärkommission niedergelegte hochpolitische Darstellung des Generalkanzlers von der Nothwendigkeit der Forderungen überzeugt worden. Das wäre, selbst wenn es der Wahrheit entsprechen und nicht nur dem reinen Cobdenismus als spanische Wand dienen sollte, nicht weiter wunderbar; denn der deutsche Liberalismus hat sich immer durch ganz besondere politische Kurzsichtigkeit ausgezeichnet. Es sind gerade dreißig Jahre darüber vergangen, seit — am 22. Mai 1863 — die liberale Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses mit 239 gegen 61 Stimmen eine Adresse an den König Wilhelm durchsetzte, in der die heute lehrreichen Sätze zu lesen waren: „Unter Ew. Majestät Regirung war Preußens äußere Lage günstiger geworden als seit langer Zeit. Die Hoffnungen auf Wiederherstellung der Macht und Einheit Deutschlands hatten sich von Neuem belebt. Die gegenwärtigen Minister Ew. Majestät haben diese Erwartungen getäuscht. Durch ihre Politik nach außen, durch ihr verfassungwidriges Verfahren im Innern haben sie das Vertrauen der Völker und der Regirungen verscherzt. Sie selbst haben im Hause der Abgeordneten aussprechen müssen, daß Preußen Feinde ringsum hat; daß ihm ringsum kriegerische Verwickelungen drohen. Preußen steht fast allein in Deutschland, ja in Europa ... Das Haus der Abgeordneten hat kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehnt seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regirung ab. Jede weitere Verhandlung befestigt uns nur in der Ueberzeugung,

Hosted by Google

daß zwischen den Rathgebern der Krone und dem Lande eine Kluft besteht, welche nicht anders als durch einen Wechsel der Personen, und mehr noch durch einen Wechsel des Systems, ausgefüllt werden wird." Dem Ministerium, daß der König damals entlassen sollte, gaben Bismarck und Roon das Gepräge; heute blickt die liberale Erbweisheit, die zum Theil noch durch die selben Personen vertreten ist, andächtig zu dem System Caprivi-Kaltenborn empor.

Die gesteigerte Schwierigkeit der Lage des Reiches datirt vom Sommer des Jahres 1890, von der Zeit des deutsch-englischen Abkommens, das ausdrücklich mit dem Bestreben nach der Erhaltung guter Beziehungen zu England motivirt wurde und dessen für Deutschland ungünstige Bedingungen nur verständlich erschienen, wenn man annahm, daß nebenher laufende geheime Abmachungen dem Dreibund britischen Beistand sichern sollten, — wie es von vorlauten Offiziösen auch behauptet wurde. Die Folge war eine Abkühlung in dem Verhältniß zu Rußland, die bei dem Besuch des Kaisers in Narwa sofort ihren Ausdruck fand, und das Ereigniß von Kronstadt, in dem Graf Caprivi zunächst nur eine Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes sehen wollte, das aber in seinen jetzigen militärisch-politischen Betrachtungen doch bereits die Hauptrolle spielt. Der Herr General hatte eben übersehen, daß die beiden gefährlichsten Gegner, die Europa hat, auch unter einander mit Nothwendigkeit Gegner sein müssen, daß auf dem europäischen Kriegstheater das Vorspiel zu dem Kampf um die Herrschaft in Asien aufgeführt werden wird und daß man England sich nicht nähern kann, ohne gleichzeitig in Rußland Mißtrauen und Empfindlichkeit zu wecken. Das franco-russische Bündniß würde dem Zarenreiche, das von Deutschland nichts zu gewinnen und das in Europa überhaupt nur an dem Besitz der Meerengen ein Interesse hat, keinen Vortheil bieten, wenn es nicht von dem Wunsch diktirt wäre, im Mittelmeer und am Nil sich Freunde zu schaffen. So lange England am goldenen Horn die entscheidende Stimme hat, so lange es in Gibraltar und in Egypten dominirt, ist für die asiatischen Wünsche Rußlands nichts zu hoffen; darum muß sein Bestreben dahin gehen, in Konstantinopel und Kairo Freunde zu werben und die Weltherrschaft zu entwurzeln, die England durch seinen Handel und durch seine Flotte übt. Um das Elsaß und Lothringen werden die Russen keinen Finger rühren; wenn sie den Zärtlichkeiten der fran-

Hosted by Google

zösischen Republik endlich nachgaben, so geschah das nur, weil sie befürchten mußten, daß der Dreibund künftig die englischen Geschäfte besorgen könnte.

Unter anderen Umständen ist auch niemals ernstlich auf eine Unterstützung von England zu rechnen, das sich anderer Staaten nur zu erinnern pflegt, wenn es ihrer bedarf, und von dem schon Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen schreiben mußte, es habe seine wiederholten Anrufe „wie das Gebell eines Hündchens" überhört. In England wird immer das Wort des Lord Palmerston gelten: „Was die romantische Vorstellung betrifft, daß Völker oder Regirungen erheblich oder dauernd durch Freundschaften oder Gott weiß was sonst beeinflußt werden, so sage ich, daß Diejenigen, welche solche Vorstellungen hegen und den Verkehr zwischen Einzelnen auf den Verkehr zwischen Völkern anwenden, sich in einem leeren Traum ergehen." Diese Grundsätze wird man überall bestätigt finden, wo die deutsche mit der englischen Geschichte in Berührung kam: im dreißigjährigen Kriege wie beim Rastatter Frieden, 1814 wie 1870. Hätte Wellington nicht unter dem Schutz englischer Bajonnete Ludwig den Achtzehnten in die Tuilerien geführt, bevor die Alliirten sich über die Friedensbedingungen geeinigt hatten, dann wäre die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen schon damals möglich gewesen, während sie nun von einem den Verbündeten befreundeten Herrscher nicht gefordert werden konnte. Die englische „Neutralität" von 1870, die unsere Gegner begünstigte, ist in Aller Gedächtniß, wenn auch die Perfidien Wellingtons, Castlereaghs, Russels und des hannövrisch-englischen Grafen Münster vielleicht vergessen sind; und da heute Herr Gladstone, der gefeierte Minderer des britischen Reiches, wieder am Ruder ist, so darf auch an seine Rede vom Dezember des Jahres 1887 erinnert werden: „Verbannen Sie den Gedanken, daß, wenn eine traurige Nothwendigkeit die Festlandmächte zu Kampf und Streit führt, wir auch daran Theil nehmen müßten. Ich hoffe, daß in kommenden Fällen, welcher Art sie auch sein mögen, wir nicht mit hineingezogen werden, daß das Land es nicht billigen und die Regirung es nicht verlangen wird." Man mag die Stammverwandtschaft und die Waffenbrüderschaft mit England noch so laut preisen: John Bull wird als kluger Geschäftsmann immer zuerst den eigenen Vortheil überrechnen und dann darauf sinnen, auch den Verbündeten noch

Hosted by Google

gehörig übers Ohr zu hauen. „Diese Leute," so schrieb von den englischen Diplomaten schon Friedrich der Große, „wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nichts angeht; entweder sie wollen mich gröblichst düpiren, oder sie sind Narren und von lächerlichem Selbstgefühl." Heute wollen „diese Leute", daß Deutschland die Russen im Schach halten und mit einer bis an die Grenze der Möglichkeit verstärkten Armee den Weg nach den indischen Thoren versperren soll. Große Welthandelshäuser aber, das lehrt die Geschichte Hollands, Spaniens und Portugals, sind nicht für die Ewigkeit begründet, und wenn Herr Gladstone noch einige Jahre lebt, dann wird er den Ruin der glänzenden Firma noch erheblich beschleunigen.

Graf Caprivi, den eine unbefangene Betrachtung später vielleicht einen pietistischen Liberalen nennen wird, hat für die Lehren der Geschichte keinen empfänglichen Sinn. Er weist auf Friedrich den Großen, dessen diplomatisches Talent es nicht verhindern konnte, „daß er zu Zeiten gegen halb Europa in Waffen stand," und er vergißt dabei, daß Friedrich mit dem kriegerischen Programm: Schlesien, auftrat und daß seine Lage schon deshalb mit der des saturirten Deutschen Reiches nicht verglichen werden kann. Der Kanzler spricht von einem fabelhaften Testament Peters des Großen, den man in Rußland heute als den Urheber der unglücklichen Entwickelung im Zarenreich, nicht aber als den Führer zu künftigen Zielen betrachtet, und er scheint nicht zu bedenken, daß Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. in ihren Testamenten das Festhalten an der Freundschaft mit Rußland empfahlen. Nach der Behauptung des Generalkanzlers „habe sich eine Art von Rassenhaß gegen uns in Rußland ausgebildet;" vielleicht liest er den außerordentlich interessanten und lehrreichen Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestags-Gesandten Otto von Bismarck*) und findet darin auch die Stelle, wo Bismarck schon 1854 schrieb: „Es giebt viele Leute, denen Injurien gegen Rußland für Beweise von Preußisch-Deutschem Patriotismus gelten; aber es sind dies nicht solche Leute, deren Bewunderung irgend welche Quelle praktischen Nutzens für Preußen sein könnte. Es ist gewiß richtig, daß wir keine Lust haben, Preußisches Blut und Geld an Durchführung Russischer Zwecke

*) Verlag von Wilhelm Hertz, Berlin.

Hosted by Google

zu setzen, aber für fehlerhaft halte ich es, diese Ablehnung besonders zu unterstreichen, und zu zeigen, daß wir es mit einer gewissen Satisfaktion gethan haben und uns forsch dabei vorkommen." Das ist zu einer Zeit geschrieben, wo das einst von Castlereagh empfohlene Bündniß zwischen Frankreich, England, Oesterreich und den Rheinbundstaaten wieder aufzuleben schien und der Bundestags-Gesandte immer wieder von den Intriguen berichten mußte, die dahin zielten, dem erneuerten Bonapartismus auch eine neue Auflage des Rheinbundes zu verschaffen.

Die leitenden Männer von heute, die als glückliche Erben einen reichen Besitz antraten, vergessen leicht, daß das Deutsche Reich ein künstliches Produkt ist, das mit Mühen und Sorgen nur geschaffen werden konnte und zu dessen Erhaltung ein mit dem Gang der Geschichte vertrauter Blick und eine sichere Hand nöthig ist. Noch vor dreißig Jahren dachten die Südstaaten nicht daran, auf die preußische Karte zu setzen; und wenn es wahr ist, wie die Kreuzzeitung sagt, daß jetzt bayerische Minister mit dem Antipreußen Sigl intime Beziehungen haben, dann sollten solche ersten Symptome eines allmählichen Abbröckelns doch zu äußerster Vorsicht mahnen. Die Zukunft des Deutschen Reiches wird nicht durch die Annahme oder Ablehnung einer Militärvorlage entschieden, die vielleicht in kritischer Stunde einen Augenblick der Desorganisation schaffen kann, die in ihren Folgen das Heer unbedingt demokratisiren muß und die eine feindliche Invasion doch nicht zu verhindern vermag. Dem Reich drohen ganz andere Gefahren, wenn die da und dort heimlich glimmenden Dochte nicht sehr sorgfältig behandelt und wenn für die europäische Politik nicht die Grundsätze anerkannt werden, die, damals vom preußischen Standpunkte aus, Bismarck 1857 in einem Briefe an Gerlach bezeichnete: „Ich habe auf die Frage, ob ich Russisch oder Westmächtlich sei, stets geantwortet, ich bin Preußisch, und mein Ideal für auswärtige Politiker ist die Vorurtheilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten."

Hosted by Google

Der Militärstaat.

Ueber das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht hat sich in der „Zukunft“ vom 21. Januar d. J. ein Offizier eingehender geäußert. Der Verfasser jenes Aufsatzes sagt über ein im Jahre 1886 von mir geschriebenes Buch („Der erweiterte deutsche Militärstaat in seiner sozialen Bedeutung“): es sei das einzige ihm bekannte, das die allgemeine Wehrpflicht nach allen Seiten hin zu würdigen versuche; doch sei ich hinsichtlich der Aufgabe, die ich der Armee zuweise, leider zu weit gegangen. Sicherlich ist es nicht Sache eines Autors, über jedes Urtheil, das seinem Werke zu Theil wird, sich nun seinerseits wieder vernehmen zu lassen. Das Buch selbst mag über sich Aufschluß geben. So lag denn weder in diesem Falle, noch in denen der zahlreichen, im Laufe der Jahre zu meiner Kenntniß gelangten Aussprüche ein Anlaß zur Erörterung für mich vor. Etwas ganz Anderes ist es aber damit, daß gerade in den letzten Monaten die Militärfrage in ihrer Gesammtheit wieder aufgerollt wurde und daß sie die bevorstehenden Wahlen beherrscht. Sie wird auch der Angelpunkt nicht nur der sozialpolitischen Kämpfe der Gegenwart, sondern auch des sozialen und sozialethischen Lebens unseres Erdtheils dauernd sein und bleiben. Da ist es im Augenblick einer so heftigen Bewegung, wie die gegenwärtige, die Pflicht Dessen, der den letzten Gründen und den letzten Folgerungen des Militärsystems in seinen Arbeiten nachzugehen versuchte, zur Sache das Wort zu nehmen. Man hat mir zwar in den Spalten der „Zukunft“ zugerufen: die Armee kann weder, noch darf sie eine Schule für Gewerbe, Kunst oder gar für Religion sein*). Aber derartige nicht näher begründete Aussprüche erschüttern weder meine

*) Da in diesem Satz Vaterlandsliebe, Staats- und Gesellschaftwissenschaft nicht erwähnt werden, so wollte man vielleicht andeuten, daß die Armee hierfür Schule sein könne und dürfe. Giebt man dies aber zu, so wird man logisch auch den übrigen Theil meiner Auffassung vom Beruf des Heeres erfolgreich nicht bestreiten können.

Hosted by Google

geschichtlichen Darlegungen der Kulturentwickelung, noch zeugen sie von voller Erfassung des deutschmilitärischen Gedankens. Allerdings wird dieser noch immer an den meisten Stellen nur sehr unvollkommen begriffen. Das hindert mich nicht in der Ueberzeugung, daß ihm die Zukunft gehört. Mit dieser Legitimation versehen, möge man mir erlauben, an dieser Stelle meine anderenorts bis in alle Einzelheiten ausgeführte Erklärung zu erneuern, daß die sittliche Idee der allgemeinen Wehrpflicht erst dann zu ihrem Rechte gelangt, wenn nicht etwa nur die Erziehung der Jugend für den Krieg, sondern auch die Fortbildung für die Aufgaben des Friedens bezweckt wird. Würde auf die Dauer diese Anschauung von unserer Gesetzgebung, von den Organen des Reichs und der Leitung der Armee nicht gebührend gewürdigt, so wäre die civilisatorische und soziale Pflicht versäumt und Zerfall würde die Folge sein.

Nach der energischen Betonung, die ich von jeher darauf legte, die verfassungmäßige Bestimmung müsse zur Wahrheit gemacht und die gesammte männliche Jugend*) zur Fahne einberufen werden, hat man von mir angenommen, daß ich mich für die in der jüngsten Reichstagssession abgelehnte Militärvorlage, oder doch für einen der eingebrachten Abänderungvorschläge würde erklären können. Allein die Truppenvermehrung unter den Formen, wie sie gefordert worden war, gab gerade Dasjenige preis, was Kern und Stern unseres Militärwesens sein müßte. Die volkswirthschaftliche Beurtheilung nimmt dabei für mich nicht einmal den Hauptplatz ein. Dies darf nicht mißverstanden werden. Die Behauptung, daß durch die erforderlichen finanziellen Aufwendungen dem Volke schwer zu tragende Lasten aufgebürdet werden müßten, ist entschieden zurückzuweisen. Wenn Steueraufbringungen zur Förderung bedeutender, der Gesammtheit zum Nutzen gereichender Zwecke dienen, dann ist zwar nicht ausgeschlossen, daß an einem oder dem anderen Punkte privatwirthschaftliche Schwierigkeiten entstehen; der Volks, wirthschaft erwächst aber dadurch keine Beschwerung. Wäre dies der Fall so würde es sich eben nicht um Verwendungen im Interesse der Gemeinschaft handeln. Das Heer, die Indiensthaltung der jungen Mannschaft ist aber ein produktiver Zweck von allererster nationaler und von idealster Bedeutung. Und was die Ausgaben, die dafür gemacht werden, betrifft, so bleiben sie in der Hauptsache innerhalb des Landes; die Mittel dafür werden zwar den Einen steuerlich entzogen, den Andern aber wieder zugeführt. Also kann nur in Frage kommen, daß die Beschaffung dieser Mittel nicht den Schultern der Wirthschaftlich-Schwachen, sondern den wohlhabenderen

*) Was ich für die weibliche Jugend fordere, gehört nicht in den Rahmen dieser Auseinandersetzung.

Hosted by Google

Schichten der Bevölkerung auferlegt werde. Die scheinbare Fürsorge für die große Masse der Bevölkerung, die sich in der moralischen Beklemmung vor der großen Steigerung der Heereskosten äußert, ist demnach nichts Anderes als der Stoßseufzer des Sonderinteresses der begüterten Klassen. Hiermit soll nicht etwa gemeint sein, daß diese nicht in gutem Glauben handeln, wenn sie die Steuervermehrung als eine Volksbelastung bezeichnen. Sie sehen die Dinge eben nur von ihrem eigenthümlichen Standpunkte aus an und kommen so gar leicht dazu, das für allgemein giltig zu betrachten, was allenfalls für einen Theil zutreffend sein möchte, — für diesen aber auch nur so weit, als dabei ganz und gar die eingetauschten Vortheile übersehen werden.

Man könnte einwenden: Wenn dies zutreffend sein soll, wie kommt es, daß die Sozialdemokratie, die doch als Vertreterin der Massen sich aufspielt, hierfür Verständniß oder auch nur instinktive Empfindung nicht zeigt? Die Antwort lautet: Die Sozialdemokratie weiß von der friedlichen Ausgestaltung des Militärstaats genau so wenig wie die übrigen Parteien. Das Heer in der bestehenden Verfassung gilt ihr als vorzüglichster Feind; sie erblickt darin die starke Waffe nicht nur im auswärtigen Kriege, sondern auch in der Aufrechthaltung der herrschenden Staatsidee.

Wenn ich dennoch von einem wirthschaftlichen Nachtheile gesprochen habe, den die Durchführung der abgelehnten Militärvorlage mit sich gebracht hätte, so werden die Leser des „erweiterten Militärstaats" sofort bemerkt haben, daß hiermit auf die Reduktion der Dienstzeit von drei auf zwei Jahre hingedeutet sein soll. Die kürzere Dienstzeit ist ein nationalökonomischer Nachtheil; denn es wird damit den Wirthschaftlich-Schwachen des Volkes eine große Bürde zu Gunsten der Starken aufgeladen. Diejenigen, die nach früherer Bestimmung drei Jahre dem Arbeitmarkte entzogen waren, sollten bereits nach zwei Jahren darauf zurückgeworfen werden. Fälschlich wird behauptet, daß die Landwirthschaft hieraus Vortheil ziehen würde. Das werde ich später besprechen, hier will ich mich darauf beschränken, an der einfachen Thatsache festzuhalten, daß die längere Dienstzeit der unbemittelten Bevölkerung zu Gute kommt, die kürzere stärker auf die Löhne drückt. In der Militärvorlage war die Erhöhung der Präsenzziffer um etwa ein Sechstel geplant, die Ermäßigung der Dienstzeit dagegen um ein Drittel. Somit würden die breiten Volksklassen an der Basis der wirthschaftlichen Pyramide nach dem gesetzlichen Wortlaut um ein Sechstel gegen ihre gegenwärtige Leistung geschädigt worden sein. In der Praxis würde sich das Verhältniß gemildert haben; denn die dreijährige Dienstzeit wird auch jetzt im Allgemeinen nicht aufrecht erhalten.

Hosted by Google

Indessen diese Erwägung kommt, wie schon zuvor erwähnt, erst in zweiter Linie in Betracht. Erst in Verbindung mit anderen Gründen erhält die wirthschaftliche Thatsache gebührende Bedeutung.

In seiner geschichtlichen Entwickelung war das deutsche Heer zu einer Stufe gelangt, auf der ihm freilich noch starke Mängel anhafteten, von wo aus aber die Bahn frei war nach den höchsten Zielen, wie sie eine große Nation für ihre politischen und sozialen Einrichtungen nur erstreben kann. Es sind keine echten Freunde der Armee, die in jedem Augenblick bereit sind, zu erklären: die militärische Rüstung sei ein nothwendiges Uebel; man gebe zu, daß sie am wirthschaftlichen Mark des Volkes zehre; wie gern möchte man abrüsten, wenn nur der böse Nachbar nicht wäre! Nein, — alle derartigen Erklärungen sind durch und durch unwahr! Fühlt man denn gar nicht, wie sehr man mit solcherlei Beweisführung heruntersteigt, in welche kleingeistige Stellung man Denen gegenüber geräth, die Bekämpfung und Vernichtung des „Militarismus" auf ihr Panier geschrieben haben? Die allgemeine Wehrpflicht ist eine volksthümliche Institution, die freilich an ihrer Popularität dadurch Abbruch erlitt, daß sie nur sehr unvollkommen zur Ausführung gebracht wurde. Aber wenn sie dem Volke als eine schwer empfundene Last geschildert wird, die man von sich schleudern würde, wäre man nicht von Feinden umlauert, dann wird man sich nicht zu wundern brauchen, wenn die Begeisterung dafür erstürbe. Nach 1813, nach 1864, 1866 und 1870 unser Heerwesen auf solcher Grundlage empfohlen zu sehen, das heißt, dem Tiefbetrübenden, das man während der letzten Jahre in Deutschland erleben mußte, abermals eine bittere Empfindung hinzufügen.

Graf Otto Moltke leitet seine kürzlich veröffentlichte Broschüre mit dem Gedanken Scharnhorsts ein: „der Einsatz einer ganzen Volkskraft ist nicht zu gut und nicht zu theuer, um nationale Existenz und nationale Kultur zu sichern." Die beiden hohen Güter zusammengenommen bilden das Schwergewicht. Es ist nicht die Bestimmung des „Volks in Waffen", für die Existenz allein, auch nicht die, allein für Kultur einzutreten. Der Existenz des Vaterlandes und seiner Kultur hat das deutsche Heer aktiv zu dienen. Um der Erhaltung des Friedens willen sollen wir gerüstet sein, ist zwar ein alter Satz. Allein man pflegt zu vergessen, daß er nur dann wahr und richtig ist, wenn das ganze Volk an der Bewehrung theil hat. Je entschiedener alles Mannhafte herangezogen wird, je vorzüglicher die Ausrüstung hüben und drüben ist und bleibt, desto unwahrscheinlicher wird der Ausbruch des Krieges, mit desto stärkeren Fesseln sind die leidenschaftlichen Ausbrüche ganzer Nationen umgeben. Scharnhorst schon hat nicht nur Ruhe und Sicherheit für den heimischen Herd, sondern auch den

Hosted by Google

kulturellen Werth der allgemeinen Wehrpflicht an die Spitze gestellt. Die Kulturmission muß einen wesentlichen, ja, geradezu gesagt, sie muß den wesentlichsten Theil der Friedensziele der Armee bilden. Leider ist das Verständniß, wie für solche Friedensaufgabe überhaupt, so für civilisatorische und soziale Leistungen des Heeres im Besonderen überaus unvollkommen. Der Eindruck geht allenfalls so weit, daß man einsieht, wenn Ruhe und Sicherheit gewährleistet ist, dann vermögen die bürgerlichen Bestrebungen, dann vermag die Hingabe an Ethik, Wissenschaft und Kunst vorzüglicher sich zu entfalten. Das heißt etwa so viel, wie: Zubilligung des Polizeistandpunktes. Seltener ist schon die Anerkennung, daß die Stählung der Körper auch zur Gesundheit der Geister beiträgt. Bei Weitem kleiner möchte das Häuflein Derer sein, die bis zur Umkehrung des Satzes gelangen, die auch zugestehen, daß nicht minder die richtig geübte geistige Gymnastik, würde sie im Militär gepflegt, vortheilhaft auf die Körper zurückwirken müßte. Aber selbst wo die Zweckmäßigkeitserwägungen so weit sich erstrecken, reichen sie damit noch nicht bis zur Erkenntniß der gesellschaftlichen und ethischen Bedeutung eines wahren Kulturdienstes der deutschen Armee. Und doch muß die Forderung nicht nur auf passive, sondern auf aktive Theilnahme an der Friedensarbeit ernst und eindringlich gerichtet sein. Der heute erhobene Vorwurf, daß im Heere Schulbildung und berufliches Können vernachlässigt werden und zurückgehen, ist nicht ungerechtfertigt. Die Verantwortung für derartige Vernachlässigung muß den Gesetzgebern und Regirenden stark ins Gewissen gerufen werden. Mehr als das! Sie sollten bei der Stellung, die Deutschland inmitten der civilisirten Nationen einnimmt, der Pflicht eingedenk sein, allgemeine und fachliche Bildung durch die Einrichtungen des Dienstes nicht nur aufrecht zu halten, sondern zu vermehren, außerdem und vor allen Dingen aber Ethik und Idealismus zu pflegen und zu fördern. Wenn die Erweiterung des deutschen Militärstaats erstrebt wird, dann wird die allgemeine Wehrpflicht von allen Theilen des Volks als Wehrrecht enthusiastisch gefordert werden.

Es ist nicht wahr, daß die höheren Aufgaben, wie sie hier der Armee gestellt werden, sich nicht erfüllen lassen. Weil man sich ihnen bisher nicht zugewendet hat, darf nicht geurtheilt und geschlossen werden, daß dies auch für alle fernere Zeit so bleiben müsse. Das Zukunftprogramm kann gar nicht anders lauten, als: das Heer muß die in der ersten Jugend gewonnene körperliche, schulmäßige, gewerbliche, sittliche und ideale Bildung weiter leiten, vervollständigen und veredeln. Nun mögen vielleicht selbst unter Denjenigen, die hiermit sympathisiren, Manche das Bedenken hegen, die geistigen und ethischen Mittel würden für so weitgehende Zwecke nicht

Hosted by Google

zur Verfügung stehen. Richtig ist, daß nicht Alles gleich und auf einmal erreicht werden kann und daß viele Schwierigkeiten zu besiegen sind, bevor ernsthafte Fortschritte auf der bezeichneten Bahn gemacht sein können. Allein wenn erst einmal erkannt worden, daß hier ein Deutschland würdiges Programm gegeben, von dem der äußere und innere Friede abhängig ist, dann werden sich auch die hervorragenden Kräfte, es werden sich die Geschlechter zu seiner ruhmvollen Bethätigung finden. An Bildunganstalten, die man, wenn man nur will, mit den Heeresinstitutionen in Verbindung setzen kann, fehlt es ganz bestimmt nicht. Mangelt es etwa an Unterweisenden für die Neugestaltung und Erweiterung des militärischen Dienstes? So lange man ihn auf der unteren Stufe des Hergebrachten beläßt, kann davon die Rede sein. Sobald man begreift, daß das deutsche Heer außer seiner kriegerischen, eine diese durchaus überragende, hohe sozialethische Friedensmission besitzen soll, schwindet diese Sorge vollständig. Von diesem Augenblick an können wir so viele Unteroffiziere, Subaltern-, Stabs- und Generalstabsoffiziere haben, wie wir nur gebrauchen. Denn das Reich ist völlig in der Lage, aus der großen Körperschaft vom Volksschullehrer bis zum Hochschul- und Universität-Dozenten Alle heranzuziehen, deren es zur Mitwirkung bei seiner erwachsenen Jugend bedarf. Das Offiziercorps würde damit eine große Summe von Bildungselementen in sich aufnehmen. Wer würde wagen zu behaupten, daß dadurch Deutschland im Allgemeinen, oder dem Offizierstande im Besonderen ein Nachtheil erwüchse?

Freilich — mit zweijähriger Dienstzeit, die nicht einmal für die bisher erstrebten Leistungen ausreicht, wäre hier nichts anzufangen. Es dürfte an der vollen dreijährigen Dienstzeit nicht gerüttelt werden. Hier trifft man auf den Beweggrund, der den Rückgang der abgelehnten Militärvorlage von dreijähriger zu zweijähriger Dienstzeit so tief bedauerlich erscheinen läßt. Selbst wenn die kriegstechnische Ausbildung in dem kürzeren Zeitraum genügend zu erwerben wäre — was sie nicht ist —, so müßte alsdann auf jeden, wie immer gearteten, sonstigen Bildungzweck verzichtet werden. Zahlreiche Bildungkeime, die man in Volks-, in Fach-Schulen und in einer Masse anderer Erziehung- und Gewerbs-Anstalten mit unsäglicher Mühe pflanzt, werden bei der gegenwärtigen einseitigen militärischen Methode ertötet. Ein aufstrebendes Volk kann sich das auf die Dauer nicht gefallen lassen. Das Heer hat dem Vaterlande Großartiges geleistet, das ihm Ehre Ruhm und Dank der Geschichte sichert. Es kommt aber der Augenblick, wo es in seinen Aufgaben verjüngt werden muß, wenn dem Reichskörper die Gesundheit erhalten werden soll.

Was ist es denn nun eigentlich, was bisher hindernd der Verbreitung

Hosted by Google

dieser Einsicht als starker Wall sich entgegenthürmt? Es ist das Vorurtheil von den wirthschaftlichen Schwierigkeiten. Was es damit hinsichtlich der Aufbringung der Unterhaltungskosten der Armee für eine Bewandniß hat, ist schon zuvor erörtert worden. Aber es wird behauptet, die Landwirthschaft litte zu sehr, da der mehrjährige Dienst ihr einen bedeutenden Theil der Arbeitkräfte der jungen Mannschaft entziehe. Das trifft jedenfalls in dem Augenblick nicht zu, wo die Aufgabe des Heeres erweitert wird. Denn dann wird die Armee dem Lande ein besser durchgebildetes Arbeitermaterial zurückliefern, als sie empfing. Das aber ist das Mindeste. Denn die konsequente Handhabung der allgemeinen dreijährigen Dienstpflicht beschleunigt ferner den Uebergang zum landwirthschaftlichen Maschinenbetrieb. Grade dieser aber ist geeignet, die Vortheile des Großbetriebs auch dem Kleinsten der Bauern und Landarbeiter zu sichern..*)

Der technische Vorsprung, den Nordamerika gewonnen, ist nicht auf Charaktereigenschaften der Bewohner und auf das Klima allein zurückzuführen. Die geringere Dichtigkeit der Bevölkerung war hierbei von hervorragendstem Einfluß. Weil die Handarbeiter fehlten, verschaffte man sich die eisernen Sklaven und ermöglichte auf diese Weise die Massenproduktion des Korns, die Bewirthschaftung der weiten Länderstrecken. Henry George zeigte, daß, während vor wenigen Jahren ein Gut von 320 Morgen in der Union als ein großes betrachtet wurde, es jetzt in Kalifornien Landgüter (kleine Viehweiden) bis zu 60 000 Morgen gäbe und die Normalgröße in Dakotah 100 000 Morgen betrage. Gegen solchen maschinellen Großbetrieb kann die herkömmliche, manuell betriebene Landwirthschaft nicht aufkommen, so wenig wie die Handweber sich gegen die mechanischen Webereien zu halten vermochten, so wenig wie die Masse der Schuhmacher den Stiefelfabriken wird die Spitze bieten können. Eine Politik, die da sagen wollte: Deutschland hat nun einmal die dichtere Bevölkerung; geben wir ihr zu ihrem Bestehen Handarbeit, wäre daher grundfalsch und verblendet. In solchen Fällen ist ein Verlangsamungprozeß beim Wechsel der Produktionsmethoden verhängnißvoll. Die wahre Aufgabe des Staatsmannes und Soziologen ist, schleunigst den neuen Verhältnissen sich anzubequemen. Freilich —: würde plötzlich die gesammte deutsche Bodenwirthschaft sich der Maschinen bedienen, so würde sie etwa nur den 25. oder 30. Theil der heute beschäftigten Arbeiter verwenden können. So

*) Der sozietäre Betrieb der Gemeinden ist im „Militärstaat" genau geschildert. Die Gemeinde sollte die Bewirthschaftung gemeinsam betreiben, das Eigenthum dagegen sollte nach alter germanischer Sitte den Einzelnen verbleiben. Die Regirungen werden sich ihrer Aufgabe, hierbei mitzuwirken, gar nicht entziehen können.

Hosted by Google

rasch, so unmittelbar und gründlich vollziehen sich nun die Dinge glücklicherweise nicht. Wohl aber gelangen die eisernen Sklaven, deren Leistungsfähigkeit zudem stetig verstärkt wird, auch bei uns zu immer größerer Verwendung. Die Konkurrenzfähigkeit deutscher Bodenerzeugnisse und die Ausbeutung des Landes wird dadurch gehoben. Und wie stellt sich die Sache hinsichtlich der Kleinbesitzer und Arbeiter? Der Militärdienst vermindert die Zahl der zur Verfügung stehenden menschlichen Hilfskräfte; er bewirkt dadurch, daß mehr Maschinen zur Anschaffung gelangen; umgekehrt nimmt er aber auch wieder die Leute auf, die durch die angeschafften Maschinen überflüssig werden. In der einen, wie in der andern Beziehung drängt dieses Verhältniß mit elementarer Gewalt zum sozietären Betrieb der Landgemeinden.

So bleibt denn von wirthschaftlichen Befürchtungen noch die Angst übrig, die vermehrte Soldaten-Aushebung könnte die Industrielöhne steigern und damit die Exportfähigkeit unterbinden. Hohe Löhne aber sind nimmermehr ein Unglück für ein Land. Je mehr der Arbeiter — nicht etwa episodisch, sondern auf die Dauer — verdient, desto besser wird sich seine Lebenshaltung gestalten. Der vermehrte Massen-Verbrauch kommt wiederum der Erzeugung von wirthschaftlichen Gütern zu statten, und so ergiebt sich eine stete, wünschenswerthe Wechselwirkung. Was aber die Waarenausfuhr anbelangt, so erblüht sie nur dann auf gesichertem Boden, wenn sie sich an einen starken inländischen Absatz anlehnt. Nur dann hat sie nicht zu befürchten, daß die ausländische Gesetzgebung, sei es der Mc. Kinley Bill, oder der südamerikanischen Staaten, Spaniens, Australiens u. s. w. ihr den Garaus mache. Auch die Industrie findet im Vaterlande die starken Wurzeln ihrer Kraft.*)

In zweifacher Beziehung hat die Reichsleitung den entschiedensten Gegnern unserer Heeresinstitutionen in die Hände gearbeitet. Sie hat sich erstens ganz auf den altmilitärisch-fachmännischen Standpunkt gestellt und bewies damit der Auffassung von einer sozialethischen Friedensmission des Heeres gegenüber eine unschuldsvolle Unwissenheit. Sie hat zweitens das Verständniß dafür vermissen lassen, daß die allgemeine dreijährige Wehrpflicht ein wirthschaftlicher Segen für das Land ist; ihre Vorlage gab Denen recht, die sich auf den ganz trivialen, entgegengesetzten Standpunkt stellen.

Hamburg. Gustav Tuch.

---

*) Vergl.: Tuch: Schutzzoll und deutsche Waarenausfuhr, Leipzig 1883.

Hosted by Google

1077.

„Barfuß und im Büßerhemde
Stand im Schnee drei lange Tage
Vor dem Schlosse zu Canossa
Einst der Deutsche Kaiser Heinrich“ —

Also klingt das alte Lied,
Das der Knabe auf der Schulbank,
Dumpfen Groll im kleinen Herzen,
Halbverstanden nur vernimmt.

„Barfuß und im Büßerhemde
Stand im Schnee drei lange Tage
Vor dem Schlosse zu Canossa
Einst der Deutsche Kaiser Heinrich“ —

Also tönt die alte Kunde —
Und das Blut steigt in die Stirn
Jedem Mann, und zähneknirschend
Greift er heimlich zu dem Schwerte.

„Barfuß und im Büßerhemde
Stand im Schnee drei lange Tage
Vor dem Schlosse zu Canossa
Einst der Deutsche Kaiser Heinrich“ —

Vor achthundert Jahren war es,
Doch noch heute flammt das Volk
Jäh empor in heil'gem Zorne
Beim Gedanken an die Schmach.

„Barfuß und im Büßerhemde
Stand im Schnee drei lange Tage
Vor dem Schlosse zu Canossa
Einst der Deutsche Kaiser Heinrich“ —

Und er stand dort vor dem Papste,
Vor dem Feinde deutschen Wesens,
Vor dem Feinde deutscher Treue,
Vor dem Feinde deutscher Macht —

Längst verfallen ist das Schloß —
Doch auch heute auf der Stätte
Kreisen noch die Dohlen kreischend,
Kreisen gierig noch die Raben — —

Hamburg. Theodor Suse.

Hosted by Google

Der Wucher.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat mich eingeladen, an dieser Stelle den Gedankengang meines Buches: „Der Wucher" (Leipzig, Duncker & Humblot 1893) einem weiteren Leserkreis mitzutheilen. Ich folge dieser Aufforderung, wenn mir auch die bekannte Wucherdebatte im Deutschen Reichstag jede Lust dazu benimmt. Auf den Ahlwardt-Skandal folgte anstatt einer ernsten, sachlichen, der Wichtigkeit des Gegenstandes gerecht werdenden Debatte einerseits ein Herunterhaspeln abgedroschener Phrasen, die klangen wie ein altes Lied aus dem Leierkasten des Sophisten Bentham, andererseits ein wüstes Schreien und Schimpfen, in dem sich Sozialisten und Antisemiten gleichmäßig hervorthaten. Die Aufmerksamkeit des Pöbels hatte ein lungenstarker Marktschreier ganz für sich in Anspruch genommen, weil er wirklich „noch nicht Dagewesenes" versprach und hielt und die Vertreter des Volkes, die doch ihre Reden meist für die Wähler halten, nicht aber für ihre sachlichen Ausführungen unzugänglichen und im Voraus durch Klubentschlüsse gebundenen Kollegen, verfielen in die selbe schärfere Tonart, die dem nunmehr abgethanen kranken Mann von Arnswalde den Eintagsjubel der Gasse eingetragen hatte. In einer solchen Gesellschaft hätte man wohl vor Allem Lust, sich aus dem Staube zu machen, wenn der aesthetische Ekel in publicis auch mitzusprechen hätte. Die Nerven sind jedoch in öffentlichen Angelegenheiten durchaus nicht maßgebend oder sollen es wenigstens nicht sein. Die salus rei publicae ist es, an die wir ausschließlich denken müssen, wenn wir Jünger der Wissenschaft sein und der Wahrheit eine Gasse erstreiten wollen. Und so gehe ich denn daran, die Gedanken meines Buches hier in gedrängter Kürze wiederzugeben.

Der vom Verein für Sozialpolitik 1887 veröffentlichte Sammelband, enthaltend Berichte und Gutachten über den Wucher auf dem Lande, flößte mir seinerzeit den Gedanken ein, das, was hier für Deutschland mit vereinten Kräften so Vieler geschehen, für das „klassische Wucherland" Galizien zu versuchen. Die Ausführung dieses Vorhabens, die mehrere Jahre an-

Hosted by Google

haltender Arbeit in Anspruch nahm, war wohl schwierig, versprach jedoch eine überaus reiche Ausbeute. Der galizische Landesausschuß, der bereits auf Grund eines Landtagsbeschlusses von 1875 im nächstfolgenden Jahre eine Enquête behufs Erforschung der bäuerlichen Zustände in Galizien veranstaltet hatte und über nahezu tausend Antworten aus dem ganzen Lande verfügte, stellte mir bereitwillig die auf den Wucher und Kredit Bezug habenden Antworten zur Verfügung, da sie seinerzeit mit Rücksicht auf das inzwischen 1877 eingeführte galizische Wuchergesetz von einer Bearbeitung ausgeschlossen waren und noch immer im Manuskripte der Veröffentlichung harrten. So gewann ich ein erschöpfendes Bild der haarsträubenden Zustände in der idyllischen Zeit vor dem Wuchergesetz. Nach Einführung des Wuchergesetzes von 1877 ließen sich der Landesausschuß, die Statthalterei und die Präsidien der beiden Oberlandesgerichte Lemberg und Krakau von ihren untergebenen Behörden über die Wirkung des Gesetzes Bericht erstatten. Auch diese Berichte waren mir zugänglich und so gewann ich Einblick in die verschmitztesten Kniffe und Schliche der galizischen Wucherer. Das überaus reiche handschriftliche Material, über das ich verfügte, überzeugte mich zugleich, daß ihr Benehmen, die Art und Weise, in der sie die Landbevölkerung in ihre Netze locken und in der sie später die Gesetze zu umgehen wissen, sich im Großen und Ganzen in Galizien und Deutschland nur wenig unterscheiden, wenn auch die Zahl der Wucherfälle hier eine weitaus geringere und ihre Wirkung eine minder schädliche ist. Beabsichtigte ich demnach ursprünglich, die Ergebnisse meiner Forschungen blos in polnischer Sprache zu veröffentlichen, so kam ich nunmehr zur Ueberzeugung, daß lokale und möglichst präzis gehaltene Forschungen auch auf das Allgemeine ein Licht werfen und daß die Krankheit dort beobachtet werden müsse, wo die meisten und akutesten Krankheitfälle vorkommen, — also die Wucherfrage vor Allem in Galizien. Ich habe hierauf die Gerichtsakten sowie Jahresberichte und Rechnungabschlüsse der größten Wucherbank Galiziens, der Rustikalbank, studirt und mir anderweitig durch Studium von Gerichtsakten, durch Informationen und Reisen eine auf eigener Anschauung beruhende Kenntniß der gegenwärtigen Zustände verschafft.

Nun wußte ich genau, wie es in der Praxis zugeht. Ich begriff nun die Richtigkeit und Tiefe Dessen, was der heilige Ambrosius in seinem Werke De Tobia sagt: „Jeder Ausgeplünderte ist bürgerlich so gut wie tot — ja er ist tot und hat trotzdem alle Qualen des Daseins.“ „Beim Diebstahl handelt es sich um Einen, bei der Schuldsumme verlieren Viele ihre Freiheit und sinken in die Sklaverei.“ Und ich dachte an die Hunderttausende armer, von der Scholle vertriebener Bauern, die, durch die Habsucht und List ihrer Blutsauger um ihr letztes Hab und Gut gebracht, seit Jahr und Tag von den modernen Sklavenhändlern, den Auswanderungs-

bureaux Bremens und Hamburgs, übers Meer gebracht werden. Der Bauer ist durch die Treue, mit der er am hergebrachten Glauben hängt, durch seinen Hang am Bestehenden und auch durch das grundsätzliche Mißtrauen, daß er jeder Reform, jeder Neuerung entgegenbringt, die sicherste Stütze der bestehenden Gesellschaftordnung. Und trotzdem schauen die Regirungen, die sowohl gerechten als übertriebenen Forderungen industrieller Lohnarbeiter bereitwilligst nachkommen, meist mit verschränkten Armen der überhandnehmenden Verschuldung des Grundbesitzes zu, der Gefahren nicht achtend, die eine allgemeine Eigenthumverschiebung nach sich ziehen müßte. Die gesammte Handels-, Wechsel-, Marken und Musterschutzgesetzgebung, die den Privateisenbahnen von Staatswegen ertheilten Subventionen, die Befugniß der Zettelbanken, ungedeckte Noten auszugeben, die allgemeine Wechselfähigkeit u. s. w. bekunden die einseitige Tendenz der Regirungen, in erster Linie Denen zu helfen, die keiner fremden Hilfe bedürfen, — oder Denen, die ihre Wünsche durch die Organisation und Entschlossenheit ihres Auftretens zu unterstützen wissen. Sollten die Sozialdemokraten recht haben, daß der heutige Staat nur aus der Noth eine Tugend macht und daß die ganze Arbeiterschutzgesetzgebung ihr Verdienst, ein Resultat ihres Auftretens sei? Sollte man eine bedrohliche Organisation von Kleingrundbesitzern ähnlich der industrieller Lohnarbeiter erwarten oder gar herbeisehnen? Nichts von alledem. Aber eben deshalb muß es Sache der Wissenschaft sein, dem Staat immer wieder ins Gedächtniß zu rufen, was Rodbertus nahezu vor einem Vierteljahrhundert gesagt hat: daß der Grundbesitz gleich dem Kapital und der Arbeit eine zweckentsprechende Gesetzgebung und angemessene Unterstützung zu fordern berechtigt sei und daß erst, wenn diese Forderung erfüllt werde, der Staat sich zu einem harmonischen Bau erheben und das Gleichgewicht in der Gesellschaft wieder herstellen könne. Nicht Vorrechte, blos eigenthümliche Rechte und in erster Reihe ein besonderes Erbrecht und ein besonderes Schuldrecht verlangt der Grundbesitz. Nicht: Jedem das Gleiche, sondern: Jedem das Seine, muß der Grundgedanke einer friedlichen sozialen Reform werden.

Von diesen Gedanken ausgehend, wandte ich mich nun zur Theorie der Frage. Ich begann mit dem nahezu hundertjährigen Kampf zwischen Wucherfreiheit und Wuchergesetzen, der in Deutschland erst vor dreizehn Jahren seinen Abschluß gefunden hat. Hie ewiges Naturgesetz, hie Volkswohl und Sitte, war die Parole. Der Hochmuth der vulgären Nationalökonomie, die alle Andersdenkenden als Ignoranten zu verschreien beliebte und sich nicht einmal auf keine ernste Diskussion mit ihnen einlassen wollte, hatte sich die Erlangung unbeschränkter Kapitalsfreiheit als Ideal

Hosted by Google

gesetzt. Dieses Ideal war aber, wie Ihering trefflich bemerkte, nichts Anderes als ein Freibrief zur Erpressung, ein Jagdpaß für Räuber und Piraten, mit dem Rechte der freien Pürsch auf Alle, die in ihre Hände fallen. Und so brüllten denn die Wölfe des Manchesterthums nach Freiheit und die Schafe blökten so lange mit, bis sie denn doch einsehen mußten, daß ihre eigene Haut dabei im Spiele sei. Schließlich kam es in Belgien, Deutschland, Oesterreich, den Kantonen der Schweiz und in Ungarn zu positiven Wuchergesetzen. Diese bezeichnen entweder schlechthin als Wucher jede Ueberschreitung einer positiven Zinstaxe ohne weitere Merkmale, oder verstehen unter Wucher erst die gewerbsmäßige, verschleierte oder unter Ausnutzung unwirthschaftlicher Eigenschaften des Darlehnsnehmers erfolgte Zinstaxenüberschreitung. In diesem Sinne spreche ich von reinen und komplizirten Zinstaxengesetzen. Die modernen Wuchergesetze bezeichnen als Wucher jede Ausbeutung unwirthschaftlicher Eigenschaften des Darlehennehmers, die sich entweder in einem auffallenden Mißverhältniß zwischen Leistung und Gegenleistung (deutsches Gesetz) oder in dem wirthschaftlichen Ruin des Schuldners äußert, den diese Ausbeutung nach sich zieht (österreichisches Gesetz), — jedenfalls ohne an die Ueberschreitung irgend eines festen Zinsmaximums den Begriff des Wuchers zu knüpfen. Schließlich giebt es noch Gesetze, die Wucher sowohl bei Ueberschreitung eines gesetzlichen Maximums, als auch bei Vereinbarung übermäßiger Vortheile im Allgemeinen annehmen. Ich nenne diese Gesetze deshalb Zwittergesetze.

Gegen die Zinstaxengesetze wurde geltend gemacht, daß sie im höchsten Grade willkürlich seien, weil die produktive Verwendung des Darlehens häufig zur Folge habe, daß auch der höchste Zins für den Entleiher noch immer eine Wohlthat sein könnte; ferner, daß diese Gesetze überall überschritten würden, ja den Wucher erst recht groß gezogen hätten, weil sich, durch die Zinstaxen veranlaßt, viele Gelddarleiher vom Geschäft zurück zögen und die Uebriggebliebenen sich dann bei vermindertem Angebot einen um so höheren Zins zahlen ließen, der auch eine ansehnliche Risikoprämie für den Fall gerichtlicher Entdeckung enthalten müßte; — wohl auch, daß sich der Wucher, aus dem Darlehensvertrage verdrängt, um so ungestörter auf anderen Gebieten wirthschaftlichen Verkehrs breit gemacht habe und daß diesem verschleierten Wucher häufig schon wegen des gemeinschaftlichen Interesses von Gläubiger und Schuldner gar nicht beizukommen sei. Es läßt sich nun gewiß nicht bestreiten, daß in dieser Kritik viel Wahres enthalten war, wenn sie auch die Uebel, die sie schilderte, übertrieb und, weit entfernt davon, die Möglichkeit einer Verbesserung der Zinstaxen ins Auge zu fassen, aus ihren Mängeln den wohl unberechtigten Schluß auf deren gänzliche Abschaffung zog. So

Hosted by Google

hat sich die Beschränkung des Wuchervergehens auf den Darlehnsvertrag durch eine Reihe schon von Bentham und vor ihm von den kanonistischen Rechtslehrern hervorgehobener verschleierter Wucherfälle gerächt; so haben wortbrüchige Schuldner, die selbst in ihrem kaufmännischen Berufe mehr als die vereinbarten, wenn auch an sich hohen Zinsen erzielt hatten, nicht selten die Zinsenzahlung nach ertheilten Darlehen verweigert und ihre Gläubiger wohl noch den Gerichten angezeigt. Die Zinstaxen waren zweifellos willkürlich und konnten hie und da unbillige Härten für den Gläubiger enthalten, — aber man übersah, daß dieses Uebel allen Institutionen des materiellen wie des formellen Rechtes, in denen irgend eine bestimmte ziffermäßige Grenze gesetzt wird, in dem selben Grade anhaftet — daß eben so die Volljährigkeitgrenze, die Zeit der Jahre des Vermißtseins behufs Zulassung der Todeserklärung, der Normalarbeitstag, die Fristen des Prozeßrechtes ꝛc. nichts als willkürlich in dem selben Sinne sind und auch nicht anders sein können. Uebrigens ist der legale Zinsfuß, der bei Quasikontrakten, Delikten und Quasidelikten zur Anwendung kommt, ebenfalls „willkürlich" und trotzdem wurde er als nothwendig in der Wissenschaft noch niemals ernstlich angefochten. Die modernen Wuchergesetze, die in Deutschland, Oesterreich und anderswo an Stelle der Zinstaxengesetze traten, sind nicht mehr „willkürlich" und zwingen nicht mehr die Richter, die differenzirten Gestaltungen des modernen Wirthschaftlebens der öden Einförmigkeit des Gesetzes unterzuordnen. Aber dieser Fortschritt ist nur scheinbar. In Wahrheit ist an Stelle der Willkürlichkeit des Gesetzes die Willkürlichkeit des Richters getreten. Dieser muß sich nun bei jeder Anklage wegen Wuchers nach dem genaueren Wortlaut der modernen Wuchergesetze, bevor er zur Urtheilschöpfung schreitet, drei Fragen vorlegen: Hat der Gläubiger die Nothlage, den Leichtsinn, die Unerfahrenheit des Schuldners gemißbraucht? Ist dies in böser Absicht geschehen? Und ist dies auf die Weise geschehen, daß hierdurch ein Mißverhältniß zwischen Leistung und Gegenleistung entstand, wie z. B. das deutsche Gesetz vorschreibt? Fehlt nur ein Merkmal von diesen dreien, so kann die Verurtheilung nicht erfolgen. Angesichts dessen kann es nicht Wunder nehmen, daß einerseits das strafrechtliche Ergebniß der modernen Wuchergesetze nur äußerst geringfügig war und daß andererseits sich seit jeher gewichtige Stimmen für die Beibehaltung der Zinstaxengesetze erklärten. Aus der Kriminalstatistik des Deutschen Reiches ist zu entnehmen, daß in den Jahren 1882—1890 die Zahl der des Wuchers Angeklagten 989, der Verurtheilten 466 betrug, was einer Durchschnittzahl 109,9 Angeklagter und 51,77 Verurtheilter gleichkommt. Die österreichische Kriminalstatistik weist ein noch viel dürftigeres Resultat auf. Im Zeitraum von 1882—1887 waren

Hosted by Google

angeklagt in ganz Oesterreich 658, verurtheilt 370; davon entfielen auf das „klassische Wucherland" Galizien 381 Angeklagte, 204 Verurtheilte, was einer Durchschnittzahl von 61 Verurtheilungen für ganz Oesterreich, davon 34 für das Kronland Galizien jährlich gleichkommt. Giebt es nun wirklich nur so wenig Wucherer in Oesterreich und Galizien? Wer mein Buch lesen wird, leugnet es sicherlich wenigstens für Galizien. Kenner der deutschen Verhältnisse werden, wie ich vermuthe, mit den 51 Verurtheilungen jährlich auch nicht zufrieden sein. In Frankreich und den Vereinigten Staaten bestehen noch heute Zinstaxengesetze; für Zinstaxen erklärten sich wiederholt v. Schweitzer, Rydzowski, Reichensperger, Graf Bismarck, Bähr, v. Lilienthal, Ratzinger.

Der Kommissarius des Reichsjustizamtes Dr. Hagen erklärte 1887 in der Kommission für die Petitionen die Abnahme der Zahl der Anklagen und Verurtheilungen beim Wucherdelikt vor Allem aus der Schwierigkeit, einen so allgemein gehaltenen Thatbestand, wie ihn das deutsche Wuchergesetz von 1880 enthält, auf bestimmte Fälle anzuwenden. Und andererseits tadelte Professor von Miaskowski in seinem lichtvollen und tiefdurchdachten Referat über den Wucher auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik die ungenügende volkswirthschaftliche Ausbildung der Richter ꝛc. Der deutsche Abgeordnete von Cuny machte im Jahre 1888 darauf aufmerksam, daß sich der Richterstand in der Ausübung des Wuchergesetzes allzu enge Grenzen ziehe. Der einzige Erfolg, den die modernen Wuchergesetze aufzuweisen haben, beschränkt sich auf den Darlehenwucher und auch dieser Erfolg ist nicht in dem Sinne zu nehmen, daß es gut, sondern daß es besser geworden ist als früher. Aber gleichzeitig ist es auf allen anderen Gebieten des wirthschaftlichen Verkehrs schlechter geworden oder eben so schlecht und traurig geblieben wie bisher, und die Dank der Enquête des Vereins für Sozialpolitik zur öffentlichen Kenntniß gelangten Thatsachen über den Grundstück-, Cession-, Vieh-, Waaren- und Viktualienwucher haben endlich Allen die Augen darüber geöffnet. Nun war es ersichtlich, daß die modernen Wuchergesetze im Allgemeinen ihre Aufgabe nicht erfüllt hatten. Andererseits hatten sich die Zinstaxengesetze, welche die Rechtsprechung erleichterten und gleichmäßiger gestalteten, nicht frei von Mängeln erwiesen. Ich stellte mir daher die schwierige Aufgabe, ein Gesetz zu finden, das, möglichst frei von beiderseitigen Mängeln, die Vorzüge beider Systeme vereinigen könnte.

Vorerst mußte ich mich fragen: Was versteht das Gesetz und die Wissenschaft unter Wucher? Und da fand ich sowohl hier wie dort eine unklare, sich häufig widersprechende Präzisirung des Wucherbegriffs, ein Herumtappen im Finstern, nirgends den richtigen Ausdruck für ein klares,

Hosted by Google

allgemeines Volksbewußtsein. Die Kanonisten und Sozialisten, Bentham und Mill, Marlo, Schäffle, Stein, Roscher, Ratzinger, Eheberg, Platter, v. Miaskowski ließ ich mit ihrer Auffassung des Wuchers Revue passiren und als Frucht dieses Rückblickes fand ich in ihren so verschiedenen Definitionen blos zwei gemeinschaftliche Züge, die jedoch nach meiner Ansicht einen Hinweis auf die zukünftige Gestaltung des Wucherbegriffs enthalten und deshalb nicht ohne prinzipielle Wichtigkeit sind. Während die früheren Schriftsteller, sofern sie die Existenz des Wuchers nicht überhaupt leugneten, nur ganz exorbitante Vortheile als Wucher gelten ließen und zugleich seine Existenz von einer Reihe unwirthschaftlicher Eigenschaften des Schuldners abhängig machten, gelangten die späteren langsam zur Erkenntniß, daß vor Allem auf die Lage des Schuldners zurückgeblickt werden müsse, und daß schon überall dort Wucher vorhanden sei, wo die dem Gläubiger gebotenen Vortheile die Leistungfähigkeit des Schuldners übersteigen. Zweitens ist die Tendenz unverkennbar, den Begriff des Wuchers immer mehr auszudehnen. Während ursprünglich der Wucher blos bei Darlehen vorkommen konnte, dehnt Eheberg diesen Begriff auf alle Kreditgeschäfte, und Marlo, Schäffle, Ratzinger und Miaskowski überhaupt auf alle oneroſen Verträge aus, — und das neue deutsche Wuchergesetz steht ganz auf dem selben Standpunkt. Der Weg, der mich nun ans Ziel führen konnte, war daher über den Begriff des Zinses und dessen wirthschaftlich-ethische Grenzen einzuschlagen. Die so gewonnenen Resultate werde ich in einem zweiten Artikel mittheilen.

Krakau. Dr. Leopold Caro.

Hosted by Google

Frauenüberhebung und Frauenverlästerung.

Zu den vielen Kämpfen, die unsere Zeit erfüllen, gesellt sich seit Kurzem ein neuer, dessen Berechtigung den Unbetheiligten nicht so klar in die Augen springt wie den kämpfenden Parteien selber, die natürlich von dem Sieg ihrer Ideen eben so sicher eine neue Aera des Glücks und der Zufriedenheit erhoffen wie alle die politischen und sozialen Parteien auch. Es ist dies der Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter oder um die Emanzipation des Weibes. Im Ganzen sind die Vorkämpfer des „Fortschritts", die Anwälte der kämpfenden Frauen und diese selbst, rühriger als die von ihnen angegriffenen Männer, die, im geruhigen Besitz ihrer Rechte, sich wenig um die Angriffe ihrer Gegner kümmern, die ihnen entweder zu geringfügig oder zu lächerlich vorkommen, um sie der ernsthaften Beachtung zu würdigen. So lange die Frauenemanzipation sich lediglich im Stadium des Theoretisirens befand, schien diese Praxis des männlichen Geschlechts auch vollkommen ausreichend; als aber die Emanzipationbewegung anfing, aus den Kreisen der unbeschäftigten alten Jungfern und kinderlosen Wittwen in die der vorwärts strebenden Jugend überzugreifen, da versing diese Praxis nicht länger, und es erschien auch den Gleichgiltigeren nothwendig, den aufgeworfenen Fragen eine gewisse Beachtung zuzuwenden.

Eine innere Berechtigung kann man der Frauenfrage eben so wenig absprechen wie irgend einer anderen sozialen Frage. Sie entspringt aus der einfachen Thatsache des Ueberschusses von ca. einer Million Frauen in Deutschland. So ist sie in erster Linie eine wirthschaftliche Frage, und ihre Lösung muß zunächst auf wirthschaftlichem Gebiete gesucht werden. Der Kampf der Frauen um Arbeitgelegenheit ist nicht allerneuesten Datums. Schritt vor Schritt haben sich die Frauen eine ganze Reihe von Berufen des höheren Handwerkerstandes erobert; man findet sie als Photographinnen, Setzerinnen, Telegraphistinnen, Kommis, Verkäuferinnen, und in allen diesen Berufsarten ist man mit den weiblichen Gehilfen nicht unzufrieden. Aber die Auswanderung, die eine der Ursachen des weiblichen Ueberschusses ist, hat nicht nur den unteren Ständen die Männer entführt, sondern auch, wenn auch in geringerem Maße, den höheren Ständen, und im Lauf der Jahre fing der Mangel der diesen Kreisen angehörigen heirathlustigen Männer an, sich unangenehm bemerklich zu machen. Dazu kam die zunehmende Ehescheu der Männer in den Großstädten, wo die leichte Befriedigung der Genußsucht die Oede des Junggesellenlebens wenig oder garnicht fühlbar macht; immer weniger Mädchen wurden durch die Ehe versorgt, versorgt im ideellen und materiellen Sinne des Wortes, und die Leere ihres Daseins wurde nicht nur ihnen selbst, sondern auch den Vätern und Brüdern auf die Dauer eine so unerträgliche Last, daß man die Versuche, eine Abhilfe zu schaffen, leicht begreiflich finden kann. Zu dem wirthschaftlichen Nothstand gesellte sich der intellektuelle, denn nicht nur die bedürftigen Frauen forderten gebieterisch die Zulassung zum wirthschaftlichen Wettbewerb, sondern auch die wohlhabenden, aber durch die Eheloſigkeit berufslosen Frauen verlangten Berücksichtigung, und erst damit nahm der Kampf um die Emanzipation

Hosted by Google

des Weibes jenen gehässigen Charakter an, den man im Interesse des Kulturfortschritts nur bedauern kann. Gleichstellung der Geschlechter, Gleichberechtigung der Geschlechter in allen bisher ausschließlich männlichen Berufen, so lautet die entschlossene Parole der Vertreter des weiblichen Geschlechts, unter denen sich eine ganze Reihe hervorragender Männer befindet, was leicht erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß die nothleidenden Frauen zum nicht geringen Theil ihre nächsten Anverwandten sind.

Wie nun die Frauen in immer energischerem Tempo vorgehen, so wächst der Spott und Hohn, mit dem die Männer ihre Gegnerschaft beweisen, und es ist nicht zu leugnen, daß der Ton auf beiden Seiten an vornehmer Ruhe und Objektivität sehr viel zu wünschen übrig läßt. Die Erbitterung wächst in beiden Lagern sichtlich. Die tonangebenden Frauen sind mit geringen Ausnahmen noch immer in den Reihen der Unverheiratheten und Kinderlosen zu suchen, ein Umstand, der dem tieferen Beobachter Manches zu denken giebt. Sie appelliren mit großem Geschick an den gesunden Menschenverstand und sind in der Statistik bewandert genug, um mit Zahlen die Nothwendigkeit einer Erweiterung des weiblichen Arbeitgebiets nachzuweisen. Kühn gemacht durch die Erfolge auf diesem Gebiet, verblendet durch die Unterstützung, die ihnen von Seiten des Liberalismus dargebracht wird, überschätzen sie ihre Kraft und vor allem die Kraft der hinter ihnen stehenden Geschlechtsgenossinnen und erstreben Unmögliches. Diese Frauen, welche, das ist nicht zu leugnen, zum Theil von den edelsten Beweggründen geleitet werden, sind sich über die Tragweite ihrer Bestrebungen nicht klar. Sie handeln in ehrlicher Ueberzeugung, wenn sie die Gymnasialbildung und die Zulassung zu den gelehrten Berufen fordern, und es ist für sie keine Phrase, wenn sie behaupten, daß nur dadurch das Glück des weiblichen Geschlechts begründet werden kann. Der extreme Flügel geht sogar so weit, das Glück des Weibes, welches, frei auf sich selbst gestellt, dem Zwang der Ehe entrinnt, höher zu preisen als das der verheiratheten Frau, die in den täglichen kleinlichen Nöthen des Haushalts die intellektuelle Ueberlegenheit nach ihrer Ansicht nothwendig einbüßt. Wer nur den höchsten Werth auf die Ausbildung des Intellekts legt und auch hierin mit vollem Bewußtsein den Kampf mit dem Manne aufnimmt, der ist sehr leicht geneigt, in der Ehe nur ein Hinderniß der geistigen Fortbildung zu sehen, und in der That erblicken die Vertreterinnen dieser extremen Richtung in der Hausfrau nur eine untergeordnete Erscheinungform ihres Geschlechts, der man mit Nachsicht und Geduld begegnen muß, von der man aber nicht erwarten kann, daß sie dem hohen Fluge des Ideals folge. Für die erziehende Thätigkeit der Mutter haben sie allenfalls noch einiges Verständniß, aber der nationalökonomisch so hoch bedeutsamen Seite des Hausstandes werden sie in den seltensten Fällen gerecht, weil die Ueberschätzung des Intellekts immer Hand in Hand geht mit der Unterschätzung der technischen Fertigkeiten. Daß in der finanziellen Leitung eines Hauswesens ein gutes Stück Dispositionstalent steckt, übersehen diese Damen gar zu gern, denn es kommt ihnen darauf an, die Abhängigkeit von der Familie zu lockern, und das können sie am Besten, wenn sie der ihnen vertrauenden Jugend die Familie als den Hort der Engherzigkeit und beschränkten Vorurtheile hinstellen. Die geringe Betheiligung der Hausfrauen an der Agitation macht die Geringschätzung erklärlich, mit der diese konservativen Elemente von den Führerinnen behandelt werden. Unter diesen befinden sich tüchtige Kräfte, die es an Bildung und Begabung mit vielen Männern aufnehmen können, aber

Hosted by Google

der Stolz auf ihre Vorzüge macht ſie in den Augen des unparteiiſchen Beobachters entweder lächerlich oder unleidlich.

Gegenüber dieſer modernen Strömung iſt nun im Lager des männlichen Geſchlechts ſeit einiger Zeit eine zunehmende Oppoſition zu bemerken. Während noch Dichter wie Björnſon und Ibſen für die Frauenbewegung eintraten, iſt in einem dritten ſkandinaviſchen Dichter, in Strindberg, ein arger Feind der Frauen aufgetreten, der es ſich angelegen ſein läßt, einen ſyſtematiſch organiſirten Kampf gegen das feindliche Geſchlecht zu unternehmen, von deſſen Minderwerthigkeit in phyſiologiſcher, ethiſcher und intellektueller Beziehung er im Voraus überzeugt iſt. Dieſe Voreingenommenheit macht ſeine kritiſche Unbefangenheit verdächtig. Es mag ſein, daß die Sinnesorgane des Weibes weniger ſcharf ausgebildet ſind als die des Mannes; was beweiſt das aber für die Höhe der intellektuellen Funktion? Zugegeben, daß bis jetzt noch keine Frau den Mann auf irgend einem Gebiet überflügelt hat, daß ihre ſchöpferiſche Kraft den Vergleich mit dem Genie des Mannes nicht aushalten kann, — beweiſt das, daß es überhaupt keine groß denkenden, die Bildung ihrer Zeit beherrſchenden Frauen gegeben hat oder geben kann? In der Renaiſſance nannte man eine gelehrte Frau eine virago, und dies Prädikat war durchaus ehrenvoll. Jacob von Bergamo gebraucht es in ſeiner Schrift „Von den berühmten Frauen", die er um 1496 verfaßte, ſtets als eine Auszeichnung. Virago hieß damals diejenige Frau, die ſich durch Muth, Verſtand und Bildung über die Mehrzahl ihres Geſchlechts erhob. Natürlich feierte man ſie um ſo mehr, wenn ſie mit dieſen Vorzügen auch Schönheit und Anmuth vereinigte. Die wiſſenſchaftlichen Studien der Frauen umfaßten damals die klaſſiſchen Sprachen und ihren Literaturſchatz, die Beredſamkeit, die Poeſie, die Muſik. Selbſt Philoſophie und Theologie gehörten zur vollendeten Kultur des Weibes. An den Disputationen über gelehrte Fragen betheiligten ſich auch Frauen, ſowohl an den Höfen wie an den Univerſitäten. Aber — und das iſt der grundlegende Unterſchied zwiſchen damals und heute: dieſe ganze Bildung wurde von der Frau der Renaiſſance angeſtrebt, um der Perſönlichkeit Vollendung zu geben, von der heutigen Frau, um dem Manne wirthſchaftliche Konkurrenz zu machen, und es erſcheint deshalb erklärlich, wenn der Mann in ſeiner Beurtheilung ſich jetzt anders dazu verhält als damals.

Die Frage lautet nun: Iſt der Kampf der Geſchlechter gegen einander ein berechtigter, naturgemäß aus der Entwickelung der Menſchheit ſich ergebender, oder iſt er nutzlos, verderblich und überflüſſig? Die Führerinnen der Frauenemanzipation werden die erſte Frage entſchieden bejahen, Männer wie Strindberg ebenfalls, beide aber aus ganz verſchiedenen Beweggründen. Die Frauen glauben, durch die möglichſt vollſtändige Emanzipation einen Fortſchritt in der Entwickelung ihres Geſchlechts anzubahnen, für deſſen Mängel ſie einzig und allein die Herrſchaft des Mannes verantwortlich machen; Strindberg hält den Kampf für berechtigt, ſeitdem das Weib angefangen hat, die ihm allein gebührende Stellung im Haushalt der Natur zu mißachten, und Uebergriffe macht, die zum Verderben des Ganzen gereichen. Er vergleicht das Weib am Liebſten mit einem Kinde, dem man ja auch keine Mündigkeit zuſpricht, und ſieht in der Unterſtützung der Frauenemanzipation durch Männer die größte Thorheit, die je begangen worden iſt. In ſeiner Weiberverachtung iſt er eben ſo extrem wie die Vorkämpferinnen der Frauenfrage in den Vorwürfen, die ſie der Männerherrſchaft und Männerlogik machen. Wenn Strindberg den Frauen

Hosted by Google

vorwirft, daß sie überall darauf ausgehen, den Mann auszusaugen, körperlich wie seelisch, so ist das eine einseitige Verallgemeinerung unglücklicher Einzelerfahrungen, die vielleicht mehr dem pathologischen Gebiet angehören, jedenfalls aber keine Berechtigung verleihen, in der Kunst eine neue Epoche zu beginnen. Intellektuell ist noch kein Mann durch eine lernbegierige Frau ruinirt worden; das Streben der Frau, durch Anschluß an den Mann ihren Interessenkreis zu erweitern, legt eher ein ehrenvolles als ein ungünstiges Zeugniß für sie ab. Die Naturalisten unter den Dichtern aber entwerfen ein so merkwürdiges Abbild der Weiblichkeit, daß der Verdacht gerechtfertigt erscheint, die Urbilder seien überall anderswo zu suchen als in der guten Gesellschaft, deren Repräsentantinnen sie doch sein sollen.

Beide Parteien schießen über ihr Ziel hinaus. Nicht der Kampf der Geschlechter, die Konkurrenz im Kampf um den Beruf ist das Naturgemäße, sondern die Harmonie der Interessen, das friedliche Nebeneinanderleben. Es ist nicht wahr, daß die fortschreitende Entwickelung der Menschheit die Frauen zwingt, ihrem eigentlichen Berufe fremd zu werden und durch das Hinübertreten auf das Gebiet des Mannes eine höhere Stufe zu erreichen; es ist aber auch nicht wahr, daß die Frau in jeder Beziehung eine minderwerthige Erscheinung ist und durch keine Anstrengung auf irgend einem Gebiete etwas Tüchtiges leisten kann. Auf die Gefahr hin, sehr unmodern und konservativ zu erscheinen, wage ich die Behauptung, daß die Ehe nach wie vor die einzige Lebensform bleiben wird, in der die Frau sich ihrer Eigenart nach am Ersprießlichsten für das Ganze ausleben kann, und daß daher Alles gethan werden muß, damit diese Form nicht untergeht. Die Führerinnen der Frauenemanzipation handeln sehr unrecht, wenn sie die Institution der Ehe zwar nicht geradezu verwerfen, dazu sind sie zu prüde und zu vorsichtig, aber doch als einen minder hohen Beruf hinstellen. Zum Theil entspringt diese Geringschätzung, wie schon vorhin gesagt, aus der Ueberschätzung des Intellekts, zum Theil aus dem wohlwollenden Bemühen, der weiblichen Jugend die heutzutage leider sehr oft nothwendige Entsagung leichter zu machen, zum Theil aus wirklich angeborener Abneigung gegen das männliche Geschlecht. Aber der stete Hinweis auf die Ehelosigkeit führt eine große Gefahr mit sich, der sich diese Damen wohl am Wenigsten bewußt sind, und die meines Wissens noch von Niemanden klar erkannt worden ist: ich meine die Gefahr der sittlichen Verwilderung für unsere jungen Mädchen. So lange diese alle noch gläubig und vertrauensvoll in eine Zukunft blicken, die ihnen in absehbarer Zeit einen Mann bringt, so lange werden sie den Versuchungen der Sinnlichkeit heiter und tapfer Widerstand leisten. Bricht sich aber erst die Erkenntniß Bahn, daß die Ehe nicht allein kein erreichbares, sondern nicht einmal mehr ein wünschenswerthes Ziel und daß die Freiheit in jeder Beziehung ein höheres Gut ist, dann werden die Bande der Sitte sich rasch lockern, und es ist nicht einzusehen, warum die Studentinnen von ihrer Freiheit nicht einen ähnlichen Gebrauch machen sollten wie ihre männlichen Kollegen. Die Sozialdemokratie hat die sexuelle Freiheit des Weibes ja schon längst auf ihre Fahnen geschrieben. Wenn auch Bebel in seinem bekannten Buche über das Weib, eben so wie Tolstoi, die Leiden der unterdrückten Sinnlichkeit bei den unverheiratheten Frauen weitaus überschätzt, so ist doch so viel zuzugeben, daß man die natürliche Seite des Frauenberufs nicht außer Acht lassen darf, wenn man das Weib als Totalität betrachtet, und daß diese natürliche Seite ganz eben so laut seine Ausbildung fordert wie

Hosted by Google

die ethische und intellektuelle. Es ist eben das gänzliche Verkennen dieser Naturbasis, auf der das Weib seiner körperlichen Beschaffenheit nach steht, das man den Führern der Frauenbewegung zum Vorwurf machen muß. Mit jedem Mann, den ihre Konkurrenz brotlos oder wenigstens ärmer macht, verliert eine Frau ihren eigensten Beruf, für den alle anderen nur Surrogate sein dürfen, es sei denn, man erklärte sich frank und frei als ein Anhänger Bebels und des Prinzips der freien Liebe. Will man aber nicht so weit gehen — und die sittenstrengen Vorkämpfer der Emanzipation würden die Unterstellung einer solchen Theorie mit Entrüstung von sich weisen —, so soll man nicht die Erwerbsfähigkeit des männlichen Geschlechts mindern, sondern Alles daran setzen, mehr Ehen zu Stande zu bringen, sei es durch internationale Vermittlungsbureaux, die den Ausgewanderten ihre Frauen nachschicken, wie dies in Missionarkreisen ja schon vielfach geschieht, sei es durch eine prozentualiter steigende Junggesellensteuer, die den minder begüterten Mädchen die Existenz erleichtert und den genußsüchtigen Hagestolz an seine Pflichten der Gesammtheit gegenüber erinnert, sei es endlich durch Fallenlassen der thörichten Theorie, daß nur die hohe, die heilige Liebe, von der die Dichter singen und sagen, zwei Menschen zur Ehe vereinen dürfe, jede andere Verbindung aber, durch bloße Achtung und Vernunft geschlossen, vor dem Forum der echten Sittlichkeit nicht bestehen könne, sondern als Preisgabe, Käuflichkeit u. s. w. zu brandmarken sei. Zum Glück ist bei den jungen Mädchen der Naturinstinkt noch mächtig genug, um dieser Lehre keinen Eingang zu gewähren, und wir sehen täglich viele Bräute zum Altar schreiten, deren Gefühle sich über das gewöhnliche Niveau des Alltaglebens sehr wenig erheben, die sich aber trotzdem einreden, alle Seligkeiten der höchsten und heiligsten Liebe in ihrem Brautstand gekostet zu haben.

Wer das Leben vom philosophischen, ich möchte sagen, metaphysischen Standpunkte aus beurtheilt, der weiß, daß die Ehe nicht um der Vereinigung der Gatten willen geschlossen wird, sondern um der zukünftigen Generation willen, daß die Liebe der Gatten zu einander aber trotzdem keine Illusion ist, sondern daß allein in und durch diese Liebe das Wohl der kommenden Generation am Besten gefördert wird. Eine Illusion ist es aber, wenn man die Ehe als Selbstzweck ansieht, und ich möchte hinzufügen: eine Illusion ist es auch, wenn man das Weib als Selbstzweck ansieht. Das Weib steht in dem Dienste der größten Idee, die es im Weltprozeß giebt; das Wohl der zukünftigen Generation, der „höheren Menschen", wie Nietzsche sagen würde, ist in seine Hand gegeben, und das Bewußtsein dieser Aufgabe zu immer größerer Klarheit zu bringen, ist eine Pflicht, der sich die Erzieher der Menschheit mit viel mehr Nachdruck hingeben sollten, als dies augenblicklich der Fall ist. Die Hingabe an diese Idee bedeutet für die Frau eben so wenig eine unwürdige Knechtschaft, wie die Hingabe an die Idee des Staates z. B. für den Mann die Knechtschaft, bedeutet. Nicht dem Manne ist die Frau unterthan in der Ehe, sondern beide sind gemeinsam unterthan der Idee der Familie und finden erst in dem Zusammenwirken für diesen höheren Zweck ihre gegenseitige Ergänzung. Nicht die schrankenlose Freiheit des Individualismus ist das letzte Wort in der Gesellschaftordnung, sondern die Ethisirung der blinden Naturtriebe durch deren Erfüllung mit sittlichem Ernst. Auf diesem Boden begegnen sich beide Geschlechter in Frieden und Freundschaft; jedes geht dem ihm zukommenden Berufe nach; der Hochmuth des männlichen Geschlechts, das auf seine intellektuelle und körperliche Ueberlegenheit pocht, ist eben so zurückzuweisen wie die Fahnenflucht

Hosted by Google

des weiblichen Geschlechts, das anfängt, sich für seinen Beruf zu vornehm zu dünken.

Bevor aber nicht die Frauen durch die Erfahrung, daß alle Versuche einer männlichen Bildung an der Unzulänglichkeit des weiblichen Bildungmaterials scheitern, über die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen belehrt worden sind, bevor nicht die in Folge ihrer Anstrengungen stets zunehmende Ehelosigkeit mit den vorhin geschilderten Zuständen ihnen die Augen öffnet, wird die Frauenfrage keinen Halt machen. Darum wäre es gut, wenn die Regirungen allen dahin zielenden Wünschen auf das Bereitwilligste entgegen kämen und alle gelehrten Berufe den Frauen frei gäben. Wenn nicht etwa eine soziale Revolution einen Strich durch die Rechnung macht, werden die Frauen selbst sehr bald von ihren hochfliegenden Plänen zurückkommen. Zunächst freilich werden die Resultate überraschend günstig sein, da die geistige Elite des weiblichen Geschlechtes sich aufs Aeußerste anstrengen wird, den hoch gespannten Erwartungen zu entsprechen; mit der Zeit aber, wenn es nichts Ungewöhnliches mehr ist, ein weiblicher Philologe oder Arzt zu sein, wenn das Vereinsleben genugsam durchgekostet ist und keine neuen Reize mehr bietet, und die geringe materielle Belohnung kaum hinreicht, die einfachsten Bedürfnisse zu decken, dann werden sich die Eltern wohl bedenken, ehe sie ihre Töchter, eine nach der anderen, in die Gymnasien schicken und ihnen eben so wie dem Sohn die Berufswahl zur Pflicht machen.

Die Führerschaft der Frauenemanzipation hält es einfach für eine Forderung der Gerechtigkeit, daß man den Töchtern die selbe Ausbildung angedeihen lasse wie den Söhnen. Ob sie die jungen Mädchen in der Zukunft in zwei Parteien theilen wird, eine höhere, die studiren muß, und eine niedere, die heirathen muß, ob die Heirath einen Verzicht auf die etwa schon erworbene Stellung einschließt, oder ob die Gattin nach wie vor, wie die Fabrikarbeiterin, ihrem früheren Beruf auch in der Ehe nachgeht, und wie in diesem Fall die Kindererziehung zu regeln ist, darüber schweigt die Parteileitung wohlweislich. Es genügt, wenn nur erst das Nächste: allgemeine Freiheit der Wissenschaften für beide Geschlechter, erreicht ist, denken die führenden Elemente, dann wird allgemeines Glück auf Erden die unausbleibliche Folge sein. Sie übersehen dabei, daß sie mit ihrem Angebot weiblicher Arbeitkräfte das gebildete Proletariat nur vermehren. Es ist ja nicht zu leugnen, daß wir in den nächsten Jahrzehnten einer für das weibliche Geschlecht auch der höheren Stände sehr traurigen Zukunft entgegengehen, aber es muß entschieden bestritten werden, daß der Weg znr Abhilfe einzig und allein in dem Kampf um Zulassung zu den gelehrten Berufen zu sehen ist. Dieser Weg wird das Uebel eher verschlimmern als heilen. Freiheit und Gleichheit ist eine Parole, die ihre Schablonenhaftigkeit nirgends deutlicher zeigt als hier. Die Freiheit, die die Führerinnen der Frauenbewegung meinen, lockert die Bande der Familie und führt uns allgemach und zunächst fast unmerklich der Sittenlosigkeit in die Arme, sie züchtet den intellektuellen Hochmuth bei der weiblichen Jugend und macht sie unlustig zu den kleinen Dienstleistungen des Hauses; deshalb scheint es an der Zeit, ein ernstes Mahnwort an Alle, die es ehrlich mit den Frauen meinen, zu richten, um diese davon abzuhalten, einen großen Theil ihrer besten Kräfte in einer Richtung zu vergeuden, die ihnen nun und nimmer bleibenden Segen bringen kann.

A. von H.

Hosted by Google

Richter, Rickert & Co.*)

In fünf Kapiteln.

I. Eine Vogelgeschichte.

Viele Jahre sind darüber vergangen, seit ich im schattigen Geäst der Eiche eine Nachtigall sitzen sah, deren Brust Frühlingswonne in frohen Weisen entquoll. Bald kam ihre fruchtbare Zeit und sie legte Eier ins Nest. Nicht weit davon war ein großes Wasser, darinnen segelten viele Handelsschiffe mit hohen Masten und auf einem dieser Schiffsmaste, dem höchsten, saß ein Kukuk, — ein sehr betriebsamer Vogel, der hin und her fliegend auf dem Erdenrund bereits einen stattlichen Leib sich angeschluckt hatte. Nun verdaute er gerade. Dabei spürte auch er, daß es Zeit sei, ein Ei abzustoßen und nach Kukuksart hielt er Umschau, in wessen Nest er diesmal sein Junges auffüttern lassen könnte. Dafür schien ihm das Heim der Nachtigall geeignet, die sorglos ihre Freiheitlieder sang. Flugs schob er sein Ei hinüber ins warme Nest der Nachtigall. Diese brütete es wacker aus, und als die Schale brach, piepte ein großer Schnabel nach freier Konkurrenz beim Werben täglichen Futters. Die glückliche Mama bemerkte nicht den großen Schnabel und statt, wie es sonst Mutterart ist, jedem Kleinen im Nest abwechselnd das Seine zu geben, stopfte sie nur ihm, der Alle überschrie, den Hals. So fütterte der ruppige Kleine sich bald heran, und weil er seinen Nestbrüdern Alles wegfraß, verkrüppelten diese mehr und mehr, ihm aber wards um so leichter, Einen um den Andern aus dem Nest zu werfen.

Hoch über der Nachtigall im Wipfel der Eiche horstete ein Aar. Dieser war, als der fremde Kukuk sein Ei legte, zu heftigem Strauße mit allerlei Raubvögeln ausgeflogen. Jetzt saß er ruhig auf seinem Horst und konnte so früher als die anderen Vögel beobachten, was im Nest der Nachtigall vorging. Gute Augen hatte der Aar immer. Anfangs staunte er über den Appetit des einen jungen Vogels unter ihm; als er aber sah, daß dieser seinen Nestbrüdern immer unähnlicher ward und täglich fetter, indessen jene mehr und mehr abmagerten, begann der Aar, dem jungen Kukuk zu grollen. Inzwischen aber hatte der alte Kukuk auf dem Schiffsmast drüben während des ganzen Frühjahrs sein Kukuk-la-la emsig zwischen die Triller der Nachtigall geschrien und daraus war ein krauses Konzert entstanden. Nun saßen in den Aesten der Eiche viele Papageien, die nicht unterschieden zwischen Nachtigallenschlag und Kukukschrei, sondern in ödem Nachahmungtrieb die konfuse Melodie unaufhörlich nachpfiffen. Auch gab es einige gelehrte Käuze, die fernab vom Getriebe des Tages in einsamen Astlöchern über die neue Musik nachsannen; ihnen gelang es nach vielem Grübeln, das Lied in Noten zu setzen. Das erleichterte es dem vielen Federvieh, das in den zahlreichen noch jungen grünen Blättern der Eiche sich tummelte, das neue Lied nach allen Regeln der Kunst zu gackern. Immer,

*) Im Anschluß an Stöcker, Ahlwardt & Co. in Nr. 28. der Zukunft.

Hosted by Google

wenn der Aar seine Fänge zornig nach dem jungen Kukuk ausstreckte, um ihm einen Bissen zu entreißen, piepte, pfiff und gackerte helle Entrüstung von allen Seiten; ja, ein wüthender Puter mit dickem rothen Kopf verkrähte sich gar zu der Meinung, der räuberische Aar wolle diese Bissen für sich erschnappen. Dergestalt war dem Kukuk nur mühsam beizukommen, denn im hohen Rath der Vögel, wo über diese Nahrungfragen abgekräht wurde, waren damals allermeist Papageien und Federvieh versammelt.

Heute wills besser werden im Lande der Eiche. Zwar der Aar horstet nicht mehr an alter Stelle, sondern hält auf einsamem Ast friedlich Ruh und im Wipfel der Eiche hockt ein Flamingo, der als ehemaliger Wasservogel den Ar selbst als Ackermaß nicht liebt und weitverbreiteter Annahme, er könne irgendwo Stroh verwahrt halten, entgegenarbeitet durch die Versicherung, daß daran kein Halm wahr sei. Der im früheren Strauß mit dem Aar abgemagerte Kukuk ist zum Flamingo ins Nest geflogen, der hat ihn freundlich aufgenommen und wieder angefüttert. Aber jüngst hat es mächtig gerauscht in den Blättern der Eiche. Ein Landsturm brauste durch die Aeste und wenn der noch eine Weile vorhält, wird mancher dürre Zweig knacken, auf dem heute ein steifer Papagei zu Flamingos Vergnügen drollige Lieder pfeifft. Dann wirds auch keine Schmutzfinken mehr geben, die zwei Centner alter vergilbter Blätter zu warmem Lager für sich zusammentragen, und den Mistkäfern wirds an Nährstoff mangeln.

II. Die wirthschaftlich-liberale Phrase und unsere politischen Parteien.

Die Herrschaft der wirthschaftlich-liberalen Phrase über die breite Masse der Bevölkerung ist gebrochen. Willig war man lange Zeit der englischem Keim entsprossenen Lehre gefolgt, die in ihren Grundzügen anscheinend logisch Folgendes entwickelte.

Als man, in grauer Raubritterzeit, an jeder Feldmarkgrenze in deutschen Landen Zoll entrichten mußte, das lastete schwer auf Handel und Wandel. Wohlstand und Gewerbe blühten im Lande erst auf, nachdem diese und ähnliche Schranken fielen und Jeder ungehindert von einer Landesgrenze zur anderen ziehen durfte. Wohlan, wie vordem bessere Einsicht in volkswirthschaftliche Entwickelungsgesetze die Schranken zwischen Mensch und Mensch, Dorf und Stadt im Lande schon niederriß, so gilt es jetzt, in weiterschreitender Entwickelung, die Schlagbäume zu zerbrechen, die an den Landesgrenzen Volk von Volk scheiden. Dann kann der Bauer sein Korn schicken in die weite Welt, dahin wo er höchsten Preis erlangt, und was er gebraucht für Wirthschaft und Haushalt an Waaren und Geräthen, erwirbt er so viel billiger, daß es eine Lust sein wird zu wirthschaften. Der Arbeiter, Handwerker und Industrielle aber, sie werden den Bauern nicht mehr auf Gnade und Ungnade überliefert bleiben beim Bezuge täglichen Brotes, sondern sich ihr Korn da kaufen, wo man es am Wohlfeilsten erwirbt. Was ist, vom volkswirthschaftlichen Standpunkt, das gesammte Volk anderes denn ein großer Haufe von „Konsumenten" denen handgreiflich es um so besser ergehen muß, je wohlfeiler sie ihres Leibes Nahrung und Nothdurft befriedigen können? Doch, das ist nur eine, die materielle Seite der Sache. Netter noch ists, daß auch die idealen Forderungen der Menschheit dabei Befriedigung finden. Sind nicht alle Menschen Brüder und alle Völker eine Familie? Wie thöricht: die Völker bauen Dampfschiffe, durchstechen Gebirge und spannen Schienenstränge von Land zu Land, um einander zu besuchen, aber wenn sie an des Nachbars Grenze kommen:

Hosted by Google

dann fällt ein Schlagbaum ihnen auf die Nase. Fort mit diesen Hemmnissen des Weltverkehrs und Störung der Völkereintracht. Aber, als Letztes, fort auch mit den Ueberresten mittelalterlicher Fesseln, die im Lande selbst noch die freie Entfaltung der individuellen Schaffenskraft hindern. Sind nicht die wichtigsten Erfindungen jedes Gewerbes fast stets von Angehörigen anderer Berufe gemacht? Welches wird erst das Resultat sein, wenn Jedermann heut diesem, morgen jenem Gewerbe sich widmen kann, wie Neigung und Geschick ihn gerade treiben, — ohne lächerliche Prüfung von Polizeiwegen, die ein Urtheil sich anmaßt über freie Kunst freier Menschen. Dann werden die geschickten Hände jeder Fessel ledig in freier Konkurrenz sich regen und die befruchtende Macht des Kapitals wird mit frei strebendem Geiste sich einen, um den Handwerker zum Künstler zu wandeln. Der Freiheit eine Gasse. —

Viele Jahre vergingen. Zuerst ward der Bauer stutzig; er fand, daß die Sache in der Praxis einigermaßen anders sich gestaltete. Nicht lange konnte er sein Korn auf auswärtigen Märkten besser verwerthen, bald brachten ausländische Berufsgenossen das ihrige in solchen Mengen und so billig ins eigene Land, daß heftige wirthschaftliche Kopfschmerzen aus leeren Magen ihm aufstiegen. Da begriff er ohne langes Studium in dicken Büchern, daß das nationale Hemd ihm näher liege als der internationale Rock und daß es gemüthlicher sei, ein satter Deutscher als ein hungernder Weltbürger zu sein. Aehnliches erfuhr auch der Handwerker und Gewerbsmann nach zwei Richtungen hin. Das „billige" Brot schmeckte ihm nicht; der Hauptverbraucher seiner Erzeugnisse, die Landwirthschaft, hatte infolge der schlechten Preise den Bedarf so eingeschränkt, daß des Handwerkers Arbeitgeräth vielfach im Winkel rostete und er von dem billigen Brot nicht hinreichend kaufen konnte, um sich zu sättigen. Dazu kam, daß die Gewerbefreiheit und die Aufhebung der anderen „lästigen Fesseln aller Art" durchaus nicht die erwarteten Wirkungen hervorrief. Großkapitalistische Fabriken waren entstanden, in denen nach dem Rezept: billig und schlecht, Massenfabrikation ehemaliger Handwerksartikel betrieben wurde, und ungelernte Pfuscher tauchten allerorten auf. Der reelle Handwerker, der solche unsolide Konkurrenz nach der Meinung des Doktrinärs glänzend aus dem Felde schlagen sollte, bemerkte zu seinem Schrecken, daß der große Haufe der Konsumenten nicht zu ihm kam, um solide Arbeit zu angemessenem Preise zu erwerben, nein: den Schleuderbazar und das „billig" arbeitende Pfuscherthum umdrängte der Menge Gunst.

Gegen diese Thorheit der Menschen wußte der Doktor kein anderes Mittel als sich blind zu stellen und es für „offenbar" unzutreffend zu erklären, wenn man behaupte, das Gute könne sich im Kampf mit dem Schlechten nicht halten. Und gegen den übermächtigen Druck der großen Kapitalmacht hatte er eine Arzenei in liberaler Apotheke: Selbsthilfe durch Zusammenfassung der schwachen Einzelkräfte zu einem Verbande. Ich erlaube mir da eine Zwischenbemerkung. Entweder war die organisatorische Zusammenfassung aller gleichartigen Einzelkräfte vom Uebel, die vordem jedem Individuum die in der Gemeinschaft liegende Kraft geliehen hatte, und es war die Niederreißung dieses Schutzwalles, an seiner Stelle die Einführung des Einzelkampfes volkswirthschaftlich erstrebenswerthes Ziel — gut. Dann soll man aber nicht durch die Hinterthür der Selbsthilfe wieder einschmuggeln, was man zum Hauptthore hinauswarf. Oder aber jene Lehre ist an sich irrig, — sie bedeutet nicht erwünschte Befreiung von lästiger Fessel, sondern bewirkt nur um so schwerere Unterjochung des wirthschaftlich Schwachen durch den Starken und es ist die damit herbeigeführte Ver-

Hosted by Google

nichtung des Mittelstandes sozialpolitisch und volkswirthschaftlich verderblich: dann verschließe man sich aber nicht länger der Nothwendigkeit, dem Handwerk im zeitgemäß organisirten Innungwesen den angestrebten Zusammenschluß aller Einzelkräfte in der allein wirksamen höchsten Potenz wieder zu geben, nachdem die Erfahrung des praktischen Lebens nun doch hinlänglich erwiesen hat, wie wenig die seither verordnete weiße Salbe der Selbsthilfe die tiefen Wunden heilen kann, welche man dem Handwerk geschlagen hat. Man diskreditire wahre Freiheit nicht länger dadurch, daß man sozialpolitischen Unverstand zu einem Gebot des politischen Liberalismus stempelt.

Nächst dem Handwerk und Kleingewerbe hatte auch der Lohnarbeiter die Segnungen der „liberalen" Wirthschaftpolitik gespürt. Die auf den Haupterwerbsständen lastende wirthschaftliche Noth bewirkte so erhebliche Unterkonsumtion — im liberalen Lexikon Ueberproduktion genannt — daß die Industrie, trotzdem ihr die Welt für den Export geöffnet worden war, in diesem Export nicht annähernd Ersatz fand für den durch den starken Verbrauchsrückgang und auch durch gesteigerte Einfuhr verminderten Inlandsabsatz.

Da nun überall Arbeitgelegenheit und Arbeitwerth mehr und mehr sich minderten, brach auch in den Kreisen der Lohnarbeiter — soweit auf den liberalen Säemann nicht der sozialdemokratische Schnitter gefolgt war — die Erkenntniß durch, daß theures Brot bei gutem Lohn vortheilhafter ist als billiges Brot ohne Verdienst. Als man nun von den fünfzig Millionen deutscher Konsumenten, denen handgreiflich es um so besser gehen sollte, je wohlfeiler alle Lebensbedürfnisse werden würden, die trotz aller Spottpreise nothleidenden Landwirthe, Gewerbsleute, Industriellen, Handwerker und Lohnarbeiter abzog, da blieben neben den fest besoldeten Staatsbeamten nur die am internationalen Großhandel oder an der Couponscheere interessirten oberen Zehntausend übrig, die als wahrhaftige und echte Konsumenten des Volkwohlstandes nun allein noch das „allgemeine Staatswohl" repräsentirten.

Die Herrschaft der wirthschaftlich liberalen Phrase im Volke ist gebrochen, nicht durch, sondern trotz Parlament und Presse. Denn in diesen „Organen des Volkwillens und der öffentlichen Meinung" sind die Vertreter manchesterlicher Weisheit noch in der Mehrzahl. Ich theile aber nicht die im klug gewordenen Volke herrschende Meinung: jene hartnäckigen Volkswohlverderber treiben ausnahmslos bezahlten Götzendienst und tanzen für Geld um jüdischgoldne Kälber. Es giebt radikale und „gemäßigte", bewußte und unbewußte Verderber des Volkswohlstandes in allen politischen Parteien und bei näherer Betrachtung wird man finden, daß die bewußten nicht die gefährlichere Art sind. Ich möchte solche kurze Betrachtung hier anstellen.

Der Deutschfreisinn. In seinen jetzt gespaltenen Reihen findet man allerdings Pharisäer und Schriftgelehrte, die sonst eine Schärfe des Urtheils und der Beobachtung bekunden, die zu dem Schlusse nöthigt, daß sie auf volkswirthschaftlichem Gebiete bewußt eigene Geldbeuteleinteressen dem allgemeinen Volkswohl entgegen fördern, oder aber bezahlte Judasdienste verrichten. Gegen sie sachlich zu kämpfen ist eben so überflüssig wie das Einrennen offener Thüren. Unter ihnen findet man die Sorte von Journalisten und Politikern, die heute den „bekanntlich selbst noch Brot zukaufenden Bauern" mit dem städtischen Bürger zusammenspannen, um „eine Handvoll brotvertheuernder Junker" durch politischen Straßenkoth zu schleifen, und die doch morgen mit dem selben Brustton gefesteter Ueberzeugung einer ländlichen Versammlung klarmachen, daß die

Hosted by Google

skandalös niedrigen Preise von Brot und Schöpsenfleisch nicht eher steigen können, als bis der Bauer die Majorate aufgetheilt und durch Aufhebung der nur dem sekttrinkenden Peiniger im Schlosse nützlichen Schutzzölle den Großherrn konkurrenzunfähig gemacht haben werde.

Die selbe Flöte wird zuweilen geblasen von Leuten, die nicht unehrlichgeschäftliche, sondern ehrlich-demokratische Interessen verfolgen. Ihnen in die Hände arbeitet eine Schaar beschränkter Standesegoisten, die seßhaft sind in den Reihen der Deutschkonservativen.

Ich hatte jüngst Gelegenheit, einer freisinnigen Bauernversammlung beizuwohnen, zu der eingeladen war unter dem Schlachtruf: gegen den Junkerbund der Landwirthe. Dort schlüpften alle Redner vorsichtig um den Kardinalpunkt der wirthschaftlichen Interessenfragen herum, um in desto breiterer Darlegung ein Scherbengericht zu halten über die Handlungweise verschiedener adliger „Herren" gegen „ihre" Bauern. Und die Nutzanwendung war: man müsse die gesammte grobwollige Heerde herunterführen von der Kleeweide zuträglicher Wirthschaftpolitik auf die öde Stoppel politischen Kampfes gegen ein knappes Dutzend Elektoral-Schöpse.

Abgesehen von diesen winzigen Ueberresten, die aus verklungenen Zeiten noch in die Gegenwart hineinragen und erwünschtes Wasser auf demokratische Mühlen liefern, wird man im Allgemeinen es für nöthig finden, daß intensiver noch, als dies zur Zeit geschieht, die Pflicht geübt werden sollte, die dem an Besitz und Bildung höher Stehenden mitgegeben ist: fördernd und belehrend in seinen Kreisen zu wirken, um die so zählebigen Vorurtheile bäuerlicher Kreise gegen das „Dominium" ganz zu überwinden.

Die konservative Partei hat in den letzten Jahren außerordentlich breiten Boden im Volke gewonnen; die Erklärung hierfür liegt darin, daß diese Partei relativ das Meiste zur Förderung der wirthschaftlichen Interessen des Volkes gethan hat. Leider sitzen aber in ihren Reihen etwelche Parlamentarier, die sich nicht entblöden, das Volk zu nasführen und vor der Wahl den Mund so voll zu nehmen, daß hernach im Parlament, wenns darauf ankommt, ihnen schlichtes Neinsagen zu schwer fällt.

Im Karneval des politischen Lebens sind nicht die Egoisten, die im Geldbeutelinteresse, und nicht die Larventräger, die um Silberlinge das Volk verrathen, die gefährlichsten. Diese Brüder erkennt man leicht an ihren Kappen und sie reden wenigstens vorher nicht anders, als sie hernach handeln. Ich halte für schädlicher die Hampelmänner, welche die ihren Wählern gelobten Interessen von den Gliedern schlenkern, wenn eine geheime Regirunghand sie an verborgener Strippe zieht. Ein Unterschied ist noch: der unter der Larve schneidet seine Gesichter heimlich, der politische Harlequin blamirt sich öffentlich. Wers nicht glaubt, zahlt zwei Groschen: einen, um die Abstimmungliste über die Handelsverträge zu kaufen, und einen für die Reden aus manchen Versammlungen des Bundes der Landwirthe. Er wird da lesen, wie erst auf ploetzliche Anregung hin mancher Mann teuffelischen Appetit bekam, den General mit Haut und Haar zu verspeisen, mit dessen Handelsverträgen er vordem sich selbst kompromittirt hatte. Aber das Volk weiß aus eigenen Familienerfahrungen, daß auf Kinder kein Verlaß ist, die man nur dadurch zur Pflichterfüllung bringt, daß man ihnen mit dem Knecht Rupprecht droht, und das Volk wird derartige Vorgänge aus der politischen Kinderstube sich merken.

Die Mittelparteien haben im Laufe der letzten Jahre den größten

Digitized by Google

Theil ihres Besitzstandes im Volke verloren. Ich halte es für unzutreffend, wenn die Leitung der gewinnenden Partei — der Deutschkonservativen —, wie das zuweilen geschieht, die Gründe dafür in ihrer extremen Haltung auf allgemeinpolitischem und kirchlichem Gebiete sucht. Die große Masse des Volkes weiß damit innerlich sich nicht verwandt, sondern sucht einen gemäßigten, versöhnlichen Standpunkt. Aber sie hat von den Mittelparteien sich abgekehrt, weil auch diesen der Alb der wirthschaftlich liberalen Phrase noch so stark aufliegt, daß sie nur die jämmerlichsten Kompromisse auf diesem Gebiete fertig bekommen. Das Tragische ist: man hat es hier nicht mit Larventrägern oder Harlequins, sondern mit wirklich ehrlichen Leuten zu thun, die es nur nicht besser verstehen und aufrichtig trauern über das „Verschwinden des Idealismus" im Volke, das in „roher Begehrlichkeit" die materiellen Interessen in den Vordergrund schiebt und keinen Sinn mehr zeigt für „nationalen Aufschwung". Das unter den Mittelparteien grassirende Geheimrath- und Professorenthum begreift nicht, daß zu allen Zeiten nur wirthschaftliche Kraft die Völker zur Bethätigung idealen Strebens befähigte, wie aus leerem Volksmagen noch stets der Umsturz quoll. Die Errichtung des Deutschen Reiches wäre dem Mächtigsten nicht möglich gewesen in einem anderen als dem wirthschaftlich starken Jahrzehnt 1860 bis 1870, und trotz aller nationalliberalidealen Begeisterung könnte leicht ein Vierteldutzend Schulfreunde hinreichen, um 1890 bis 1900 den Bau wieder einzureißen.

Man erschrickt, wenn man den hochgehenden Wogen wirthschaftlicher Erregung der jüngsten Zeit gegenüber besänftigende Liebe für den „wackern Nährstand" ausklingen hört in professorale Vertröstung: „daß die wirthschaftliche Entwickelung der Völker nach ewigen Gesetzen vor sich geht," deren Herrschaft „das Bestehende nur zerstört, um schöneres Leben aus den Ruinen erblühen zu lassen." — Blutnelken vielleicht?

Das Centrum. Volles Verständniß an sich für die wirthschaftlichen Forderungen des Volkes ist am Ausgiebigsten im Centrum anzutreffen. Diese Partei zählt in ihren Reihen die meisten Vertreter, die mit beiden Beinen im Volke stehen. Es scheint mir müßiger Streit, wenn man heute noch immer darüber sich ereifert, ob zwecks Wahrung religiöser Forderungen des Katholizismus der Zusammenschluß aller deutschen Katholiken zum politischen Centrum ein nothwendiger Vorgang war oder nicht. Wer aufmerksam der Tagesgeschichte folgt, der muß schon Kaplan sein, wenn ihm entgeht, daß, nach der Meinung vieler Tausende aus den Reihen der eigenen Wählerschaft, der Mohr seine Schuldigkeit gethan hat. Wie der evangelische Bauer und Handwerker den nationalliberalen Freiheitwächter von der politischen Warte mit konservativem Stimmzettel verjagen wird, wenn er länger noch taub bleibt realen Lebensfragen gegenüber, so will auch der katholische Bauer es nicht länger mehr glauben, daß kirchenpolitische Seligkeit eingetauscht werden müsse Pfund gegen Pfund für irdische Existenzrechte.

> „Kein Centrum mehr! Der Bauer ist heute so gestellt, daß es ihm gleich sein kann, ob er von den „Schwarzen" oder von den „Rothen" gefressen wird, gefressen wird er doch, wenn er sich nicht wehrt. — In den Parlamenten haben unsere Vertreter, statt unsere Interessen zu wahren, das Erbtheil unserer Väter um ein Linsenmus verkauft, und darum thut es Noth, daß wir selbst unsere Angelegenheiten besorgen. — Wir lassen uns vom Herrn Abt von Metten keine Faxen mehr vormachen. Nicht unser lieber Herrgott ist schuld, daß es uns schlecht geht,

Hosted by Google

sondern die guten Freunderl der Herren Prälaten im Reichstag. Nicht wahr ists, daß der Religion Gefahr droht, aber unser Geldbeutel ist in Gefahr. Nichts haben die Centrumsherren für uns gethan, 'naus damit. — Katholik und Protestant — um unser Leben geh'n wir Hand in Hand." —

Ich glaube nicht, daß diese Blüthenlese aus den jüngsten Versammlungen stockkatholischer ländlicher Wählerschaften in Straubing, Schwarzach, Speyer und anderen Orten den nach der Kölnischen Volkszeitung „nur künstlich aufgepappten" Riß im Thurm gut verkleistern wird, und so eröffnet sich den Centrumsherren künftig wenig Aussicht für den Abschluß kirchlich nützlicher Handelsverträge zwischen Rom und Berlin, als Gegengabe für ihre freundliche Unterstützung wirthschaftschädlicher Berlin-Wiener Abmachungen.

Amusant ists übrigens, solchen Vorgängen gegenüber den Berliner fortgeschrittenen Liberalismus zu beobachten. Seine leitenden Organe bringen einträchtiglich auf der einen Seite der selben Zeitungnummer im Kampfe gegen den Konservatismus die sattsam bekannten Redensarten über die Handvoll Junker, von deren brotvertheuernden Bestrebungen der „echte" Bauer nichts wissen mag, und auf der anderen Seite, im Kampfe gegen das Centrum, konstatiren sie mit Wohlbehagen, daß aus wirthschaftpolitischen Gründen die echtesten Bauern schaarenweis vom Centrum abfallen. Dem Berliner Tageblatt passirt dabei sogar das Malheur, daß sein im Kampfe gegen die agrarische Bewegung der jüngsten Zeit wohl überarbeiteter Redacteur seinem bayerischen Korrespondenten die Stelle zu streichen vergißt, wo dieser berichtet, wie ein eifriger politischer Geschäftsreisender nach diesen Vorkommnissen sofort die Führer der antiklerikalen niederbayerischen Bewegung aufsuchte, zu sehen, ob da nichts Liberales zu machen sei. Er erhielt aber zum Bescheide: „Den Liberalismus hab'n wir gar längst als abgehaust betrachtet."

Jüngst war eine große Versammlung von Handwerksmeistern zu Berlin. Reichstagsabgeordnete verschiedener Parteien waren herbeigeeilt, um ihre Mandate und der täglich intensiver sich gestaltenden wirthschaftlichen Bewegung gegenüber den Besitzstand ihrer Fraktionen zu retten. Man hörte da nach den seit Jahren sattsam bekannten warmen Versicherungen herzlicher Zuneigung für den braven Mittelstand, die neben der Sorge für seine Erhaltung die respektive Fraktion völlig beherrsche, auf die Frage: warum den langen Reden noch nie eine kurze That gefolgt sei, die anscheinend plausible Entschuldigung: der Reichstag habe ja wiederholt schon mit starker Majorität die Handwerkerforderungen angenommen, man solle das Parlament also ungeschoren lassen und sich an die jene Beschlüsse bisher verneinende Regirung halten.

Ganzen Männern aber, die ehrlich und nachdrücklich vertreten wollen, was sie gelobt haben, bietet das konstitutionelle Arsenal Waffen genug, um auf gesetzmäßigem Wege zu erstreben, was die Regirung hartnäckig verweigert. Freilich ist der Verzicht auf parteitaktische und fraktionpolitische Gewinnste erforderlich, um durch gelegentliche Etatablehnung rechtzeitig Maßnahmen zur Erhaltung der Steuerkraft des Volkes zu erzwingen, bevor völliger Ruin dieser Steuerkraft den Staatshaushalt von selbst über den Haufen wirft. Schrickt man vor geschichtlichen Beispielen zurück? Mit Unrecht, — damals wars umgekehrt; es stand eine weitblickende und starke Regirung mit berechtigten Forderungen praktisch bedeutungslosen Hirngespinnsten gegenüber.

Hosted by Google

III. Der soziale Antisemitismus.

Im vorigen Aufsatz habe ich auszuführen gesucht, wie ich die Lösung der antisemitischen Frage auf ethischem Gebiete mir denke. Ich will dem hier nur hinzufügen, daß es wohl nur wenige Leute giebt, die lediglich vom ethisch-religiösen Standpunkt aus Antisemitismus treiben. So lange die Philosemiten das nicht erkennen, würde ihre Abwehr des Antisemitismus ein Windmühlenkampf bleiben, sofern man auf sie warten wollte. Neunundneunzig Prozent der Antisemiten, und unter ihnen die der staatlichen Ordnung allein gefährlichen Elemente, rekrutiren sich aus den produktiven Mittelständen und den Taglohnarbeitern, die bei ihrem Antisemitismus sich den Teufel kümmern um religiöse, ethische oder rassen-nationale Erwägungen, denen die Judenfrage vielmehr lediglich Magenfrage ist – ein gellender Nothschrei durch die wirthschaftlich liberale Gesetzgebung ruinirter Volksmassen. Das Volk sieht, wie auf den Trümmern seines Wohlstandes das kapitalistische obere Zehntausend seine Herrschaft errichtet hat; von Alters her sind Geld und Jude ihm identische Begriffe und über den sehr hohen Prozentsatz jüdischer Nutznießer seines Elends übersieht es die christlichen Ausbeuter. Weite Kreise der Geschädigten haben nicht das Verständniß dafür, daß die Gesetzgebung wirkende Ursache der Erkrankung des Wirthschaftorganismus war und der Ausbeuter nur die Folge, daß man also den gesetzgeberisch geschaffenen Nährboden wieder zerstören müsse, um die Bacillen unschädlich zu machen. Derjenige Theil der wirthschaftlich Ausgebeuteten aber, der das Sachverhältniß richtig erkannte: er sah, daß alle alten politischen Parteien, wie früher nachgewiesen, prinzipiell theils und theils höfischer, parteitaktischer, fraktionspolitischer oder sonstiger Interessen wegen offen und ehrliche Beihilfe zu radikalem Bruch mit der verderblichen Gesetzgebung verweigern. Was Wunder, daß das Volk da Einfluß jüdischen Geldes überall witterte und eine neue Partei, die antisemitische, schuf?

So ergiebt der Antisemitismus als Symptom sich einer schweren wirthschaftlichen Erkrankung des Volkes; und Professor Mommsen kommt gerade zur rechten Zeit noch, um durch sein Rezept einer „Erklärung aller edeldenkenden Leute des Erdballs" am Symptom herumzudoktern, indessen Ahlwardt den Juden greift und der Staatsanwalt den Schwennhagen. —

IV. Neue Bildungen.

Die Volkskreise, die hinreichende Klarheit der Erwägung besitzen, um den sozialdemokratischen Verlockungen sowohl wie den antisemitischen Verkehrtheiten zu widerstehen, und die dabei auch die Schädlichkeit der Parteipolitik für die wirthschaftlichen Lebensinteressen erkannt haben, sie schütteln den alten Fraktionplunder ab, und betreten durch wirthschaftliche Neubildungen den Weg, der allein zum Ziele führen kann. Die für gleichartige Bestrebungen auftauchenden verschiedenartigen Benennungen thun dabei nichts zur Sache, eben so wenig wie es auf die Dauer wirken kann, wenn die alten politischen Parteien, eitlen Greisen gleich, durch künstliche Mittel Jugendfrische zu erwerben streben.

Aber unaufhaltsam wird die Erkenntniß im Volke sich Bahn brechen, daß parteipolitische Programme und fraktionstaktische Erwägungen nothwendig zu Handelsgeschäften mit der Regirung führen müssen, bei denen, wie seither stets, so auch künftig wieder die wirthschaftlichen Interessen das Ausgleichsobjekt darstellen werden, daß daher, wenn radikale Hilfe eintreten soll, statt

Hosted by Google

der politischen Programme wirthschaftliche Forderungen zur Basis der Parteibildungen genommen werden müssen.

Es stimmt heiter, wenn man die alten Parteiväter, wie neulich auf der schon erwähnten Berliner Handwerkerversammlung, in ihrer Angst vor drohender Gefahr mit Einwürfen operiren hört wie der: es würde doch kein alter Reichstag sich finden, der durch die erforderliche Verfassungänderung Möglichkeit schüfe für die Wahl eines neuen Reichstags nach wirthschaftpolitischen Grundsätzen. Die Herren sind so eingelebt in ihre Fraktion als ihre Welt, daß sie wirklich sich einbilden, im deutschen Reichstagswahlgesetz sei die Abgabe konservativer, liberaler oder ultramontaner Stimmzettel ausdrücklich vorgeschrieben und agrarische, zünftlerische, gewerbliche oder industrielle Zettel seien direkt verboten.

Man appellirte des Weiteren an den Idealismus der Anwesenden durch die Vorstellung, daß es doch schließlich im deutschen Reichstage noch andere als rein wirthschaftliche Interessen zu vertreten gebe, und warnte darum, sich in den materiellen Sumpf zu stürzen. Die Vorstellung ist aber doch sehr irrig, daß ein Abgeordneter, der auf ein wirthschaftpolitisches Programm hin gewählt worden ist, darum ein in allen anderen Dingen stumpfsinniger Herr sein müsse, der über nichts Anderes eine Meinung besitzt als über Kornzölle, Viehseuchen und Ramschbazare. Wenn das Volk zur Bildung wirthschaftlicher Parteien schreitet, so will es damit nur bekunden, daß sein Magen eine Politik nicht länger verdauen kann, welche die Fraktion über die Nation stellt und des Volkes Lebensinteressen verschachert für eingebildete Parteivortheile.

V. Schlußkapitel.

Vier Kapitel sind zu Ende und man mag sich wundern, daß ich von meinen Titelhelden noch garnicht gesprochen habe. Hier der Grund dafür. Ich halte die persönlichen Inhaber der verfrachten Firma Richter & Rickert nicht für die alleinigen Nährväter der antisemitischen Bewegung und auch nicht für die allein an dem wirthschaftlichen Niedergang Schuldigen. Sie zeichnen nur, jetzt in getrennten Kassenbüchern, mit ihrem Namen die hoch gestiegene Sündenrechnung.

Die offenen und stillen Theilhaber der Firma Richter, Rickert & Co. aber, die Verderber des Volkwohlstandes und dadurch Nährväter des Antisemitismus und Sozialismus, sitzen in allen politischen Lagern, denn im praktischen Effekt ists gleichgiltig, ob man ist: ein großkapitalistischer Egoist, der die Volkssäfte in seinen Geldbeutel preßt wie Citronen über Austern; oder ein um Silberlinge dienender Judas; oder eine konservative Wetterfahne, die auf jeden Luftzug reagirt; oder Einer, der mit einem Auge nur auf seine Wähler, mit dem anderen aber auf seine Söhne, Brüder und Vettern schielt, deren Avancement in der Armee oder Bureaukratie schließlich auch was werth ist; oder ein nationalliberaler Doktor Eisenbart, der mit ewigen Naturgesetzen das Volk kurirt auf seine Art; oder ein römischer Kaplan, der Seelenheil destillirt aus hungernden Leibern; oder ein wirthschaftlich blinder General; oder ein Schulfreund; oder ein Böttcher ohne Befähigungnachweis, der einem in politischer Gluthitze faßlack gewordenen Faß die Reifen solange in verkehrter Richtung antreibt, bis dem Faß der Boden ausgeschlagen sein wird.

Sillginnen in Ostpreußen. Edmund Klapper.

Hosted by Google

Die Elektrotechnik als Kulturträger.

Wir leben in einer Zeit, in der die Sucht, Jubiläen zu feiern, epidemisch geworden ist. Nun ist der Beweis wohl überflüssig, daß die Elektrotechnik sich zu einer Wissenschaft ausgestaltet hat, die im Mittelpunkt des Lebens steht und deren praktische Resultate man allerorten bewundert. Da versteht es sich denn von selbst, daß man jeden Anlaß benützt, um sich der ersten Anfänge dieser Disziplin zu erinnern, deren ältester Zweig eben auf eine sechzigjährige Entwickelung zurückblicken darf.

„Summus" Gauß, der Mathematiker, war in Gemeinschaft mit Wilhelm Weber, dem Physiker, zu jener Zeit mit Untersuchungen über den Magnetismus unserer Erde beschäftigt. Gauß hauste auf der Sternwarte zu Göttingen und Wilhelm Weber im physikalischen Laboratorium der Georgia Augusta. Um dauernd mit einander korrespondiren zu können, erfanden sie, zunächst einzig zu ihrem Privatgebrauch und zu ihrer Bequemlichkeit, die Telegraphie.

Der Draht, der über die Häuser von Göttingen und über den Jakobi-Thurm die Werkstätten der Forscher verband, hatte eine Länge von etwa 10,000 Fuß. Jetzt, nachdem 60 Jahre verflossen sind, würden die sämmtlichen Linien auf unserer Erde mehr als viermal hinreichen, um die Erde mit dem Monde zu verbinden. Sie sind vergleichbar den vier Saiten einer Riesenlyra in denen Freud und Leid des Menschengeschlechtes ertönt.

Die sämmtlichen Telegraphenlinien auf der Erde haben gegenwärtig eine Länge von 1,604,600 Kilometern; die hierzu nöthigen Verbindungdrähte sogar eine solche von 4,684,785 Kilometern.

Hat eine Wissenschaft ein gewisses Alter erreicht, so ist es interessant, Umschau zu halten und sich an der Menge der Neuerungen zu freuen, die sie hervorgerufen hat. Gehen wir in diesem Sinne zum jüngsten Zweige der Elektrotechnik, der Telephonie, über, die seit einigen Jahren ihrer älteren Schwester, der Telegraphie, so große Konkurrenz macht. Der außerordentlichste Fortschritt der letzten Jahre bestand der Hauptsache nach darin, daß es gelang, mit dem Telephon auf beliebige Entfernung zu sprechen; und in dieser Beziehung ist Amerika wiederum voran gegangen. Am 18. Oktober vorigen Jahres wurde die 1500 Kilometer lange Telephonlinie New-York—Chicago dem Verkehr übergeben; und schon am 7. Februar des laufenden Jahres war die 1900 Kilometer lange Linie Boston—Chicago vollendet. Die aus 3½ Millimeter starkem Kupferdraht hergestellte Drahtmenge wiegt für die zuletzt genannte Verbindung nicht weniger als 473 560 Kilogramm, und zu ihrer Aufstellung waren 54 000 Stangen nöthig. In welcher Weise sich der Telephonverkehr in den Vereinigten Staaten entwickelte, ergiebt eine Tabelle, die kürzlich in „The Electrical Engineer" veröffentlicht wurde. Nach dieser betrug am 1. Januar 1882 die Länge der Leitungen 835 280 Kilometer, am 1. Januar 1893 schon 6 736 432 Kilometer.

Wenn wir uns mit der Verbreitung der Apparate beschäftigen, die dem Nachrichtendienst gewidmet sind, dürfte es auch angebracht sein, eines Projektes zu gedenken, dessen Lösung der Zukunft vorbehalten ist. Die Elektrotechniker sind seit Jahren allen Ernstes mit der Aufgabe beschäftigt, einen Apparat zu schaffen, der für das Auge das Gleiche vermag, was das Telephon für das Ohr leistet: also mit Hilfe des elektrischen Stromes in die Ferne zu sehen.

Hosted by Google

Man bedient sich der Hauptsache nach hierzu des schönen silberweißen Metalles Selen, dem die Eigenschaft zukommt, seinen Widerstand gegen elektrische Ströme zu verändern, wenn es beleuchtet wird. Wie „der Zauberer von Manlo Parc" Edison, mittheilte, beabsichtigt er, einen solchen Apparat auf der Columbischen Ausstellung zu Chicago dem Publikum vorzuführen.

In der Geschichte der Elektrotechnik spielt das Jahr 1866 die bedeutendste Rolle. Damals führte unser kürzlich verstorbener berühmter Landsmann Werner von Siemens zum ersten Male den Berliner Physikern seine Dynamomaschine vor. Erst seit dieser Erfindung ist man im Stande, elektrische Ströme im Großen und auf billige Weise herzustellen.

Die wichtigste Neuerung, die durch die Dynamomaschine gewonnen wurde, besteht in der Möglichkeit, die Kräfte, die in der Natur sich vorfinden, auf beliebige Entfernungen zu übertragen. Durch die Siemens'sche Maschine kann die Energie des fallenden und strömenden Wassers, der Druck der Luft, die Gewalt der Fluthwelle in elektrischen Strom verwandelt werden. Tritt dieser wiederum in auf entsprechende Weise angeordnete Dynamos ein, so ist er fähig, Arbeit zu leisten, chemische Zersetzungen zu bewirken, das zauberhafte Licht des elektrischen Bogens hervorzurufen u. dgl. m. Ein Beispiel großartigster Form hierfür konnte man auf der elektrotechnischen Ausstellung zu Frankfurt a. M. beobachten. Die Fallkraft eines Wasserfalles zu Hochfelden im Glatthale, von etwa 300 Pferdestärken, der 175 Kilometer vom Ausstellunggebäude entfernt war, wurde in elektrischen Strom verwandelt, und dieser in der Ausstellung zur Beleuchtung und zum Antrieb von Arbeitmaschinen aller Art ausgenutzt. Hierdurch war zum ersten Mal in umfassender Weise der Beweis erbracht, daß Kraftüberführungen auch auf weiteste Strecken in ökonomischer Weise möglich sind. Es liegen auf Grund dieser Thatsachen jetzt Pläne vor, die vielen Wasserfälle der Schweiz im Interesse ganzer Provinzen auszunutzen.

Solche Kraftbeschickungen sind auch deshalb von Bedeutung, weil der Kohlenverbrauch der Erde ganz rapid zunimmt und man nicht ganz ohne Grund die Befürchtung hegt, daß die Kohlenlager der Erde in nicht zu ferner Zeit erschöpft sein dürften. Was wird aber dann aus unserer bisher auf den Kohlenverbrauch gestützten Industrie? Die gesammte Kohlenproduktion der Welt im Laufe eines Jahres beträgt augenblicklich etwa 485 000 000 Tonnen. Bei der rapiden Zunahme der Fabrikation von Jahr zu Jahr wird der Verbrauch aber bald 500 000 000 Tonnen erreicht haben.

Die Elektrotechnik hat wie kein anderer Industriezweig zur Centralisation geleitet. In Amerika bestehen zur Zeit bereits 2108 elektrische Centralen, die ein Kapital von 207 260 000 Dollar repräsentiren. Sie verwenden 631 400 Pferdestärken und beschicken 228 500 Bogenlampen und 3 177 000 Glühlampen. Europa steht in dieser Beziehung noch weit zurück. Es besitzt — Frankreich ausgenommen — etwa 170 Centralen, von denen z. B. auf England allein 60 entfallen.

Daß die Elektrotechnik auf das Leben der Gegenwart stärker als jede andere technische Disziplin eingewirkt hat, das braucht hier nicht ausdrücklich nachgewiesen zu werden. Zudem scheint einer ihrer jüngsten Zweige auch die ökonomischen und sozialen Verhältnisse der Völker stark beeinflussen zu wollen. Der Handwerker vermag schon seit Jahren mit dem Fabrikherrn nicht mehr zu konkurriren; die Maschine arbeitet billiger und schneller als der menschliche Muskel. Maschinen verlangen aber zu ihrer Anschaffung und Aufstellung

Hosted by Google

größere Kapitalien, als sie dem Handwerker im Durchschnitte zur Verfügung stehen. Die Elektrotechnik bietet in ihren Methoden der Kraftübertragung hiergegen ein Heilmittel, durch das vielleicht in nicht zu ferner Zeit ein gewisses Gleichgewicht innerhalb der produzirenden Stände wieder erzielt werden kann. Die Elektrotechniker beabsichtigen, um das zu ermöglichen, Centralen zur Uebersendung elektrischer Kraft zu begründen, und die elektrische Energie durch ein entsprechendes Kanalisationssystem in die Häuser der Konsumenten zu senden. Da Krafterzeugung im Großen höchst ökonomisch ist, so erhält durch solche Uebertragungen auch der kleine Abnehmer die selben Vortheile, welche einst nur dem Kapitalisten zukamen. Er hat zu diesem Zwecke in seiner Werkstatt nur einen elektrischen Motor aufzustellen, in welchen die Ströme, die die Centrale sendet, eintreten. Ein elektrischer Motor stellt sich bei Weitem billiger als eine gleich starke Dampfmaschine; er arbeitet fast geräuschlos, ohne Rauch und Dampf, und bedarf deshalb zu seiner Aufstellung keiner kostspieligen Anlage und keiner polizeilichen Erlaubniß.

Hat man in dieser Weise Arbeitkraft aller Orten zur Disposition, dann ist auch der Muskel des Handwerkers entlastet, und er kann in seiner Spezialität durch die Geschicklichkeit seiner Hand in bestimmter Richtung das leisten, was die Maschinenfabrikation nicht vermag.

Nächst der elektrischen Beleuchtung stehen von den Zweigen der Kraftübertragung die mit Elektrizität betriebenen Eisenbahnen auf der höchsten Stufe der Entwickelung. Fast die sämmtlichen Städte in den großen Freistaaten jenseits des Ozeans haben jetzt das neue Verkehrsmittel eingeführt und es hat sich nach jeder Richtung als vortrefflich erwiesen. In Europa hat die Einführung der elektrischen Eisenbahn dagegen noch immer mit Schwierigkeiten zu kämpfen. In der That zeigt das alte Europa hier einen recht greisenhaften Zug. Am Deutlichsten tritt das in der Reichshauptstadt hervor. Man scheint sich hier den Ruhm erwerben zu wollen, das alte Petrefact, die Pferdeeisenbahn genannt, am Längsten aufzubewahren. Es ist in der That schwierig, über den Verlauf dieser Dinge in Berlin keine Satire zu schreiben.

Mehr Freude als an den — hier noch näher zu betrachtenden — elektrischen Bahnen kann der deutsche Techniker an der Entwickelung der elektrischen Privatindustrie haben. Sind doch in deutschen Fabriken gegenwärtig mehr als 15 000 Personen beschäftigt; und bei der Herstellung elektrischer Maschinen wurden in jedem der letzten Jahre gegen 30 Millionen Mark umgesetzt.

Mit dem im Vorstehenden genannten Zweigen der angewandten Elektrizitätlehre ist sie bei Weitem nicht erschöpft. Es müßte zunächst noch auf die bedeutende Entwickelung der Elektrochemie und der Hüttenkunde, unter Anwendung des elektrischen Stromes, hingewiesen werden. Die Elektrochemie ist vielleicht derjenige Theil der modernen Technik, dem die großartigste Zukunft bevorsteht. Mehr als auf irgend einem anderen Gebiete sind durch diese goldene Früchte zu erzielen.

In der That zeigt sich immer mehr, daß die Elektrotechnik die praktische Wissenschaft ist, welche die Mittel in sich trägt, alle Zweige der Industrie, soweit sie auf Ausnutzung der Naturkräfte basiren, zu vereinigen und zu vereinfachen. Sie ist in den nunmehr verflossenen 60 Jahren ein bestimmender Faktor im Leben der Gegenwart geworden und ein mächtiger Träger zukünftiger Kultur.

Franz Bendt.

Hosted by Google

Der Friede mit Portugal.

„Es ist nöthig, unsere begangenen Irrthümer zu bereuen und uns für immer zu bessern, wenn wir die sieben Jahrhunderte heldenhafter Vergangenheit unserer Voreltern ehren und wenn wir unseren Nachkommen eine ohne Zweifel schmerzliche, aber immerhin edle Seite unserer Geschichte hinterlassen wollen. — Die Regirung thut loyal ihre Pflicht, da sie ehrlich die ganze Wahrheit sagt und ein Gesetz vorschlägt, nach dessen Inhalt es gelingen würde, unter Schmerzen die ersten Stufen des Kalvarienberges hinanzusteigen, auf welchem die Nation gleichsam am Kreuze erscheint."

So sprach noch im Januar vorigen Jahres Oliveira Martins, als er das Budget einbrachte, vor den versammelten Cortes. Uebertüncht haben indessen diese Phrasen nur wenig, denn Portugal hat bekanntlich dennoch seine Zinsen reduzirt, bis nunmehr endlich nach harten Zusammenstößen und schwierigen Verhandlungen ein Akkord erzielt ist.

Da Paris kürzlich wieder matter mit Portugiesen kam und von dort aus das ganze Arrangement in Abrede gestellt wurde, so wußte man sofort, — daß die Sache perfekt geworden sei. Leichenfledderer, die an totwunden Menschen wie Effekten noch ihr Schnittchen machen müssen, giebt es eben überall. Bald darauf hatten denn auch sogar die Cortes jene ihnen vom Finanzminister Fuschini vorgelegte Vereinbarung angenommen. Von 180 Mitgliedern (168 für das Festland, die Azoren und Madeira, 12 für die Kolonien) fehlten in der entscheidenden Sitzung nicht weniger als 98. Unter den ihre Präsenzpflicht aber ehrlich erfüllenden 82 stimmten nur 4 mit Nein. Dann näherten sich die hochgeborenen Pairs, deren 52 erblichen Mitgliedern und 13 Prälaten allein der König noch einen Folgsamkeitzuschuß von 139 Herren giebt, die er auf Lebenszeit ernennt — und sagten ebenfalls: Ja. Und somit hat das Königreich Portugal mit dem Königreiche Anlagekapital endlich Frieden geschlossen.

Merkwürdig war nur die an den Börsen künstlich genährte Furcht vor einer Ablehnung seitens der Cortes; das sollte gewiß eine Traumauslegung über den ausgezeichneten Inhalt des Vertrages sein. In Wahrheit und bei dem gesunkenen Respekt vor den Deputirten des portugiesischen Volkes war es doch wohl nicht anzunehmen, daß den fremden Gläubigern, diesen angeblichen Wucherern und Ausbeutern einer edlen, aber armen Nation, noch weniger überhaupt geboten werden konnte. Man erhält 33 pCt. in Gold — das wurde auch bisher allergnädigst bezahlt, und zu diesem Sperling in der Hand jetzt noch zwei Tauben auf dem Dach —: Genußscheine über einen etwaigen Antheil an den Zolleinnahmen und an der Ersparniß bei einem Zurückgehen des Goldagios. Diese Zukunftwechsel wären gar nicht so zweifelhaft, wenn nur die Verwaltung in Portugal besser wäre. „Les Portugais! en voilà des voleurs", keuchte vor noch nicht langer Zeit in der Comitésitzung ein Pariser Finanzmann, der in das Rechenwesen jenes Landes tiefere Einblicke zu nehmen hatte und der bei — niederen Beamten keine derartigen Selbständigkeitgelüste bisher kennen zu lernen pflegte. Es ist in der That unglaubwürdig, daß im Falle wirklicher Ueberschüsse richtig „getheilt" wird, denn die soeben verkündete Rekonstruktion der Junta do Credito publico kann vorläufig nicht viel mehr darstellen als eine kostspielige Vermehrung jener Beamten, deren es ja dort

Hosted by Google

bereits immer da zwei giebt, wo man nach mitteleuropäischer Zeit mit einem auskommt.

Aber das Allermerkwürdigste bleibt doch, daß just die Interventionen der auswärtigen Regirungen so gut wie gar nichts gefruchtet haben, denn die eigentliche Ungleichheit, die Benachtheiligung der fremden Gläubiger gegen die einheimischen, welche sogar unsern Reichskanzler zu einer sehr hübschen Vereinsrede für ethische Kultur entrüstet hat — gehalten in der Leipziger Straße und diskutirt in der Burgstraße —, diese Benachtheiligung ist thatsächlich geblieben. Die äußere Schuld erhält 33⅓ Prozent in Gold, die innere, wenn ihre 70 Prozent in dieses Metall umgerechnet würden, reichlich 50 Prozent. Nun soll man auch gerecht gegen Portugal sein und sich vorhalten, daß 1. die innere Schuld in den Händen fast aller milden Stiftungen und gemeinnütziger Gesellschaften ruht, welche der Staat ohne größte Selbstschädigung nicht stärker als auf 70 Prozent herabsetzen kann, sowie daß 2. die Einheimischen eben in Papier bezahlt werden können, während es sich bei den Fremden um das so wichtige Gold handelt.

Vielleicht will man aber einwenden, daß unser Auswärtiges Amt wenigstens die Tabakobligationen vor Verkürzung bewahrt habe. Auch das erscheint nicht zutreffend! Es ist wahr, in den letzten vierzehn Tagen vor Abschluß haben die Portugiesen um die Gläubigerquote gehandelt und gefeilscht wie um ein altes Beinkleid, sie wollten absolut statt des Drittels nur ein Viertel geben und drohten, für das differirende Einzwölftel die Tabakobligationen zur Besteuerung heranzuziehen. Darauf erwiderte ihnen das Comité, diesen Rechtsbruch sollten sie nur versuchen. Und er ist unterblieben, keineswegs etwa, weil Deutschland und Frankreich dagegen angeblich protestirten, sondern weil man in einem Augenblick, wo alle Parteien und alle Interessengruppen Portugals eine Vereinbarung herbeisehnten, unmöglich zu der alten Gewaltthat noch eine ganz neue hinzuthun konnten.

Wer wird an dem Fleiß und dem Eifer, den unsere Regirung in dieser traurigen Angelegenheit hervorgekehrt hat, irgendwie eine Zinsreduktion vornehmen wollen! An ihrer Umsicht? Hier beginnt der dunkele Punkt unseres diplomatischen Eingriffes. Es ist schon einmal an dieser Stelle betont worden, daß Fürst Bismarck anders operirt hätte; er würde entweder eine gemeinsame europäische Intervention zu Stande gebracht oder ganz darauf verzichtet haben.

Portugal wird auch jetzt keinem andern Aufschwung entgegenzusehen haben als dem der Erholung nach schwerer Krankheit, einem Zustand also, der von Gesundheit noch weit ab liegt. Es ist möglich, daß eine jüngere Generation nicht, wie die ältere, alle Staatsaffairen als Privatgeschäfte behandelt, wie ja auch in dieser Beziehung die jungen Leute, welche sich im gegenwärtigen Ministerium als Progressisten und Regenerados vereint haben, einer Sammlung von weißen Raben gleicht; aber jene grobe Komödie des öffentlichen Lebens mit ihrer elenden Klassenherrschaft würde durch noch so gute Eigenschaften einzelner Personen und durch eine ganz gereinigte und geläuterte Bureaukratie nicht weggeschafft.

Auch von einer drohenden Revolution wird manchmal in Berlin und Frankfurt und Darmstadt gesprochen, aber da das ein Parteigeschäft sein würde, so hätte man von einer solchen Umwälzung wenig zu hoffen. Es kann unter Umständen bekanntlich solide Monarchieen und verlotterte Republiken geben.

Hosted by Google

Wer der Zeiten noch gedenken kann, da mit dem 4½ prozentigen portugiesischen Anlehen von 1888 zum Kurse von 95 Prozent der Kredit dieses Landes überhaupt bei uns wieder in Erwägung kam! Der englische Markt blieb von vornherein äußerst mißtrauisch, und zwar nicht in dem Sinne wie später die Pariser Börse, die durch die rücksichtloseste und systematische Baissespekulation eigentlich den Ruin Portugals mit heraufbeschwören half, sondern als alter Kenner der Verhältnisse. In London erschienen damals Broschüren mit wahren Kameellasten von Ziffern, in denen die Schwäche jenes Staates aufs Schärfste klar gelegt wurde, bei uns aber, wo man von der an sich richtigen Idee ausging, daß hier mit Anleihen produktiv geholfen werden könnte, betrat man einen eigenen Weg, auf den sich dann die unvorsichtigste Konkurrenz drängte.

An Alles dachten aber die deutschen Emissionsbanken eher als an die plötzlich hereinbrechenden Thaten des Lieutenants Pinto. Daß ein simpler Offizier, ohne die geringste Ahnung von dem Coupondienst einer Staatsschuld, eine Macht wie England an einem ihrer empfindlichen Grenzpunkte angreifen könnte, war schwerlich vorauszusehen. Damit erwachte aber in Lissabon ein kolonialer Chauvinismus, der naturgemäß in den Militäretat ging und im Gleichgewichte des Budgets alljährliche Verwüstungen anrichtete. Kein deutscher oder französischer Bankmann, der seine Autorität eingesetzt hätte, um den kostspieligen und doch ganz unnützen Rüstungen wenigstens mit Anleiheverweigerungen entgegenzutreten. Inzwischen zogen die englischen Kaufleute — es giebt auch eine Art instinktiver Freimaurerei — nicht allein ihre Kredite vom portugiesischen Handel zurück, sondern sie nahmen auch ihr Guthaben von Baring als dem Hauptbankier Portugals. Vielleicht war das mit eine der Ursachen, die später Baring zu Fall brachten; vorläufig fiel es nur auf, daß fortwährend Gold nach dem Auslande verschifft wurde. In den ersten Tagen des Mai 1891 — Baring war bereits gefallen — fuhr wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Meldung hernieder, ein königliches Dekret in Lissabon gestatte der Bank von Portugal die Einlösung ihrer Noten, allerdings damals nur 8 Millionen Milreïs in Silber, das bedeutete 26 Prozent Abzug! Da ein zweites Dekret die sofortige Prägung von 2 Millionen Milreïs Silber befahl, so redeten sich Optimisten auf eine monetäre Krisis heraus. Dies verschlug aber so wenig, daß Portugiesen, welche von 53 allmählich bereits auf 48 zurückgegangen waren, rasch auf 42 fielen.

Seit dieser Stunde liegt Portugal in Geldnöthen, und wenn es sogar noch den April-Coupon von 1892 mit Hilfe von Vorschüssen eingelöst hat, so war damals noch eben Wunsch und Hoffnung da, eine Art von Staatsbankerot um jeden Preis zu vermeiden. Daß dies schließlich doch nicht zu umgehen war, weiß heute Jedermann; sogar unser Auswärtiges Amt, als wärs eine große Zeitung, hat darüber zahlreiche Briefe von Kapitalisten erhalten.

Nunmehr nach langem Kampfe der Comités untereinander und mit der Regirung in Lissabon ist ein Definitivum geschaffen worden, daß die Gläubiger annehmen werden, weil sie nicht mehr bekommen. Nach wenigen Jahren aber wird diese ganze Sache vergessen sein und exotische Staaten drucken dann ihre malerischen Anleihebogen wieder für das Publikum der geldgebenden Länder, als ob am Tajo und am Rio de la Plata niemals einiges Unangenehme passirt wäre. Die Erfahrung lehrt ein solches rasches Vergessen!

Pluto.

Hosted by Google

Der große Einsiedler.

Dumpf erklingt wie Meereswogen
Zu Athen der Stimmen Ton;
Wie der Glanz vom Himmelsbogen
Ist von ihm das Glück entflohn.
Bleich erscheints von Angst und Sorgen,
Alle Mienen künden es:
Keiner fühlt sich mehr geborgen,
Ungewiß ist heut und morgen,
Ferne weilt Demosthenes.

Trauernd stehen alle Guten,
Ihre Stärke ist erschlafft,
Fern und thatlos muß verbluten
Aller Griechen beste Kraft.
Aber auf des Marktes Weiten,
Durch die Straßen unterdeß
Sieht man andre Männer schreiten,
Sie verkünden neue Zeiten:
Traure nicht, Demosthenes.

Andre Zeiten, andre Geister!
Oft genug schon kam es so.
Freilich fehlt dem Spiel der Meister,
Und gar Wen'ge macht es froh.
Aber wie die Wen'gen meinen,
Gab es nie ein besseres;
Darum laßt die Thoren weinen,
Neue Sonnen werden scheinen:
Traure nicht, Demosthenes.

Droben auf der Rednerbühne
Steht ein Andrer jetzt und spricht,
Sieh, Demades ist's, der kühne,
Scharf die Worte, nützlich nicht.
O wie groß war jener Eine, –
O wie herrlich! Denkt ihr deß?
Groß durch ihn nur wart ihr, Kleine,
Werth nicht, daß er euch beweine:
Traure nicht, Demosthenes.

Ja, wenn sonst in lautem Grimme
Sich der Männer Streit entlud,
Tönte mächtig eine Stimme,
Und das Schlimmste wurde gut.
Aber jetzt mit eklem Zanken
Hadern sie um Nichtiges,
Arm die Köpfe an Gedanken,
All ihr Thun ein eitles Schwanken —
Traure nicht, Demosthenes.

Eins nur wird mit gleichem Eifer
Jede Stunde fortgesetzt:
Ihres Neides gift'ger Geifer
Trifft den einst'gen Retter jetzt.
O, das ist ein Mal der Schande,
Ach, ein unauslöschliches!
Trug nur sind der Treue Bande
In der Griechen schönem Lande —
Traure nicht, Demosthenes.

Ferne weilt der Held, der große,
Dem sie alle einst vertraut,
Trauernd ob der Griechen Lose
Und daß er dies Leid noch schaut.
Eines doch mag Trost verheißen –
Und was giebt es Schöneres? —
Ewig, wie die Sterne kreisen,
Werden dich die Edeln preisen:
Traure nicht, Demosthenes!

Dresden. Edmund Wanderer.

Hosted by Google

Notizbuch.

Der Meister Balzer des Herrn von Wildenbruch hatte für ein Dorf eine Thurmuhr gemacht, aus deren Gehäuse mit dem zwölften Glockenschlage Bismarck und Moltke hervortreten sollten. Als aber der Meister Balzer ins Berliner Hoftheater kam, da ergab sichs, daß er nicht wußte, was die Glocke geschlagen hatte, und er mußte es eben leiden, daß anstatt Bismarcks und Moltkes ein preußischer und ein bayerischer Landwehrmann erschienen und gehorsamst das Gewehr präsentirten. Nicht weit von dem Berliner Hoftheater, wo das geschah, soll sich ein Nationaldenkmal für den alten Kaiser erheben, der seinem ersten Rathgeber bis übers Grab hinaus sich dankbar ergeben nannte. Da der Künstler, der dieses Denkmal errichten soll, besser als Meister Balzer weiß, was die Glocke geschlagen hat, ließ er Bismarck — und zur Gesellschaft gleich auch Moltke — aus seinem vom Erfolg gekrönten Plan. In Görlitz aber ist am 18. Mai ein Kaiserdenkmal enthüllt worden, auf dem wirklich und wahrhaftig auch Bismarck zu sehen ist. Es ist hier schon erwähnt worden, daß die Herren vom Denkmalcomité schließlich doch den Fürsten Bismarck zur Enthüllung eingeladen, von ihm aber eine höflich dankende Absage erhalten haben. Böswillige Verkäufer von öffentlicher Meinung haben darauf hingewiesen und in schönem Zorn ausgerufen: Seht, in Friedrichsruh will man von Versöhnung nichts wissen! Diese naiven Herren vergessen, daß es sich nicht um eine „Versöhnung", sondern um eine private Einladung handelte und daß der Kaiser die in einem militärischen Dienstverhältniß befindlichen Personen zu bestimmen pflegt, die er bei Festlichkeiten um sich zu sehen wünscht. Es lag niemals in den Gepflogenheiten des alten Kanzlers, als ungebetener und ungern gesehener Gast zu erscheinen oder „unter der Rubrik von ‚Volk, Edelleute, Häscher und Priester' den Effekt des großen Ensemble mit einer Kostümnuance zu beleben". Interessant ist es nur, daß in Görlitz der Name des einzig Ueberlebenden aus der großen Zeit des Deutschen Reiches gar nicht erwähnt wurde. Dafür war Graf Caprivi da und auch Herr von Boetticher fehlte nicht. Durch die letzten Ereignisse ist nun die Erörterung über die „Versöhnung" wieder in Fluß gekommen und in der Nationalzeitung wird darüber gestritten, ob der General Caprivi den in weitesten Kreisen bekannten „Uriasbrief" nach Wien „auf Befehl" geschrieben habe Es empfiehlt sich kaum, danach zu forschen, wann und wo der Herr General bei seinen politischen Versuchen „auf Befehl" gehandelt hat. Er war, schon bevor er Marineminister wurde, ein Feind des Fürsten Bismarck, den er öffentlich „eine diplomatische Autorität, wie sie in Jahrhunderten selten vorkommt," nennt und er hat den Uriasbrief verfaßt, als er eine Annäherung an den entlassenen Kanzler befürchten mußte. Die Vermählung des Grafen Herbert Bismarck bot zu diplomatischen Schritten nicht die geringste Veranlassung und die Depesche an den Prinzen Reuß hatte wohl nur den Zweck, durch die Betonung der Unmöglichkeit, Fürst Bismarck könne „wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewinnen", etwa noch vorhandene Brücken abzubrechen. Man muß sich daran erinnern, daß die Depesche geschrieben wurde, nachdem Graf Waldersee mit Genehmigung des Kaisers von Kiel aus die Grüße des Zaren nach Friedrichsruh überbracht hatte. Die Nationalzeitung hat ganz Recht, wenn sie, etwas spät freilich, die Kumulation der Aemter des Reichskanzlers und des kommandirten Generals auf eine Person beklagt. Aber es hat auf der Welt schon schwerere

Hosted by Google

Pflichtenkonflikte gegeben und es liegt nicht der geringste Grund vor, den Grafen Caprivi von der Verantwortung dafür zu entbinden, daß Fürst Bismarck unhöflich behandelt und offiziell geächtet worden ist und daß sein Rath heute dem Reich fehlt, während Dilettanten und Adjutanten ihre unbeholfenen politischen Schwimmversuche machen.

* * *

Die Mittheilung des nachstehenden unbekannten Briefes des preuß. Kab.-Raths Daniel Ludwig **Albrecht** (1765—1835) dürfte in diesen Tagen vielleicht gerechtfertigt erscheinen. Der unbekannte Adressat hatte am Berliner Hofe zu erreichen versucht, daß der größte deutsche Dichter zu einem Feste am 26. Mai 1821 vom König Friedrich Wilhelm dem Dritten eingeladen werde. Die Antwort des Königs zeigt der folgende bisher nicht veröffentlichte Brief, dessen Original im Besitz eines Lesers der „Zukunft" ist: Georg Kirrel

„Der Fürst Staats-Canzler hatte mich gestern beauftragt, Sr. Majestät den wegen des Herrn von Goethe gemachten Antrag, ihn zum 26. einzuladen, vorzutragen und Sr. Majestät Genehmigung zu erbitten. Allerhöchstdieselben erklärten sich aber sogleich bestimmt dagegen und befahlen, daß durchaus nichts an H. von Goethe erlassen werden solle; von den übrigen Anträgen konnte daher gar nicht die Rede seyn, ich habe ihrer gar nicht erwähnt und ich erlaube mir den freundschaftlichen Rath, weder mündlich noch schriftlich weiter auf die Einladung H. von Goethe's zu insistiren; Sie würden den König nur erzürnen

Dem Herrn Fürsten Staats-Canzler habe ich dies bereits gemeldet.
Potsdam, den 18ten May 1821. Albrecht."

* * *

Herr Karl Adolf Baumbach, bis zum 6. Mai Vertreter des fünften Berliner Wahlkreises im Reichstag und noch immer Oberbürgermeister von Danzig, war ein verschollener Mann, seit die größte That seines Lebens vergessen war: die gemeinsame Wahlfahrt, die er als Herzoglich Meiningenscher Landrath mit Lasker gemacht hatte. Man ertrug ihn, überhörte seine manchesterlich-byzantinischen Reden, übersah seine spottschlechten Etatartikel und erfreute sich an ihm nur, als er über das Elend der Arbeiterkinder in der Industrie mit dem Bemerken zur Tagesordnung überging, auch die Hohenzollernkinder müßten ja ein Handwerk erlernen. Nun hat Herr Baumbach wieder von sich reden gemacht, da er einen verfrühten Pfingst-Ausflug auf die gefährlichen Höhen der internationalen Politik gewagt und den französischen Botschafter als Schutzzeugen gegen die franco-russische Alliance angerufen hat. Herr Herbette schrieb einen Brief, der kaum noch höflich zu nennen war, Herr Baumbach antwortete in einem zuckersüßen Schreiben, in dem er für seine Existenz um Entschuldigung bat. Darob großer Lärm. Erste Frage: Warum wählt man Oberbürgermeister, deren einziges Verdienst darin besteht, daß sie „freisinnig" sind und einmal neben Lasker gesessen haben? Zweite Frage: Warum gestattet man dem Oberbürgermeister einer großen Handelsstadt, als Vertreter radikaler Fortschrittsphilister parlamentarisches Stroh zu dreschen? Dritte Frage: Warum macht man einen kleinstaatlichen Juristen, der keine fremde Sprache ordentlich spricht, nicht endlich zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes?

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Juni 1893.

Quantität oder Qualität der Armee?

Vor einem Vierteljahrhundert verglich der französische Oberst Baron von Stoffel in den geheimen, nicht gelesenen Berichten an seine Regirung Frankreich mit einem dem Kunst- und Schönheitsinn wohlgefälligen Luxusgebäude, Preußen mit einem unschönen, aber praktischen und auf soliden Quadern ruhenden Wohnhaus. Als ehrlicher Patriot hob er den Unterschied in den Fundamenten beider Gebäude, für welche ihm hauptsächlich die Heereseinrichtungen galten, hervor, und warnte sein Vaterland vor falscher Schätzung der gegenseitigen Kräfte. Er hatte natürlich nur die undankbare Kassandra-Rolle gespielt. Einige Jahre darauf lag Frankreich blutend, zerschmettert am Boden.

Aber Ehre sei der französischen Nation! Kein ehrlicher Mann wird ihr die Anerkennung und Bewunderung versagen für die Hingabe und Thatkraft, mit der sie ihr neues Gebäude wieder aufgerichtet hat. Die Franzosen zögerten nicht aus falscher Scham, die überlegenen militärischen Einrichtungen ihrer Besieger zu studiren, nachzuahmen, zu vervollständigen, sie demüthigten ihre Eitelkeit, ihren Nationalstolz zu Bewerbungen und Verbindungen im Interesse ihrer nationalen Sicherheit; ihre Parteikämpfe und Parteiinteressen verstummten augenblicklich und verwandelten sich in begeisterte Einmüthigkeit, sobald das Wohl, das Ansehen des Vaterlandes nach außen berührt wurde; die wirklichen und eingebildeten Gefahren des sogenannten Militarismus traten nicht einmal an die Oberfläche ihrer Gedanken, und die Armee, weit entfernt, Eifersucht, Neid und Haß bei irgend einer Partei zu erregen, wurde das Schoßkind Aller.

Hosted by Google

Bei dem Ausbau ihrer Armee haben die Franzosen eine Folgerichtigkeit entwickelt, die keine Rücksicht auf etwas Anderes anerkannte; einen Scharfblick für das augenblicklich Wesentlichste bewiesen, der sie über ihr wahres Stärkeverhältniß zur deutschen Armee nicht täuschen kann. Sie können jetzt noch unmöglich einen Angriff von Deutschland fürchten, — vielleicht aber wünschen sie ihn heimlich. Und dennoch rüsten sie immer weiter! Wer selbständig denken kann, ziehe daraus die Folgerung auf Frankreichs Hoffnung oder Absicht. Mag diese Absicht auch nur dem kleineren Theil als bewußtes Ziel vorschweben, als Wunsch ruht sie im Herzen jedes Franzosen.

Bereits ist Deutschland gezwungen, zur ausreichenden Abwehr seine Armee zu verstärken, schleunigst zu verstärken, denn auch Frankreich kann auf die Dauer seine schwere Rüstung nicht tragen. Wenn es sie trotzdem immer noch stärker und schwerer macht, so kann der Beweggrund dazu nur die Aussicht sein, sie demnächst gebrauchen zu müssen, um sie dann nach Erfüllung ihres Zwecks mit einer leichteren Rüstung vertauschen zu können, im glücklichen Fall aber sich die bisherigen Auslagen dafür vom niedergeworfenen Gegner mit Zinsen ersetzen zu lassen.

Die gleiche schwere Rüstung wie Frankreich anzulegen, die uns das entscheidende Uebergewicht geben würde, ist Deutschland nicht gewillt, denn es hat nicht die Absicht, Frankreich irgend Etwas zu entreißen. Aber so weit muß es seine Rüstung stärken, daß Frankreich bei der Unsicherheit des Ausganges eines Kampfes, der mit der Vernichtung eines Theils enden muß, vor gelegentlicher Herbeiführung einer Kraftprobe zurückschreckt.

Nach langen Verhandlungen im Reichstage, die mit gewissenhafter Treue das Feilschen und Bieten polnischer Schacherjuden kopirten, nur nicht so ergötzlich für Zuschauer, wenigstens nicht für deutsche, waren, hat sich herausgestellt, daß der deutsche Patriotismus sich besten Falls und bei gehöriger Animirung bis zu 50 und einigen Millionen aufschwingen würde, — mit dem stillen Vorbehalt, noch um einige tausend Mark billiger abkommen zu können.

Wie ist dieser Reichthum am Zweckmäßigsten zu verwenden?

Die Regirung hat ihre Ansicht darüber in der von ihr eingebrachten Vorlage niedergelegt. Die Nothwendigkeit der geforderten Geldopfer ist im Parlament theils ganz, theils in der verlangten Höhe bestritten und nur von dem kleineren Theil anerkannt worden, so daß das Volk nun direkt um seine Meinung darüber befragt wird. Wie diese ausfallen wird, ist noch nicht abzusehen.

Aus ganz anderen, fast entgegengesetzten Gründen ist das Urtheil vieler höherer Offiziere über die Vorlage keineswegs ein begeistertes

Hosted by Google

oder einstimmiges. Viele, sehr viele sehen in der durch die Vorlage eingeräumten Herabsetzung der aktiven Dienstzeit für die Fußtruppen auf 2 Jahre, die, mag sie dem Anschein nach auch nur eine provisorische sein, zweifellos nach dem Versuch in eine definitive übergehen wird, eine Schädigung an der Kriegsbrauchbarkeit der Truppen, eine Schädigung, die durch keine anderen Vortheile, die die Vorlage bringen will, jemals genügend ausgeglichen werden kann. Auch über die Bedeutung dieser Vortheile an sich sind ihre Ansichten sehr getheilt, je nachdem sie in ihr nur den Anfang eines weiter zu führenden Ausbaues in der Sicherstellung größerer und schnellerer Kriegsbereitschaft, oder einen Reformabschluß auf absehbare Zeit erblicken. Im zweiten Fall, der nach unseren innerpolitischen Verhältnissen wohl als der einzig zutreffende angesehen werden muß, gehen die Wünsche der Meisten dahin, daß für die Hebung der kriegerischen Qualität der Armee, zumal wenn sie noch durch Herabsetzung der Dienstzeit geschmälert wird, in viel umfassenderer und energischerer Weise vorgesorgt werden möge, als es geschehen ist.

Nach dieser Richtung verlangt die Vorlage so wenig, daß man fast zu der Annahme gezwungen wird, dieser Ausbau wäre einer zweiten, in nicht zu ferner Zeit zu erwartenden Vorlage vorbehalten worden. Da solche Hoffnung aber durchaus keine Aussicht auf Verwirklichung in naher Zukunft hat, ist man gezwungen, über die größere Wichtigkeit der Hebung der Quantität oder der Qualität der Armee sich zu entscheiden, und diese Entscheidung ist bei vielen Sachkundigen, im Widerspruch zu dem Standpunkt der Regirungvorlage, für die Qualität ausgefallen.

Die Vorlage ist zu weit ausschauend, sie erreicht ihren vollen Zweck erst nach mehr als 20 Jahren. Wer wollte aber damit rechnen, daß Frankreich seine erdrückende Rüstung so lange tragen wolle oder könne? Geht nicht alle Wahrscheinlichkeit dahin, daß eine Entscheidung, sei es eine blutige oder eine friedliche, in viel kürzerer Zeit eintreten muß? Und wenn das auch nicht der Fall sein sollte, wie wird es denn nach 20 Jahren stehen, wenn Frankreich bis dahin wirklich seine Rüstung weiterschleppt und Deutschland es bei der gegenwärtig geplanten Reform bewenden lassen muß? Dann wird Deutschland ein paar Hunderttausend uniformirte Menschen mehr haben als Frankreich, die militärische Güte beider Armeen wird aber sehr zu Gunsten Frankreichs verschoben sein.

Das auszusprechen ist bitter, aber nur billiger oder falscher Patriotismus kann es, in Befolgung der Vogel-Strauß-Politik, bestreiten.

Jedenfalls müssen wir uns doch auch auf eine nähere, vielleicht nahe Entscheidung vorbereiten. Wie nahe Frankreichs Hoffnung dieser Zeitpunkt scheinen mag, dafür spricht lauter als alles Andere das vorsichtige Schweigen,

Hosted by Google

mit dem es den Kampf um die Militärvorlage in Deutschland beobachtet und womit es eine Entsagung ausübt, die vielleicht das schwerste Opfer ist, das der Patriotismus ihm seit 20 Jahren auferlegt. Um so mehr erwächst uns die Pflicht, die erreichbaren Mittel zu einer Verstärkung unserer militärischen Kraft dort zunächst zu verwenden, wo die Armee der Stärkung am Dringendsten bedarf. Das scheint Vielen vor der Vermehrung der Kopfzahl die Hebung der Kriegsbereitschaft zu sein.

Die Ueberlegenheit an Zahl ist nicht zu verachten, aber auch nicht zu überschätzen. Auch früher schon ist das Glück nicht immer bei den großen Bataillonen gewesen, wo noch bei den aus Zehn- oder Hunderttausenden bestehenden Heeren ein Mehr oder Weniger von wenigen Tausenden ein ganz anderes Gewicht in die Wagschale warf, als es jetzt bei den Millionenheeren ein paar hunderttausend Mann thun können. Es muß sich überhaupt noch erst zeigen, ob die Leitung von Millionen nicht eine zu schwere Aufgabe selbst für das größte militärische Genie ist. Schon Goltz Pascha wirft in seinem Buch „Das Volk in Waffen" mit Recht die Frage auf, ob nicht in Zukunft ein wirkliches Genie mit einer kleineren, aber aus besonders kriegstüchtigen Soldaten bestehenden Armee die ungefügen Massenkolosse zerschmettern und sie zwingen wird, an ihrer eigenen Unbehilflichkeit zu Grunde zu gehen.

Erst mit dem Wehrgesetz von 1889 hat Frankreich, unter heftigem Widerspruch des Senats und der Generalität, die darin eine bedenkliche Verschlechterung der militärischen Qualität sahen, die aktive Dienstzeit von 5 auf 3 Jahre herabgesetzt, dafür aber alle bis dahin noch zugelassen gewesenen gesetzlichen Befreiungen vom Dienst aufgehoben und gleichzeitig die Wehrsteuer*) eingeführt. Nach einer Dienstzeit von einem Jahr dürfen nur entlassen werden: a) Unentbehrliche Familienernährer. b) Geistliche und Lehrer höherer Schulen, die im Kriege für Sanität- und Samariterdienste bestimmt sind; c) Schüler weniger bestimmter höherer Lehranstalten

*) Der auf 30 Millionen Francs geschätzte jährliche Ertrag dieser Steuer ist dem Kriegsministerium, wie es scheint, als reine Liebesgabe überwiesen zu unvorhergesehenen wünschenswerthen Ausgaben für die Armee, doch mit der Bestimmung, daß daraus die reichen Kapitulantenprämien und Zulagen für die Unteroffiziere zu bestreiten sind, die nach 15 Jahren fast die Höhe von 8000 Frcs. erreicht haben. Frankreich, das bisher Mangel an Kapitulanten hatte, hat jetzt infolge dieser reichen Dotirung Ueberfluß an tüchtigen Unteroffizieren von guter Schulbildung und besserem Herkommen. — Eine nach französischem Vorbild in Deutschland eingeführte Wehrsteuer würde, da sie viel zahlreichere Persönlichkeiten trifft, die Mehrkosten der Regirungvorlage und wohl noch mehr aufbringen. In allen Staaten, wo sie besteht, wird sie als die gerechteste Steuer empfunden und willig getragen.

Hosted by Google

(die früheren Einjährig-Freiwilligen, die aber kaum den 6. Theil ihrer deutschen Genossen ausmachten); doch können sie bei ungenügender Ausbildung ein zweites Jahr zurückbehalten werden. Die Gesammtsumme aller Einjährigen darf nicht 5 Prozent des Jahreskontingents übersteigen. Der Wehrsteuer sind außer den körperlich wirklich Dienstuntauglichen auch alle Einjährigen unterworfen; die unter c) Erwähnten zahlen außerdem noch 1500 Francs an die Militärkasse.

Damit ist in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht im buchstäblichen, die dreijährige Dienstzeit in kaum weniger strengem Wortsinne durchgeführt. Das hat zur Folge, daß die französischen Reserve- und Territorialtruppen sich dereinst zusammensetzen werden: zu 95 Prozent aus Mannschaften von dreijähriger und zu 5 Prozent aus Mannschaften von einjähriger aktiver Dienstzeit.

Die entsprechenden deutschen Kategorien (Reserve- und Landwehrtruppen) würden sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen (auf die Fußtruppen berechnet) zusammensetzen aus etwa: 30 Prozent von dreijähriger, 20 Prozent von durchschnittlich 2½jähriger (wieder eingezogene Dispositionsurlauber) 30 Prozent von zweijähriger (volle Dispositionsurlauber) und 20 Prozent von einjähriger bis herunter zu sechswöchentlicher aktiver Dienstzeit (Einjährig-Freiwillige, Reklamirte, Ersatz-Reservisten, Schullehrer).

Der sich schon hieraus für Deutschland ergebende ungünstige Qualitätunterschied würde sich nach Einführung der zweijährigen Dienstzeit, selbst wenn die Ersatzreserven durch Vermehrung des Kontingents ersetzt würden, noch erheblich vergrößern. Es würden dann den französischen 95 Prozent Drei- und 5 Prozent Einjährigen auf deutscher Seite gegenüberstehen etwa 90 Prozent Zwei- und 10 Prozent Einjährige ꝛc.

Das muß einen solchen Unterschied in der Kriegstüchtigkeit der älteren Truppen im Allgemeinen, in ihrer schnellen Kriegsbrauchbarkeit im Besonderen ergeben, daß erfahrene Offiziere mit größtem Recht die völlige Preisgabe der dreijährigen Dienstzeit perhorresziren, — wenn ihnen auch durch ihre Stellung Zurückhaltung in ihrem Urtheil zur Pflicht wird.

Unsere Civilstrategen, zumal wenn sie gar nicht Soldat gewesen sind, behaupten mit dem vollen Brustton der Ueberzeugung, daß eine zweijährige Dienstzeit für jeden militärischen Zweck ausreichend sei, und in dem Gefühl ihrer Unverantwortlichkeit, in der Sicherheit ihres dilettantischen Besserwissens, erklären sie den Widerspruch gewissenhafter Fachmänner für kleinliche Pedanterie, Eigensinn und militärische Unersättlichkeit. Leider können sich die Fanatiker der abgekürzten Dienstzeit mit einem Schein von Berechtigung darauf berufen, daß die zweijährige Dienstzeit auch unter Offizieren Anhänger hat. Sie übersehen dabei nur, daß diese Anhänger aus

Hosted by Google

der Noth eine Tugend machen. Darüber, daß drei Jahre aktiver Dienstzeit dem Soldaten eine viel größere Sicherheit verleihen, die ihn namentlich für weit längere Zeit kriegsbrauchbar erhält, als zwei Jahre das thun können, giebt es nicht die geringste Meinungverschiedenheit unter allen Fachleuten. Es ist nichts als Resignation, wenn ein Theil von ihnen die Aussichtlosigkeit einer strengeren Durchführung der dreijährigen Dienstzeit bei der volkswirthschaftlichen Lage erkennend, für die Fußtruppen die zweijährige befürwortet. Aber auch das geschieht nur unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß die Armee für dieses schwere Opfer nach anderer Richtung hinreichend entschädigt wird. Freilich sehen die Wenigsten eine selbst ungeschmälerte Annahme der Regirungvorlage für einen wirklich hinreichenden Ausgleich an. Jetzt weniger als je vorher. Dem schlichten Fachverstand scheint es, daß die zweijährige Dienstzeit eher noch vor Jahren, wo wir ein unbestrittenes Uebergewicht an Zahl und Formation über den voraussichtlichen Zukunftgegner besaßen, zulässig gewesen wäre, als jetzt, wo das Verhältniß sich zu unsern Ungunsten verschoben hat.

Der Werthunterschied der einzelnen Jahrgänge springt in der aktiven Truppe nicht so sehr in die Augen. Desto schroffer tritt es bei den älteren Jahrgängen der Reserve und bei der Landwehr hervor, ob der Einzelne 1, 2 oder 3 Jahre bei der Fahne gedient hat (ganz zu schweigen von den Ersatzreservisten, deren unvollkommene Dienstfertigkeit noch das Geringste ist, was den allgemeinen Werth der Truppe, in der sie stecken, herabsetzt).

Eine schlagendere Rechtfertigung für die Anhänger der längeren Dienstzeit ist gar nicht denkbar. Selbst solche Leute, die wegen mangelhafter Ausbildung 3 Jahre bei der Fahne geblieben sind, übertreffen meist bei späteren Uebungen und Einziehungen an sicherem Auftreten und überhaupt an soldatischen Eigenschaften die einst wegen guter Ausbildung und Führung nach 2 Jahren entlassenen Kameraden. Man kann geradezu sagen, daß die militärische Brauchbarkeit des Reservisten u. s. w. mit jedem weiteren Jahr in geometrischer Progression zu der Kürze seiner aktiven Dienstzeit abnimmt, wogegen die Schnelligkeit der Widergewinnung seiner Brauchbarkeit in dem selben Verhältniß zu der Länge dieser Dienstzeit zunimmt.

Diese nicht abzuleugnende Erscheinung beweist unwiderleglich, daß Jemand in 2, sogar in 1 Jahre zu einem momentan sehr guten und brauchbaren Soldaten ausgebildet werden kann, daß aber zum längeren Festsitzen und Vorhalten des Gelernten ein gewisser längerer Zeitraum erforderlich ist, der die mechanische Gewohnheit zu ihrem Recht kommen läßt.

Wenn daher die Militärvorlage die zweijährige Dienstzeit zuläßt, so bleibt das ein bedenkliches Wagniß; es könnte sich aber leicht noch als Schlimmeres herausstellen, wenn die Regirung zur Erreichung des augen-

Hosted by Google

blicklichen Zwecks sich binden ließe. Es mag sein, daß das Uebergewicht, das Frankreich vor Deutschland aus der längeren Dienstzeit gewinnt, bei den aktiven Armeen beider durch andere Umstände ausgeglichen wird, die wir zu unsern Gunsten anzunehmen, uns für berechtigt halten, vor deren Ueberschätzung jedoch ein mehr aus dem Herzen als aus klarer Einsicht kommender Patriotismus zu warnen ist. Um so gewisser wird aber dieser Qualitätunterschied bei den aus älteren Jahrgängen bestehenden Reservetruppen sich geltend machen, wenn wir nicht die Kriegs- und Schlagfertigkeit unserer Neuformationen ausreichend heben und sicher stellen.

Daß die Regirungvorlage um der Erreichung einer möglichst hohen Zahl willen diese Rücksichten zu stiefmütterlich behandelt hat, ist schwer zu leugnen, denn schon ihre Ausgleichsforderung nach dieser Seite bleibt weit hinter den einschlägigen Maßregeln zurück, die Frankreich sich durch die Cadresgesetze von 1875 und 1889 gesichert hat und die es noch im laufenden Jahr durch ein neues Cadresgesetz zu erweitern im Begriff steht. An dessen Bewilligung ist schon deswegen nicht zu zweifeln, weil die Forderungen der Regirung (nicht zum ersten Mal) von den Anerbietungen der Kommissionen bei den Vorberathungen über den Entwurf bereits übertroffen sind.

Frankreich hat im Frieden nicht blos eine erheblich größere Anzahl von Batterien und Bataillonen als Deutschland, es hat auch, was weit wesentlicher ist, umfassende und umsichtige Vorkehrungen für die schnellere Kriegsbereitschaft und Kriegsbrauchbarkeit aller bei einer Mobilmachung aufzustellenden und wie die aktive Armee sofort als Kampftruppen zu verwendenden Neuformationen getroffen. Die wichtigsten sind:

Es hat 1038 Munitionswagen bespannt; (Deutschland 91).

Es hat die Stämme für 145 vierte Bataillone zu 1 Major, 4 Hauptleuten, 4 Lieutenants, 72 Unteroffizieren bereit. (Dem gegenüber verlangt Deutschland als Stämme für Neuformationen 173 Halbbataillone).

Es hat für alle Waffengattungen einen weit höheren Etat an Stabsoffizieren als Deutschland.

Es hat für jede Escadron und Batterie 2 Hauptleute, für jedes Infanterie-Regiment von 12 Compagnien bisher 16 Hauptleute, und erhält durch das neue Cadresgesetz von nun ab auch für jede Compagnie 2 Hauptleute. (Deutschland hat für jede Compagnie, Escadron und Batterie 1 Hauptmann).

Dem gegenüber müssen die ausgleichenden Forderungen der Regirungvorlage weniger als bescheiden genannt werden, und doch sind schon gerade sie beim Tauschhandel mit der Volksvertretung bezüglich der Artillerie ermäßigt worden.

Hosted by Google

Frankreich hat sich durch die aufgezählten Vorkehrungen für den Kriegsfall die Rahmen für die zur Verdoppelung der aktiven Armee erforderlichen Neuformationen sicher gestellt. Deutschland verdoppelt gleichfalls durch Neuformationen seine Armee. Fällt jedoch schon durch die längere und gleichmäßigere Ausbildung das qualitative Uebergewicht den französischen Neuformationen zu, so wird es noch vermehrfacht durch die bedenkliche Verschiedenheit in der Festigkeit der den Neuformationen auf beiden Seiten verliehenen Rahmen.

Frankreich besetzt alle Stäbe und Truppeneinheiten bis herunter zu den Compagnien, Escadrons und Batterien, sowohl in der aktiven wie in der Reserve-Armee, mit erfahrenen und geübten Berufsoffizieren, und neben manchen andern Vortheilen kann es auch den kleinsten Einheiten verhältnißmäßig viele Berufsunteroffiziere zutheilen. Deutschland ist nicht in dieser glücklichen Lage. Es ist gezwungen, um so viel, als es den Rahmen der Reserve-Truppen durch Berufsoffiziere u. s. w. verstärken will, die aktive Armee zu schwächen. So werden beide ungenügend ausgerüstet. Von der Festigkeit der den Truppen verliehenen Rahmen hängt jedoch in erster Reihe die Brauchbarkeit der Truppen zur schnellen und aussichtsvollen kriegerischen Verwendung ab. Die unstreitig solider organisirten französischen Neuformationen können ohne viel Bedenken sofort beim Entscheidungkampf verwendet werden; für die deutschen weniger gut organisirten Reserve- und jüngeren Landwehr-Bataillone wäre ein Zeitaufschub zu ihrer „Reaktivirung" d. h. für die Wiedergewinnung der kriegerischen Sicherheit und Gewandtheit mindestens wünschenswerth, ist aber bei der modernen intensiven Kriegführung kaum zu erwarten.

Aus der unverschleierten Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse dürfte hervorgehen, daß der stille oder laute Wunsch vieler Militärs nicht so unberechtigt ist, wenn er dahin geht: die für eine Reform der Armee nur irgend erreichbaren Mittel ganz oder in erster Reihe auf die Hebung der schnelleren Kriegsbereitschaft unserer Armee nach französischem Vorbilde zu verwenden.

Dadurch würde auch zugleich eine bedeutende Vermehrung der Anzahl der zum Entscheidungkampf verwendbaren Streiter erreicht werden, während bei der ängstlichen Fürsorge um die bloße Kopfzahl auf Kosten der Solidität der Schlachttruppen nur die großen Haufen vermehrt werden.

Hannover. Major C. Tottleben.

Hosted by Google

Fremde Arbeit.

In der letzten englischen Parlamentssitzung vor der Einbringung der Home Rule Bill ist eine Frage — verhandelt, kann man kaum sagen — berührt worden, von deren Lösung die gesammten englischen Gewerkvereinkreise Großes erwartet hatten, und über deren Beiseiteschiebung heute große Enttäuschung herrscht: die Frage der Ausschließung fremder Arbeiter vom Arbeitangebot in dem Vereinigten Königreich, bezw. der Einschränkung fremden Angebotes auf dem englischen Arbeitmarkt. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas bestehen schon lange ähnliche Bestimmungen, und erst kürzlich sind sie unter Choleravorwänden verschärft worden. Die „Zukunft" hat bereits zweimal darauf hingewiesen, ohne daß jedoch der wirklichen Bedeutung der Frage völlig Gerechtigkeit geschehen wäre. Darum möge ein weiteres Wort gestattet sein.

Der Zweck und die Wirkung eines jeden Schutzzolles ist, den Werth des Produktes über den Konkurrenzwerth zu heben. Dadurch nützt er unter den heutigen Verhältnissen dem Kapitalisten und dem Arbeiter. Jenem erhöht er den Kapitalzins, diesem den Lohn. In weiten Kreisen ist nun aber heute die Anschauung verbreitet, daß es kein besonderes Verdienst sei, Kapital zu besitzen, und in Folge dessen auch der Kapitalist nicht auf Kosten der Käufer seiner Produkte Bereicherung verdiente. Eine Maßnahme, die den Lohn des Arbeiters allein höbe, wäre weiten Kreisen viel sympathischer. Und in der That giebt es eine solche Maßnahme, eben die Ausschließung fremder Arbeiter vom eigenen Arbeitmarkt.

Es zeigt nur wenig Vertrautheit mit der sozialen Zeitgeschichte, diese Idee als die Narrheit einiger fremdenhetzerischer Yankees, die den Arbeitern Sand in die Augen streuen, um sie dann durch das Kapital auszubeuten, oder als Absperrungsüchteleien aus amerikanischem Hochmuth darzustellen. Alle Kulturländer Europas kennen diese Idee ebenfalls, und vielleicht ist sie der Ausgangspunkt einer Bevölkerungpolitik, einer Volkspolitik, die der Schutzzollbewegung dereinst noch den Rang ablaufen wird. In jedem Falle aber ist sie eine so ernste Frage, daß sie sich mit einem Achselzucken nicht abthun läßt.

Hosted by Google

Es ist wahr, Amerika steht darin voran, aber es steht darin nicht allein.

Die Vereinigten Staaten haben schon längst der chinesischen Einwanderung einen Damm vorgezogen, und mit Erfolg. Seit Jahren verhindern sie die Landung der niedrigsten Sorte von Zwischendeckspassagieren auf dem Wege der Exekution und zwingen die Schifffahrtgesellschaften, sie nach England zurückzubringen. Noch immer sendet zwar England alljährlich auf Staatskosten viele Schiffsladungen heruntergekommenen Gesindels nach Kanada, von wo es sich nach dem Reiche des Sternenbanners hineinschmuggelt. Aber auch dagegen hat man dort thatkräftige Maßregeln ergriffen. Die zahlreichen Rücktransporte russischer Juden sind noch in frischer Erinnerung. Und wer will es dem machtvollsten Staatssysteme der Erde wehren, sich so gegen den Schmutz zu schützen, den andere vor die Thüre kehren? Von internationalem Gastrecht zu reden, ist freilich billig. Namentlich wenn daheim die Verhältnisse so wenig lockend sind, daß man selbst Fremde nicht zu beherbergen braucht, ja sogar die eigenen Nörgler fortschickt.

Vor einem Jahrhundert rief Thomas Robert Malthus den Arbeitern seines Landes zu, sie sollten weniger Kinder zeugen, um durch Verringerung des Angebotes von Arbeit deren Preis hinaufzuschrauben. Auf diesen Ruf hat man ein halbes Jahrhundert später in Frankreich gehört, in England nicht. Aber heute, wo die University Extension hier mit einer geradezu an Starrköpfigkeit grenzenden Beharrlichkeit nationalökonomische Bildung in Arbeiterkreise trägt, weiß man recht gut, daß man die Löhne nur durch Steigerung der Nachfrage nach Arbeit oder durch Niedrigerhaltung des Angebotes von Arbeitkräften steigern kann. Malthus hatte den Konkurrenzkampf der Völker in seiner Rechnung vergessen. Er hatte noch nicht daran gedacht, daß, sobald die Löhne in Großbritannien in Folge des Mangels an Arbeitkräften stark steigen würden, sofort eine starke Einwanderung von außen beginnen müsse. Er konnte das übersehen, weil er in seiner Furcht vor Uebervölkerung mit absoluter Dichte statt mit relativer rechnete. Heute ist man sich darüber in den nationalsozialistischen Trade Unions absolut klar, und man kehrt die Sache um: die eigene Kinderzeugung nicht einschränken — aber fremde Arbeit fern halten vom eigenen Arbeitmarkte. In den Vereinigten Staaten liegen die Verhältnisse genau so. Aus jeder Bildung, die der Mensch aufnimmt, zieht er nun einmal mit merkwürdiger Leichtigkeit und Sicherheit immer zuerst die Folgerungen, die ihm Nutzen schaffen.

In Großbritannien und den Vereinigten Staaten hat die Bewegung einen ernsten nationalökonomischen Hintergrund. Anderwärts fehlt

Hosted by Google

dieser noch, aber die Bewegung ist auch da, auch auf dem Festland von Europa.

Eben treibt Rußland seine fremden Arbeiter aus, die sich zum Theil seit 4 Jahrhunderten in seinen Grenzen ihr Brot verdient haben, ohne sich darum der slavischen Rasse zu assimiliren, seine fremden Arbeiter, die namentlich im Kleinhandel an Fleiß und Begabung den eingeborenen Russen überlegen waren. Und nicht blos seine Juden. Die Deutschen der Ostseeprovinzen wissen ebenfalls davon zu erzählen, wie man ihnen heute die Arbeit verweigert, die seit Jahrhunderten in den Händen ihres Stammes gelegen hat, und sie durch stetige Einschränkung ihres Arbeitsfeldes, ihres Verdienstfeldes, langsam, aber tötlich sicher aus dem Lande treibt.

In Deutschland sind die italienischen Erdarbeiter von den großen Eisenbahnbauten der letzten Jahrzehnte in der Tagearbeiterbevölkerung des offenen Landes noch in guter Erinnerung. Der sächsische Dienstknecht ballt in der Tasche die Hand gegen den Polen, der ihm durch Unterbietung seine Stelle abgenommen hat oder auf seinen Lohn drückt. Auf den großen Rübengütern Thüringens und der Provinz Sachsen, wo mit jedem Frühling ganze Schübe von Polinnen ankommen, um mit dem Herbst wieder zu gehen, ist die Stimmung seitens der deutschen Mägde keine andere. Die Ausländerinnen sind billiger; sie machen namentlich geradezu lächerlich bescheidene Ansprüche auf die Ernährung; darum müssen ihnen die deutschen Dorfmädchen weichen. Wer einmal auf einem böhmischen, auf einem niederösterreichischen Gute gelebt hat, der weiß, daß dort der eingewanderte Slave den Deutschen allüberall unterbietet und ihn von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf zurückdrängt. Dort ists ein Grenzkampf.

Das sind nur Stimmungen. Und überall hier handelt es sich um private Arbeit. Bei öffentlichen Arbeiten ist man schon einen Schritt weiter. Hier fängt man an, der Billigkeitfrage zum Trotz, inländische Arbeiter auf Kosten ausländischer zu bevorzugen. Vier kurze Beispiele. Die Königliche Kanalbaukommission in Kiel giebt deutschen Arbeitern bei sonst gleichen Eigenschaften und Leistungen offiziell den Vorzug vor ausländischen. Was in einem solchen Falle „bei sonst gleichen Eigenschaften und Leistungen“ heißt, ist ja selbstverständlich.

In der Schweiz geht man noch weiter. Während allerdings der Große Rath von Basel 1892 das grundsätzliche Abweisen fremder Arbeiter abgelehnt hat, hat das eidgenössische Kriegskommissariat im Anfang des selben Jahres eine Lieferung unter der Bedingung vergeben, das vorzugsweise einheimische Arbeiter beschäftigt würden.

Gleichzeitig lief bei dem österreichischen Abgeordnetenhause der

Hosted by Google

Antrag ein, von dem Bau der Wiener Stadtbahn fremde Arbeiter und Lieferanten völlig auszuschließen, wurde jedoch abgelehnt.

In Paris ist das bereits Praxis. Bei Postgebäuden und Kasernen werden überhaupt nur französische Arbeiter verwendet, aber auch bei anderen städtischen Arbeiten dürfen seit 1888 nur noch ein Zehntel fremder Arbeiter beschäftigt werden. Diese Verfügung des Kommunalraths gab seinerzeit zu heftigen Preßdebatten Anlaß, da der Ministerrath sie für ungiltig erklärte. Dieser Erklärung zum Trotz ist sie 1890 erneuert worden und ist — da die Anstellung der Arbeiter in den Händen von Personen liegt, die von dem Kommunalrath abhängig sind —, thatsächlich die Praxis, selbst über jenes den Fremden reservirte Zehntel hinaus.

Erst ganz kürzlich hat die französische Arbeiterpartei die Frage abermals vor die Kammer gebracht. Am 6. Mai wurden dort darauf bezügliche Anträge verhandelt. Der Antrag des Abgeordneten Jourde, der den Unternehmern von Staats-, Departements-, und Kommunalarbeiten verbot, überhaupt fremde Arbeiter zu beschäftigen, und allen übrigen Arbeitgebern die Verpflichtung auferlegte, den Fremden keine niedrigeren Löhne zu zahlen als den Heimischen, wurde abgelehnt. Eben so der Antrag, daß die Unternehmer für jeden bei ihnen beschäftigten fremden Arbeiter eine Steuer zu zahlen hätten. Eine neue Beschränkung ist der Arbeit aber doch aus jenen Verhandlungen erwachsen: fortan bedarf es für jeden fremden Arbeiter in Frankreich einer besonderen polizeilichen Meldung. Auf der Unterlassung steht Geldstrafe. Damit ist der Polizei eine Aufsicht in die Hand gegeben, die doch wohl über kurz oder lang ihre eigenthümlichen Früchte tragen wird.

Und doch ist weder in Deutschland, Oesterreich noch der Schweiz die Arbeit sehr produktiv, und doch bestehen mindestens für deutsche Arbeiter die für uns hier und auch praktisch vor Allem in Betracht kommen, so viele Hemmnisse in Frankreich, daß die Einwanderung von Arbeitkräften trotz der großen Produktivität der Arbeit dort sehr eingeschränkt wird. Italien und Skandinavien führen selbst so viele Arbeiter aus, daß sie hier außer Betracht fallen.

Am Bedeutsamsten ist die Frage offenbar für Großbritannien, wo die Arbeit noch produktiver ist als in Frankreich, wo keinerlei Einwanderungsschwierigkeiten bestehen, keine allgemeine Dienstpflicht abschreckt, wo die Naturalisirung noch ein Ehrenrecht ist, das man erst nach fünfjährigem Aufenthalt im Lande erwerben kann, wo der Freihandel alle einfachen Lebensmittel, namentlich das Brot und alle Sorten Konservenfleisch, spottbillig erhält, und wo sich allen Verfolgten und Ausgestoßenen jeder Abstammung und jedes Glaubens immer eine Zufluchtstätte geboten hat.

Ueber die Anzahl der Fremden in dem Vereinigten Königreich fehlen

Hosted by Google

zwar zuverlässige Statistiken. Naturalisirte und nichtnaturalisirte Fremde zusammen soll es gegen 3 Millionen geben — in einer Bevölkerung von 38 Millionen! Darunter soll eine halbe Million noch nicht naturalisirter Deutscher sein. London allein soll 150 000 Deutsche bergen, also soviel wie Königsberg, Altona oder Düsseldorf. Jede der größeren Industriestädte hat ihre 5—10 000 deutschen Arbeiter. Wahrscheinlich sind jedoch die Zahlen höher, da viele ihr Ausländerthum nicht angeben. Ganze Handwerke liegen in deutschen Händen. Nach zuverlässiger Zählung sind mindestens 80 pCt. aller Schneider Ostlondons Deutsche. Im ganzen Lande hält die Zahl der deutschen Kellner den einheimischen so ziemlich die Wage. So gut wie in jedem Barbierladen trifft man deutsche Barbiergehilfen. Unter Schuhmachern und Eisenarbeitern sind eben so zahllose Deutsche.

Noch ärger stellt sich das Verhältniß auf dem früher eigensten Gebiet des Briten, im Seedienst. Die englische Handelsflotte hat 150 000 Mann Mannschaften (ohne Offiziere). Von diesen sind nahezu 30 000 als Fremde gebucht. Dazu kommen namentlich in den südlichen Meeren 24 000 chinesische Heizer und laskarische Matrosen, also Hindus, die, obwohl britische Unterthanen, doch den Männern nordwestgermanischen Stammes schwere Konkurrenz machen und mindestens als Patrioten im Kriegsfall völlig unzuverlässig sind. Da im Kriegsfall der Handelsflotte 16 000 britische Matrosen enthoben werden, so würde sie noch 80 000 Briten neben 54 000 Fremden enthalten, und da immer noch ein Theil Matrosen als Freiwillige in die Kriegsflotte übertritt, würde das Verhältniß der Fremden zu den Briten nahezu 3 : 4 sein. Von den 30 000 als Fremde gebuchten Seeleuten sind ungefähr die Hälfte Deutsche und die Hälfte Skandinaven. Und doch besteht in dieser Hinsicht keine Gefahr. Die weitaus überwiegende Mehrzahl Derer, die dauernd in britischen Diensten bleibt, wird zu guten Briten und kehrt fast nie nach der Heimath zurück. Aber die schwere Konkurrenz, die sie der britischen Arbeit machen, bleibt darum doch bestehen, und der durch das große Angebot von Arbeitkraft erzeugte Druck auf die Löhne auch. Wenn sich die Seamen's Union dagegen zu wehren sucht, kann man ihr das nicht verdenken, zumal die Fremden meist, wenigstens anfangs, zu wenig Gemeinsinn oder „Klassenbewußtsein" haben, um sich der Trade Union anzuschließen und mit ihr den Lohnkampf zu kämpfen. In den Jahren 1889 und 1890 hat die Seamen's Union denn auch durch allerhand Machinationen nach der eigenen Aussage ihres Leiters fünftausend fremde Seeleute von der britischen Handelsflotte ferngehalten. Die Trade Unions im Allgemeinen haben den foreign workmen den Krieg angekündigt, und schon unter der letzten konservativen Regirung die Einsetzung

Hosted by Google

eines Untersuchungscomités erreicht. Aber dieses Comité kam bereits 1888 zu dem Schlusse, daß augenblicklich keinerlei Nothwendigkeit vorliege, die Gesetzgebung hierfür in Anspruch zu nehmen, während das jedoch in Zukunft wohl der Fall sein könne. Dieses Urtheil stützte sich vor Allem darauf, daß sich bei näherer Betrachtung die Behauptung, zahlreiche heruntergekommene Ausländer, die so einwanderten, fielen der Armenpflege zur Last, als völlig unhaltbar erwies. 1887 waren von 826 Unterstützten nur 23 Ausländer. 1892 war das Ergebniß noch günstiger. Von 843 waren es nur 18. Jeder Gewerkvereinskongreß hat sich seitdem gegen die Einwanderung fremder Arbeitkräfte ausgesprochen, und im letzten Herbst hat derjenige in Glasgow die Forderung einer Einschränkung solcher Einwanderung seinen Parlamentsvertretern wieder ans Herz gelegt, und in Mr. Jennings hatte die Bewegung einen rüstigen Vorkämpfer. Allgemein erwartete man jetzt einen Act of Parliament in dieser Richtung, um so mehr, als man die Frage als reine Angelegenheit der arbeitenden Klassen zu behandeln begonnen hatte, die mit Parteipolitik nichts zu thun habe. Da starb Jennings, und James Lowther, das Haupt der Schutzzöllner, nahm die Sache in die Hand. Ein anderer Unglücksfall kam dazu: am Vorabend der Einbringung der Home Rule Bill kam die Sache zur Verhandlung, und leider beging ihr Vertreter auch noch den Fehler, ohne jede genügende Grundlage sich gegen die Zulassung von heruntergekommenen Ausländern (alien destitutes) zu wenden. So wurde der Antrag, die Regirung um die Vorlage eines Gesetzentwurfes zu ersuchen, nach kurzer Debatte mit einer Mehrheit von über hundert Stimmen abgelehnt.

Damit ist eine Bewegung, die sich auf die Wahrnehmung der Interessen eines so großen Bruchtheiles der Bevölkerung gründet, nicht totgemacht. Sie wird sich wieder und immer wieder melden, und meldete sich eben wieder in dem Strike der Dockarbeiter in Hull. Und bald nicht nur mehr jenseits des Kanals. Anfänge zu ihr sind ja, wie bemerkt, in allen Ländern des Kontinents vorhanden. Deutschland allerdings, das selbst einen so hohen Bevölkerungüberschuß produzirt, den es nicht ernähren kann, ist dadurch wie durch seine allgemeine Dienstpflicht geschützt. Aber ist es nicht allein schon der Zweihunderttausend wegen, die jedes Jahr das Reich auf Nimmerwiedersehen verlassen, genügend an jenen Fragen interessirt?

Der Weltverkehr hat die Wanderstraßen von Land zu Land, die Seepfade von Erdtheil zu Erdtheil belebt, hat die Angehörigen verschiedener Völker einander näher gebracht — wie nun, wenn die einzelnen Nationen jetzt begönnen, magische Zirkel um sich zu ziehen in Gestalt einer chine-

Hosted by Google

sischen Mauer von Grenzsperrgesetzen? Eine ganz neue Epoche im Völkerleben müßte damit anbrechen. Mit den Völkerbewegungen des Mittelalters verglichen, haben wir schon heute kuriose Zustände. Als damals der deutsche Stamm sich an Zahl stark ausdehnte, warf er in jahrhundertelangen Kämpfen, nachdem im Südwesten seine Volkskraft an den Felsen maurischer Heere abgebrandet war, die Slaven von der Saale bis hinter die Weichsel zurück. Er gewann sich mit der Pflugschar den Boden und behauptete ihn damit, als kein Schwert von Ordensrittern ihn mehr zu behaupten im Stande war. Und heute? Dehnt sich heute das Volk aus, das an Zahl der Arbeiter zunimmt? Nach rechts und nach links? Heute erweitern Diejenigen, die das alte Land nicht mehr ernähren kann, nicht seine Grenzen, sondern man sendet sie übers Meer, in andere Erdtheile, damit sie sich dort zersplittern und als Stammesangehörige zu Grunde gehen.

Und wenn nun alle Länder der Erde ihnen eines Tages ihre Thore verschließen werden?

Wird es dahin kommen, oder wird sich früher die Erkenntniß Bahn brechen, daß es unheilvoll für ein Land ist, innerhalb seiner Grenzen der Arbeit einen Monopolpreis über dem Konkurrenzwerthe zu geben? Wird man früher die Bevölkerungzunahme durch Einwanderung da schätzen lernen, wo die Vermehrung der Volkszahl aus eigener Kraft den Fortschritten in der Nahrungproduktion nicht mehr Schritt zu halten vermag wie heute in Frankreich? Wird man endlich lernen, daß es eine Naturunmöglichkeit ist, in den eigenen Grenzen jedem Bürger reichliches Auskommen zu schaffen, während draußen andere Stämme hungern? Die Trade Unions Englands versuchen dies allen Ernstes. Sie sind Nationalsozialisten, die einem Weltsozialismus, der auch Deutsche, Romanen, Kaffern und Dravidas umfaßt, heute ferner stehen als je. Aber sind sie darum weniger Utopisten?

Soll andererseits ein Volk wirklich ruhig zusehen, wenn Fremde kommen und seine Kinder um Arbeit und Brot bringen?

Das nächste Jahrhundert wird auf diese Fragen Antwort geben.

Dr. Alexander Tille.
Dozent an der Universität Glasgow.

Hosted by Google

Eine Unterschrift.

Grunewald, den 30. Mai 1893.

Verehrter Herr Harden!

Zum ersten Mal seit meiner Studentenzeit bin ich bei Etwas betheiligt, das zu den politischen Dingen zu gehören scheint. Ich habe meinen Namen mit unter ein Schriftstück setzen lassen, das in freisinnigen Wählerkreisen für die Militärvorlage agitiren sollte. Ich habe nach dieser Unterschrift manche Ueberraschung erlebt. Zuerst fand ich unter den „Gesinnungsgenossen" zu nicht geringem Schrecken auch Herrn Hirsch Hildesheimer. Sodann erhielt ich von vielen Seiten Briefe, deren wesentlicher Inhalt ein mehr oder weniger höflicher Ausdruck von Verwunderung war. Schmeichelhaft konnte mir dabei nur der immer wiederkehrende Gedanke sein, man hätte mir eine solche Dummheit nicht zugetraut.

Man hat sich also in mir getäuscht. Sie aber, verehrter Herr Harden, würden mich lebhaft verpflichten, wenn Sie dem in die Politik verirrten Kollegen in Ihrem freien Blatte ein Wort der Vertheidigung gestatten wollten. Ich möchte vor Allem gern erklären, daß ich nach wie vor zu keiner der aktiven politischen Parteien gehöre.

Unser Staatsleben beruht offiziell auf Grundlagen, die Fiktionen sind. Die schlimmste dieser Einbildungen ist die Lehre, daß unser Parlament ein gleich bedeutender Faktor sei neben den älteren Gewalten. Und wie der Reichstag darum nur eine Scheinmacht ist, in schlimmeren Jahrgängen eine Dekoration, in besseren eine Hemmung im Werk, so sind die einzelnen Parteien des Reichstags höchstens unselbständige Theile einer komplizirten Maschine, oft unwesentliche Theile. Unser Parlament dient dem herrschenden Manne als Werkzeug. Die einzelnen Parteien sind gar nur Handhaben des Werkzeugs. So kommt ein innerer Widerspruch in alle Aeußerungen der Parteien, in ihre Programme. Sie rufen einander bei Namen von Herrschaften, aber sie sind nur Diener.

An den Konservativen ist es sympathisch, daß wenigstens ihre Thaten dem Volke nicht schmeicheln. Menschenverachtung ist der Ausgangspunkt, absolute Monarchie müßte die Folge sein. Der blöde Haufe muß geknechtet und kommandirt werden. So ein Idealkonservativer wäre nicht übel. Unsere konservative Partei aber lügt dem Volke Sorge für die allgemeine Wohlfahrt vor. Sie fängt mit der Menschenverachtung erst unterhalb des Barons an. Verachtung für den Menschen vom Baron aufwärts empfindet sie nicht und nicht für seine höchst materiellen Wünsche. Das Schlimmste aber ist, daß die konservative Partei nicht einmal so konsequent ist, das absolute Königthum zu verlangen. Sie kompromittirt mit dem

Hosted by Google

Königthum auf Grund einer Verfassung, die sie heimlich bekämpft. Und sie kompromittirt das Königthum, wenn es aufgeklärter Despotismus sein möchte.

Auch die Centrumsleute wären noch angenehme Mitbürger, wenn sie eine ehrliche Partei des Himmels wären. Ihre Grundsätze wären dann schwer zu theilen, aber leicht zu bewundern. An den Galgen mit der Wissenschaft, an den Galgen mit der Kultur, nieder mit dem menschlichen Willen, nieder mit dem menschlichen Streben. Was Gott will und was sein Statthalter in Rom weiß, das muß genügen. Und die Deutschen haben Mönche zu werden, keusch, arm und gehorsam. Das wirkliche Centrum aber ist eine Partei der Erde. Ueberirdisch ist es nur in den Etiquetten seiner Handelswaaren.

Die Nationalliberalen haben das greifbare Erbe der großen Revolution angetreten. Die liberale Idee und das Nationalitätprinzip haben das Bürgerthum hochgehoben. Was vor hundert Jahren in Frankreich allgemein verlangt wurde, das ist für die wohlhabende Minderheit Wirklichkeit geworden. Der reiche Bürger kann seinen Sohn heute als Juristen oder Offizier in die Carriere der Macht führen. Aber ein Verhängniß drängt diese Partei immer wieder dahin, zwischen nationalen und liberalen Ideen wählen zu müssen, die ersten zu ergreifen, sie chauvinistisch zu übertreiben und aus Angst vor der drohenden Barbarei eine Kaste der gegenwärtig Besitzenden zu bilden. Gerade unter den Nationalliberalen sind viele Adelsmenschen, die aber als Partei nur eine bürgerliche Adelspartei abgeben. Der dritte Stand von ehemals ist exklusiv geworden gegen die neuen Schichten.

Die freisinnige Partei umfaßt die neueren Schichten dieses dritten Standes. Sie hat das geistige Erbe der großen Revolution angetreten und es mit dem Erbe der kleinen Revolution von 1848 arrondirt und bewässert. Sie besitzt die schönste Fahne, die des Rechtsstaats. Die freisinnige Partei ist in ihren besten Vertretern unbestechlich bei der Vertheidigung aller sachlichen und persönlichen Rechte. Das Recht selbst aber kennen diese vorzüglichen Juristen nur als echte Römer, als die Nachfolger der Römer von 1789. Es ist die Partei der Rechtsanwälte. Nur daß sie leider, wie auch andere gelehrte Richter, die geschriebenen Paragraphen blos mechanisch anwendet, nicht aber kritisirt. Sie ist eigentlich die wahre konservative Partei. Die Junker wollen zurückerobern. Die Freisinnigen wollen behaupten, was vor fünfzig Jahren erstrebenswerth war und errungen worden ist: die „Errungenschaften". Bis zu den Märztagen und nicht weiter rufen sie eigensinnig und wollen das junge Geschlecht nicht hören, das seitdem mit neuen Wünschen erwachsen ist, — den vierten Stand.

Die Sozialdemokraten sind oder waren bis vor Kurzem dieses junge Geschlecht. Unübertrefflich im Niederreißen, umgekehrte Freimaurer. Sie

Hosted by Google

haben die Arbeit des Liberalismus fortgesetzt und sind dazu gelangt, eine neue große Umwälzung zu fordern. Aber sie sind seitdem eine diplomatische Partei geworden und haben das Lügen gelernt. Nicht nur, daß sie dem Volke von einem Utopien erzählen, sie sind nicht einmal mehr in ihrer Kritik ernsthaft. Das Wort Umwälzung oder Revolution wird vermieden, weil es Stimmen kosten könnte. Die Religion der Arbeiterfrauen und der katholischen Bergleute wird geschont, um Stimmen zu fangen. Stimmen! Das Gelächter Coriolans aus dem Sachsenwalde ist schon zu hören. Die sozialdemokratische Partei wird eines Tages Millionen Stimmen haben, die anderen Parteien gehören.

Die Antisemiten sind wohl keine Partei. Sie sind die Marodeurs der Sozialdemokratie. Bereit zu plündern, aber am Liebsten erst dann, wenn das Plündern erlaubt wird.

Links von den Sozialdemokraten stehen die Anarchisten oder Unabhängigen. Radikale Köpfe, die den Fehler der Sozialisten wohl erkannt haben. Nur daß sie nicht sehen wollen, wie sie die Selbstzersetzung alles politischen Lebens darstellen und in ihrem Individualismus erst dann konsequent wären, wenn sie überhaupt keine Partei schüfen und Keiner mehr den Andern bessern und bekehren wollte.

Wer so denkt, kann keiner Partei zugehören. Aber über dem Denken steht Haß und Liebe. Haß gegen die Geistlichkeiten aller Konfessionen könnte mich verführen, mich jeder Partei zu verschreiben, die Ernst machte mit der alten Voltaireschen oder Lessingschen Aufklärung. Aber auch Liebe, Liebe zu dem schwererrungenen Deutschen Reiche kann für eine Partei werben.

Ich meine natürlich nicht den so beliebten Patriotismus. Der mag eine heroische Schwachheit sein. Ich meine ganz gemein die egoistische Freude an der Schöpfung Bismarcks. Man muß da ganz persönlich zu sprechen wagen. Ich verehre die Franzosen. Ich kann ihre Kunst überall und ihre Literatur in manchen Dingen über die deutsche stellen, ich kann schwärmen für die Dienste, die sie der Menschheit geleistet haben; aber die gesammte französische Kultur darf nicht in Betracht kommen, wenn es sich um Deutschland handelt. Das ist kein Gedanke mehr, sondern eine Leidenschaft. Es ist eben Liebe, eine freie Liebe, die sich nicht als serviler Patriotismus prostituirt und bezahlt macht.

Und wenn nun Männer, die nicht für frivol gelten, laut rufen, Deutschland müsse sich noch stärker waffnen, wenn aus der Opposition gerade die Sachverständigen diese Meinung theilen, dann steht man augenblicklich mit seiner Stimme — man hat eben auch dieses schreckliche Ding, das eine Stimme heißt — möglichst weit links dort, wo die Rüstung bewilligt wird. Und ist man ein armer Teufel, der zu dieser Rüstung so gut wie nichts beitragen kann, so giebt man eben seine Unterschrift.

Hosted by Google

So bin ich denn, zum ersten Male seit meiner Studentenzeit, ins Politisiren gerathen. Und da man damit nicht so leicht aufhören kann, noch Eins. Wir wissen ja Alle, die Rüstung wird Thatsache werden. So oder so. Es wäre aber traurig, wenn plötzlich durch eines der römischen Wunder die katholischen und evangelischen Orthodoxen die Retter des Deutschen Reichs würden. Dreißig Jahre lang war der Kanzler des Volks der Dichter und Denker — der Richter und Lenker Europas. Es wäre zu jämmerlich, wenn die Pfaffen auch nur hoffen dürften, uns wieder zu einem Volke der Wichter und Henker zu machen.

Hätten Sie Lust das abzudrucken? Mit besten Grüßen und in vorzüglicher Hochachtung Ihr Fritz Mauthner.

Antwort.

Verehrter Herr Mauthner,

ich habe Lust, das abzudrucken; erstens, weil es mir Freude macht, Sie vor einer falschen Auffassung Ihres Handelns zu bewahren, dann aber auch, weil Ihre Anschauung mir typisch erscheint für das Denken zahlreicher Menschen, denen die Politik eine quantité négligeable ist und die deshalb auch die Umwandlung unseres Parteiwesens noch nicht bemerkt haben. Seit Ihrer Studentenzeit, schreiben Sie, sind Sie zum ersten Male ins Politisiren gerathen; ich möchte Sie dringend bitten, nun nicht wieder eine so lange Pause eintreten zu lassen. Man verspätet sich sonst leicht und glaubt immer noch, man müsse gegen „Junker und Pfaffen" kämpfen, während ganz andere Frohnherren und Gewissensknechter längst uns bedrohen. Ich glaube, Ihre Charakteristik der Parteien vernachlässigt die wirthschaftlichen Fundamente, auf dem sie beruhen. Sie möchten „möglichst weit links" stehen, „wo die Rüstung bewilligt wird", und Ihre Freunde wundern sich darüber, daß Sie nicht merken, warum dort die Rüstung bewilligt wird, über deren Werth die Meinungen doch erheblich auseinandergehen. Der sozusagen entschiedene Liberalismus haßt das Militär, wie er jede Kraft haßt, der er nicht gebieten kann und die obendrein noch mit feudalen Institutionen zusammenhängt. Aber er giebt seine Entschiedenheit dran und wird „gemäßigt", sobald er hoffen darf, dadurch für seine manchesterlichen Wünsche etwas erreichen und auf indirektem Wege so an sein Ziel kommen zu können. Und hätten Sie Lust, Ihre Thätigkeit in den Dienst humaner Bank- und Börsenpolitiker zu stellen und so zu schreiben, daß die Thiergartenstraße darüber in Entzücken geräth? Ich nicht.

Ihr ergebener
M. H.

Hosted by Google

Aus der Zeit des Cyrus.

Ich hatte das Gefühl, im Zeitstrom zurückgestürzt zu sein, nicht Jahre, sondern Jahrhunderte oder Jahrtausende. Am Ufer eines herrlichen Flusses wachte ich unter Palmen auf; da waren Menschen in einer Tracht, die mein Auge blendete: weiße Mäntel bis zum Knöchel, mit goldenen Franzen und Quasten; rothe Gewänder mit gelben Schärpen und blauen Gehängen, wie ich sie einst bei Hottenroth gesehen hatte.

Ich verfolgte die Männer, wie sie eifrig mit einander verkehrten, lebhaft gestikulirend, bald auch heftig streitend und zankend: es war eine Art von Börse, recht wild und aufgeregt, schließlich sah ich mit staunender Bewunderung, wie einige meiner Helden Thontäfelchen hervorzogen und mit einem Stift darauf kratzten; hernach legten sie sie in die Sonne, offenbar zum Trocknen, standen, gemüthlich plaudernd, ringsherum, nur daß manchmal noch ein lebhaftes Zucken an die vergangene Erregung erinnerte. Dann nahmen sie die Täfelchen zur Hand, und wollten sich entfernen. Ein hastiger Blick auf die eine Tafel hatte mich gelehrt — ich hatte sie ja schon als getrocknetes altes Erbstück im Museum gesehen: „Im ersten Jahre des Cyrus, des Herrn von Babylon und der Länder."

Da faßte ich alle meine Beherztheit zusammen; es war mir, als hätte ich träumend im Babylonischen Riesenfortschritte gemacht: In der Zeit des Cyrus? rief ich. Namenloses Erstaunen, das Volk lief um mich herum und umgab mich; ich hatte eine unangenehme Empfindung, wie man sie hat, wenn eine Menge Einen seltsam betrachtet — schon einmal in meinem Leben hatte ich Aehnliches empfunden, als ich einst in Paris gegen den Rath des Bädeker von der Galerie herab in die unteren Räume der Börse hineingerieth. Der erste Ausdruck der Babylonier war ein namenloses Lachen über mein Aussehen und meine babylonische Aussprache, so etwa, wie wenn ein Chinese seinen ersten deutschen Versuch machte. Da lachte ich auch: „Ich kenne euch wohl, rief ich; dort ihr, ihr seid der Herr Marduk-Balatu, ihr seid der große Bankier, mit dem Geschäftssklaven, dem Nabutirri, ich kenne euch sehr wohl, weiß die Geschäfte, die ihr in dem nächsten Jahre abschließen werdet bis zum Jahre . ., wo es auf einmal aufhört . . ., doch es ist unhöflich, beim Anfang vom Ende zu sprechen. Uebrigens giebt es eine Stadt Berlin und eine Stadt London: dort sind eure Geschäftstafeln, gerade auch die, die ihr eben macht, recht trocken, steinhart, theils geborsten. Sobald ich kann, will ich meinen philologischen Mitarbeiter bringen, da könnt ihr manche lädirte Stelle ergänzen und manchen Zweifel lösen." Es wunderte mich, wie die schlauen

Hosted by Google

Jünger Babylons so leicht auf den Scherz eingingen; wir schüttelten uns als wackere Freunde recht tüchtig die Hand, und sofort wurde ich eingeladen, ihr Babylon von Grund aus anzusehen.

Ein halbes Jahr war es, daß Cyrus sich der Herrschaft bemächtigt hatte, es war im Jahr 538 v. Chr., ein Datum, das den guten Babyloniern recht unverständlich war, obgleich sie mitten drin standen; ich fand bestätigt, wie die babylonischen Urkunden es bezeugen, daß die persische Eroberung keinen Riß in die Kultur gemacht hatte: die Babylonier lebten als Babylonier weiter und sprachen und schrieben ihr Babylonisch, und wenn den Persern ein schlechtes Babylonisch herausquoll, so lachten sie zuerst unbändig, später nahmen sie es hin als etwas selbstverständlich Gegebenes, gerade wie jetzt die Araber, wenn ein Perser das Arabische liest. Die Geldaristokratie Babylons hatte dem Cyrus lebhaft zugejubelt, denn sie erwartete von seinem unternehmenden Geist neue Verbindungen und neue Handelswege; und der Perserkönig war eben so von der babylonischen Kultur durchdrungen, wie seiner Zeit (d. h. so und so viele Jahrhunderte später) der Ostgothe Theodorich von der römischen. So blieb Babylons Sprache, Babylons Börse, Babylons Geschäftsleben nach Cyrus wie vorher; in den zahlreichen Geschäftsurkunden aus der Zeit seines Vorgängers Nabonid und aus der Zeit des Cyrus und seines Nachfolgers lassen sich kaum irgend welche Unterschiede in der Rechtsauffassung und Rechtsbehandlung erkennen, und babylonisch blieb die Geschäftssprache.*)

Ja, Babylons Börse! Ein Geschäftsleben, so modern, wie man es nur denken kann. Einige große Bankhäuser beherrschten das Verkehrsleben. Bei ihnen hatten die Privaten ihre Depots und zur Zahlung verwies man auf sie. Wechselähnliche Forderungen: Schuldscheine in der Art: 1 Mine 20 Scheckel, Forderung des A. gegen den B., gab es massenhaft (1 Mine hatte 60 Scheckel); die Forderungen konnten beliebig utilisirt, durch Uebertragung der Urkunden (der Thontafeln) veräußert, verpfändet werden. Alles war mobilisirt, im lebhaftesten Fluß; man verpfändete Haus und Hof, verpfändete das Pfand wieder; der Schwiegersohn machte Schulden, die Schwiegermutter löste seinen Fuß — ja die Lösung des Fußes! der Eintritt des Bürgen befreite den Schuldner, und davon sagte man, daß sein Fuß gelöst werde. Der schlaue Wucherer spielte schon damals seine widerliche Rolle — der gesetzliche Zinsfuß war übrigens volle 20 pCt.; der Wucherer weiß sich aber allmählich der Habe des Andern zu bemäch-

*) Vergl. über die babylonischen Geschäftsurkunden: Peiser, Babylonische Verträge, nebst einem juristischen Excurs von J. Kohler. (Berlin 1890.)
Kohler und Peiser, Aus dem babylonischen Rechtsleben I und II. (Leipzig 1890, 1891).

Hosted by Google

tigen, und ein schlauer Geselle Schillibi weiß das Fräulein Kabta zu scheren und eine Mine um die andere in seinen Beutel gleiten zu lassen: man schließt trügerische Assoziationen mit angeblich gerechter Theilung, man macht arglistige Aufrechnungen von Unkosten und Auslagen, — alles zehrt am Marke des Andern, bis der Wucherer ihn ausgesogen hat und matt und kraftlos liegen läßt.

Daneben aber die Züge eines großen Welthandels: Handel auf Euphratschiffen, Handel in Karawanen; Gesellschaften thun sich zusammen, ein Sklave oder ein freier Kommissionär führt die Geschäfte. Babylon war Weltstadt, wie es seiner Zeit keine mehr gab; denn Rom war erst in der Zeit des letzten Tarquiniers und der Lucretia, oder eigentlich noch nicht einmal ganz so weit.

Daneben bestand der Landbau, und besonders als Palmbaumkultur; Felder waren in Pacht oder in Theilpacht gegeben, andere wurden von Verwaltern bestellt; zahlreiche Thontafeln handeln von derartigen Verträgen und Abrechnungen — denn in der That, die Steine zeugen.

Als wir auf den Marktplatz kamen, erzählte mir einer meiner Babylonier eine spaßhafte Geschichte. Alle Jahre kämen hier die heirathfähigen Mädchen zusammen und würden in zwei Gruppen aufgestellt: die Schönen und die Häßlichen (ich ahnte schon, wo es hinaus wolle). Die Schönen würden an die Meistgebenden als Frauen versteigert; das Geld käme aber an die Häßlichen, und dafür kauften sich diese einen Mann. So würden bei ihnen die Ehen geschlossen und jedes Mädchen käme unter die Haube Ich lächelte; „Ihr verfluchten Babylonier, ich kenne eure Tücken! Daß euch ein Bräutigam noch eine Viertel Mine für eine Tochter gäbe! Ihr lockt ja die Männer mit Aussteuerversprechen, daß es eine Art hat; dann gebt ihr mühsam ein paar Aussteuerstücke, macht die schönsten Mienen (nämlich in der Bedeutung von Gesicht), und wenn der Mann gefangen ist, hat er das Nachsehen und nach zehn Jahren ist ihm von der Aussteuer noch keine halbe Mine bezahlt. Aber Fremden Märchen aufbinden, das ist eure Freude. Doch könnt ihr euer Müthchen kühlen. Nach so und so viel Jahrzehnten wird ein naiver glaubensfester Grieche kommen, genannt Herodotos: dem könnt ihrs erzählen, der glaubts und nimmts in sein Geschichtwerk auf; ich bin aus einer kritischeren Gegend.

Da waren wir denn eigentlich auseinander und ich hatte mich gegen die gute alte Zeit pietätlos vergangen. Zur Strafe riß mich der Zeitstrom in die kritische Gegenwart zurück. Aber Herodot hat das Märchen wirklich geschrieben.

Professor J. Kohler.

Hosted by Google

Die beiden „Salons“.

II.*)

Die Sonne liegt über der azurnen Kuppel des Marsfeldes, und wahrlich, Gerechte wie Ungerechte bescheint sie. Wenn man sich aber hier wundert, unter guten Arbeiten auch schlechte zu finden, so erstaunte man im alten Salon, wenn man unter den gewöhnlichen Arbeiten auch gute fand. Das Treiben der modernen Kunst sieht man nur auf dem Marsfeld; jenen interessanten Lauf, den die Entwickelung nimmt. Der alte Salon folgt ja auch nach; aber doch erst etwas später. Andererseits ist auch der Salon des Marsfelds nicht der Vater neuer Gedanken, sondern das Kind. Immerhin hat man hier indessen eine große Anzahl geschickter, sich anschmiegender, verständnißvoller Künstler, fast alle im Technischen für jeden neuen Wunsch, neuen Kurs, neuen Gedankengang gerüstet — eine Armee frischerer Leute.

Herr Gaston Béthune gehört freilich nicht her; ihn möchte ich gern dem alten Salon zur Verfügung stellen und Henri Martin dafür erbitten. Auch Dubuffe fils gehört nicht hierher, er hat nicht genug Talent. Von ihm sagt ein Couplet sehr niedlich: Ça que fait l'fils Dubuffe, C'est bon pour l'père'Dubuffe, car, n'y a vraiment qu'un père, Qui pourrait le gober (e). Selbst Carolus Duran gehört nicht hierher, er hat, sozusagen, zu viel Talent, oder sein Streben ist gleich Null, eine ganz naive Begabung ist in ihm, welche nur leistet — und aller Welt gefällt — (besonders unmittelbar nach der Vollendung, wenn die Farbe noch frisch ist ..). Aber hierher gehört Duran eigentlich nicht; er ist zwar der zweite Vorsitzende, und doch gähnt eine Kluft zwischen ihm und der Mehrzahl der hier Ausstellenden, die denn überall, im Treppenhaus mit ihren Radirungen, im Garten mit der Skulptur, die ganz unter dem Einflusse Rodins steht, und in den Korridoren mit den Vitrinen, in denen das Kunstgewerbe, das Glas, die Töpferwaare ihren neuen, farbigen Lebenslauf nimmt, Einen Gedanken, Ausdruck der Zeit zu sein — manchmal auch: Ausdruck der Zeit sein zu wollen — auf das Deutlichste zu erkennen geben.

Eine neue Epoche hat sich für die Maler, für die Künstler, herausgestellt. Man hat früher nicht daran gedacht, gleichsam öffentlich zu denken. Ein Maler schuf vor langer Zeit mit dem Gedanken an einen Abnehmer,

*) S. Nr. 34 der „Zukunft“.

Hosted by Google

sei es, daß es der Staat oder der Mäcen war. Dann hatten wir eine wundervolle Reihe von Künstlern — die besten Schöpfungen des neunzehnten Jahrhunderts sind von ihnen —, die, in widrigen Umständen lebend, nicht vom zeitgenössischen Geiste verstanden, ihre Werke im Stillen schufen, die für jede Sammlung jetzt eine Zierde sind: Corot, Millet u. s. w. Das sind Werke, die nicht aufhörten, Bilder zu sein; und wie man sie jetzt in Kabineten und Galerien hat, so verdienen sie es, und nur sie, sie allein. Sie allein können fortwährend angeschaut werden, während die Werke der Maler, die sich hier an uns wenden — und deren Analyse uns wahrlich interessirt —, wohl, während der Maler sie ausdenkt, und auch in der Ausstellung, wo man sie uns vorführt, auf das Lebhafteste fesseln, ihren Beruf aber damit auch erschöpft haben. Nachdem sie geschaffen sind, und dann, nachdem sie ausgestellt sind, haben sie ausgespielt. Man kann diese Werke nicht auf die Dauer haben; sie sind zu groß, zu sehr nur geschrieben, nur hingeschrieben: es hatte den Malern nicht daran gelegen, sie so zu machen, daß man sie in die Zimmer hängt und sie stetig genießt. Ihr Licht ist zu selbständig, um, an der Wand unseres Zimmers, nicht zu sehr zu beschäftigen, unruhig zu machen; und auch der Inhalt ist zu unruhig. Würde man uns zumuthen, das zu kaufen, so wäre das, als würden wir aufgefordert, ein sehr schönes Gedicht, in Plakatbuchstaben gedruckt, an die Wand unseres Zimmers zu hängen. Das geht nicht! sagen wir und bewundern das Gedicht darum doch. Es giebt jetzt in Frankreich Leute, die Plakate, wenn sie von Chéret sind, mit flammenden Buchstaben gedruckt, und mit lachenden, schreienden, lebensgroßen Figuren gefüllt, in schmale, weiße Rahmen gefaßt, aufhängen; aber das ist auch wirklich nicht geschmackvoll, scheint mir, und das giebt mir ein Gefühl, als verwandelte sich mein Zimmer in einen Eisenbahnwarteraum, das Unbehagen wäre bei mir eingeführt, ich möchte nicht, wenn mir auch die Farbe gefällt, unter diesen Sachen sitzen oder ihr Leben (die Plakate von Chéret sind wirklich Kunstwerke) bei meiner Arbeit mir gegenüber haben. Ein Schmuck? Gott bewahre; aber manchmal eine bewunderungwürdige Leistung.

Nur wer seinen Werken jenen Lustre gab, der der Malerei, wie anderen Kostbarkeiten, eigen sein muß, um sie zu einer Zierde zu machen, nur wer seinen Werken diesen Lustre gab, kann in unsern Kabineten heimisch werden. Die übrigen Maler haben ja auch Aufgaben; ich wäre der Letzte, sie zu leugnen, sie nicht interessant zu finden. Meine Bewunderung für sie steigt mit dem Gefühl der Opfer, die sie bringen, da sie, wie ich meine, ja nur in der Freude des Schaffens und in dem Genusse der Publizirung ihres Gedankens ihren Lohn finden. Und indem ich an ihnen Antheil nehme, ferner zugebe, daß sie eine neue Klasse darstellen, zu welcher sich

Hosted by Google

alle vorangegangenen Generationen der Maler wie Handwerker zu Grands Seigneurs, Handwerker zu Herren ihres Thuns, Dichtens und Treibens verhalten ... indem ich all dies konstatire, und das Bild von Henri Martin -- der Staat hats gekauft, ich freue mich sehr darüber — noch einmal ansehe, genieße, bewundere — würde ich doch nie für meine Person Bilder ständig vor Augen haben wollen, die nicht so schön oder fast so schön gemalt sind wie Bilder der Schule von 1830. Außer Whistler wüßte ich eigentlich Niemanden unter diesen Malern, von dem ich glaubte, ich könnte ihn ständig sehen.

Ein anderes Verdienst ist es, daß wir in den neuen Werken jetzt spüren. Sie sind der direkte Ausdruck der Stimmung unserer Tage geworden, die Maler sind die Interpreten des Tages. Ihre Geschicklichkeit, ihre Versatilität ist sehr gewachsen; sie malen flüchtiger, sie wandeln sich öfter; ihr Stil hat sich verändert, sie machen keine Bilder für den Kunstfreund mehr, die er zu behalten wünscht, ihre Bilder sieht er, versteht er, genießt er — und bittet sie dann um ein anderes. Wie wir ein anderes Gedicht nach dem ersten lesen. Es ist eine ganz andere Epoche eben jetzt.

Durch das Kunstgewerbe sogar geht dieser Zug, die Zeit geht durch es hin; einer Künstlerin wie der Loïe Fuller Walten ist zugleich Ausdruck und weitere Anregung für die große Farbigkeit, die der Ausdruck des heutigen Tages ist, da wir eine ganz raffinirte Farbigkeit verlangen, die überwältigend prächtig wie die Tropenwelt ist und doch gleichzeitig unser Nervenleben auf das Genaueste wiedergeben soll. Loïe Fuller war eine unvergleichliche Tänzerin, der dieses gelang. Wenn sie auftrat, man glaubte zu vergehen vor Lust. Zuerst wie eine Mänade. Toll in den Bewegungen, ausgelassen. Man hatte die Vision wahrhaft antikischer Lust. Südliches Gesicht, schwarze Haare, sie tanzt ... Und es wird dunkel wieder, sie verschwindet. Jetzt steht sie da, ganz Grazie, lächelnd, verführend, helle gelbe Seide, eine Spanierin, mit dem Instrumente, das ihren Tanz klappernd begleitet, sie wiegt sich, eine leidenschaftliche Musik tönt und sie tanzt uns Sevilla und Andalusien. Leidenschaftlicher und wilder wird sie: sie ballt ihre Kleider zusammen, die Kleider lodern in wechselnden Lichtern und wie das leibhaft gewordene Feuer tritt sie auf. Und sie verschwindet noch einmal. Und erst jetzt, da sie wieder erscheint, glauben wir sie genauer zu sehen, da unsere Augen an das Dunkel des Saales sich inzwischen gewöhnt haben. Nicht schwarz ist sie mehr, nein, blond, eine Elfe, und in weißem Kleid, das nur die Fußspitzen freiläßt, lieblich. Und sie beginnt den Tanz. Er führt uns in den Wald. Elfenreigen ... Der Mond geht auf ... An Schumann, Schubert denken wir ... Der Rhythmus ihrer weißen Gestalt, die sich im Reigen windet, lullt uns in einen deutschen romantischen

Hosted by Google

Traum. Und nun hebt sie sich auf die Fußspitzen; ein märchenhaftes Lächeln blickt uns an; sie eilt, beschwingt, man glaubt hinter ihren Schultern weiße Flügel, die zusammenschlagen, zu sehen. Sie eilt rascher; immer rings um die Stätte, rings um die Stätte, rascher, rascher ... Plötzlich fängt das Licht, das sie begleitet hatte, an, nachzulassen; schattenhaft ist ihre Gestalt geworden; sie zittert über den dunklen Hintergrund der Stätte in der raschen Bewegung ihrer Fußspitzen, jetzt uns den Rücken wendend verschwindet sie zur Seite ... grau geworden war ihre Lichtgestalt und nun ist sie im Schatten zurückgesunken; wie eine Fee von Schwind, glauben wir, die uns im Walde begegnet war, uns erfreute und, als die Stunde gekommen war, neckisch hinter dem Dickicht, das sich schweigend zusammenschloß, verschwand.

Wenn sie dann vorkommt und ihren Dank in Empfang nimmt, ist sie nur eine kluge, dralle Amerikanerin, ein blondes Riesenbaby mit gar nicht einmal angenehmem Gesicht; sie hat alle diese Verwandlungen aber mit eminenter Kunst hervorgebracht.

So ist ihre Leistung. Und gerade das, was sie leistet, die enorme Farbigkeit, die sie giebt, die reiche Vision, in der wir uns doch sofort zurecht finden, heimisch uns unter allen Breitegraden, Epochen, kraft der Loïe Fuller ausdrucksvoller Wahl ihrer Farbensprache fühlen können und fühlen, das hat ein Maler, Besnard, bereits vor der Loïe Fuller und ähnlich geleistet. Und genau das — kaum weniger — verlangen wir nun schon von Jedem. Und das Kunstgewerbe ist in die Bewegung farbigen Hervorrufens um jeden Preis bereits eingetreten; die wundervollen Glas- und Töpferwaaren zeigen es an. Und auch die Plastik hat den Drang zum Maximum von Ausdruck: und wie es so geht, das, was darunter bleibt, genügt nicht mehr, fällt fort, wir werden undankbar gegen das, was nicht so eminent lebt wie in der Plastik Rodins Werke und die seiner ähnlich schaffenden Schule, das berührt nicht mehr unsern Nerv, das bleibt unter dem Niveau, das wir verlangen, das scheint nicht zu leben.

Indem wir aber voll Entzücken diese neuen Leistungen in uns aufnehmen, auf das Höchste den Künstlern dankbar, — bemerken wir nicht ohne Erstaunen und ergriffen von einigen bösen Vorahnungen, daß bereits Viele, um nicht zu sagen zu Viele, von dieser höchsten Farbigkeit und Bewegung, was ja ganz das selbe ist, Gebrauch zu machen gelernt haben.

Wie soll das werden? Wohin wird diese Geschicklichkeit der Evokation führen? Nicht einer — zwanzig Künstler können jetzt als Virtuosen, Alles, was sie wollen, hervorzurufen, betrachtet werden. Der Salon des Marsfeldes bringt die Beweise.

Und nun beginnt bereits die Auswahl. Nun werden wir unter diesen

Hosted by Google

zwanzig die wählen müssen, die die wirklichen Finder sind, die das kräftigste Gefühl dessen, was sie sagen, haben, oder die durch einen Geschmack hervorragen, welcher die Evokation derart angenehm in ein Gehege zwängt, sich auf solche Weise zu ihrem Herrn machend (Whistler thut das und Besnard kann es nicht), daß das menschliche Auge an den hervorgerufenen Farbenspielen, statt sich an ihnen müde zu sehen und rasch seinen Genuß zu verbrauchen, eine Freude an ihrem ständigen Anblick haben kann. Also die Schöpferkraft oder den meisterlichen Geschmack, eines von beiden muß Der haben, dem aus dieser Plejade dauerndes Leben bestimmt sein soll. Rodin hat die originelle Findergabe bewiesen; und Whistler, in dessen Arbeiten aller Farbenzauber so ins Milde übertragen ist, als sähe man von einem farbigen Gegenüber nur dessen Spiegelung in einem etwas im Tone gebrochenen Wasser — Rodin und Whistler, muß man glauben, bleiben über diese Epoche hinaus lebendig.

Rodin hat Schüler; eine Dame, Mademoiselle Camille Claudel, hat mit dieser etwas beängstigenden Geschicklichkeit, die in Frankreich so vieles „fast“ Gemeingut werden läßt, in Rodins Art in bewundernswerther Weise eine Gruppe des Tanzes geschaffen, eine wirkliche Tanzbewegung im Stein. Uebrigens macht mich der Anblick einer so großen Geschicklichkeit, die doch nur das Nachahmen leistet, traurig.

Aber Constantin Meunier, der ein belgischer Maler gewesen war, bis er durch Rodin zur Bildhauerei geführt wurde, Meunier hat eine Selbständigkeit. Bei ihm ist nur der Mensch, der bei Rodin „der Mensch“ ist, — immer nur ein Bergmann, und die Frau immer nur die Frau aus dessen Klasse. Von dem hohen Standpunkte Rodins sind wir entfernt; und den Beigeschmack von Bitterkeit, den ich hier finde, liebe ich für ein Kunstwerk gar nicht. Aber, nachdem ich diese beiden Reserven gemacht, stehe ich nicht an, die Arbeiten zu schätzen, da sie mich, was sich der Künstler auch sonst gedacht haben mag, gegenüber der Evokation des Lebens, die ich hier finde, vergessen lassen. Sie sind gewiß aus den belgischen Bergwerken genommen; aber wie groß aufgefaßt, von welchem Stilgefühl bei allem Realismus. Ein Relief ist da, auch von Bergleuten, „Puddleurs“ genannt, das von solchem Charakter, solcher Schönheit ist — daß man an die starken Werke des Alterthums denkt! Eine ganz eigenthümliche Empfindung, hier, vor der Evokation von Bergleuten in Belgien, an deren Werken, mit den Flammen, die weithin ihren Schein warfen, mich oft nächtlicherweile der Weg vorüber geführt hat, mich stets aufrüttelnd, mir etwas von Zola erzählend u. s. w., — eine eigenthümliche Empfindung, vor diesen Reliefs von Meunier, die das Leben dieser Leute zusammen drängen und meisterhaft erzählen, an Phidias und den Parthenon denken zu müssen.

Hosted by Google

Wie weit sind wir hier von den Luft- und Lustgebilden eines Whistler. Für ihn ist nichts in der Welt außer der farbigen Freude, die er von ihr hat. Und er spiegelt selbst sie nicht mit dem Glanze der Realität, aus der er sie nahm, sondern, und das macht seine bewundernswürdige Einheit, mit dem höchsten Geschmacke breitet er nur ihren Schimmer und so vorsichtig aus, daß, wer sich ihm naht, allmählich nur in seinen Spiegel hineinblicken lernt. Sofort sieht Jeder, daß er ein angenehmes Bild hat; daß dies Bild aber auch das Leben enthalte, sieht nicht Jeder, sieht nur Mancher, und nicht gleich.

Und, sehen Sie, das ist nun die schöne Sache bei dieser Malergesellschaft auf dem Champ de Mars. Sie sind so verständnißvoll; sie athmen rascher, sie empfinden besser, sie leben die Kunst der anderen Länder, glaube ich, vor. Was sie malen, haben Andere ihnen den Weg gewiesen zu malen; aber diese Anderen — wer außer den jungen Künstlern hätte sie verstanden gehabt? Sie hatten einsam gehaust, jetzt schaffen sie von dem jungen Volk umgeben, getragen, bewundert — und ein wenig verbreitet. Vielleicht werde ich Charakterbilder einzelner unter den Jungen, die man bemerkt, versuchen, vielleicht, wenn es mir nicht, denn auch ich bin ein Wald- und Wiesenkritiker, in den Sälen zu heiß wird. Whistler hat gar nichts ausgestellt; diese Ausstellung ist überhaupt ein wenig ohne Spitzen. Um so mehr bemerkt man, wie künstlerisch das Niveau ist und wie Rodin und Whistler gewirkt haben. Einer unter den französischen Heroen hat sich mit einem großen Bilde betheiligt und es ist schlecht ausgefallen; es thut mir doppelt leid; denn ich hätte so gern über Puvis de Chavannes geschrieben. Das ist ein in der That frischer und rosiger Alter, ein Landschafter und Figurenmaler, der von dem Glanz und der Virtuosität der neuen Zeiten nichts abbekommen hat, aber der sich aus der Banalität seiner Anfänge in der staunenswürdigsten Weise entwickelt hatte. Ein Gefühl der Poesie schloß alle seine neueren Schöpfungen ein. Freilich war in ihnen manche linkische Ungeschicklichkeit, keine falsche, sondern ganz echte Naivetät. Man hätte nie gedacht, daß sie diesen herrlichen Maler aber so weit umsponnen halten könnte, nicht die Unfertigkeit und die Schäden seines neuesten Werks, Victor Hugo, den Paris empfängt, zu sehen. Doch obwohl man das Werk nur verunglückt nennen kann, ist es künstlerisch gedacht wie jede seiner Schöpfungen. Und ich glaube, es ist kein einziges Bild unter den ähnlich großen des alten Salon, von dem mit gleicher Bedingungslosigkeit das Gleiche gesagt werden könnte.

Paris. Herman Helferich.

Hosted by Google

Von Genua nach Kansas.

An Bord des Kaiser Wilhelm II.

Genuas Hafen schwindet in der Ferne; die herrliche Riviera zieht vorüber, dann nimmt Spaniens Südküste ihre Stelle ein, bis endlich das Felsennest erscheint, von dem herab Englands Kanonen einen Meereseingang bewachen, während auf der anderen Seite Marokkos Küste vorrückt. Das stolze Schiff liegt einige Stunden vor Anker, bis sein mächtiger Bauch die neue Kohlenspeise verschlungen hat und die neugierigen Passagiere wieder an Bord sind, die sich die Straßen Gibraltars ansahen, — meist wohl nur um sagen zu können, daß sie dort gewesen sind; denn es ist zu dunkel, um viel sehen zu können.

Ein paar Tage, und St. Miguel, die prächtige Azoreninsel, ist erreicht. Wir fahren so dicht daran vorbei, daß die einzelnen Häuser deutlich erkennbar sind. Etwa drei Stunden dauert das schöne Panorama, bis es wie ein lieblicher Traum in der Ferne verschwunden ist und nun eine Woche lang nur Wasser und Himmel uns umgeben. Ein eigenthümliches Ding, dieser schwimmende Palast so einsam und allein in dem unendlichen Weltmeer! Nur wenige Centimeter Metalldicke trennen uns von dem Abgrund — und wer von uns denkt daran? Diese wunderbaren Säle mit ihrer künstlerischen Ausstattung, ihrer elektrischen Beleuchtung, ihren von den feinsten Leckerbissen strotzenden Tafeln, an denen bei heiterem Geplauder und den Tönen des Schiffsorchesters die Stunden dahinfliegen, erscheinen uns wie die eines Hotels auf dem Lande, wenn nicht zu große Schwankungen in der Gleichgewichtslage uns die Thatsache zurückrufen, daß wir wie ein Spielball in den Händen des tückischsten aller Elemente sind.

Befindet sich nicht die menschliche Gesellschaft in ganz ähnlicher Lage? Wie leicht vergessen ihre Passagiere erster Klasse, welcher Abgrund unter ihnen gähnt und wie das Bersten einer einzigen Planke das ganze Schiff plötzlich ins Verderben senden kann! Nie stellte sich mir die augenblickliche Weltlage drastischer dar, als an einem Abende, an dem die Liebenswürdigkeit unseres Kapitäns das obere Deck des Schiffes in einen Ballsaal verwandelt hatte. Während sich die munteren Paare beim Tone der Musik drehten und lachend die Schwierigkeit des Bergauf- und Bergabtanzens überwanden, dachte ich an das, was unter uns vorging. Dort waren 5—600 Italiener in die engen Räume des Zwischendecks eingepfercht, wo sie während der Sturmtage unsägliches Elend erdulden mußten, obgleich ihnen auf unserem prächtigen Schiff noch mehr Luft und Licht als sonst meistens geboten wurden. Mit welchen Gedanken mochten sie wohl von dem engen unteren Deck zu uns hinaufsehen, die wir im Vergleich zu ihrer Hölle ein wahres Paradies bewohnen, die wir an üppiger Tafel schwelgen, während sie sich mit ihren Blecheimerchen die einfachste Nahrung portionenweise holen müssen! Und da fiel mir ein Vorfall ein, den mir mein Tischnachbar am Tage vorher erzählt hatte. Er war auf der „Champagne", einem Dampfer der französischen Compagnie Transatlantique, passirt. Man glaubte das Schiff am Untergehen und eine Panik entstand. Die Boote wurden fertig gestellt. Etwa 20 Italiener aus dem Zwischendeck nahmen sofort das erste dieser Boote in Beschlag. Ungeübt in der Handhabung, ließen sie das Boot einseitig hinab und wurden natürlich ins Meer geschleudert,

Hosted by Google

wo beinahe Alle ertranken. Zum Glück stellte sich der Alarm als grundlos heraus und man gelangte in den sicheren Hafen. Wie wäre es aber gegangen, wenn wirkliche Gefahr vorhanden gewesen wäre? Welche Aussicht auf Rettung hat die kleine Minderheit, die sich hier oben vergnügte, tanzend, plaudernd, lachend und scherzend, wenn die Todesgefahr die schlummernde Bestie in der Brust der Hunderte da unten entfesselt? An Zahl sind sie uns Passagieren der ersten Klasse fünffach überlegen und die Körperkraft der an harte Arbeit Gewöhnten ist gewiß weitaus bedeutender als die der verweichlichten Herrchen und Dämchen hier oben. Die Offiziere und Mannschaft sind zu gering an Zahl um, auch wenn Alle zu uns hielten, den Ausschlag für uns geben zu können; und wer garantirt uns, daß die im Solde der Schiffsgesellschaft stehenden Männer des Volkes nicht gemeinsame Sache mit ihren Standesgenossen machen werden, wenn der Moment der Gefahr die künstlichen Bande der Disziplin löste? Die Aussicht auf Rettung ist für uns offenbar sehr gering in solchem Falle, einerlei, wie sie sich für Jene da unten stellen mag. Und bei alledem ist das Verhältniß auf unserem Dampfer noch weit günstiger als das auf dem Staatsschiff „Germania", das da fern im Osten unter dem Kommando des Mannes, der unserem Dampfer den Namen gab, dahin segelt. Bei uns ist das Verhältniß der Passagiere erster Klasse zu denen des Zwischendecks etwa wie eins zu fünf. Dort ist es günstigsten Falls wie eins zu zwanzig und die Zwanzig werden sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mehr ihrer Macht bewußt. Und sogar die bewaffnete Mannschaft, die sie in Ordnung und Unterwürfigkeit halten soll, wird sich täglich mehr ihrer Zusammengehörigkeit mit ihren leidenden Brüdern bewußt. Wehe uns, wenn eine jener Katastrophen, wie sie die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit verzeichnet, die künstlichen Bande lösen sollte, die Gewohnheit, Furcht und Disziplin geschmiedet haben! Werden wir noch den Hafen der Reform erreichen, ehe der furchtbare Weltsturm losbricht? Die Aussicht dazu ist sehr schwach. Ob wohl der Sozialistentöter Eugen der Große glauben würde, Eindruck zu machen, wenn er hier auf unserem Dampfer, den ein Sturm auf einen Felsen geschleudert hätte, mit den glühendsten Farben seiner Beredsamkeit den Männern da unten bewiese, daß ein Erstürmen der Rettungboote der krasseste Unsinn sei, so lange sie nicht genau angeben können, wohin sie zu steuern beabsichtigen? Ich glaube nicht, daß er einen einzigen unserer Zwischendeckbewohner bekehren könnte; denn für die Leute wäre die Hauptsache, unter allen Umständen dem sicheren Untergang zu entgehen, und die Frage, ob sie die Boote so sicher zu steuern verstehen wie die herrschende Minderheit, kommt für sie erst in zweiter Linie in Betracht. Mehr als ertrinken können sie unter keinen Umständen.

Doch wohin bin ich gerathen? Nette Ballbetrachtungen das, besonders auf einem Balle in Mitten von Neptuns Königreich und zu dessen Theilnehmern der geistreiche amerikanische Humorist Clemens (Mark Twain) zählt. Wer den alten Herrn da im Virginia Reel als durch ein um den Arm gewundenes Taschentuch gekennzeichnete Dame herumfliegen sieht, wird sich schwerlich träumen lassen, daß er hier den berühmtesten aller lebenden Humoristen vor sich sieht. Ich hatte viel Freude an dem gemüthlichen Schiffsgenossen. Einen vielleicht noch ungedruckten Spaß aus seinem Munde will ich rasch noch berichten. Auf meine Frage, ob er in England das Autorrecht besitze, erwiderte er, daß dies seit 15 Jahren der Fall, daß ich aber rathen möge, unter welcher Rubrik er dort

Hosted by Google

Einkommensteuer bezahlen müsse. Nachdem ich vergeblich gerathen, kam heraus, daß man ihn als Gasfabrikanten besteuere. Der Gedanke, einen Schriftsteller als Fabrikanten von Beleuchtungobjekten zu besteuern, ist nicht übel, auch wenn er nicht der Ausfluß des steueramtlichen Humors wäre, sondern der Werkstatt eines professionellen Humorfabrikanten entsprungen sein sollte. Nebenbei bemerkt, bedeutet „Gassing" auf amerikanisch „Spaßmacherei".

Doch Sandy Hook, der Eingang in den New-Yorker Hafen ist erreicht. Die Freiheit, die eine Welt erleuchtet, erscheint in ihrer Riesengröße auf Bedloe Island und der Zollbeamte in der Kajüte verlangt meine Gegenwart, um mir sofort eine praktische Lektion in amerikanischer Freiheit zu geben. Er läßt mich schwören, daß ich nichts Zollbares an Bord habe, läßt mich dann noch meinen Eid urkundlich unterschreiben, worauf dann noch ein anderer Beamter am Lande meinen Koffer untersucht, als selbstverständlich voraussetzend, daß ich falsch geschworen habe. Ich glaube das Recht zu haben, hierüber zu erstaunen, denn bei der Billigkeit der Eide in Amerika, die hier nur so herumfliegen, durfte ich annehmen, daß Falscheide eher ein amerikanischer Exportartikel, aber kein Importgut seien.

* * *

Enterprise, Kansas.

Auf dem Wege nach der Topolobampo-Kolonie finde ich hier in diesem abgelegenen Städtchen des Staates Kansas Zeit, einige meiner Eindrücke niederzuschreiben. Von meiner Landreise bis hierher ist nicht viel zu berichten. New-York mit seinen 40000 Miethkasernen, in denen eine Million Proletarier wohnen, denen zusammen nicht so viel von der freien amerikanischen Luft zugetheilt ist wie wenigen Tausenden der Glückspilze in den feineren Quartieren der Stadt, bietet weder hierin noch in anderen wesentlichen Momenten irgend Etwas, das nicht gerade so gut in Berlin, Paris, London, Wien 2c. anzutreffen wäre.

Durch Vortragsverpflichtungen in verschiedenen Städten Pensylvaniens und Ohios festgehalten, benutzte ich die Gelegenheit, Carnegies Nagelfabrik in Beaverfalls mir anzusehen. Vom rohen Bessemer Stahlblock bis zur gefüllten Nagelkiste spielte sich der ganze Fabrikationsprozeß vor uns ab. Im Walzwerk war mir die riesige Schnelligkeit, mit der die Walzen laufen, auffällig, sowie die Einrichtung der selbstthätigen Zuführung von einer Walze zur anderen. Nicht bei allen freilich; in den ersten und in den letzten Stadien griff die Menschenhand ein, ein furchtbar gefährliches Amt bei solcher Schnelligkeit. Ein Fehlgriff, ein zufällig zu dickes Ende und die glühende Schlange, anstatt gefügig in die nächste Rolle einzuschlüpfen, steigt drohend in die Höhe, und wehe Dem, der nicht schnell genug flüchten konnte, ehe sie ihn in ihrer totbringenden Umarmung erfaßte! Kein Wunder, wenn der Mann an dem gefahrdrohenden Posten sich seine sechs Dollars per Tag verdient, beinahe so viel wie bei uns ein Regierungspräsident. Interessant für Fachleute ist es, daß in dem Drahtziehwerk, das wir nun betreten, der ganze Prozeß sich kalt abspielt. Die Drahtrollen, wie sie das Walzwerk liefert, werden nur einer Art von Kalkbeize ausgesetzt und dann kalt bis zum letzten Stadium durch die verschiedenen Leeren hindurchgezogen.

Ein betäubender Lärm empfängt uns jetzt. 126 Vulkane bewegen ihre stählernen Arme zur gleichen Zeit, aber keine Flamme ist zu sehen. Alles ge-

Hosted by Google

schieht „auf kaltem Wege“. Auf der einen Seite läuft der Draht herein und auf der anderen fallen die fertigen Nägel hinunter. 62000 Fässer zu je einem Centner in einem Monat ist das Erzeugniß dieser Fabrik.

In dieser Gegend machte ich zum ersten Mal die Bekanntschaft mit dem natürlichen Gas, das hier in den Fabriken und Häusern verbraucht wird, wie es dem Boden entquillt.

Da wir gerade bei der Technik sind, möchte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, von einer Errungenschaft auf diesem Gebiete zu erzählen. Die Besucher der Ausstellung in Chicago werden nichts davon zu sehen bekommen, da die Hauptmaschine nicht rechtzeitig fertig werden konnte. Es ist dies die neue Buchdruck- und Bindemaschine der Firma Lovell Brothers & Co. in New-York, die mir durch besondere Liebenswürdigkeit des Chefs der Firma zugänglich gemacht worden ist. Diese Maschine empfängt das rohe Papier, außerdem die gedruckten und geschnittenen Papierdeckel, und liefert automatisch die fertig gebundenen Bücher ab und zwar Bücher bis zu 416 Seiten. Es fehlt also nur noch ein automatischer Autor und der Büchermarkt kann in Zukunft die Schöpfungen des Menschengeistes zu einem billigen Centnerpreis geliefert bekommen. Es ist schwer, ohne Zeichnung dem Leser ein Verständniß der Konstruktion beizubringen, und doch kann ich mich wenigstens einigen Andeutungen nicht entziehen, da sonst die Leser glauben könnten, daß ich in den wenigen Wochen schon etwas zu sehr amerikanisirt worden und es sich vielleicht um eine Maschine handeln könnnte, die nicht nur — was auch eine ihrer Funktionen ist — das Aufschneiden der Seiten besorgt, sondern daß die ganze Maschine auf Aufschneidung beruht.

Denken Sie sich ein langes horizontal liegendes Schöpfwerk, aber statt der Schöpfer lauter Stereotypplatten, eine jede eine Bruchseite darstellend. Eine Drehung bringt bis zu 216 solcher Platten (Vergrößerung auf eine größere Seitenzahl ist leicht möglich) in der richtigen Reihenfolge unter zwei Druckcylinder, während natürlich das Papier zwischen beiden durchpassirt. Die gedruckten Seiten fallen geschnitten in der richtigen Folge in einen Transporteur und gehen zusammengepreßt zur Buchbindemaschine, resp. werden von Mädchen hinüber gelegt, wenn die Maschine dies nicht vielleicht später auch noch automatisch besorgt. Hier werden sie beschnitten, dann auf dem Rücken verfilzt, worauf Leim applizirt wird, der die verfilzten Blattrücken nicht nur miteinander fest verbindet, sondern auch noch mit dem Stück Stoff, das darauf kommt. Eben so kommt dann der Deckel automatisch hinzu und das Buch ist fertig. Diese Art der Bindung erscheint mir weit besser als die bisherige, denn jedes einzelne Blatt ist unabhängig gebunden und man kann das Buch beliebig umbrechen ohne den Einband zu lösen. Die Druckmaschine liefert, von nur zwei Mann bedient, in der Minute 20 Bücher von 416 Seiten, wofür jetzt 20 Pressen mit 30 Mann nöthig sind, außer 12 Faltungmaschinen mit 16 Mädchen. Die Bindemaschine liefert im zehnstündigen Arbeitstag 10 000 gebundene Bücher, wofür zwei Mädchen und ein Mann nöthig sind. Um die gleiche Anzahl bei jetziger Einrichtung zu liefern, braucht die Firma acht Nähmaschinen mit acht Mädchen und drei weiteren um diese zu bedienen. Ferner fünf weitere Mädchen, um die Deckel aufzumachen.

Wieder ein Gewinn, der dem eisernen Sklaven die Arbeit des denkenden Menschen überträgt, diesen für höhere Arbeit freimacht oder ihm Muße gewährt

Hosted by Google

seinen Geist zu bilden und den Körper zu stärken, — d. h. wenn einst eine gründliche Sozialreform die Vortheile der Maschine dem Manne, der sie bedient, zu gut kommen lassen wird. Heute bedient nicht die Maschine den Arbeiter, sondern der Arbeiter die Maschine und nie hatte er einen grausameren Herrn. Erbarmungslos faßt sie ihren Sklaven beim geringsten Fehltritt und zerreißt ihn in Stücke oder verstümmelt ihn auf Lebenszeit. Aber das ist noch die geringste ihrer Missethaten. Dagegen läßt sich noch allenfalls mit weiteren Fortschritten der Technik ankämpfen. Das Schlimmste ist, daß die Maschine im Dienste der Zins- und Grundrentenherren arbeitet, deren Einkommen sie über die Konsummöglichkeitgrenze hinaus erhöht und hierdurch nur ihre Tributrechte vermehren hilft, also die Kaufkraft des Volkes, das die Tribute leisten soll, immer weiter hinter der Gütererzeugungmöglichkeit zurückbleiben läßt und so die Krise verschärft, die wachsende Arbeitlosigkeit mit ihrer lohndrückenden Wirkung schafft und mit ihrem Elend für den armen Proletarier.

Kein Wunder, wenn er, zum Aeußersten getrieben, das verwickelte Problem nicht in seinen Verzweigungen erkennend, das Kind mit dem Bade auszuschütten sucht und sogar heilsame wirthschaftliche Kräfte als unheilvolle erkennend, aus einem Extrem dem entgegengesetzten zueilt. Der Kommunismus ist der natürliche Schlagschatten der aus dem Erdbodendiebstahl stammenden kapitalistischen Zerstörungflamme.

Ich konnte mir die willkommene Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Augenblick an einem Orte zu verweilen, in dem sich beinahe seit zwei Generationen eine Anzahl von Menschen in das Dunkel dieses Schattens aus dem Wüthen der Flamme zurückgezogen haben, als der Stationsname „Economy" mir ins Gedächtnis rief, daß unser Zug an einer der ältesten Heimstätten des Kommunismus hielt.

Von Rapp 1803 nach den Vereinigten Staaten gebracht, haben die Harmonisten bekanntlich 1824 ihre Ansiedlung Harmony an Robert Owen verkauft, der dort das schmählichste Fiasco erlebte, worauf sie nach Economy in Pensylvanien übersiedelten. Vor wenigen Monaten ist der Nachfolger Rapps, der alte Henrici, gestorben und die Frau seines Nachfolgers Duß, der leider abwesend war, empfing uns mit der altbekannten Gastfreundschaft der Ekonomisten. Sie bewirthete uns mit dem sehr angenehmen Wein, den sie auf ihrem eigenen Lande ziehen, und führte uns auf den Thurm, von wo wir einen guten Ueberblick auf die Stadt und das Gelände der Kolonie erhielten. Die Gebäude sind noch vorhanden, auch noch die der Fabriken, die Gärten, Weinberge und Felder, aber der Geist ist fort. So lange der religiöse Sinn die Leute zusammenhielt, ging die Sache gut. Die Oede des reinen Kommunismus trat erst voll zu Tage, als im Laufe der Zeit der gegebene Impuls seine Kraft verlor. Die Industrien sind zum Theil eines sanften Todes gestorben. Auf den Feldern, in den Gärten 2c. wird kaum mit halber Kraft gearbeitet. Unwissenheit und Gleichgiltigkeit herrschen unter den Leuten. Vater und Mutter Duß scheinen allein eine hervorragende Ausnahme zu bilden. Die armen Leute haben jetzt schwere Tage durchzumachen, denn seit dem Tode Henricis ist die Gesellschaft in Prozesse verwickelt wegen erhobener Theilungansprüche. Ueberhaupt scheinen die Advokaten schon zur Zeit des alten Henrici in „Enterprise" — so heißt die Ansiedlung — manches Schäfchen geschoren zu haben.

Während man früher den Vermögensstand der Kolonie auf 20 bis

Hosted by Google

30 Millionen Dollars schätzte, ist man nun viel bescheidener geworden. Immerhin bleibt noch genug, um den etwa 30 überlebenden Mitgliedern eine recht behagliche Existenz zu sichern. Ich verließ die Kolonie mit dem Gefühle, als ob ich aus einem Kirchhofe käme. Und weiter ging es nach Südwesten, jener anderen Kolonie entgegen, an deren Gedeihen sich so viele Hoffnungen knüpfen. Wer weiß, ob nicht eines Tages die Ueberbleibsel der alten Rappisten mit dem Reste ihrer Güter nach der Küste Sinaloas übersiedeln und mit der ersterbenden Kraft eines großen Gedankens den jungen Riesen säugen werden, der auf neuen Grundsätzen bauend, der, Welt die Verwirklichung der Hoffnung bieten will, die vom altersschwachen Kommunismus vergebens angestrebt wurde.

In Chicago fand ich die Weltausstellung noch derart in den Windeln, trotzdem wenige Tage darauf die Eröffnung stattfand, daß ich vorziehe, erst nach meiner Rückkehr aus Sinaloa darüber zu berichten.

Hier in Enterprise ist das Hauptquartier der eigentlichen Träger des Gedankens, der in Sinaloa zum Ausdruck kommen soll und der immer mehr den Sieg über die rein sozialistisch-kommunistischen Ideen des Gründers A. K. Owen davon trägt. Von hier aus reisten die wackeren Männer des Westens, die dem entstehenden Gemeinwesen die Rettunghand boten und nun mit ihrer amerikanischen Energie das Gebäude aufzurichten bemüht sind. Die Seele des Ganzen ist C. B. Hoffmann, ein reicher Mühlenbesitzer, dessen Mühle 500 Faß Mehl per Tag liefert. Es giebt übrigens in Minnesota Mühlen, die 10 000 Faß per Tag abliefern.

Die vierzehn Tage in diesem kleinen Orte haben mich so recht einen Einblick in das Leben eines westlichen Landstädtchens werfen lassen, dessen Typus Enterprise bildet. Elektrische Beleuchtung und eine Bank; aber keine Watercloset, sondern fern entlegene Bretterhütten, die in Wind und Wetter erreicht werden müssen, und keine Badezimmer, wenigstens so weit meine persönlichen Forschungen gehen. Geistige Getränke dürfen nur auf Schleichwegen geschenkt werden und Alles riecht noch nach der Kiste, aus der es gestern ausgepackt wurde. Immerhin läßt es sich hier wohnen, wenn man keine großen Ansprüche an das Leben stellt. Jedenfalls steht sich der Mann aus dem Volke hier besser als bei uns. Die Löhne sind sechs Mark für Tagelöhner, und Rindfleisch kostet nur 40 Pfennige per Pfund, Eier 50 Pfennige per Dutzend, Mehl 8 Pfennig per Pfund u. s. w. Kleider sind freilich theuerer; doch nicht Stiefel und Schuhe. Die Miethe vergleicht sich nicht unvortheilhaft mit der unserer Städte. Für 400 Mark erhält man ein nettes Haus mit Garten und vier bis fünf Zimmern. Da wir bei uns den Tagelohn auf zwei Mark annehmen dürfen, so könnte sich ein Arbeiter, der bei uns mit diesem Lohne lebt, wenn er hier eben so leben wollte, d. h. vegetiren wollte wie bei uns, ganz leicht mindestens tausend Mark im Jahre zurücklegen. Die Schwierigkeit ist aber auch hier, sichere und ausreichende Beschäftigung zu finden. Die Krisen sind hier viel acuter und die Zahl der Arbeitlosen in diesem Lande, wo die Militärpflicht nicht Hunderttausende vom Arbeitmarkt fern hält, eine viel größere als bei uns.

Das sind so einige flüchtig hingeschriebene Beobachtungen. Ich gehe jetzt über das Felsengebirge nach Topolobampo, von wo es wohl mehr zu berichten giebt.

Michael Flürscheim.

Hosted by Google

Die Jury der Kunstausstellung.

Von den Besuchern, welche die weiten, mit Bildern 2c. geschmückten Räume und Skulpturenhallen unserer jährlichen Kunstausstellungen durchwandern, werden nicht viele ahnen, welche Fülle von Kummer und Sorgen und wie viele Enttäuschungen mit der Eröffnung solcher Ausstellung verknüpft sind und wie jede davon den Keim legt zu Streit und Zwietracht, zu Haß, Neid und Parteienbildung. Von den Wunden, die Denen geschlagen werden, deren Arbeiten von den Ausstellung-Juroren zurückgewiesen werden, von der Mißstimmung Derjenigen, die ihre Arbeiten von der sogenannten Hängekommission nicht in dem Sinne placirt finden, wie sie es für die Wirkung ihrer Werke nothwendig halten, erfährt die Oeffentlichkeit wenig. Die Mehrzahl der Künstler, die sich durch Jury oder Hängekommission geschädigt glauben, suchen möglichst wenig davon verlauten zu lassen. Die Furcht, der künstlerische Kredit könne darunter leiden, wenn bekannt wird, daß die „Sachverständigen" den Ausschluß von der Ausstellung, oder die Aufstellung in der Totenkammer dekretirt haben, veranlaßt die Betroffenen fast stets zum Schweigen. Dies verschämte Schweigen und duldende Hinnehmen der Künstler läßt das Publikum an die objektive Sachverständigkeit der Genossen glauben.

Der Streit um das Moltke-Bild der Frau Vilma Parlaghy gab dem Publikum einmal Gelegenheit, einen Blick auf die Juroren-Thätigkeit zu thun. Als jenes Bild auf allerhöchsten Befehl aufgestellt wurde, dürfte es außer Jenen, die damals Juroren waren, Wenige gegeben haben, die sich nicht fragten: „Wie kommt die Jury dazu, dies Bild als unter dem zulässigen Niveau der Ausstellung stehend zu behandeln?"

Vorfälle, wie der erwähnte, stehen nun nicht etwa vereinzelt da, sondern wiederholen sich jährlich zu Hunderten. Eingeweihte sagen, in diesem Jahr seien über tausend Nummern zurückgewiesen. Man erwäge, was das für die Betroffenen bedeutet. Arbeit und Geld, das gar oft dem Munde abgespart oder von Freunden geborgt wurde, sind vergeblich aufgewendet. Aufträge werden rückgängig; bestellte Arbeiten werden nicht bezahlt, weil sie unter der Jurorenkritik sind und die Aussichten auf Bestellungen werden auf mindestens ein Jahr vernichtet, zu Gunsten Derjenigen, welche auf der Ausstellung vertreten sind. Einer meiner Freunde erlebte, daß ihm ein Bild von der Jury erst einstimmig zurückgewiesen wurde; dann wurde es als dekoratives Bild von derselben Jury einstimmig aufgenommen, und auf das Bild hin erhielt er neun Aufträge. Dies veranschaulicht wohl den ferner Stehenden, wie wichtig die Zulassung geschäftlich für die Künstler ist, und daß das künstlerische Urtheil der Juroren sich durchaus nicht stets mit dem Geschmack der Kunstfreunde deckt.

Es ist naturgemäß schwierig, die Verhältnisse durch Beispiele zu illustriren, ohne indiskret zu sein. Aus dem Grunde sei mir gestattet, meine eigenen bösen Erfahrungen zu erzählen, auf die Gefahr hin, daß das Eingeständniß meiner Niederlagen meine künstlerischen Fähigkeiten recht geringwerthig erscheinen läßt.

Als junger Mensch schickte ich einmal drei Arbeiten ein; zwei kleine Bronzen und eine große Gruppe: Boreas und Oreithyia. Die Bronzen wurden acceptirt, die Gruppe wurde zurückgewiesen. Ich erfuhr, der Kopf des

Hosted by Google

Boreas sähe zu jüdisch aus und mit zwei hübschen Sächelchen sei ich ja so gut vertreten, daß ich zufrieden sein könne. Die beiden Sächelchen wurden verkauft; die eine davon an die Kgl. National-Galerie. Die große Gruppe, an der ich etwa ein Jahr gearbeitet hatte und die mich außer meinem Lebensunterhalt mehrere tausend Mark Modell- und Atelier-Spesen kostete, mußte ich zerschlagen, ohne daß sie Jemand gesehen hatte.

Was sonst soll man mit so einem großen refusirten Gipsding anfangen? — Angenommen, mein Boreas hatte einen jüdischen Kopf, so konnten die Herren Juroren doch schwerlich auf Grund ihrer persönlichen Beziehungen zum Gott Boreas nachweisen, daß er in der That nicht jüdisch aussieht. Angenommen auch, die ganze Gruppe taugte nichts, so beweist doch der Verkauf der anderen beiden Arbeiten, insbesondere der an die Nationalgalerie, daß ich damals nicht ganz unfähig war, und es erscheint mir doch sehr fraglich, ob es erziehlich für mich nicht besser gewesen wäre, wenn ich mit meiner Arbeit vor Publikum und Kritik eine Niederlage erlitten hätte, als daß ich mir einredete, die Jury sei ungerecht gewesen. Man kann nun wohl sagen, jene Zurückweisung hat mir nicht geschadet. Dem gegenüber ist aber gewiß zu fragen: Wem hätte es geschadet, wenn die Arbeit ausgestellt wurde, und wer ist berechtigt, einen Menschen, der sich nach bestem Können gemüht hat, zu zwingen, ein paar tausend Mark in den Müllkasten zu werfen?

Die zweite und bisher letzte Zurückweisung erfuhr ich vor etwa sechs Jahren. Auch da wurde mir von drei Arbeiten eine nicht angenommen. Auf meine Erkundigung nach der Ursache — man erfährt ja die Amtsgeheimnisse der Jury stets privatim — hörte ich, die Jury habe die abgelehnte Figur nicht für genügend gut im Verhältniß zu meinen sonstigen Arbeiten gefunden.

Etwa acht Jahre vor dieser letzten Zurückweisung war ich bereits Chef eines der vier Meister-Ateliers für Bildhauer geworden, die wir im preußischen Staat haben; d. h. nachdem ich eine der vier höchsten Lehrerstellen bekleidete, die bei uns vorhanden sind, mußte ich erfahren, daß eine Jury der Berliner Kunstausstellung mich für inkompetent hielt, selbst zu entscheiden, was ich dem Publikum zeigen dürfe. Ich mußte erfahren, daß jene Jury mich nicht nur für künstlerisch unmündig erklärte, sondern sich auch für meine Arbeiten einen subjektiven Maßstab zurecht gemacht hatte, statt sie objektiv mit den sonst eingelieferten Werken zu vergleichen.

Und heute? Nun heute, wenn ich eine Arbeit einliefere, die im Auftrage der Regirung gemacht ist und die bei allen entscheidenden Faktoren Beifall gefunden hat, bin ich durchaus nicht sicher, daß sie nicht zurückgewiesen wird. In gleicher Lage sind die meisten Künstler. Ich könnte hier Namen bekanntester Männer nennen, die bei jeder Einlieferung sorgfältig überlegen, ob und in wie weit eine Zurückweisung ihnen geschäftlich schaden kann, und die in irgend zweifelhaften Fällen lieber bei Schulte oder Gurlitt ausstellen. Derartige Situationen ergeben sich in der Praxis nämlich sehr leicht. Wenn z. B. ein Porträitmaler Aussicht hat, in einer Familie, oder deren Bekanntenkreis weitere Bestellungen zu bekommen, nachdem er eine Arbeit gemacht hat, und wenn diese erste Arbeit auf der Ausstellung nicht angenommen wird, so ist die Aussicht fast mit absoluter Sicherheit zerstört. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß, wenn eine Zurückweisung geschäftliches Unheil herbeiführen kann, das Unglück gewöhnlich auch erfolgt.

Hosted by Google

Die Ausstellung-Jury wird, wie wohl selbstverständlich, auf durchaus legale und korrekte Weise zusammen gesetzt. Derzeit wird sie zur einen Hälfte von der Genossenschaft der Akademiker und zur anderen vom Verein Berliner Künstler gewählt. Liest man die Namen der Herren, die in den letzten Jahren das schwierige Amt übernommen haben, so wird wohl Niemand, gleichviel welcher Kunstrichtung er angehört, stichhaltige Gründe gegen Einen von ihnen vorbringen können. Die Zurückgewiesenen oder schlecht „Gehängten" werden trotzdem stets geneigt sein, ihr Unglück auf persönliche Motive zurück zu führen, und da die Zahl der sich geschädigt Glaubenden stets sehr groß ist, so bringt jede Ausstellung Streit und Hader in die Künstlerschaft. Die Wahlen der Ausstellung-Kommissionen sind in Folge dessen zu Personen- und Fraktionen-Fragen geworden. Nicht die allgemeine Sache steht bei diesen Gelegenheiten im Vordergrund. Die einzelnen Wähler suchen sich vielmehr persönlich vor Mißerfolgen dadurch zu schützen, daß sie persönliche Freunde oder Anhänger ihrer Gruppe in die Kommissionen zu bringen suchen. Die Fraktionbildung im Künstlerverein nimmt in erschreckender Weise zu, ohne daß eine einzige solcher Fraktionen sich bis jetzt entschlossen gezeigt hätte, ein klares, sachliches Programm aufzustellen, wie sie die Interessen der Künstlergesammtheit fördern wollen. Im Künstlerverein giebt es Gruppirungen wie z. B. „Nasser Lappen", „Donnerstag-Vereinigung", „Bildhauer-Vereinigung", „Kadaver-Verein", „Freie künstlerische Vereinigung", „West-Klub, alias Wild-West" u. s. w. Speziell in der vorliegenden Frage, wie den allseitig empfundenen Mißständen der jetzigen Juroren- und Hängekommissions-Praxis beizukommen ist, ist ein Programm noch von keiner Künstlergruppe aufgestellt worden.

Durch rein sachliche Erwägungen und Festlegung der Prinzipien, nach denen vorgegangen werden soll, ist es allein möglich, der Allgemeinheit wirklich zu dienen.

Unsere Ausstellung-Juroren sind nur nominell, nicht thatsächlich Geschworene. Die Gewählten verpflichten sich bei Annahme der Wahl zu nichts, als nach bestem Wissen handeln zu wollen. Da die Juroren nicht auf bestimmte Grundsätze vereidigt werden, nach denen vorgegangen werden soll, so erklärt sich daraus vollauf, daß ohne jede Böswilligkeit Urtheile heraus kommen, die unter einander nicht logisch vereinbar sind und daher als Willkürakte der Juroren mißdeutet werden können.

Für die Frage, welche Werke zu einer Kunstausstellung zuzulassen sind, lassen sich eben sowohl Gesetze aufstellen, die sachlich zu begründen sind, wie für alle anderen Fragen des praktischen Lebens. Jede Gesetzgebung wird ihre Mängel haben und es ist zweifellos, daß auch die Aufstellung von Gesetzen für die Juroren nichts Vollkommenes bieten wird. Unter allen Umständen haben Gesetze aber den einen großen Vortheil vor Entscheidungen, die sich lediglich auf den guten Willen einer Anzahl Urtheilender stützen, daß sich Niemand willkürlich geschädigt glauben kann. Geben wir unseren Ausstellung-Juroren Gesetze, auf die hin entschieden wird, so ist die Personenfrage und Fraktionangehörigkeit der Juroren ganz nebensächlich und der Keim zu persönlichem Mißtrauen und Streit ist beseitigt.

Wie kann man in Fragen, was zu einer Kunstausstellung zulässig ist, Gesetze aufstellen?

Beantworten wir uns zunächst, welchen Zwecken diese Ausstellungen dienen, und dann ergiebt sich alles Weitere von selbst.

Hosted by Google

Erstens sollen unsere großen Berliner Kunstausstellungen dem Publikum einen möglichst vollkommenen Ueberblick über die Leistungen der Künstler aller Richtungen gewähren. Jede Ausschließung oder Beeinträchtigung bestimmter Kunstrichtungen, jede Behinderung selbständig schaffender Künstler, ihre Arbeiten vor das Publikum zu bringen, würde diesem Zweck zuwider laufen.

Zweitens ist die jährliche große Ausstellung die wichtigste geschäftliche Verbindung zwischen Künstler und Publikum. Jeder Künstler, dem diese Gelegenheit genommen wird, seine Geschäfte anzuknüpfen und zu unterhalten, ist beeinträchtigt in seinem bürgerlichen Recht zu Gunsten der am Platz vertretenen Konkurrenz.

Aus den beiden angeführten Zwecken, denen die Kunstausstellungen dienen, ergiebt sich folgerichtig, daß keinem Künstler eine Arbeit zurück gewiesen werden kann, so lange er sich im Uebrigen in den Schranken der bürgerlichen Gesetzgebung hält; denn unzulässig bleiben selbstverständlich stets solche Arbeiten, die der öffentlichen Moral nicht entsprechen oder die Beleidigungen enthalten.

Die Juroren hätten also lediglich zu entscheiden, ob die Arbeit von einem selbständigen Künstler herrührt und ob die Darstellung gegen Sitte und Gesetz verstößt. Es entsteht hiernach die Frage: Wen haben die Juroren als selbständigen Künstler zu betrachten?

In erster Linie sollten wohl die Mitglieder der Künstlervereine und Kunstgenossenschaften, deren Statuten der Billigung der Staatsbehörden unterliegen, das Recht genießen, als selbständige Künstler betrachtet zu werden. Eine staatlich anerkannte Künstlergemeinschaft, die ihre Mitglieder für unfähig hält, selbst zu beurtheilen, ob sie ihre Arbeiten dem Publikum zeigen können oder nicht, erklärt damit, daß sich in ihrem Kreis Elemente befinden, die geistig unreif und in ihrem Können unter dem künstlerisch zulässigen Durchschnittsniveau sind. Rechtlichen Anspruch auf Zulassung zur Ausstellung sollten also alle Mitglieder von Künstler- und Künstlerinnen-Vereinen resp. Genossenschaften haben, deren Statuten vom Staat (Kultus-Ministerium) gebilligt wurden. Wahrscheinlich würde solche Bestimmung zu anderen und strengeren Aufnahmebedingungen in manchen Vereinen führen. Für die gesammte Künstlerschaft, für den Stand als solchen, dürfte dies nur von Vortheil sein.

Läßt man die Mitglieder der Künstlervereine und Genossenschaften juryfrei, so bleibt nur eine geringe Zahl von „wilden" Künstlern oder Künstlerinnen übrig. Für diese wäre ein Forum zu schaffen, wo für Jeden ein für alle Mal entschieden wird, ob er als selbständiger Künstler zu betrachten ist.

Gegen die juryfreie Zulassung der Arbeiten aller selbständigen Künstler und Künstlerinnen wird eingewendet werden, daß auf diese Weise Platzmangel entstehen und zu viele schlechte Arbeiten zur Ausstellung kommen würden. In dieser Beziehung aber sichert auch die jetzige Juryeinrichtung durchaus nicht. Herr L. Pietsch, an dessen Ausstellung-Kenntniß wohl Niemand zweifeln wird, schreibt in seinem ersten Aufsatz über die diesjährige Ausstellung in der Vossischen Zeitung: „Die Zurückgewiesenen bekommt man zunächst nicht zu Gesicht und es entzieht sich dem Urtheil des Publikums, ob sie ihr Loos verdienten. Wohl aber sehen wir unter den in die Säle aufgenommenen Werken nicht eben selten so elenden Schund, so armselige Mittelmäßigkeiten, daß wir uns fragen müssen: Ja, warum sind denn diese zugelassen? — und unwillkürlich doch etwas irre werden an der Unbefangenheit und dem gesunden Urtheil der Mehrheit der

Hosted by Google

Jury und versucht sind, an die volle Berechtigung mancher bitteren Klagen zu glauben, welche von Seiten der Refusirten laut werden."

Vor schlechten und minderwerthigen Arbeiten hat noch keine Jury die Ausstellungen bewahrt. Die freie Zulassung aller selbständigen Künstler wird also die Qualität kaum verringern können, und selbst wenn dies der Fall wäre, so wäre das besser, als wenn durch die Jury ein wirklicher Künstler vergewaltigt wird. In diesem Jahr wurde, unter vielen anderen Fällen, dem Bildhauer Herrn Max Klein, über dessen anerkannt künstlerische Bedeutung jedes Wort überflüssig ist, ein Modell zu einem Reiterstandbild des Kaisers Wilhelms des Ersten zurückgewiesen, das zweimal den ersten Preis in Konkurrenzen erhielt. Die Jury ist zweifellos von der Richtigkeit ihres Urtheils überzeugt gewesen. Wir Anderen wissen aber, daß zweimal andere Juroren anders gedacht haben; wir wissen, daß höchst sonderbare Verhältnisse Herrn Klein nöthigen, seinen Reiter zum dritten Mal zur Konkurrenz zu stellen; wir wissen, daß ein Mitglied der Jury, Herr Bildhauer Hundrieser, aufgefordert wurde, Herrn Kleins Konkurrent im dritten Gange zu sein.

Wer soll unter solchen Verhältnissen Respekt vor dem Urtheil „Sachverständiger" behalten? Wer von Denen, die die Welt kennen, wird glauben, die öffentliche Meinung würde durchweg das Urtheil der diesjährigen Jury als bona fide gegeben ansehen? Wer muß nicht voraussetzen, daß Viele denken, die Jury habe zum Vortheil eines ihrer Mitglieder dessen Konkurrenten einen Stoß gegeben? Vor der Möglichkeit solcher Verdächtigungen muß die Leitung einer Einrichtung, wie die große Berliner Kunstausstellung, eben so bewahrt werden, wie die Künstler geschützt werden müssen vor jeder unwürdigen Bevormundung durch anders denkende Kollegen, die der Zufall ans Ruder brachte. Zu vertheidigen sind Zustände nicht, unter denen eine heute mit Herrn Hundrieser versammelte Künstlergruppe eine zweimal preisgekrönte Arbeit des Herrn Klein zurückweist und einer in einem nächsten Jahr mit Herrn Klein tagenden Jury gestatten würde, die Arbeiten des Herrn Hundrieser auszuschließen.

Für die gänzlich mangelnde Logik unserer Juroren-Institution könnte man kaum einen treffenderen Beweis anführen als den folgenden. Herr M. Klein war Juror 1889 und 1890. In diesen Jahren hatte er nicht nur über die Arbeiten der anderen Künstler abzustimmen, sondern war selbst juryfrei, — durfte also allein beurtheilen, was er dem Publikum zeigen wollte. Hätte ihn in jenen Jahren die Lust angewandelt, Bilder zu malen und auszustellen, so hätte er das eben so gut thun können, wie dies in diesem Jahre ein Bildhauer-Juror that.

Also 1889 und 1890 war Herr Klein juryfrei. 1891 wurde er zum Juror gewählt, erhielt dann aber die Anzeige, daß aus Versehen ein Bildhauer-Juror zu viel gewählt sei und daß er der Jury also doch nicht angehöre. Dadurch verlor er das Recht der juryfreien Einlieferung und, nach Ansicht der ohne ihn tagenden Jury, auch den Verstand zu beurtheilen, was er ausstellen könne oder nicht, denn — es wurde ihm eine Arbeit zurückgewiesen. 1892 hatte Herr Klein wieder Urtheilskraft; er war wieder Juror und juryfrei. 1893 verlor Herr Klein wieder alles künstlerische Beurtheilungvermögen, denn er wagte es, ohne Juror zu sein, seinen zweimal preisgekrönten Reiter dem Berliner Publikum vorstellen zu wollen. — —

Logisch war die jetzt noch übliche Jurorenpraxis nur damals, als die Ausstellungen noch ganz unter dem Einfluß der älteren Senatspartei standen,

Hosted by Google

von deren Macht die moderne Zeit jährlich ein Stück zerbröckelt. Damals wurde eben nichts ausgestellt, was nicht in den Sinn des regirenden Senats paßte. Dies in sich einheitliche Prinzip wurde gewissenhaft durchgeführt. Unter dem Druck jener allein selig machenden Partei habe ich ein Genie wie Leopold Rau hinsterben sehen; ich habe gesehen, wie so manches lebensfrohe Künstlerelement in der Blüthe der Jugend geknickt und verbittert wurde, habe erlebt, wie jene Partei durch ihre Unduldsamkeit unsere Künstlerfraktionen gezeugt hat, die lediglich der Trieb der Selbsterhaltung zusammenführte. Ich habe genug von der allein recht gläubigen Senatspartei und genug von den Fraktionen, die, nun sie da sind, im Kampf um die eigene Existenz nicht darauf zu achten scheinen, ob sie andere Existenzen unterdrücken und schädigen. Ich meine: frei soll jeder Künstler zeigen können, was er denkt, empfindet und kann. Alle wahren Kunstfreunde werden gern einige mittelmäßige Arbeiten auf den Ausstellungen übersehen, wenn sie dagegen eine Garantie haben, daß kein Talent mehr unterdrückt werden kann. Jetzt bekommen sie die Mittelmäßigkeiten ohne solche Garantie!

Was den Einwand betrifft, die Ausstellungräume würden die Arbeiten nicht fassen, wenn das Recht der Ausstellung allen Künstlern und Künstlerinnen freigegeben würde, so ist zu sagen: 1. in diesem Jahr war kein Platzmangel und die tausend Zurückgewiesenen hätten Raum gehabt. 2. Jetzt hat jeder Künstler das Recht, drei Arbeiten einzusenden. Wird die eingelieferte Zahl zu groß, was gar nicht zu fürchten ist, so mag nach Bedarf das Ausstellungrecht für sämmtliche Künstler gleichmäßig auf zwei oder eine Arbeit beschränkt werden. Die Bestimmung, welche Arbeit ausgestellt werden soll, müßte jeder Aussteller für sich treffen können. Die Auswahl der Jury deckt sich nämlich fast nie mit der Ansicht des Künstlers, denn gewöhnlich erhält er die Arbeit zurück, durch deren Abweisung er sich geschäftlich am Schwersten geschädigt glaubt.

Es würde für Nicht-Fachleute kaum interessant genug sein, wollte ich hier die Vorschläge, wie zu verfahren ist, im Einzelnen weiter anführen. Ich wollte nur zeigen, daß man zu positiven Vorschlägen kommen kann, sobald man nur denken will. Ich unterlasse deshalb auch hier Vorschläge zur Aenderung in Bezug auf die Thätigkeit der Hängekommission, die jetzt identisch mit der Jury ist, zu bringen. Für die Allgemeinheit wird genügend verständlich werden, wo der Gesetzhebel für die Hängekommission anzusetzen ist, wenn auf die Ungehörigkeit verwiesen wird, daß sich auf unserer Ausstellung vor ganz kleinen Bildern Besichtigung-Abstände von vielen Metern und vor ganz großen Bildern zu geringe Abstände finden, um einen Ueberblick gewinnen zu können. Als nicht zu rechtfertigende Vergewaltigung erscheint mir ferner, wenn z. B. eine Bildhauerarbeit so in die Ecke gequetscht wird, daß der Beschauer beim besten Willen nicht mehr als ein Drittel des Werkes betrachten kann. Wie würde man es nennen, wenn die Juroren zwei Drittel eines Bildes verhängten? Ich will die Wahl eines präzisen Ausdrucks für solche Handlung Anderen überlassen. Mit dem gleichen Ausdruck ist es jedenfalls zu bezeichnen, wenn die Juroren eine plastische Arbeit in einer Weise aufstellen, die nur eine partielle Besichtigung zuläßt. Wie die Kommission derartige Praktiken mit ihrer Pflicht und Schuldigkeit, die Arbeiten ihrer Kollegen möglichst vortheilhaft aufzustellen, als vereinbar erklären will, ist mir unerfindlich. Kann die diesjährige Jury für solche Beeinträchtigung der ausgestellten Arbeiten keine genügende sachliche Erklärung abgeben — und Raummangel liegt, wie schon mehrfach erwähnt,

Hosted by Google

nicht vor —, so wird sie sich wohl gefallen lassen müssen, daß die öffentliche Meinung sie für unfähig oder böswillig hält.

Strikte Vorschriften sind also auch für die Arbeit der Hängekommissare nothwendig und eine regelrechte Instanz ist erforderlich, wo Reklamationen wegen Nichtbefolgung oder Umgehung der Regeln einzureichen sind. Jedes feststehende Prinzip, nach dem aufgestellt und gehängt wird, ist besser als die Resultate, die das Kollektiv-Gewissen der Kommissionen zu Stande gebracht hat. Im praktischen Leben nennt man es: „den Bock zum Gärtner setzen", wenn man Jemandem die Möglichkeit giebt, sich selbst vortheilhafter zu placiren als einen Konkurrenten. Eine Zeitung schrieb in letzter Zeit, man erkenne die Arbeiten der Juroren daran, daß sie stets den Mittelplatz haben. Es schädigt das Ansehen der Künstlerschaft, wenn die Kommission darauf nicht mehr antworten kann als: „Wir finden unsere Bilder, die wir in die Mitte hängen, schöner als die anderen".

Sobald Regeln vorhanden sind, nach denen gehängt und aufgestellt wird, Regeln, die Jedermann kontroliren kann, so mag über die Richtigkeit der Regel Streit möglich sein, aber jede Insinuation, ein Juror habe sich kraft seines Amtes persönliche Vortheile verschafft, wird unmöglich gemacht. Schon dadurch würde die Hängekommission vor Unterstellungen gesichert, wenn sie, ausschließlich für sich, einen Saal nähme. Mir scheint freilich, man kann unschwer Grundsätze aufstellen, die weiter gehen und die Kommission auch davor schützen, daß ihr mit scheinbarem Grund nachgeredet werden kann, sie bevorzuge ihre Freunde. Die Unterbringung der Jury und Hängekommission in einen isolirten Raum hätte dagegen den Vortheil, daß ihr und dem Publikum aus dem Augenschein klar wird, daß sie nur Menschen sind, die sich redlich in ihrem Beruf mühen, aber keineswegs Halbgötter.

Das rein menschliche Empfinden scheint der diesjährigen, wie so mancher früheren Jury, in der Freudigkeit des Richtens über Andere etwas verloren gegangen zu sein. Keinen anderen Fall dürfte es in unserem bürgerlichen Leben mehr geben, wo das Wohl und Wehe von vielen Hunderten von Existenzen und Familien so bedingungslos und ohne jede Möglichkeit eines Appells in die Hände einiger Männer gelegt ist, die zugleich Konkurrenten sind.

Zu hoffen steht, daß den Mitgliedern der jetzigen Jury denn doch ein wenig bang ums Herz ist, wenn sie nun sehen, wie wiederum ein begabter Künstler, Adolf von Meckel, auf der Bahre liegt, dem die Verzweiflung über die Art der Aufstellung seiner Werke Anlaß geworden zu sein scheint, Hand an sich zu legen. Zu hoffen ist, daß sie selbst daraufhin den Beschluß fassen werden, den Bestrebungen beizutreten, die den Zweck haben, die Thätigkeit der Ausstellungleitung durch Gesetz zu regeln.

Mühsam, zeitraubend ist die Arbeit der Juroren. Am Ende solcher Mühen zu erleben, wie die Hunderte von Zurückgewiesenen eine Ausstellung planen, die doch nur den Zweck haben kann, das ungerechtfertigte Vorgehen der Juroren festzustellen; am Ende solcher Mühen überall auf Erbitterung zu stoßen und zu fühlen, wie die ausgeübte Thätigkeit nicht zum Vereinen in redlichem Streben, sondern zum Zersplittern führte; am Ende solcher Mühen nun Beschwerden über Beschwerden beim Kaiser und im Kultusministerium, am Ende von so schwerer Arbeit das Grab eines verzweifelten Kollegen —: das ist eine traurige Ernte und wohl auch der Beweis, daß der Grundgedanke der ganzen Arbeit ein ungesunder ist.

Robert Toberentz.

Hosted by Google

Notizen zu Verdis Falstaff.

. . . Allerliebst, ganz reizend! Da huschen sie durch das Stück, Nannetta und Fenton, und sind nichts als Liebe, ein ewiges Nippen blos am Freudenkelch der Liebe, — ich möchte sie eine „Allegretto-Liebe" taufen, diese Liebe der schönen, kargen Gelegenheiten, die Liebe in reizenden Augenblicksbildern. Nirgends und niemals fand ich ein solches Allegretto der Liebe — und erst dem 80jährigen Verdi war diese liebenswürdige, bescheidene und doch so natürliche Neuschöpfung vorbehalten!

„Kam Sommer, Herbst und Winterzeit, . . .
Denen's dann noch will gelingen
ein schönes Lied zu singen,
seht, Meister nennt man die."

Mit diesen Wagnerschen Worten will ich dem greisen Verdi meine Huldigung dafür darbringen. Was sein Verdienst nur schmälern kann, ist, daß er, der die bewegte Seele der Worte bewegten Tönen gleichsam zurückgab, nicht auch die Worte, die körperliche Hülle, geschaffen hat.

. . . Hat Shakespeare für sein Stück eine Doppelbehandlung beschlossen, so hat er sicherlich seine vielen, guten Gründe dafür. Wie diese aber auch sein mögen, die eine Wirkung der Doppelhandlung ist unausbleiblich: man vergißt leichter die Tyrannei der einzig-einheitlichen dramatischen Idee des Dichters, die Engherzigkeit jener seltsamen Teleologie sozusagen, die für sein eigenes Stück der dramatische Dichter stets begründet, und gewinnt dagegen wahrer den Eindruck jener Welt der Planlosigkeiten und Zufälligkeiten, in der wir doch selbst leben. Eine solche Doppelhandlung hat Shakespeare auch für „Die lustigen Weiber von Windsor" geschaffen. Dem Textdichter Verdis, Arrigo Boito, mochte aber die Doppelhandlung zu reichlich, zu lästig sein, — was übrigens begreiflich ist — er ließ sie drum fallen, und als Ersatz für die entgangene Mannichfaltigkeit bot er uns jenes Bischen Liebe: Nannetta und Fenton an, nachdem er in ihnen seelische Umwandlungen vollzogen, die sie genug gewichtleicht machten.

Shakespeares Falstaff sagt zur Frau Hurtig im fünften Act Szene 1: „Das ist das dritte Mal! Ich hoffe, das Glück beruht auf ungeraden Zahlen." Falstaff hat sich getäuscht, aber Shakespeare hatte Glück mit seiner Dreizahl — eine wirklich schöne Doppelzüngigkeit des Gedankens! Shakespeare wußte es offenbar besser als Boito, daß es durchaus nöthig ist, Falstaff öfter als blos einmal rückfällig werden zu lassen, daß es für die Erkenntniß der Falstaffschen Art wesentlicher ist, Falstaff das Attentat auf die lustige Frau von Windsor dreimal versuchen zu lassen, als das Schwergewicht auf das Straffystem, möge dieses noch so hinreißend originell sein, zu verlegen. Freilich am Besten ist es bei Shakespeare, wo die komische Wirkung in einem aus der Dreizahl der Falstaffschen Versuche und aus dem — ich muß schon sagen — farbenprächtigen, kühn originellen Straffystem bezwingend hervorbricht. Boito aber ist im Irrthum, wenn er glaubt, eine länger gedehnte Qual Falstaffs im Waschkorb ersetze für die Wirkung den Ausfall einer bündigen Visite Falstaffs bei Frau Alice Ford und der darauf gesetzten Strafe. In diesem Irrthum Boitos aber liegt mehr als anderswo der Todeskeim der Verdischen Oper, denn er führte zu der sogenannten „Korbszene" im zweiten Act, die das Kunstwerk mit einem

Hosted by Google

Schlage um all Das betrügt, worauf es sonst mit einigem Recht stolz sein dürfte, und wonach es mit schönem Eifer so deutlich ringt. Die Szene enthält so viel nachlässige Komik, eine solche Summe närrischer, natürlich derber und doch so unnatürlicher Lustigkeit, daß der shakspearewahrere Ton, der im übrigen Werke ganz anders noch als in Nicolais „lustigen Weibern von Windsor" herrscht, lebensgefährlich verletzt wird.

Verdis Falstaff ist kein Buffo mehr, — ein sehr erfreulicher Fortschritt in der Erkenntnis der Falstaff-Natur. Nichts fühlt Falstaff ernst, nur den Schmerz und, — daß er sonst nichts ernst nehmen soll. Seine Komik liegt aber darin, daß die Uebrigen nicht nur seinen geheuchelten Ernst nicht glauben, sondern den Unernst noch unernster nehmen. Dazu der eigenartig düstre Hintergrund seiner sozialen Position und die phyhsische Diskreditirung. Jenen Falstaffschen Ernst des Unernstes aber und die merkwürdige Abtönung seines ritterlichen Gefühls finde ich in Verdis Falstaff ohne Mühe und bin darum befriedigt.

Das Italienischeste in Verdis Falstaff ist — die „Korbszene" und die Musik. Das Uebrige ist nicht italienisch, am Allerwenigsten italienisch aber ist die Schlußfuge, die dem Schlußapplaus des großen Publikums förmlich ausweicht und die Tradition der alten Komödiendichter, ihr Publikum am Schluß zu apostrophiren, in eigener, neuer Weise variirt.

Die Operntechnik Verdis ist insofern eigenartig, als sie, was ursprünglich für die romantische und tragische Oper gedacht ist, der leicht beweglichen lyrischen Komödie anbietet. Man denke hier nicht an die „Meistersinger von Nürnberg" Wagners, in denen der breitere, behäbigere Humor, und das so vielfach verkannte Leitmotivsystem die ähnliche und, wie Viele meinen, auch vorbildliche Adaptirung erleichtert haben. Wagnerische Themen sind plastischer, typischer, und in lebhafteren, vielfacheren Beziehungen zum Bühnenereigniß als die Verdischen Melodien. Die motivische Arbeit Wagners und noch jede andere Art, die er anwendet, um größere Theile zu bilden, bringt den unschätzbaren Vortheil mit sich, daß sie die wesentlichen Elemente seiner Musik gleichsam immer neu erläutert, befestigt und einprägt. Durch die Einführung der Leitmotive, deren Beruf es mit sich bringt, daß sie eben so bald verstanden werden, wird außerdem in das Orchester ein Schein von Kausalität, von Logik möchte ich sagen, hineingebracht, und die Gesammtmusik muß dann freilich den Eindruck eines bewegt und wechselvoll Neuen machen, das doch immer wieder irgend bekannt zu sein scheint. Eine Verdische Melodie aber muß länger schwingen, ehe sie Stimmung erzeugt. Man begreift dann, daß die Melodie, der Verdi aus irgend einem Grunde das erwartete Wachsthum, die nothwendige Dauer versagt hat, in ihrer Funktion unfruchtbar wird. Solcher jäh ihrem Leben und ihrer Wirkung entrissener Melodien giebt es in „Falstaff" viele. Auch kommt es sehr viel darauf an, ob zur Zeit oder Unzeit das melodische Gebilde seine Ansprüche stellt. Anders wirkt die Melodie, die durch ein mehr oder minder bedeutendes Bühnenereigniß, sei es Wort oder Handlung, geradezu ins Gemüth eingeführt wird, anders die Melodie, die, blos auf ihre eigene Kraft vertrauend, zu einer Zeit sich einfindet, wo von der Bühne herab nichts sie besonders empfehlen kann. Nun denke man, daß Verdi sich gar nicht bestrebt, seine Themen und kürzeren Melodien durch Wiederholung etwa zu erschließen, und daß er auf die Verkoppelung durch Leitmotive durchaus verzichtet, so wird es klar, daß er seine Musik dadurch zunächst unfaßbar, ungreifbar,

Hosted by Google

unverständlich gemacht hat. Nur die breiteren oder mit besonders charakteristischer Kraft ausgestatteten Züge seiner Musik können sofort die intendirte Stimmung auch erreichen. Ich sagte mit Bedacht dort „zunächst", hier „sofort", denn es scheint mir nämlich der Konflikt zwischen der Verdischen Melodik und der Technik durch öfteres Hören des Kunstwerkes geheilt werden zu können. Ob aber das Publikum Geduld dazu findet, ist fraglich.

Die Musik zu „Falstaff" hat aber mehr ganze Theile, als man nach dem ersten Eindruck etwa anzunehmen sich entschließen möchte. Um in der Musik ein Ganzes als Ganzes zu hören, sei es das kleinste Ganze, gehört Uebung und musikalische Intelligenz. Dadurch aber, daß man diese ganzen Theile fühlt, gliedert man sich auch noch das Drama; und man hört oder sieht dieses weniger korrekt, wenn man jene nicht erfaßt hat. Und was als Ganzes, wo es kaum vermuthet wird, schon wirken kann, offenbart oft erst die Bühne.

Die Melodik Verdis in Falstaff weist nichts Neues auf, das zu neuen Anschauungen führen würde. Von einer wahren Polyphonie ist selten zu hören, am Allerwenigsten von einer Wagnerischen. Es ist leider nicht Sitte, die Beiträge eines Komponisten zur Instrumentirungkunst deutlich zu schildern, aber ich glaube, „Falstaff" hat mehrere neue Züge in der Instrumentation.

Von liebenswürdiger Originalität ist in „Falstaff" der Einfall, einige Worte einiger Personen mit einem feststehenden Tonfall typisch zu bedenken. Aber ich bitte um Himmelswillen nur, solche dünne, durch die Luft ziehenden Spinnenfäden nicht mit dem Wesen des Leitmotivs zu verwechseln, das keine Ausmalung kleiner zufälliger Züge, sondern größte Charaktermalerei treibt. Frau Quickly (die verbesserte Frau Hurtig) hat eine feststehende Formel für ihr „Reverenza", ihr ewiges „povera donna!", genau so, wie sie im Leben den selben Tonfall ihrer listigen Redensarten beibehält; Sir John Falstaff hat sich, wie im Leben, so in der Musik gleichsam ein geflügeltes Wort seiner gutmüthigen Selbstironie: „va, vecchio John, par la tua via" geschaffen; auch wird die Rendezvousstunde „dalle due alle tre" in den selben Tönen herumgeschickt. Die komische Wirkung dieser geflügelten Töne im Stück ist ebenso ausgezeichnet wie neuartig, insbesondere dort, wo Sir John Falstaff Veranlassung hat, nach gemachter trauriger Erfahrung seine Selbstironie mehr in moll zu fühlen. Ein dieser originellen Methode verwandter Einfall ist es, wenn Verdi und Boito ihrem Liebespärchen Nannetta und Fenton zwei Schlußzeilen eines Liedes:

„Bocca bacciata non perde ventura,
Anzi rinnova come fa la luna."

gleichsam zu Lockrufzwecken immer mitgeben und zwar so, daß das Band der Zeilen von beiden zur Hälfte geknüpft wird. Wie man sieht, steckt in alledem nichts Leitmotivartiges.

Um endlich ein durchaus persönliches Gefühl zu äußern, gestehe ich gern, daß mir Verdis Falstaff ungleich Shakespeare-, ungleich Falstaffwürdiger, ungleich deutscher (trotz aller italienischen Melodik!) erscheint als Nicolais „Lustige Weiber von Windsor". Und trotzdem mir die Melodik in „Falstaff" durchaus unbedeutend ist — ich lege hierbei den größten Maßstab an — (trivial ist sie mir aber niemals), wünsche ich doch, daß jedes Publikum diesem Werke auch nur annähernd gerecht werden — könnte.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Hosted by Google

Die bestraften Griechen.

In dieser Woche haben die Finanzminister der kleinen Völker — diejenigen Excellenzen, welche selbst Gernegroße spielen und auch diejenigen, welche vor dem Hochmuthe ihrer Volksvertretungen erzittern — eine derbe Lehre erhalten. Ob sie sie anwenden oder im geeignetsten Momente einem kühnen Bandenchef der Opposition erliegen, ist eine weitere Frage. Genug, in Athen wird neuerdings ein Stück Volkswirthschaft durchprobirt, an dem die zahlreichen Schwachen auf Gottes weiter Anleihekarte ihr heimliches Grauen haben könnten.

Es ist noch nicht lange her, daß hier an dieser Stelle auf die Windungen des französischen Ministers des Auswärtigen hingewiesen wurde, den Griechen die ihnen so nothwendigen Millionen zu verschaffen. Man glaubte ganz allgemein, Tricupis sei bereits über den Emissionpreis einig geworden und auch gegen die von der Londoner Gruppe verlangte auswärtige Schuldenkontrole werde nichts mehr eingewendet. Hatte doch die Regirung einem zu diesem Zwecke eigens delegirten englischen Major alle Bücher vorlegen lassen, genau so, wie ein Kaufmann dritten Ranges thut, wenn ihm eine Bank einen Kredit eröffnet. Alles klappte so schön, daß unreine Phantasien sich sogar schon bis zu Rothschild als Uebernahmsfirma verstiegen hatten. Wahrscheinlich weil der Law'sche Bericht mit dem Vermerk gedruckt war: „Presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty" während er einfach Nr. 1169 der Diplomatic and Consular Reports on Trade and Finance war, die im laufenden Jahre dem Parlamente zugegangen war. Plötzlich, inmitten der Verhandlungen mit dem Bankenkonsortium fiel etwas wie ein dünner, grauer Schleier nieder und — es wurde still.

Was war der Grund? Tricupis hatte Angst bekommen, vor seine Kammern mit einem Vertrage hinzutreten, in denen auswärtigen Gläubigern ein gewisses Verwaltungrecht eingeräumt werden sollte. Der selbe Tricupis hatte aber niemals den Muth verloren, wenn es größere Militärausgaben durchzubringen galt. Der „Messager d'Athènes" klagte in dieser Beziehung noch vor Kurzem: „Chaque fois qu'un ministre a demandé des crédits pour la défense des droits de la nationalité hellénique, ces crédits ont été votés sans débat, aux acclamations du Parlement et du pays." — On souffre dans les fréres opprimés comme les amputés dans les membres qu'ils ont perdus". Nur wegen dieses Ausgabenenthusiasmus für ein Heer, dessen Pensionsetat in erschreckender Weise wächst, mußten eben die Herren in London ängstlich sein, denn die Einnahmen an sich sind ganz befriedigend.

Hosted by Google

Aber in Athen begann man sich auf die Kunst des Verhandelns zu verlassen und übersah dabei eine Möglichkeit, die den bekannten Leitstern der Baissespekulanten bildet und sie sämmtlich reich machen würde, falls sie bis dahin ausharren könnten, — die Möglichkeit nämlich, daß in der Welt sehr oft ganz unvermuthete Unglücksfälle eintreten.

Vielleicht, daß alle griechischen Volksvertreter wissen, wo Australien liegt, gedacht haben sie sicher nicht an diesen Erdtheil. Aber es kam so: ein Grünling, ein Frischling unter den Wellen ist hier einem altklassischen Lande verhängnißvoll geworden. In dem selben Augenblick, wo der Welthandel der ehrsamen Depositenbanken von Melbourne und Sydney zerstiebte und Mr. Lidderdale als Gouverneur der Bank von England seine Goldpolitik über Alles zu stellen hatte, konnte von irgend einem exotischen Anlehen vorläufig nicht mehr die Rede sein. Wegen dieser Kreditstockungen steigt das Agio in Lissabon, in Madrid, in Buenos Ayres, und in Athen hat es den unerhörten Satz von 80 Prozent erreicht. Das ist nichts Geringeres, als daß die griechischen Importeure den Weizen, das Petroleum, die Baumwoll- und Leinenstoffe, welche sie dem Auslande in Gold zu bezahlen haben, um 80 Prozent vertheuert sehen. Es ist das ein Agio, das z. B. Portugal seit Dezennien nicht erlebt hat und das in Argentinien nur in der Vorzeit der großen Anleihen ab und zu sich meldete.

Natürlich sind auch die Zinsen der griechischen Staatsschuld den fremden Gläubigern gegenüber nunmehr um so viel höher, so daß das Gerücht ganz verständlich ist, der neue Ministerpräsident wolle den nächsten Coupon überhaupt in Papier einlösen. Daraufhin Panik in allen Griechenwerthen, weil das Publikum in seiner Bestürzung bekanntlich sachliche Unterschiede nicht kennt. Falls nämlich Herr Sotirupolos eine Anzahl Goldanlehen nicht in Baar verzinste, so würde er einfach Unmögliches lassen, da doch der gute Wille nicht die Kasse ausmacht, falls aber der genannte Herr z. B. den Coupon der Monopolgriechen in Papier umwandeln wollte, so hätte er vorher ein Unterpfand zu rauben, nämlich die Einkünfte aus Salz, Petroleum, Naxos-Schmirgel, sowie aus den Lastern: Spielkarten, Cigarettenpapier und Zündhölzern, welche Einkünfte von der Société de la Régie des Monopoles ausdrücklich erhoben und dem Bevollmächtigten der Emissionhäuser semesterweise ausgeliefert werden. Nur der Zuschuß, den die Regirung in dem sehr unwahrscheinlichen Nichtausreichungfalle zugeben müßte, erschien demnach gefährdet. Das Publikum, wie gesagt, macht so klare Unterschiede keineswegs, es sieht nur einen Staat am Rande der Krisis und — richtet sich danach.

Wie gut hätte sich aber Griechenland diese furchtbare Situation ersparen können, die ja lediglich durch die Homogenität der gesammten Weltwirthschaft hereingebrochen ist, wäre es noch vor Monatsfrist vernünftig gewesen und hätte nicht den hochmüthigen Kopf eines reichen Schuldners aufgesetzt. Kommt Junghellas jetzt zum Fall, so ist es nicht über wirkliche unheilbare Schäden gestolpert, sondern über Das, was der kluge Geschäftsmann: Disposition nennt. Es hat eben Geld bekommen können und den Moment hierfür versäumt.

Mit diesem groben Stolz, anders zu scheinen, als man ist, sich einer fremden tüchtigen Verwaltung zu schämen, wo man selbst noch keine solche erlernt hat, und aus der Konkurrenz der internationalen Bankenkapitalien heraus sich über die Werthbemessung des eigenen Kredites Illusionen hinzugeben, — mit diesen Irrthümern muß gebrochen werden. Alles steckt heute an! Keine Großmachtsucht

Hosted by Google

eines Kleinstaates, die nicht einen anderen Kleinstaat bezaubert, wie wir dies eben bei Griechenland sehen, das sofort sein Jawort zu einer Fremdenkontrole zurückzog, als es sah, daß Portugal in diesem Punkte hartnäckig blieb, aber nicht daran dachte, daß man am Tajo bereits bankerot war und gerade dies am Hellespont noch zu vermeiden war. Selbst diplomatische Kunststücke wirken nach, wie denn kaum Argentinien zwischen den Gläubigern der Vorzugsanlehen und den andern Gläubigern glücklich einen Konflikt geschaffen hatte, als auch Portugal zwischen dem deutschen und französischen Comité Aehnliches versuchte.

Im Uebrigen ist es völlig richtig, daß für viele Länder die Zeiten der theuern Anleihen vorüber sind, dann haben sich aber diese Länder konsolidirt und können jetzt, hinweg von dem immer etwas peinlichen Anspruch an das Ausland, mehr auf das eigene Volk angewiesen sein. Ein Land, wie z. B. Spanien, hat vor noch 15 Jahren selbst seine Interieurs zum großen Theile an den Börsen von London, Paris, Frankfurt handeln lassen. Heute hat dies längst aufgehört und die gesammte innere Schuld ist nach dem Heimathlande zurückgeflossen. In Paris versteht man unter: Exterieurs (Auswärtige Schuld) nur spanische Fonds.

Auch bei großen Ländern hat sich der Uebermuth der Finanzminister schon gerächt. Zu Zeiten der Premierschaft Crispis war Italien nahe daran, ein großes einheitliches Anlehen aufzunehmen. Die Herren in Rom wollten zu wenig an sich verdienen lassen. Was war die Folge? Es nahten die magern Pharaojahre und bis jetzt hat Italien noch sein Anlehen nicht. Das Königreich bedarf aber dessen und auch dem internationalen Kapitalmarkt fehlt ein neues großes Anlagepapier. Man kann überhaupt die veränderten Richtungen des Börsengeschäfts nicht begreifen, sobald man das Charakteristikum außer Acht läßt, daß die Neuzeit uns nur viele kleine Papiere gebracht hat, anstatt der wenigen großen, die früher an den Hauptplätzen gehandelt wurden. Das ist auch das Geheimniß, weshalb es keine große Spekulation mehr giebt, einen Gegenstand, der, sobald wir ihn in Unternehmungsgeist umdeutschen, anziehender klingt. „Cotta war ein spekulativer Buchhändler", so schreibt Heinrich Laube und wollte dem Verleger der Dioskuren gewiß ein hohes Kompliment machen.

Aber um auf das Athenienſische Beispiel zurück zu kommen! Die zahlreichen Staaten, die auf den Kredit des Kapitals angewiesen sind, sollten nicht vergessen, daß es noch immer klüger ist, diesen Kredit etwas höher zu bezahlen, als — sitzen zu bleiben. Ob ein Land sich sein Parlament nach britischem Muster zurecht schneidet, fein säuberliche Reden halten läßt und immer von seinen Ressourcen spricht: Alles das ist gleichgiltig! Wo sind diese Ressourcen, so fragt das gesittete Europa — in diesem Falle leider nur gesittet, weil es mehr Geld hat — und fixirt danach den Kurs des betreffenden Staatspapieres.

Es mag bedrückend sein, höhere Zinsen als andere Länder bezahlen zu müssen, obgleich z. B. in Argentinien der solide geschäftliche Zinssatz zehn bis zwölf Prozent ist, aber eine Thatsache kann darüber doch vielleicht hinweg trösten. Das Kapital mag an Eisenbahnen und Obligationen, die es zu dem niedrigen Emissionkurse kaufte, Schätze verdient haben — an den Papieren der zweitklassigen Staaten hat es zumeist Schätze verloren. Pluto.

Hosted by Google

Veitstag.

Seit vier Wochen haben die Zeitungen eine neue stattliche Rubrik angelegt, unter dem Titel: Wahlbewegung. Zweimal täglich wird da verkündet, wer in Birkenfelde oder in Husum als Kandidat dieser oder jener Partei aufgestellt worden ist und wie in Gersfeld-Fulda-Schlüchtern die bekannten „Kenner von Land und Leuten" den fraktionellen Saatenstand beurtheilen. Jeder Kenner von Land und Leuten des Zeitungwesens weiß, daß diese Mittheilungen nur für den Berichterstatter, dem sie Zeilenlohn einbringen, irgend welchen Werth haben, und daß sie im Uebrigen entstanden sind, wie Alles, was in die Zeitungen kommt, eben entsteht: der Korrespondent weiß ganz genau, was der Verleger und der Redacteur hören will und drucken kann, und wenn er ein selbständiges Gelüsten mehrfach mit der Verbannung in den Papierkorb gebüßt hat, dann richtet er sich so ein, daß ihm kein Zeilchen mehr gestrichen zu werden braucht. Eines aber lehren diese Berichte über die Wahlbewegung dennoch: daß nämlich eine tiefer reichende Bewegung nirgends zu spüren ist. In allen Städten und Dörfern werden Versammlungen abgehalten und überall finden sich Leute, denen es Spaß macht, ein paar kühle Abendstunden in einem gut beleuchteten Saal zu verbringen, wo man, ohne Eintrittsgeld zu bezahlen, sein Bier trinken und seine Cigarre rauchen und nebenbei von einem beredten oder auch nur geschwätzigen Herrn Alles noch einmal hören kann, was man ohnehin schon wußte. Das Auftreten viel versprechender Bierredner kann aber nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, daß von einer Bewegung ernstlich nicht gesprochen werden darf. Die Wähler sind entweder apathisch und wissen, daß für die absonderlichen Leiden, von denen Deutschland jetzt heimgesucht wird, der Stimmzettel kein Allheilmittel ist, oder sie sind verständig genug, sich um den Militärspektakel gar nicht zu bekümmern und solche Männer zu wählen, mit deren wirthschaftlichen Anschauungen sie einverstanden sind und die dann auch gegenüber den wechselnden Wünschen des leitenden Generals die richtige Entscheidung finden werden. Der unter dem Titel Wahlbewegung verübte Lärm ist nur das Symptom einer lange schon in den deutschen Landen umgehenden Krankheit, die erfahrenen Aerzten als Chorea Sancti Viti nicht unbekannt ist und über die man in jedem medizinischen Handbuch Aufschluß erhalten kann: „Eine Nervenaffektion, die durch das Auftreten fortwährender unzweckmäßiger Zuckungen von Muskelgruppen charakterisirt ist; das Bewußtsein ist nicht beeinträchtigt, doch ist meist allgemeine Verstimmung mit dem Beginn der Krankheit verknüpft, die sehr allmählich beginnt und längere Zeit hindurch gar nicht bemerkt wird. Dann aber wird die Unruhe der Muskeln auffallender, die Ungeschicklichkeiten häufen sich und werden gröber, bis endlich der Patient fast fortwährende grimassenhafte Verzerrungen des Gesichtes zeigt. Die Behandlung hat wesentlich für Ruhe, Schlaf und gutes Allgemeinbefinden zu sorgen." Wenn man mit diesem klinischen Bilde die ungesunden Erscheinungen der letzten Zeit vergleicht und im Kalender sieht, daß der fünfzehnte Juni der Tag Sancti Viti ist, dann muß man die Wahl des Wahltages unbedingt loben. Der Wahltag ist der Veitstag und es ist in die Hand des deutschen Volkes gegeben, ob es von pfuschenden Magnetiseuren sich einschläfern lassen oder durch eine zähe und kluge Therapie den politischen Veitstanz wegschaffen will.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Juni 1893.

Das europäische Militärkonzert.

Während in Rom und Neapel die illuminirte Politik noch rauschende Feste beging und der Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes Gelegenheit fand, zu beweisen, daß ihm der Gebrauch der französischen Sprache nicht viel geringere Schwierigkeiten bereitet als dem sturmerprobten Oberbürgermeister von Danzig, wurde hier schon auf die symptomatische Bedeutung des Besuches hingewiesen, den der Kaiser Franz Josef dem russischen Minister Giers abgestattet hatte. Natürlich folgte sofort eine offiziöse Kanonade, die bestimmt war, die Bedeutung dieses Besuches zu übertönen, und die diesen Zweck auch erreichte, weil unsere aus dem quellenden Born des Caprivismus gespeiste Presse den dringenden und interessirten Wunsch hat, jede Veränderung im europäischen Konzert entschlossen totzuschweigen.

Diese Versuche werden auch jetzt gewiß fortgesetzt werden, um den Eindruck der Rede zu verwischen, die Graf Kalnoky im Ausschuß der ungarischen Delegation gehalten hat und die als ein europäisches Ereigniß ersten Ranges betrachtet werden muß. Trotz den selbstverständlichen Salutschüssen, die da dem Dreibund gespendet werden, zeigt die vorsichtig und klug abgewogene Rede doch, daß Oesterreich-Ungarn sich für eine rücksichtlos selbständige Politik der freien Hand entschieden und den Entschluß gefaßt hat, auf eigene Faust eine Verständigung mit Rußland zu suchen. Das ist durchaus begreiflich: die sogenannten Staatsmänner, die jetzt in Berlin herrschen, haben auf den Gang der

Hosted by Google

russischen Politik nicht den geringsten Einfluß und sie können deshalb auch Oesterreich vor der durch die Unsicherheit der deutschen Verhältnisse erheblich gesteigerten Gefahr eines russischen Angriffes nicht bewahren. Außerdem verstieg die allumfassende Güte des zum Reichskanzler kommandirten Generals sich zu der freundlichen Versicherung, Oesterreich und Italien hätten „nur kleinere Wünsche", während für uns „Alles" auf dem Spiele stände, „nämlich das Reich". Also zu lesen in dem vom Grafen Caprivi korrigirten und gebilligten Bericht der Militärkommission. Da nun Oesterreich in Berlin jetzt durch einen sehr geschickten Mann vertreten ist, der den Wechsel der Zeiten schon daraus kennen gelernt hat, daß Graf Caprivi ihm den Handelsvertrag gewährte, den Fürst Bismarck sehr höflich, aber auch sehr entschieden vorher verweigert hatte, so ist es nur natürlich, wenn man in Wien nun über die Zustände im Deutschen Reiche sehr gut unterrichtet ist und wenn die von Gewissensskrupeln und Sentimentalität niemals angekränkelte österreichische Politik sich eifrig bemüht, ein zweites Eisen ins Feuer zu legen. Ob die Verständigung schon erfolgt, ob sie erst in Sicht ist, das ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung neben der Erscheinung, daß seit fünfzehn Jahren zum ersten Male Oesterreich offen eine eigenwillige Politik einschlägt, nachdem es seit zwei Jahren schon insgeheim die Führung im Dreibund übernommen hat. In Wien, wo man die Vortheile des Handelsvertrages eingesackt hat, fordert man für die Armee vier Millionen und steht im Begriff, einen dauernden modus vivendi mit Rußland zu finden, den vatikanische Regisseure längst schon empfohlen hatten; in Berlin, wo man, „zur Festigung der Bündnisse", fünfzig Millionen hinausgeworfen hat, verlangt man für die Armee — vorläufig — sechzig Millionen und verkündet alltäglich die unvermeidliche Nothwendigkeit eines Krieges mit zwei Fronten. Den Neid auf andere Völker muß der Deutsche allmählich doch sich wieder angewöhnen; dafür hat mit ihren rettenden Thaten die Troupier-Politik gesorgt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in Rom das Ungarisch des Grafen Kalnoky noch besser verstanden werden wird, als das Französisch des Freiherrn Marschall von Bieberstein. Auch Italien hat ja nur „kleinere Wünsche" und es würde Nizza leichter jedenfalls als Triest verschmerzen, wenn Rußland ihm seine Grenzen garantirt und für die Machtverhältnisse im Mittelmeer gewisse Bürgschaften übernimmt. Im Dreibund-

Hosted by Google

orchester scheint der alte Konzertspaß beginnen zu sollen: von den Musikanten legt Einer nach dem Andern das Instrument weg und schleicht heimlich von dannen, so daß schließlich der frühere Dirigent einsam und verlassen den Taktstock schwingt. Der General Leo von Caprivi de Caprara de Montecuccoli hat mit so heiligem Eifer unsere angebliche Schwäche enthüllt, er hat in seinen unglaublichen, aber gedruckten Reden so haarscharf nachgewiesen, daß eigentlich nur Deutschland die Bündnisse braucht, er hat mit so glänzendem Erfolg das Vertrauen in die von Schwankungen und Launen sonst unberührte Sicherheit der deutschen Politik zu zerstören vermocht, daß man sich nicht wundern darf, wenn die verbündeten Staaten allgemach anfangen, ihre Lebensinteressen selbständig zu vertreten. Der Dreibund ist für unsere Konsorten nur so lange ein gutes Geschäft, als das Deutsche Reich eine wirkliche, nicht eine durch rhetorische Künste vorgespiegelte Suprematie zu üben vermag, und er ist auch für Deutschland von seinem Schöpfer nie als das letzte Wort diplomatischer Weisheit betrachtet, sondern für bestimmte Zwecke und auf bestimmte Zeit geschaffen worden. Wer die Geschichte kennt oder auch nur Bismarcks Briefwechsel mit Polte Gerlach gelesen hat, der weiß auch, daß in Europa die verschiedensten Kombinationen möglich sind; und wer nur einen Blick hinter die Coulissen gethan hat, der sollte wenigstens wissen, daß dunkle Gestalten augenblicklich mit allerlei merkwürdigen Plänen beschäftigt sind. Von London aus sucht eine Clique, in der sich die interessantesten Persönlichkeiten zusammengefunden haben und von deren Treiben vielleicht erst später erscheinende Memoiren ausführlich berichten werden, zum Schutze englischer, allgemein liberaler und jüdischer Ansprüche eine anti-russische Liga zu gründen, deren Kosten zunächst das Deutsche Reich zu tragen haben würde. Daneben aber ist nach anderer Richtung eine andere Gruppe bemüht, die man etwa die katholische Alliance nennen könnte und deren nächstes Ziel an dem Tage erreicht wäre, wo Rußland mit den katholischen Hauptmächten, mit Frankreich, Oesterreich und Italien, sich verständigt hätte. Dann wäre die Vormacht des Protestantismus, das Deutsche Reich, isolirt, und schlaue Politiker, die mit großen Fristen zu rechnen gewöhnt sind, dürften die Hoffnung hegen, die ihren Absichten hinderliche Reichsbildung eines Tages wieder verschwinden zu sehen.

Das klingt, weil die Proben zu den beiden europäischen Kon-

Hosted by Google

zerten im vertieften und verdeckten Orchester stattfinden, Manchem wie weit noch entfernte Zukunftmusik. Aber Hannibal braucht ja nicht immer schon an den Thoren zu stehen, ehe man die Gefahr noch merkt. In dieser gar nicht idealen Welt kann man sicher nur auf Interessen bauen. Hat Rußland mit Oesterreich sich auch nur für die nächsten Jahre über die Balkanfrage verständigt und hat es Italien durch den von Herrn von Giers schon in Monza empfohlenen Mediationvertrag seine Grenzen gegen Frankreich garantirt, dann haben beide Staaten kein Interesse mehr an der Fortdauer des Dreibundes, dessen handelspolitische Vortheile ihnen für zwölf Jahre gewiß sind und dessen militärische Lasten sie allmählich dann abwälzen können. Nichts Anderes kann Graf Kalnoky gemeint haben, als er sagte, durch die Verbesserung der Beziehungen zwischen den beiden osteuropäischen Reichen werde „die Anspannung der Wehrmacht" aufhören. Für Deutschland, das vom Westen her bedroht bleibt, ist das ein mäßiger Trost; denn die Franzosen, die ihre Revanchegelüste vielleicht eingesargt hätten, wenn hinter den Vogesen Alles beim Alten geblieben wäre, die sehen nun mit Behagen, wie von dem stolzen Gebäude manches Steinchen schon abbröckelt, und sie sind weniger als jemals zuvor jetzt geneigt, auf den Balsam für die ihrer Eitelkeit geschlagenen Wunden zu verzichten.

In Deutschland scheint man von alledem nichts zu bemerken; man schwelgt in tönenden Phrasen, läßt sich einreden, von ein paar tausend neuen Soldaten hänge die Zukunft des Reiches ab, schwatzt gläubig die Weisheit der journalistischen Verlagspolitiker nach, hält den Reichskanzler für einen Staatsmann und ist selig darüber, daß zu den für die Militärvorlage begeisterten Patrioten Mieczyslav Ledochowski und Hirsch Hildesheimer nun auch noch der an der Ehre, der Sicherheit und der Zukunft des Deutschen Reiches allerdings ganz besonders interessirte Herzog von Cumberland sich gesellt haben soll.

Die österreichischen Delegationen haben die Rede des Grafen Kalnoky mit einem einstimmigen Vertrauensvotum beantwortet. Ein Deutscher Reichstag würde sich das höchste patriotische Verdienst erwerben, wenn er dem Grafen Caprivi ein unzweideutiges Mißtrauensvotum ausspräche. Der Mann, der in dem Ereigniß von Kronstadt die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes sah und der den beneidenswerthen Muth hatte, auszusprechen, „das Schlimmste, was

Hosted by Google

uns passiren könnte, wäre, wenn man uns ganz Afrika schenkte" — unter Anderem also Egypten, das Kapland, Algier, Tunis und Tripolis —, dieser Mann hat sich vollständig unfähig zur Leitung der politischen Geschäfte des Reiches gezeigt. Es ist ein Treppenwitz, daß gerade in den Parteien, in denen während der größten Jahre der deutschen Geschichte die Väter aller Hindernisse saßen, jetzt Männer erstanden sind, die der Autorität dieses Staatsmannes die Grundlagen unserer Heeresverfassung zu opfern wünschen. Ob diese Schutztruppen des Jesuitismus und des Cobdenismus die nöthige Stimmenzahl zusammentrommeln werden, um den neuesten Militärplänen des Grafen Caprivi eine Mehrheit zu sichern, darüber zerbrechen Patrioten und solche, die es gern scheinen möchten, sich jetzt die Köpfe. Keine Ziffer aber und keine Summe kann auf die Dauer für die Fehler in der Geschäftsleitung Ersatz bieten. Den „Scharfblick" des deutschen Kanzlers rühmt aufrichtig heute wohl nur der „Standard", und der weiß auch ganz genau, warum er uns in einen Krieg gegen Rußland zu hetzen versucht. Im Volk der Denker aber sollte man sich daran erinnern, daß Sagunt verloren ging, während Rom zu Rathe saß, und man sollte, unbeirrt von dem Tageslärm, den der gut geschmierte Preßapparat jetzt vollführt, nachgerade einsehen, daß die Verstärkung unserer Hauskapelle nichts nützen kann, wenn wir im europäischen Konzert inzwischen unseren Platz verlieren.

Mit dem ihnen eigenthümlichen Talent für das Unwesentliche raufen die militärfrommen und die militärfeindlichen Blätter jetzt darum, ob die Rede des Grafen Kalnoky für oder gegen die neue lex Huene wohl zu verwenden ist, und sie vergessen dabei, daß diese wohlüberlegte Diplomatenrede noch eine ganz andere Bedeutung hat. Jede wirkliche Verstärkung der deutschen Wehrkraft ist, ohne unanständige Pfennigfuchserei, willkommen zu heißen. Das europäische Konzert aber wird nicht nur von Militärkapellen besorgt und im Ausland täuscht man sich nicht darüber, daß im Deutschen Reich zwar noch Trommler und Bläser, aber keine ersten Geiger mehr zu finden sind.

Hosted by Google

Münzwesen und Edelmetallproduktion Rußlands.*)

Die Geschichte des russischen Geldwesens stimmt mit der des österreichischen insofern überein, als sie wie diese eine nahezu ununterbrochene Leidenskette darstellt — ein fortgesetztes vergebliches Bestreben, die Valuta auf eine feste metallische Basis zu fundiren. Ein Unterschied besteht nur insofern, als die von der österreichischen Regirung unternommenen Schritte zur Herstellung eines gesunden Geldwesens vor aller Welt offen daliegen, während Dasjenige, was hinter den schwarz-weiß-orangefarbigen Grenzpfählen sich abspielt — vorwiegend in Folge der mangelnden Kenntniß der russischen Schrift und Sprache — sich den Augen der „Welt" fast vollständig entzieht. Unter solchen Umständen darf jede Schrift, welche die Geldverhältnisse Rußlands zum Gegenstande hat, von vornherein auf eine dankbare Aufnahme bei dem west-europäischen Lesepublikum rechnen, — selbst wenn sie nicht mehr bringt als die in der Ueberschrift dieser Zeilen genannte Arbeit. Ist doch dieses Wenige immerhin mehr als Nichts.

Der Verfasser, ein — wie es scheint — in Petersburg lebender, von glühender Vaterlandsliebe erfüllter Angehöriger des nordischen Riesenreiches, giebt in dem zweiten Kapitel seiner Schrift einen überaus begrenzten Rückblick auf die Münzgeschichte seines Vaterlandes, aus welchem nur hervorgeht, daß Rußland seit Anbeginn höchst schwankende Geldverhältnisse hatte, theils weil der Werth des silbernen Rubels, sowie der des goldenen Imperials und Halb-Imperials in kurzen Zwischenräumen immer wieder geändert wurde, theils weil in Folge der wiederholten großen Kriege das Reich zur übermäßigen Emission von Papiergeld gedrängt wurde, durch welche die Geldverhältnisse jedesmal auf Dezennien hinaus in Verwirrung gebracht wurden. Daß die russischen Geldverhältnisse auch heute noch nicht geregelt sind, daß Rußland auch heute noch aus dem Stadium der Papiergeldwirthschaft nicht herausgekommen ist, ist allseitig bekannt.

Trotzdem wurde in Rußland in der letzten Zeit ein Schritt unternommen, der zwar vorläufig nur theoretischer oder prinzipieller Natur ist, der aber seiner Zeit für das Land von großer praktischer Tragweite sein könnte. Durch ein Gesetz nämlich, dessen Datum man allerdings in der vorliegenden Schrift vergeblich sucht, dessen Bestimmungen jedoch am 1. Januar 1886 in Kraft traten, hat Rußland sein Münzsystem dem fran-

*) Von Heinrich Mayer. Verlag von Duncker & Humblot. Leipzig, 1893.

Hosted by Google

zösischen beinahe vollständig angepaßt. Zunächst hat Rußland, das früher die verschiedensten Legirungsysteme des Münzmetalles in Anwendung gebracht hatte, nunmehr die Legirung nach dem Dezimalsystem ($^1/_{10}$ Gold, beziehentlich Silber + $^1/_{10}$ Kupfer) angenommen, sodann wurde der silberne Rubel dem französischen Franc-System ganz genau angepaßt. Der ursprüngliche (vollwichtig ausgeprägte) französische silberne Franc ist bekanntlich eine aus $^9/_{10}$ Feinsilber und $^1/_{10}$ Kupfer bestehende Münze im Bruttogewichte von 5 Gramm (also Feingehalt: 4·5 Gramm Silber).

Der nunmehrige russische silberne Rubel, bestehend aus $^9/_{10}$ Silber und $^1/_{10}$ Kupfer, im Bruttogewicht von 20 Gramm (Feingehalt: 18 Gramm Silber), ist also genau gleich 4 vollwichtig ausgeprägten französischen silbernen Francs. Der nunmehrige goldene russische Halb-Imperial, gleich 5 Rubeln, hat ein

Bruttogewicht von . . . . 6·45 Gramm
Feingehalt . . . . . 5·81 „ Gold,

ist also beinahe ganz gleich dem französischen goldenen 20-Francs-Stücke, welches

ein Bruttogewicht von . . 6·45 Gramm
und einen Feingehalt von . 5·80 „ Gold besitzt.

Damit hat also Rußland die Doppelwährung, und zwar auf Grundlage der französischen Werthrelation von 1 : 15½ angenommen, und trägt demgemäß der heutige russische Kreditrubel die Aufschrift: „Dem Inhaber Dieses zahlt die kaiserliche Staatsbank bei Präsentation den vollen Betrag des nominellen Werthes in Gold oder Silber."

Es ist nun allerdings für ein Papiergeldland jedesmal ein Leichtes, einen Währungwechsel „im Prinzip" vorzunehmen, denn er kostet zunächst, und so lange in der Wirklichkeit Alles beim Alten bleibt, nur ein paar Federstriche. Soll aber später jenes „Prinzip" ins Praktische übersetzt werden und greifbare Gestalt annehmen, dann wird die Sache etwas heikler. Es dürfte daher die Frage keine müßige sein, ob der münzpolitische Schritt, den Rußland im Jahre 1886 unternahm, ein gerechtfertigter war oder nicht. Die Frage zerfällt in zwei Theilfragen, nämlich: 1. Ob Rußland recht daran that, die Doppelwährung überhaupt (d. i. also ohne Rücksicht auf eine bestimmte Werthrelation) bei sich einzuführen, und 2. Ob es gerechtfertigt war, die Werthrelation von 1 : 15½ zu wählen.

Die zweite Frage ist wohl die ausschlaggebende und nach dieser Richtung hin scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß das Jahr 1886 nicht mehr der geeignete Zeitpunkt war, um auf das Werthverhältniß von 1 : 15½ zurückzugreifen. Ich glaube überhaupt, daß die Anschauungen, die man sich über das vielbesprochene Werthverhältniß

Hosted by Google

des Goldes zum Silber wie 1 : 15½ gebildet hat, unrichtige waren. Fast in allen Schriften über die Währungfrage, die bis in die siebenziger Jahre hinein erschienen, findet sich der Gedanke ausgesprochen, daß Frankreich die Relation von 1 : 15½ für die ganze Welt aufrecht erhalten habe, d. h. daß in der ganzen Welt sich das Werthverhältniß des Goldes zum Silber von diesem Satze nicht entfernen konnte, weil Frankreich mit seinen angeblich „unerschöpflichen Gold- und Silbervorräthen" dastand und Jedem, der es wünschte, Gold gegen Silber oder umgekehrt zu dem angegebenen Satze umtauschte. Und diese Meinung halte ich zum überwiegend größten Theile für irrig.

Das Werthverhältniß des Goldes zum Silber ist weiter nichts als der beiderseitige Preis dieser beiden Metalle, d. h. der Preis des Goldes in Silber ausgedrückt, oder umgekehrt, der Preis des Silbers in Gold ausgedrückt. Es ist bekannt, daß der Preis solcher Artikel, die sich in fertiger Gestalt auf dem Markte befinden (im Gegensatze zu jenen Artikeln, die erst auf Bestellung angefertigt werden), in erster Reihe von Angebot und Nachfrage abhängt. Wenn daher Angebot und Nachfrage längere Zeit in einem gewissen Verhältnisse einander gegenüberstehen, so wird auch der Preis des fraglichen Artikels annähernd konstant bleiben. Umgekehrt kann man dann aus dem Umstande, daß der Preis eines Artikels durch längere Zeit hindurch unverändert blieb, den Schluß ziehen, daß das Verhältniß von Angebot und Nachfrage während dieser Periode das gleiche war.

Das Werthverhältniß des Goldes zum Silber stand bekanntlich seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts bis in das Jahr 1873 hinein ziemlich konstant wie 1 : 15½, und diese Beständigkeit legt die thatsächlich zutreffende Vermuthung nahe, daß Angebot und Nachfrage sich während dieser Zeit in annähernd gleicher Stärke gegenüberstanden. England hatte im Laufe des vorigen Jahrhunderts ganz allmählich und unmerklich den Uebergang zur Goldwährung vollzogen und war im Anfange des laufenden Jahrhunderts so ziemlich der einzige Staat, der die Goldwährung besaß; in den übrigen Staaten bestand faktisch die Silberwährung. Frankreich besaß zwar die Doppelwährung, und zwar seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, und wenn dort auch zeitweise ziemlich viel Gold neben dem Silber cirkulirt zu haben scheint, so bestand doch ungefähr seit dem Jahre 1820 die Hauptmasse des französischen Geldes aus Silber. Die Hauptsache aber ist, daß die Verhältnisse auf dem Gold- und Silbermarkte keine gewaltsame Erschütterung erfuhren, sondern ruhige blieben. Die Goldproduktion war eine beschränkte, aber ihr gegenüber repräsentirte England allein die Nachfrage nach Gold zu Münzzwecken; die übrigen Staaten prägten ruhig Silbergeld und ließen daneben — nur zu ihrem Privatvergnügen

Hosted by Google

oder nur zu Luxuszwecken — alljährlich ein paar Goldmünzen schlagen. Von einem Kampfe der Staaten unter einander um das Gold, von einem sog. „Hin- und Herzerren an der Golddecke" war bis zum Jahre 1873 keine Rede; jeder Staat war zufrieden, wenn er nur das erforderliche Silber besaß und überließ neidlos das etwa irgendwo hervortretende Gold demjenigen seiner Nachbarn, dem es just in die Hände gerathen war.

Als dann zu Ende der vierziger Jahre die kalifornischen und wenige Jahre später die australischen Goldfelder entdeckt wurden und riesige Massen von Gold mit einem Male in den Verkehr geworfen wurden, blieb das Werthverhältniß des Goldes zum Silber trotzdem im großen Ganzen ungestört, weil die Franzosen — allerdings ganz unabsichtlich und unbewußt — in ihrer Doppelwährung so zu sagen ein Sicherheitventil geschaffen hatten, welches gestattete, daß dem plötzlichen Goldangebot eben so rasch eine gleich große Nachfrage nach Gold zu Münzzwecken entgegentrat, während das in Frankreich überschüssig werdende Silber nach den übrigen Silberwährungländern, ganz besonders nach Asien, abströmen konnte, d. h. also sich über ein so riesiges Absatzgebiet vertheilte, daß ein merkliches Sinken des Silberwerthes nicht eintrat.

Dies Alles änderte sich seit dem Jahre 1873, als Deutschland zur Goldwährung überging, als die skandinavischen Staaten ein Gleiches thaten, als Italien sich entschloß, die Baarzahlung wieder aufzunehmen und zu diesem Behufe 400 Millionen Lire an sich zog, und als schließlich (1892) auch Oesterreich-Ungarn sich anschickte, die Goldwährung bei sich einzuführen, und gleichfalls als Käufer auf dem Goldmarkte auftrat. Von da ab begann der Kampf ums Gold unter den verschiedenen Staaten, und es ist nur zu begreiflich, daß gegenüber einer so riesigen, gleich in die Milliarden gehenden Nachfrage nach Gold das bisherige Werthverhältniß der beiden Metalle von 1 : 15½ nicht Stand halten konnte. Das allerorts gesuchte Gold mußte im Werthe steigen, das allerorts zurückgewiesene Silber mußte fallen, und so verschob sich das früher so lange konstant gebliebene Werthverhältniß von 1 : 15½ bis 1 : 23 und darüber.

Hätte sich Deutschland im Jahre 1871 begnügt, die Doppelwährung auf Grund der Werthrelation von 1 : 15½ zu acceptiren und seinen Beitritt zur lateinischen Münzkonvention von 1865 zu erklären, d. h. hätte es kein Gold gewaltsam an sich gezogen, sondern einfach seine Verkehrskanäle dem Golde geöffnet und gewartet, bis ihm das Gold von selbst zuströmt, so wäre ihm dieses — weil ja Gold kontinuirlich produzirt wird — von selbst gekommen, aber das Werthverhältniß der beiden Edelmetalle zu einander wäre nicht erschüttert worden. So aber ist halb Europa seinem Beispiele gefolgt, jeder Staat ist bemüht, einen möglichst großen Theil des

Hosted by Google

vorhandenen Goldvorrathes an sich zu reißen, und die nothwendige Folge hiervon ist jene kolossale Entwerthung des Silbers und Werthsteigerung des Goldes, unter welcher heute die ganze Welt seufzt.

Unter solchen Umständen ist es — wenn nicht in irgend einem Winkel der Welt Goldlager von unerhörter Ergiebigkeit entdeckt werden — ganz unerfindlich, wie die alte Werthrelation von 1 : 15½ je wieder erreicht werden soll. Sie konnte sich erhalten und erhielt sich thatsächlich, so lange kein Staat daran dachte, Gold zu Münzzwecken gewaltsam an sich zu reißen, d. h. so lange keine gewaltsame Nachfrage nach Gold zu Münzzwecken hervortrat und die Staaten sich damit begnügten, das Gold auszumünzen, das ihnen so zu sagen freiwillig zuströmte. Sie könnte somit nur dann wieder hergestellt werden, wenn alle Kulturstaaten der Welt sich entschließen könnten, ihrem Golddurste zu entsagen und den status quo ante wieder herzustellen. Das heißt also, alle Kulturstaaten der Welt müßten sich durch eine Konvention feierlich verpflichten, die Doppelwährung auf Grund der Werthrelation von 1 : 15½ voll und ehrlich bei sich einzuführen, und keiner dürfte es unternehmen, Gold künstlich an sich zu ziehen. Der praktische Erfolg dieser Maßregel wäre allerdings, daß de facto in der Mehrzahl der Staaten wieder wie früher nur Silbergeld kursiren würde und daß alljährlich nur die überschüssigen Quantitäten des neugewonnenen Goldes — so zu sagen tropfenweise — als neues Goldgeld in den Verkehr gebracht werden könnten.

Ob Aussicht vorhanden ist, daß eine derartige Konvention thatsächlich zu Stande komme, kann dahin gestellt bleiben. Kommt sie nicht zu Stande und verharren die Staaten bei ihrem Bestreben, die Goldwährung bei sich durchzuführen, so wird schließlich dieser Prozeß auch an irgend einem Punkte zur Ruhe kommen, aber das Werthverhältniß des Goldes zum Silber wird sich dann (immer unter der Voraussetzung, daß nicht irgendwo ein neues Kalifornien entdeckt wird) eventuell wie 1 : 30 oder noch höher festsetzen. Angesichts dieser Erwägungen scheint es mir mehr als fraglich, ob ein Staat richtig handelt, wenn er sich heute für die Doppelwährung auf Grundlage der Werthrelation von 1 : 15½ entscheidet.

Nicht die Doppelwährung an sich scheint mir verfehlt, sondern nur die Relation von 1 : 15½ halte ich für die Zukunft für eine unhaltbare. Die Doppelwährung selbst scheint mir die einzig mögliche Lösung des heutigen Währungproblems zu repräsentiren. Denn je mehr jeder einzelne Staat bestrebt ist, die Goldwährung bei sich einzuführen und demgemäß Gold an sich zu ziehen, um so mehr wird der im Ganzen nicht allzugroße Goldvorrath über die ganze Welt zerstreut. Je mehr dies aber geschieht, um so weniger wird jeder Staat im Stande sein, das ganze in seinem

Hosted by Google

Territorium cirkulirende Hartgeld aus Gold herzustellen, um so größer also wird die Menge des neben dem Goldgelde cirkulirenden Silbergeldes sein. Und je mehr Gold und Silber durcheinander gewürfelt in der ganzen Welt als Geld cirkuliren, um so lebhafter wird das Bedürfniß empfunden werden, ihren gegenseitigen Werth gesetzlich zu fixiren, — aber die Ziffer 1 : 15½ wird nach dem Gesagten wohl kaum gewählt werden können.

Eine andere Frage ist sodann, welche Schritte Rußland, das durch ein Gesetz seine Absicht deutlich ausgesprochen hat, vom 1. Januar 1886 zur Doppelwährung überzugehen — welche Schritte Rußland seither unternommen hat, um diese Absicht auch thatsächlich zu realisiren. Und auch nach dieser Richtung hin erfährt man aus der vorliegenden Schrift blutwenig. Der Verfasser theilt nämlich mit, daß die russische Regirung — was übrigens bekannt ist — Gold ansammelt, und daß diese Goldbestände (einschließlich des im Besitze der Staatsbank befindlichen Goldschatzes) von 187 Millionen Rubel im Jahre 1883 auf 545 Millionen Rubel im Jahre 1892 gestiegen sind. Die Zunahme dieser Goldbestände während der letzten fünf Jahre berechnet der Verfasser auf rund 60 Millionen Rubel jährlich, wovon nach seiner Angabe ungefähr 30 Millionen Rubel jährlich aus den Zollzahlungen einfließen, während der Rest von ungefähr 30 Millionen Rubel jährlich durch Kauf erworben wird, und zwar zum überwiegend größeren Theile (eine genaue Ziffer wird nicht angegeben) durch Ankauf des sibirischen Goldes, das die dortigen Goldproduzenten gegen Entschädigung an die Staatskasse abzuliefern verpflichtet sind.

Ob und in welcher Weise aber diese Goldbestände dazu verwendet werden sollen, um die Valuta in Rußland herzustellen, erfährt man aus der vorliegenden Schrift nicht. Bei der Lektüre stößt man nämlich auf einen solchen Wald von Widersprüchen, daß es geradezu unmöglich ist, sich ein klares Bild von Dem zu machen, was die russische Regirung mit der Regelung ihres Geldwesens eigentlich anstrebt.

Der erste Widerspruch ist der folgende: Rußland paßt seine Münzen genau dem französischen Münzsysteme an, acceptirt also die französische Doppelwährung, — thut dies aber in einem Zeitpunkte, wo die französische Regirung die freie Silberprägung bereits eingestellt, also selbst erklärt hat, daß sie die bisherige Doppelwährung nicht weiter aufrecht erhalten konnte.

Zum Zweiten erklärt Rußland, daß es vom 1. Januar 1883 ab die Doppelwährung bei sich einführen wolle, es unterläßt aber den ersten Schritt zu thun, der zur Realisirung dieses Planes führen würde. Das Erste und Nächstliegende, was ein Papiergeldland thun muß, wenn es zur Doppelwährung übergehen will, ist doch, diejenigen Maßregeln zu treffen,

Hosted by Google

welche geeignet sind, die Verkehrskanäle des Landes mit dem zur Vermittelung des Kleinverkehrs dienenden Silbergelde zu füllen. Von einem derartigen Schritte der russischen Regirung aber erfährt man aus der vorliegenden Schrift nichts. Das russische Riesenreich bedarf begreiflicher Weise einer sehr bedeutenden Summe cirkulirenden Geldes, und thatsächlich berichtet auch der Verfasser, daß gegenwärtig (1892) eine Summe von über 1000 Millionen Rubel in Papier in Rußland umläuft. Herr Mayer unterscheidet nicht die einzelnen Appoints dieser Noten, man wird jedoch kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Noten zu 1 und zu 3 Rubel mindestens einen Betrag von 300 Millionen Rubel repräsentiren. Wenn also Rußland ernstlich daran denkt, das Papier zu beseitigen und die Metallcirculation herzustellen, so müßte es — da die Halbimperialstücke (= 5 Rubel = 20 Francs) wohl die kleinste gangbare Goldmünze repräsentiren dürften — darauf bedacht sein, die Noten zu 1 und zu 3 Rubel, die den Kleinverkehr zu vermitteln bestimmt sind, einzuziehen und durch silberne Rubelstücke zu ersetzen. Und da die silbernen Rubelstücke aus dem Verkehr so gut wie gänzlich verschwunden sind, müßte Rußland an die 300 Millionen silberner Rubelstücke prägen lassen. Statt dessen betrugen die Ausprägungen der silbernen Rubelstücke — wie Mayer mittheilt — in den 3 Jahren 1886 bis inklusive 1888 jährlich nicht ganz eine halbe Million Rubel, im Jahre 1889 gar nur 1002 Rubel, im Jahre 1890 etwas über 90 000 Rubel, im Jahre 1891 etwas über 1 117 000 Rubel und im Jahre 1892 erst 2 Millionen Rubel.

Unternimmt aber Rußland keine Schritte, um das für den Kleinverkehr bestimmte Silbergeld herbeizuschaffen, dann ist wieder nicht abzusehen, zu welchem Behufe es so riesige Goldbestände ansammelt. Zum Ueberflusse sagt der Verfasser selbst, daß Rußland diese Goldmassen gar nicht als Geld in den Verkehr setzen kann, einmal weil Rußland nicht im Stande wäre, das Goldgeld festzuhalten, zweitens aber, weil das Gedeihen der russischen Landwirthschaft (der Export russischen Getreides) und das Gedeihen der sibirischen Goldproduktion (die unter äußerst ungünstigen Umständen und nur mit sehr großen Kosten arbeitet) von einem niedrigen Rubelkurse abhängig ist. Unter solchen Umständen wird man unwillkürlich zu der Annahme gedrängt, daß Rußland (was übrigens der Verfasser selbst als Möglichkeit andeutet) seine riesigen Goldbestände weit weniger mit Rücksicht auf die Regelung seines Geldwesens als im Hinblick auf einen künftigen Krieg — in Europa oder in Asien — aufhäuft. Gebe Gott, daß diese Annahme eine falsche sei.

Czernowitz. Professor Friedrich Kleinwächter.

Hosted by Google

Die soziale Zukunft.

I.

Die soziale Frage im eigentlichen Sinne des Wortes ist verhältnißmäßig jungen Ursprungs. Wohl gab es allzeit Reiche und Arme, mühelos genießende und genußlos sich mühende Menschen, und wohl war es allzeit der heiße Wunsch der zweiten Kategorie, in die erste aufzurücken. Aber ungezählte Jahrtausende hindurch hielten alle denkenden Köpfe den sozialen Zustand, so wie er nun einmal gegeben war, für eine unabwendbare Nothwendigkeit. Eine Ausnahme bildeten höchstens einzelne Kirchenväter, die, gestützt auf die Lehre Christi, den Reichthum als ein Unrecht verdammten; aber auch dieser christliche Sozialismus hat mit dem, was wir gegenwärtig unter diesem Worte verstehen, wenig gemein. Die Kirchenväter machten sich nur geringe Sorge darüber, ob die von ihnen geforderte allgemeine Gleichheit vereinbar sei mit den Anforderungen der Kultur, ja sie hielten gleich dem Reichthum auch die Kultur selber für ein Uebel, ihr Sozialismus war also bewußt kulturfeindlich. Nicht der Reichthum Aller, die Armuth Aller, nicht die Befriedigung der Kulturbedürfnisse der Gesammtheit, sondern bedürfnißlose Enthaltsamkeit war ihr Ideal. Wer den Fortschritt wünschte, der mußte erkennen, daß dieser Reichthum und Muße, zum Wenigsten für eine Minderzahl, zur unerläßlichen Voraussetzung habe, und sowie er dies erkannte, erschien ihm die Scheidung der Menschen in Herren und Knechte eben so von der Natur geboten, wie etwa die Scheidung der verschiedenen Thierarten in pflanzen- und fleischfressende.

Es fragt sich nun, ob der erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung auftauchende und seither an Verbreitung und Macht stetig gewinnende Gedanke einer sich auf das wirthschaftliche Gebiet erstreckenden durchgängigen Gleichberechtigung aller Menschen mehr ist als ein frommer Wunsch, ob wir in der sozialen Bewegung der Gegenwart die Wehen einer neuen gewaltigen Zeit zu erkennen haben oder ob sie vielleicht nichts Anderes ist als eine vorübergehende Abirrung des Menschengeistes, auf welche spätere erleuchtetere Jahrhunderte mit bedauerndem Lächeln zurückblicken werden.

Daß unser soziales Recht eigentlich ein Unrecht ist, muß allerdings jedem unbefangen Urtheilenden vorweg einleuchten. Es ist nicht im Wesen der menschlichen Natur begründet, daß der Eine sich für den Anderen plage. Unsere vielgerühmte Gleichberechtigung ist für die ungeheuere Majorität der Besitzlosen nichts Anderes als eine bittere Ironie, denn wem das ursprünglichste aller Rechte fehlt, nämlich das Recht, die eigene Existenz zu fristen, wer, um sich und die Seinen am Leben zu erhalten, der Zustimmung Anderer bedarf, dem nützen noch so wohlverklausulirte politische und juristische Rechte nicht das Geringste. Die Freiheit des Knechts — um es kurz zu sagen — ist ein Unsinn, eine con-

Hosted by Google

traditio in adjecto. Und in diesem wesentlichsten Punkte unterscheidet sich unser soziales Recht von demjenigen des Alterthums und des Mittelalters nur der Form, nicht dem Wesen nach. Der Rechtstitel, auf welchen die Minderheit ihren Anspruch auf die Früchte des Fleißes der Mehrheit stützt, hat gewechselt; Anspruch und Erfüllung sind die nämlichen geblieben. Der antike Sklavenhalter eignete sich den Arbeitertrag seiner Knechte an, weil er sie im Kriege erbeutet oder auf dem Markte gekauft hatte; der mittelalterliche Feudalherr that das Gleiche seinen Knechten gegenüber, weil sie auf der Scholle geboren waren, die das Schwert seiner Ahnen erobert hatte; der moderne Arbeitgeber thut genau das Nämliche mit seinen Knechten, weil er der Besitzer des Bodens oder des Kapitals ist, ohne welche die Arbeit der Knechte unfruchtbar bleiben müßte. Nun sagt man allerdings, daß sich der Rechtstitel des modernen Ausbeuters von demjenigen des antiken und des mittelalterlichen dadurch unterscheide, daß er nicht auf brutaler Gewalt, sondern auf rechtmäßigem Erwerbe beruhe; aber wenn man genauer zusieht, so wird man alsbald finden, daß diese Unterscheidung eine nichtige ist. Auch der Sklavenfang und die Eroberung galten einst als rechtmäßige Erwerbstitel und es beruht lediglich auf Selbstbetrug, wenn man wähnt, die modernen Rechtstitel seien im Wesen der Sache und in der Natur der Dinge tiefer begründet als jene alten, vom geläuterten Rechtsbewußtsein inzwischen verworfenen. Ohne den Boden und die ihm anhaftenden Naturkräfte wie ohne Kapital ist menschliche Arbeit unfruchtbar; wer also das Recht hat, Boden und Kapital in sein ausschließendes Eigenthum zu nehmen, dem gebührt allerdings ein Antheil an den Früchten des Schweißes Derjenigen, denen er gestattet, von diesen ihm eigenthümlich gehörenden Arbeitbehelfen Gebrauch zu machen. Aber mit welchem Rechte beanspruchen Grundeigenthümer und Kapitalisten Boden und Kapital als ihr Eigenthum? Haben sie den Boden gemacht oder ist er vom Schöpfer für sie allein hervorgebracht worden? Haben sie das Kapital erzeugt, oder ist es nicht vielmehr lediglich die Enteignung von gestern, was sie heute in den Stand setzt, den Enteigneten die Vollfrucht der Arbeit vorzuenthalten? Das positive Recht, das Gesetz, spricht für sie, doch dieses Recht steht im Widerstreite mit dem Urrechte jeder menschlichen Kreatur, in dessen Sinne Jedermann das gleiche unveräußerliche Anrecht auf die Benutzung der Elementarkräfte und auf die Früchte der eigenen Thätigkeit besitzt.

Damit aber sind wir der Frage nach der Möglichkeit und Nothwendigkeit der Beseitigung dieses Unrechtes noch um keines Haares Breite näher gerückt. Nicht unsere ethischen und moralischen Erkenntnisse sind es, nach denen der Lauf der Welt sich richtet. Es ist ein Unrecht von den Wölfen, die Lämmer zu fressen, aber die Erkenntniß dieser Thatsache würde den Lämmern herzlich wenig helfen. Soweit menschliche Erinnerung zurückreicht, hat das im Obigen geschilderte Verhältniß zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten bestanden, ja es hat sich nicht blos als vereinbar erwiesen mit Civilisation und Kulturfortschritt, es war geradezu deren Voraussetzung; und warum sollte nun entbehrlich, ja schädlich geworden sein, was ungezählte Jahrtausende hindurch nothwendig und nützlich war? Hier, in dieser Frage, liegt der springende Punkt des sozialen Problems. Es nützt nichts, in noch so überzeugender Weise die ethische Verwerflichkeit des bestehenden sozialen Rechtes zu zeigen, es muß auch der Beweis erbracht werden, daß und aus welchen Gründen Einrichtungen, die einst nothwendig gewesen, sich in entbehrliche und verwerfliche umgestaltet haben.

Hosted by Google

Daß es keinen aprioristischen Grund giebt, der gegen die Möglichkeit einer grundstürzenden Umgestaltung der herrschenden sozialen Einrichtungen ins Treffen geführt werden könnte, läßt sich leicht zeigen. Vor dem Richterstuhle wahrhaft unbefangener Forschung muß sogar im vorhinein die Vermuthung Platz greifen, daß die sozialen Institutionen schon aus dem Grunde, weil sie nicht von der Natur gegebene, sondern auf menschlichen Satzungen beruhende Einrichtungen seien, dem Wandel unterworfen sein müßten, wie alles Menschliche. Alle Versuche, das bestehende soziale Recht auf in der menschlichen Natur selber begründete Eigenschaften und Voraussetzungen zurückzuführen, verkehren sich bei genauerem Zusehen in ihr gerades Gegentheil. So ist es z. B. eines der beliebtesten Rechtfertigungmittel der sozialpolitischen Orthodoxie, sich auf den Eigennutz als immanente Triebfeder der wirthschaftlichen Handlungweise aller Menschen zu berufen. Der Eigennutz aber fordert, daß der Nutzen der Arbeit dem Arbeitenden gehöre, also das Gegentheil dessen, was nach den bisherigen sozialen Einrichtungen beinahe ausnahmelose Regel war und ist; denn es gab und giebt bisher, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, zwar Menschen, die für fremden Nutzen arbeiten, und Menschen, die Nutzen aus fremder Arbeit ziehen, nicht aber Menschen, denen der Nutzen der eigenen Arbeit gehört. Das wahre Ziel der sozialen Umgestaltung soll gerade darin liegen, den Eigennutz erst in sein volles ungestörtes Recht einzusetzen; auf ihn kann sich also wohl die richtig verstandene soziale Revolution, nicht aber das bestehende soziale Recht berufen.

Die selbe Bewandtniß hat es mit der Berufung auf die Nothwendigkeit des Eigenthums zu voller Ausgestaltung der Freiheit des Individuums. Auch diese These ist an und für sich richtig, aber auch sie beweist, auf das soziale Problem angewendet, das Gegentheil von dem, was durch sie in der Regel bewiesen werden will. Denn das geltende soziale Recht entkleidet ja die ungeheure Majorität aller Menschen alles und jedes Eigenthums und erst, wenn es von Grund aus ungestaltet wird, kann es dahin kommen, daß Jedem vollauf zu eigen wird, was ihm gebührt, nämlich sein Antheil an der Natur und an Allem, was er durch eigene Kraft dieser abgewonnen hat.

Eine dritte aprioristische Einwendung gegen die Möglichkeit vollkommener wirthschaftlicher Gleichberechtigung besteht in dem Hinweise darauf, daß absolute Gleichheit der menschlichen Natur widerspreche, weil thatsächlich die Individuen an Fähigkeiten wie an Bedürfnissen sehr verschieden seien. Diese Einwendung nun beruht auf einer Vermengung der Begriffe „Gleichberechtigung" und „Gleichheit". Allerdings sind die Menschen an Fähigkeiten und Bedürfnissen sehr verschieden, das besagt aber nur, daß auch Dasjenige, was sie hervorbringen und genießen werden, stets verschieden sein wird, nicht aber, daß der Eine das Recht hat, zu genießen, was der Andere hervorbringt. Auch dieses Argument könnte daher blos Giltigkeit haben gegen Diejenigen, welche die absolute Gleichmacherei mit der Gleichberechtigung verwechseln, nicht aber gegen diese Gleichberechtigung selbst.

Doch daraus, daß eine Sache an und für sich möglich ist, folgt noch lange nicht, daß sie sich auch wirklich vollziehen werde, und am Allerwenigsten, daß sie sich vollziehen müsse. Sehen wir daher, wie es um diesen letzten entscheidenden Punkt bestellt ist.

Es wurde zugegeben, daß die Ausbeutung eine Kulturnothwendigkeit war. Fortschritt und Civilisation sind nur denkbar, wenn die Möglichkeit ent-

Hosted by Google

steht, auch höhere Bedürfnisse, als die mit der Fristung des thierischen Lebens verknüpften, zu befriedigen. Eine Gesellschaft, in welcher Alle bei harter Arbeit nur das Nothwendigste genießen, kann nicht fortschreiten. Diese Möglichkeit, Muße und Ueberfluß zugleich zu gewinnen, bot nun thatsächlich die Sklaverei für eine Minderzahl von Herren und diese Minderzahl war es dann, die direkt oder indirekt die Kulturarbeit aller Jahrtausende geleistet hat, während die ausgebeuteten Massen als Dasjenige zu betrachten sind, was ein grausames, aber wahres Wort „Kulturdünger" nennt.

Warum war es aber gerade nur die Sklaverei, welche diese Möglichkeit bot; warum konnten nicht auch freie, gleichberechtigte Menschen zu Ueberfluß und Muße gelangen? Je nun, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die menschliche Arbeit nicht ergiebig genug war, um Demjenigen, der auf den Genuß der Früchte des eigenen Fleißes angewiesen blieb, mehr zu gewähren als das Nothwendigste bei harter Arbeit. Eine Gesellschaft von Gleichberechtigten wäre daher eine Gesellschaft von hart arbeitenden Armen und folglich von Barbaren geblieben. Erst die im Verlaufe der menschlichen Entwickelung auftauchende Gewohnheit, die im Kriege gemachten Gefangenen nicht zu verzehren — wie es ursprünglich wohl bei allen barbarischen Völkern gehalten wurde —, sondern zu versklaven, sie, statt als Schlachtthiere, als Lastthiere zu benützen, bot den Horden, welche diese Gewohnheit annahmen, die erste Möglichkeit von Ueberfluß und Muße, damit die ersten Keime der Kultur, und da Kultur Macht ist, so breitete sich solcher Art, und nicht etwa wegen ihrer höheren ethischen Vortrefflichkeit dem Kanibalismus gegenüber, die Sklaverei allmählich über alle Kulturnationen der Erde aus. Das ist der wirkliche Entstehungsgrund des heute noch geltenden sozialen Rechtes.

Wenn nun untersucht werden soll, ob dieses soziale Recht in der That hinfällig geworden ist, so gilt es, sich darüber Klarheit zu verschaffen, ob der Entstehungsgrund, dem es sein Dasein verdankt, heute noch in Kraft ist oder ob er sich nicht etwa in sein Gegentheil verkehrt hat.

Als diesen eigentlichen und letzten Entstehungsgrund nannte ich die geringe Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit. Wäre die Arbeit so ergiebig gewesen, daß sie bei geringer Anstrengung Ueberfluß auch für Denjenigen ermöglicht hätte, dem blos die Früchte des eigenen Fleißes gehören, so hätte die Sklaverei der Gleichberechtigung gegenüber keinerlei höhere Macht verliehen, im Gegentheil, ihre Wirkung wäre nur gewesen, die Gesammtmasse der Kulturfähigen zu verringern, die Sklaverei wäre aus einer Ursache des Fortschrittes ein Hinderniß des Fortschrittes geworden, sie wäre für jene Nationen, die sich ihr zuwendeten, keine Quelle der Macht, sondern der Ohnmacht gewesen, und die Gleichberechtigung hätte siegreich das Feld behauptet Dem war jedoch alle Jahrtausende hindurch nicht so. Wohl waren von jeher die Erfindungen und Entdeckungen des Menschengeistes von dem Erfolge begleitet, die menschliche Arbeit stets ergiebiger zu gestalten, niemals aber hatte diese Ergiebigkeit eine solche Stufe erreicht, daß bei geringer Anstrengung, d. h. bei einem Aufwand von Arbeitplage, der durchschnittlich nicht größer sein durfte, als sich mit der Erhaltung der geistigen Frische und Spannkraft für die höheren Aufgaben des Lebens verträgt —, Ueberfluß für Alle hätte erzeugt werden können. Dementsprechend erfuhren zwar im Verlaufe des Fortschrittes die menschlichen Satzungen gar mancherlei tiefgreifende Aenderungen, die soziale Grundlage der Gesellschaft jedoch blieb alle Jahrtausende hindurch die nämliche.

Hosted by Google

Und sollte es nun gerade in diesem Punkte urplötzlich anders geworden sein? Die menschliche Arbeit ist bestimmend für alle menschlichen Einrichtungen; Staat, Religion, Recht und Moral wechseln je nach dem Wechsel in der Art und Richtung der Arbeit; anders sind Gesetz und Recht bei einem Nomaden- als bei einem Jägervolke, anders in einem Ackerbaustaate und wieder anders im Industrie- und Handelsstaate. Wenn aber selbst so gewaltige Aenderungen in den Methoden der Arbeit, wie sie beim Uebergange von Jagd zu Viehzucht, von Viehzucht zum Ackerbau und von diesem zur Industrie sich vollzogen haben, unvermögend waren, an den sozialen Grundlagen der Gesellschaft zu rütteln, — was ist geschehen, — welcher Wandel in der Arbeit hat sich vollzogen, daß jetzt eine Umwälzung eintreten soll, derengleichen die Menschheit bisher nur einmal erlebte, damals nämlich, als sie vom Kanibalismus zur Sklaverei überging? Daß es etwas Gewaltiges, Ungeheueres sein muß, ist einleuchtend; was also war es oder ist es?

Die Antwort wird Vielen vielleicht trivial klingen, denn sie lautet: Die Elemente wurden in den Dienst der menschlichen Arbeit gezwungen. Alle früheren Erfindungen haben an der Quelle der Arbeitkraft nichts geändert; sie vermochten blos die unwandelbar gegebene Arbeitkraft besser auszurüsten. Mit der modernen Maschine ist zum ersten Male eine neue Quelle der Arbeitenergie auf den Plan getreten. Vor wenigen Generationen noch bestand die zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse verfügbare Kraft aus der Muskelenergie von sovielmal zwei Armen, als die jeweilige Gesellschaft arbeitende Menschen zählte; heute steht uns ungemessene Arbeitenergie zu Gebote, sofern wir nur Bedarf nach den Erzeugnissen dieser Legion eiserner und stählerner Sklaven haben, die uns die Erfindungen der großen Geister unserer Rasse zur Verfügung gestellt haben. Und das ist in der That ein Wandel, der sich vollkommen ebenbürtig an die Seite jenes ersten ursprünglichen stellen darf, dessen Wirkung es gewesen, die Menschheit aus dem Zustande des Kanibalismus in denjenigen der Sklaverei emporzuheben. Was damals geschah, bedeutete, wenn man es in seine Elemente auflöst, daß der Mensch die Kunst des Produzirens, des Hervorbringens der Bedarfsgüter erlernte. Diese Kunst besaß er ursprünglich nicht; er mußte sich darauf beschränken, abzusammeln, was die Natur ohne ihn hervorbrachte; er konnte also die Menge der Subsistenzmittel nicht vermehren und wenig hätte daher dem Sieger die Schonung des Besiegten genützt, da ja dieser, wenn die Menschenzahl dichter wurde, für alle Fälle den Nahrungspielraum einengte. Erst als die erste Produktion erfunden wurde, als die ersten Thiere gezähmt, die ersten Feldfrüchte gebaut wurden, erst da wurde es möglich, durch vermehrte Arbeit vermehrten Ertrag zu erzielen, erst von da ab gestaltete sich die Ausbeutung des Nebenmenschen zu einem Vortheile im Daseinkampfe und erst von da ab konnte die mildere Sitte der Versklavung die Bestialität des Menschenfraßes schrittweise verdrängen. Diese erste gewaltige soziale Revolution vollzog sich also unter dem Einflusse der Erfindung, die menschliche Arbeitkraft, statt auf bloßes Absammeln, auf das Hervorbringen von Subsistenzmitteln anzuwenden; unter dem sozialen Rechte, welches diese Revolution geschaffen, leben wir heute noch. Aber wir stehen an der Schwelle einer nicht minder großartigen, abermaligen Revolution, hervorgerufen durch die Kunst, selbstgeschaffene Knechte von unbegrenzter Arbeitenergie an die Stelle unserer verknechteten Mitbrüder zu setzen.

Man könnte nun darauf hinweisen, daß jener Ueberfluß für Alle, wie er

Hosted by Google

bei mäßiger Arbeit hervorgebracht werden müßte, damit Alle, die ein menschliches Weib geboren, zu Kulturmenschen im höheren Sinne des Wortes werden könnten, thatsächlich noch nicht vorhanden sei, woraus in der Regel ohne Weiteres gefolgert wird, daß eben ganz offenbar noch immer die Fähigkeit zu seiner Hervorbringung mangeln müsse. Aller thatsächlich vorhandene Reichthum, noch so gerecht vertheilt, würde allerdings nicht genügen, um Jedermann die Befriedigung höherer Bedürfnisse zu ermöglichen, und dazu kommt noch, daß selbst dieses kärgliche Ausmaß von Bedürfnißbefriedigungmitteln unter Aufwendung einer Arbeitenergie hervorgebracht wird, die nicht aufgewendet werden darf, soll Geist und Gemüth der Arbeitenden für höhere Kulturzwecke empfänglich bleiben. Daraus wird — wie gesagt — gefolgert, daß es unmöglich sei, die Gleichberechtigung zu verwirklichen. Der Irrthum in diesem Gedankengange liegt jedoch darin, daß geglaubt wird, der Umfang der thatsächlichen Produktion sei identisch mit demjenigen, der nach dem Stande unserer wirthschaftlichen Fähigkeiten möglich wäre. In Wahrheit aber gähnt zwischen diesen beiden ein geradezu ungeheuerer Abstand. Nicht etwa aus dem Grunde, weil es eine Menge Müßiggänger gibt, die zur Produktion herangezogen werden könnten, oder weil in zahlreichen unproduktiven Berufsarten Kraft vergeudet wird, und auch nicht deshalb, weil die Konkurrenz häufig zur Werthvernichtung führt. Mit Beseitigung all dieser Uebelstände ließe sich doch herzlich wenig erreichen; jener enorme Aufschwung der Produktion, wie er mit Nothwendigkeit eintreten muß, soll die soziale Gleichberechtigung etwas Anderes sein als eine wesenlose Chimäre, ist von ganz wo anders her zu gewärtigen: er wird eintreten als naturnothwendiges Ergebniß der Ausrüstung aller arbeitenden Menschen mit höchstentwickelten Arbeitinstrumenten.

Die merkwürdige Thatsache, daß von fast allen Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Technik nur verschwindend geringer Gebrauch gemacht wird, ist der ökonomischen Wissenschaft beinahe gänzlich entgangen, und wo sie sich mit ihr beschäftigt, sind die Erklärungversuche höchst übel gerathen. Der Dampfpflug z. B. ist ein Instrument, mit dessen Hilfe — gering gerechnet — 1000 Prozent Arbeitkraft erspart würden; warum kann man ihn blos höchst ausnahmsweise verwenden? Die orthodoxe Oekonomie hat hierauf nur die Antwort, daß der Dampfpflug und eine Unzahl ähnlicher krafterſparender Erfindungen nicht allgemein angewendet werden kann, weil das zu diesem Zwecke erforderliche ungeheure Kapital nicht vorhanden sei. Aber ganz abgesehen davon, daß diese verbesserten Arbeitinstrumente sich das zu ihrer Herstellung erforderliche Kapital mit Zauberschnelle selber erzeugen müßten, wenn nur ihre Anwendung rentabel wäre, steht diese Erklärung auch in einem geradezu lächerlichen Widerspruche mit den augenfälligsten Thatsachen. Auch die Rothschilds, denen es doch gewiß nicht an Kapital mangelt, können auf ihren Gütern keine Dampfpflüge anwenden, und wo sie es thun, verlieren sie ihr Geld dabei, wie denn ganz im allgemeinen die Unverwendbarkeit krafterſparender Maschinen Hand in Hand geht mit stetigem Ueberhandnehmen unverwendbaren Kapitals. Die Erklärung liegt viel tiefer; man kann alle diese krafterſparenden Maschinen nicht anwenden, weil es keine Verwendung giebt für den ungeheueren Reichthum, der, wenn sie angewendet würden, durch sie hervorgebracht werden müßte Die ungeheuere Mehrzahl der Menschen ist ja ausgeschlossen vom Eigenthume der Ergebnisse verbesserter Produktion, sie ist gleich dem arbeitenden Vieh angewiesen auf das zur Existenz des Lebens und zur Fortpflanzung Noth-

Hosted by Google

wendige; die vermehrten Genußmittel wären also werthlos, und werthlose Dinge können nicht erzeugt werden.

„Desto besser", sagt die orthodoxe Oekonomie; „je weniger von den Erzeugnissen unmittelbar verzehrt wird, desto mehr bleibt zur Kapitalisation übrig, und der Fortschritt von Reichthum kann also durch das Darniederliegen des Massenkonsums infolge des Knechtschaftverhältnisses nicht aufgehalten, sondern nur beschleunigt werden." Aber auch das ist eine verkehrte Auffassung, denn „kapitalisiren" heißt: die Erträgnisse der Arbeit statt zu Genußmitteln zu Beförderungmitteln zukünftiger Arbeit verwenden; man kann aber keine vermehrten Produktionmittel gebrauchen, wenn man keine Verwendung für Dasjenige hat, was mit Hilfe dieser Produktionmittel-Vermehrung hervorgebracht werden soll. Die Kapitalisation steigern, wenn und weil der Konsum nicht zunimmt, heißt, aus dem Abstrakten ins Konkrete übersetzt, neue Spinnereien und Webereien bauen, weil sich der Bedarf nach Gespinnsten und Geweben nicht vermehrt, neue Eisenbahnen bauen, weil es nichts zu verfrachten giebt, — was natürlich unmöglich ist und, sofern es dennoch versucht wird, zu Krisen führt. Nein, wo den Erzeugnissen menschlichen Fleißes jene einzige Verwendung mangelt, der sie doch in letzter Linie allesammt zugeführt werden sollen, nämlich die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, dort können diese Erzeugnisse nicht hervorgebracht werden. Die Wahrheit ist also, daß wir arm und elend bleiben müssen, weil wir in einem sozialen Rechte verharren, das der großen Masse unserer Mitbrüder den Genuß vermehrter Arbeiterträge vorenthält.

Das geltende soziale Recht ist also thatsächlich zu einem Kulturhindernisse geworden; es verdammt alle Erfindungen der großen Geister unseres Geschlechts, alle Fortschritte von Wissenschaft und Technik zur Unfruchtbarkeit, es macht, daß wir allesammt elender, unwissender und unglücklicher sind, als wir nach dem Stande unserer Kulturmittel sein könnten. Und so gewiß und unfehlbar, wie die Knechtschaft den Kanibalismus überwinden mußte, als sie die höhere Macht verleihende Einrichtung geworden war, eben so gewiß ist es, daß die wirthschaftliche Freiheit die Knechtschaft verdrängen wird, nachdem sie es geworden, was allein der Menschheit den Genuß fernerer Kulturfortschritte ermöglicht.

II.

Was aber hat zu geschehen, damit die im Bisherigen als nothwendiges Ergebniß der menschlichen Entwicklungsgeschichte dargestellte soziale Umgestaltung ins Leben trete? Etwas sehr Einfaches: die Prinzipien des wirthschaftlichen Liberalismus müssen zur Wahrheit werden. Er verkündet die Gleichberechtigung aller Menschen; was er jedoch bisher verwirklichte, war die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Er verkündet die Freiheit, beruhigt sich aber thatsächlich mit der Knechtschaft. Er verkündet den Eigennutz als Triebfeder der Arbeit, was jedoch in ihm bisher in die Erscheinung trat, war nicht Arbeit zu eigenem Nutzen, sondern entweder Arbeit zu fremdem Nutzen oder Nutzen aus fremder Arbeit. Die Fleischwerdung dieser drei liberalen Prinzipien: Gleichberechtigung, Freiheit und Eigennutz als Triebfeder der Arbeit ist das Um und Auf der richtig verstandenen sozialen Revolution.

Das haben bisher alle sozialen Parteien aufs Gründlichste mißverstanden; sie alle acceptirten gerade die Grundursache des sozialen Uebels als etwas Selbstverständliches und glaubten wunder wie radikal zu sein, wenn sie dann weiter bauend die verkehrtesten, ja unsinnigsten Mittel zu Beseitigung der noth-

Hosted by Google

wendigen Folgewirkungen dieser Grundursache vorschlugen. Denn das soziale Uebel liegt in nichts Anderem als in der Thatsache, daß die Menschen nicht zu eigenem, sondern zu fremdem Nutzen arbeiten, und Das wollen Sozialdemokratie und kommunistischer Anarchismus in gleicher Weise in die von ihnen zu begründende Neuordnung der Dinge mit hinübernehmen. Eine Aenderung des bestehenden Zustandes streben sie beide nur insofern an, als dieser Fremde, für den sich der Arbeitende zu plagen hat, hinfort ein Anderer sein soll als bisher, nämlich nicht der einzelne Arbeitgeber, sondern die Gesammtheit, und untereinander weichen sie nur insofern ab, als die Sozialdemokratie anerkennt, es bedürfe eines äußeren Zwanges, einer Autorität auch auf dem Gebiete der Wirthschaft, um das Individuum zu solcher Arbeit für fremden Nutzen zu nöthigen, während sich der kommunistische Anarchismus dem Wahn hingiebt, die Individuen würden sich dieser Arbeit für fremden Nutzen freiwillig unterziehen, sowie erst einmal die Gesammtheit an Stelle der Einzelnen zum sogenannten Arbeitgeber geworden ist. Insofern also ist die Sozialdemokratie klüger als der Anarchismus, während hinwieder dieser insofern der Klügere ist, als er einsieht, Zwang auf wirthschaftlichem Gebiete sei unter allen Umständen verwerflich, möge er nun zu Gunsten Einzelner oder Aller ausgeübt werden. Auf das so nahe liegende Auskunftmittel, die Freiheit auf wirthschaftlichem Gebiete dadurch zu verwirklichen, daß man den wirklichen und wahren Eigennutz in sein Recht einsetzt, sind sie beide nicht verfallen.

Eben so falsch ist die bisher bei den sozialen Parteien übliche Begründung der wirthschaftlichen Gerechtigkeit. Für die Arbeitenden (als Gesammtheit) wird der volle Ertrag der Arbeit aus dem Grunde reklamirt, weil angeblich Arbeit die alleinige Quelle allen Reichthums, oder — um mit Marx zu sprechen — Werth nichts Anderes als kristallisirte Arbeitkraft sei. Wäre das richtig, dann hätten ja die Arbeitenden auch in der bürgerlichen Welt keinen Grund zur Klage, denn seitdem Sklaverei und Hörigkeit abgeschafft wurden, verfügen ja die Arbeitenden über ihre Arbeitkraft, und wenn sie in dieser die einzige Quelle allen Reichthums oder Werthes besäßen, so könnte sie höchstens eigener Unverstand veranlassen, ihren bisherigen Herrn auch nur das geringste Partikelchen der durch sie hervorgebrachten Reichthümer oder Werthe abzutreten. Die Wahrheit ist, daß der arbeitende Mensch sich gerade deshalb zum Ausbeutungobjekte für fremden Nutzen hergeben muß, weil die Arbeitkraft nicht die einzige Quelle des Reichthums oder Werthes ist und weil er über jene andern Reichthumquellen, ohne welche diese eine eben unfruchtbar bleiben muß, nämlich über Boden und Kapital, nicht verfügt. Der Anspruch der Arbeitenden auf den Vollertrag ihrer Mühe kann daher wirksam nur damit begründet werden, daß ihnen das Recht auch auf die jetzt noch fehlenden Reichthumsquellen: Boden und Kapital, vindizirt wird.

Besitzen nun die Arbeitenden solch ein Recht?

Wenn man von dem gewiß unanfechtbaren Grundsatze ausgeht, daß Arbeit der einzige Rechtstitel auf Eigenthum sei, so ist es klar, daß auf den zuerst erwähnten der hier für die Arbeitenden reklamirten Arbeitbehelfe, den Boden nämlich, niemand Eigenthumsanspruch erheben darf, die Gesammtheit der Arbeitenden so wenig wie der Privateigenthümer nach heutigem Recht. Den Boden und die ihm anhaftenden Naturkräfte hat Niemand erzeugt, er ist also von Natur aus Niemandes Eigenthum. Wohl aber hat Jedermann ein natürliches Recht auf Benutzung des Bodens und es ist nicht schwer einzusehen,

Hosted by Google

daß den Arbeitenden geholfen wäre, sofern ihnen nur dieses ihr natürliches Recht auf Bodenbenützung unverkürzt offenstünde.

Anders verhält es sich mit dem Eigenthumsrechte an Kapitalien. Diese sind Arbeiterzeugnisse, sie können also von Rechts wegen in Eigenthum genommen werden, und es fragt sich nur, wem das Eigenthum an ihnen gebührt. Von Natur aus offenbar Denjenigen, welche die Kapitalien erzeugt haben, und das sind nicht die sogenannten Kapitalisten, sondern die Arbeiter. Das Kapital des Kapitalisten entsteht dadurch, daß er den Arbeitenden den Löwenantheil der Früchte ihres Fleißes vorwegnimmt. Während also mit Bezug auf den Boden das Ausbeuterrecht des Privateigenthümers sich von Haus aus auf naturwidrige Besitzergreifung einer von Rechts wegen herrenlosen Sache stützt, findet sich das Ausbeuterrecht des Kapitalbesitzers in einer vorhergegangenen Aneignung der Arbeitfrüchte Anderer begründet. Um der wirthschaftlichen Gerechtigkeit Genüge zu thun, ist daher nichts Anderes von Nöthen, als die Bodenbenützung Jedermann und die Kapitalnutzung Denjenigen frei zu geben, die das Kapital erzeugt haben.

Bevor näher auf die Frage der sozialen Boden- und Kapitalnutzung eingegangen wird, muß zunächst noch klar gemacht werden, ob und in welcher Weise die arbeitenden Individuen aus freien Stücken, geleitet lediglich durch ihren individuellen Eigennutz, jene höhere Organisation des Arbeitprozesses schaffen könnten, ohne welche wahrhaft nutzbringende Produktion unmöglich ist. Die Handhabung jener hochentwickelten Kulturinstrumente, deren Eintreten in den modernen Wirthschaftprozeß — wie im ersten Absatz nachgewiesen wurde — als grundlegende Voraussetzung des sozialen Emanzipationprozesses erscheint, ist anders als durch einträchtiges, wohl geordnetes und streng disziplinirtes Zusammenwirken Vieler gar nicht denkbar. Dieses Zusammenwirken, diese Disziplin waren im bisherigen geschichtlichen Verlaufe das Werk der sogenannten Arbeitgeber; der sozialdemokratische Kollektivismus will die Gesammtheit, den Staat in irgend welcher Form, an die Stelle dieser organisirenden Gewalt des Einzelunternehmers setzen; welchen Ersatz hat die freie soziale Organisation, die ich meine, für den Privatunternehmer und Privatkapitalisten? Die Lösung ist überaus einfach: die organisirende Gewalt ist hier der Eigennutz, genau der nämliche menschliche Instinkt, der auch im bisherigen geschichtlichen Verlaufe die Organisirung der Arbeit durchgeführt hat, nur mit dem Unterschiede, daß es bisher der Eigennutz der Unternehmer war, was die Produktion regelte, während es hinfort der Eigennutz der Arbeitenden selber sein soll, was diese Funktion durchzuführen hätte. Gerade weil die modernen Arbeitinstrumente sich nur im Wege des Zusammenwirkens Vieler handhaben lassen, werden sich die Arbeitenden, sowie erst einmal das Arbeitprodukt ihnen zufällt, durch ihren Eigennutz gezwungen sehen, aus eigenem Antriebe zu so zahlreichen und so gearteten Organisationen zusammen zu treten, wie sie zu zweckmäßigster Durchführung jeder einzelnen Produktion nöthig sind. Der Eigennutz fordert von jedem einzelnen Arbeitenden, seine Produktion so einzurichten, daß er dabei mit möglichst geringer Plage möglichst großen Nutzeffekt erziele; das aber genügt, um z. B. jedem freien landwirthschaftlichen Arbeiter zu verbieten, den Boden allein, auf sich selber gestellt, zu bewirthschaften. Wollte er dies thun, so müßte er das Land mit dem Spaten umbrechen, wobei er kaum in Wochenfrist jene Arbeit zu leisten vermöchte, die er, mit zahlreichen Genossen vereinigt, unter Zuhilfenahme des Dampfpfluges binnen wenigen Stunden

Hosted by Google

vollbringt. Er wird also diese Genossen aufsuchen, ohne daß ihn dazu eine äußere Gewalt zu nöthigen brauchte, — und das Problem der Arbeitorganisation wird solcher Art in der einfachsten Weise gelöst werden.

Verträgt sich aber diese oder eine wie immer geartete Organisation mit der Herrenlosigkeit des Bodens? Kann man das Land mit den ihm anhaftenden Kräften Jedermann zu beliebiger Benutzung anheimgeben, gleich atmosphärischer Luft, ohne daß unendlicher Hader wegen Ausübung dieses Allen zustehenden Bodennutzungrechtes die unvermeidliche Folge wäre?

Der erste sich aufdrängende Einwand ist der, daß Boden doch nur in beschränkter Menge vorhanden sei und daß dementsprechend in jeder Gesellschaft früher oder später der Zeitpunkt eintreten müßte, wo nicht für alle Bodenbewerber genug Land vorhanden wäre. Aber dieser Einwand ist ein irrthümlicher, er übersieht den obersten Grundsatz der Wirthschaft, der — wie bereits vorhin angedeutet — dahin geht, daß jeder Arbeitende bestrebt ist, bei möglichst geringer Plage möglichst hohen Nutzeffekt seiner Mühe zu erzielen. Dieser oberste Zweck kann vom arbeitenden Individuum nur dann erreicht werden, wenn es jene Produktion ergreift, nach deren Ergebnissen jeweilig die lebhafteste Nachfrage vorhanden ist. Auf den Boden angewendet heißt das, daß Niemand solchen beanspruchen wird, wenn im Wege der Bodenbearbeitung bei gleicher Plage geringerer Werth zu erzielen ist als im Wege einer beliebigen anderen Produktion. Es werden sich also der Bodenwirthschaft nur so viele Arbeitkräfte zuwenden, wie erforderlich sind, um die Erzeugung von Bodenprodukten mit der Nachfrage nach ihnen ins Gleichgewicht zu setzen. Um dieses Resultat herbeizuführen, bedarf es keines äußeren Zwanges, der Eigennutz der Arbeitenden wird es mit der denkbar größten Sicherheit herbeiführen, sofern nur dieser Eigennutz ein wirklich freiwaltender ist, d. h. sofern nur die Arbeitenden das Recht und die Möglichkeit haben, nach eigener Wahl jede ihnen beliebige Arbeitgelegenheit zu ergreifen.

Die zweite Einwendung geht dahin, daß nicht aller Boden von gleicher Güte sei und daß die Arbeitenden, sofern ihr eigenes Belieben die einzige Richtschnur ihres Handelns wäre, allesammt den besten Boden beanspruchen würden. Doch auch das ist ein Irrthum. Der Eigennutz treibt die Arbeitenden nicht dazu an, den fettesten, sondern jenen Boden zu wählen, auf welchem sie bei geringster Plage den höchsten Ertrag zu erzielen vermögen. Das ist aber durchaus nicht unter allen Umständen der fetteste Boden. Denn wenn sich diesem zuviel Arbeitkräfte zuwenden, so sinkt der auf die einzelne Arbeitkraft dort entfallende Ertrag unter das Maß des auf schlechterem Boden bei geringerer Besetzung mit Arbeitkraft Erzielbaren. Der Eigennutz wird also die Arbeitenden zwingen, sich über den Boden derart zu vertheilen, daß der auf die einzelne Arbeitleistung entfallende Ertrag überall möglichst gleichförmig gerathe, — abermals ein Ergebniß, wie es vollkommener und wünschenswerther durch die sinnreichsten Zwangseinrichtungen nicht zu erzielen wäre. Die Herrenlosigkeit des Bodens steht also durchaus im Einklange mit allen Anforderungen höchster Wirthschaftlichkeit.

Untersuchen wir nunmehr die Frage der Kapitalnutzung. Daß die Arbeitenden sehr wohl im Stande sind, die zur Ausstattung ihrer Produktion erforderlichen Kapitalien zu stellen, bedarf, an und für sich betrachtet, keines Nachweises, da ja auch bisher sie es gewesen sind, welche diese Kapitalien erzeugt haben. Aber die scheinbar unlösliche Schwierigkeit liegt hier darin, daß der einzelne Arbeitende nicht gerade immer, ja nicht einmal in der Regel jene

Hosted by Google

Kapitalien erzeugt, deren er bedarf. Der Eine braucht viel mehr Kapital, als er von seiner eigenen Produktion erübrigen kann, der Andere viel weniger. Ueberläßt man es dem einzelnen Sparer, die sich in seinen Händen ansammelnden Kapitalien Jenen zur Verfügung zu stellen, welche ihrer bedürfen, so wird er sich dafür einen Tribut in Form des Zinses ausbedingen, und gerade dieser Tribut ist es, was beseitigt werden soll. Es ist ganz offenbar, daß hier nur dadurch geholfen werden kann, daß die Gesammtheit der Arbeitenden das Geschäft der Kapitalansammlung übernimmt, und insofern, als die Sozialdemokraten diese Nothwendigkeit betonen, sind sie im Rechte. Sie glauben aber weiter, ihrem Zukunftstaate das Recht und die Pflicht vindiziren zu müssen, diese Kapitalansammlung den arbeitenden Individuen zwangsweise aufzuerlegen und sie eben so nach obrigkeitlichem Ermessen mit den zu Befruchtung der Arbeit erforderlichen Kapitalien zu betheiligen. Beides ist unrichtig. Die Gesammtheit kann die Vermittlerin der Sparsamkeit sein, ohne irgend wen zur Sparsamkeit zu nöthigen, und die Verwendung der Kapitalien kann, trotz der durch die Gesammtheit vermittelten Sparthätigkeit, doch dem freien Ermessen des arbeitenden Individuums oder der arbeitenden Individualitäten überlassen bleiben.

Um das verständlich zu machen, ist eine kurze Erörterung nöthig. Wenn Jedermann nach eigenem Ermessen jede ihm beliebige (und seinen Fähigkeiten entsprechende) Arbeitgelegenheit ergreifen kann, so ist es selbstverständlich, daß sich der Ertrag aus jeglicher wie immer gearteten und wie immer mit Produktionbehelfen ausgestatteten Produktion ins Gleichgewicht setzen muß. Denn die Arbeitenden werden natürlich die ihnen eingeräumte vollkommene Freizügigkeit in erster Linie dazu benutzen, um der Stätte des jeweilig höchsten Arbeitertrages zuzuströmen, und dieses durch die Arbeiterträge regulirte Zu- und Abströmen von Arbeitkraft wird es eben sein, was die Erträge überall ins Gleichgewicht setzen muß. Dieses Gleichgewicht ist nicht so zu verstehen, als ob jedes Individuum für die gleiche Arbeitdauer den genau gleichen Ertrag erzielen müßte; unangenehmere, schwierigere, seltenere Kenntnisse voraussetzende Arbeiten werden höheren Ertrag bedingen. Aber diese in der Natur der Sache liegenden Unterschiede einmal gegeben, werden die Erträge überall unter allen Umständen sich ins Gleichgewicht stellen. Das nun hat zu bedeuten, daß in einer so gearteten Gesellschaft jeder Arbeitende den gleichen Vortheil von allen — in welchem Produktionzweige und an welchem Produktionorte immer vorgenommenen — Investitionen genießt.

Wenn nun die zur Befruchtung der Produktion erforderliche Kapitalansammlung derart durch Vermittelung der Gesammtheit vorgenommen wird, daß diese eine gleich bemessene Abgabe nicht auf das arbeitende Individuum, sondern auf den Ertrag jeglicher Arbeit legt, so ist damit erreicht, daß Jedermann genau im selben Verhältnisse zur Kapitalansammlung beiträgt, als er selber Kapital benutzt. Wer aus seiner Arbeit den doppelten Ertrag gezogen hat, der hat doppelten Nutzen aus der Kapitalanlage geerntet, und zwar nicht blos aus jener Kapitalanlage, die er unmittelbar selber benutzt, sondern aus jeder wie immer gearteten Kapitalanlage der Gesammtheit. Und wenn er nun zur doppelten Kapitalleistung heran gezogen wird, so entspricht dies nicht blos vollkommen allen Anforderungen der wirthschaftlichen Gerechtigkeit, es wird ihm auch gar nichts zugemuthet, was er nicht vorher schon durch seine Handlungweise selber gut geheißen hätte.

Hosted by Google

Wie aber soll die Vertheilung und Verwendung der solcherart aufgebrachten Kapitalien möglich sein, ohne daß sich hier die Gesammtheit anordnend und regulirend einmengt? Wenn jeder Arbeitende oder jede Gemeinschaft Arbeitender nach Belieben Kapital fordern darf, ist nicht zu besorgen, daß schlechter Gebrauch von den Ersparnissen der Gesammtheit gemacht und daß insbesondere weit mehr verlangt werden wird, als selbst unter höchster Anspannung der Sparkraft aufgebracht werden kann? Nein. Auch diese Befürchtungen sind ganz gegenstandlos. Allerdings, wenn den Arbeitenden das Kapital durch Schenkung überlassen würde, wäre keinerlei Gewähr weder für dessen nützliche Verwendung, noch auch dafür vorhanden, daß nicht mehr gefordert wird, als geleistet werden kann; wenn jedoch die Arbeitenden das Kapital zwar zinslos, aber gegen Rückerstattung zugewiesen erhalten, so können sie gar nichts Anderes und nicht mehr fordern, als wofür sie nutzbringende Verwendung haben und das ist allemal nur jenes Kapital, für dessen Produkte die Abnehmer gegeben sind. Ist es doch auch in der bestehenden bürgerlichen Wirthschaft nicht der Zins, sondern in letzter Linie die Absatzfähigkeit der Produkte, was der Kapitalnachfrage Grenzen zieht. Und genau die nämlichen Gesetze, die heutzutage die Kapitalbewegung beherrschen, werden dies auch in einer zukünftigen Wirthschaft thun, sofern nur die Verwendung von Kapital an die selben Voraussetzungen des individuellen Eigennutzes gebunden bleibt wie heute. Auch selbstherrliche Arbeiter können nur solche Arbeitinstrumente, d. h. Kapitalien verwenden, deren Abnützung ihnen im Preise des Produktes von den Konsumenten bezahlt wird; wollten sie unnütze oder überflüssige Arbeitinstrumente fordern, so erhielten sie von den Konsumenten keinen Rückersatz für deren Kosten, sie würden also ihren Vortheil durch derartige Kapitalverwendung nicht fördern, sondern schädigen.

Es kann natürlich hier nicht meine Absicht sein, näher auf die Durchführung der im Bisherigen gekennzeichneten Prinzipien einzugehen. Vielmehr muß ich mich darauf beschränken, auf meine dieses Thema behandelnden Bücher: „Freiland, ein soziales Zukunftbild"*) und „Eine Reise nach Freiland"**), wie nicht minder auf die von den Freilandvereinen herausgegebene Zeitschrift „Freiland"***) zu verweisen. Dort habe ich nach bestem Wissen und Können den ganzen Zusammenhang dieser auf individueller Freiheit und sozialer Gerechtigkeit zugleich beruhenden Ordnung klargelegt und will nur bemerken, daß meine in diesen Büchern gebotenen Deduktionen der Hauptsache nach durchaus nichts Neues enthalten, sondern in Wahrheit nichts Anderes sind als die konkrete Ausgestaltung der von den großen Klassikern der Nationalökonomie, insbesondere von Adam Smith, entwickelten Grundsätze der wirthschaftlichen Freiheit. Daß der freiwaltende Eigennutz zu jenen Resultaten führen müsse, die sich in meinem „Freiland" geschildert finden, hat schon der große Schotte mit seiner bisher unwiderlegten Logik nachgewiesen; und wenn der thatsächliche Erfolg seinen Beweisführungen bisher so wenig entsprach, so hat dies meines Erachtens blos darin seinen Grund, daß die Prämisse, von welcher Smith ausging, nämlich das freie Walten des Eigennutzes, bisher noch nie und nir-

*) Erste vollständige Ausgabe 1889 bei Duncker & Humblot, Leipzig; zweite bis neunte Auflage bei E. Pierson, Dresden.

**) Ph. Reclam, Leipzig.

***) Wien, VIII. Lange Gasse 53.

Hosted by Google

gends in die Erscheinung treten konnte. Man mache diese Prämisse zur Wahrheit und Alles wird genau so vor sich gehen, wie es nicht ich, sondern Adam Smith geschildert.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Ausführung des sozialen Reform- und Umgestaltungwerkes.

Ich halte es für zweifellos, daß dieses Werk überall in vollkommen friedlicher Weise durchgeführt werden könnte, da eine entgeltliche Ablösung aller erworbenen Rechte eben so möglich ist, wie z. B. seinerzeit die Ablösung der bäuerlichen Lasten möglich war; aber ich bin nicht Optimist genug, um zu glauben, daß das, was geschehen könnte, auch geschehen wird. Die Besitzenden werden wohl kaum irgendwo gutwillig, so lange noch ein Restchen Macht in ihrer Hand ist, auf ihre Herrenrechte verzichten, und vorerst ist daher die Errichtung eines auf den oben entwickelten Grundsätzen begründeten Gemeinwesens nur auf jungfräulichem Boden möglich, wo keinerlei bestehende Rechte ihm hindernd in den Weg treten können. Dies der Grund, warum ich und die Tausende von Gesinnungsgenossen aus allen Ländern und aus allen Ständen, die sich mir seit dem Erscheinen meines Buches „Freiland" angeschlossen, den Plan gefaßt haben, im Innern des äquatorialen Afrika Freiland zu gründen. Dort erhebt sich rings um den nahe an 20 000 Fuß in die Region des ewigen Eises und Schnees hineinragenden Bergriesen Kenia ein fruchtbares, reichbewässertes, mit gesegnetem Klima ausgestattetes Hochland, das zu europäischer Besiedelung durchaus geeignet ist.

Die 28 Freilandvereine, die in Europa und Amerika sich zum Zwecke der freiländischen Propaganda bildeten, haben sich bisher auf die Verbreitung der freiländischen Ideen in Wort und Schrift beschränken müssen; die Aktion war gehindert, weil die britisch-ostafrikanische Gesellschaft, in deren Einflußsphäre der Kenia liegt, das Unternehmen, das sie ersichtlich für eine deutsche Kolonialgründung unter sozialem Gewande hielt, mit Mißtrauen verfolgte und ihm unterschiedliche Hindernisse zu bereiten drohte. Jetzt, nachdem der Londoner Freilandverein die Verhandlungen in die Hand genommen, hat sich dies geändert, und im Augenblick, wo ich dieses schreibe, befindet sich ein Bevollmächtigter des freiländischen Central-Comités in London, um endgiltige Abmachungen mit den englischen Behörden zu treffen, durch welche uns die erforderliche Freiheit der Bewegung und Entwickelung gesichert werden soll. Ist dies gelungen, so werden wir unverweilt zur Ausführung unseres Vorhabens schreiten. Nicht unerhebliche Geldmittel sind uns bereits zugesichert, fernere hoffen wir uns im Wege des Appells an die Oeffentlichkeit zu verschaffen; die Erfahrung wird dann lehren, ob meine Voraussetzungen richtig sind, ob die Zeit der Knechtschaft für das Menschengeschlecht wirklich bereits abgelaufen und ob zur Inaugurirung einer Zukunft der wahren Freiheit und Gerechtigkeit wirklich nichts Anderes erforderlich ist als die Entfesselung des freiwaltenden Eigennutzes.

Wien. Theodor Hertzka.

Hosted by Google

Der moralische Faktor im Kriege.

Wenn ein Leibniz Frankreich ermahnte, den Großen Kurfürsten zu strafen „damit die Welt erfahre, daß man Frankreich nicht reizen dürfe", so haben wir hier ein lebendes Schandmal deutscher Zerfahrenheit und Vaterlandslosigkeit. Da trat Friedrich der Große auf und die Edelsten der Nation, ein Goethe und Lessing (auch Schiller trug sich bekanntlich mit der Idee eines Nationalepos auf den großen König), haben den veredelnden Einfluß dieser Heldenerscheinung bezeugt. Ja, wir erkennen sogar mit staunender Befriedigung, wie innig sich schon im siebenjährigen Kriege der Aufschwung idealen Strebens in unserer Literatur mit dem Idealismus des Krieges verband. Das beweisen z. B. die rührenden Huldigungen und Anhänglichkeitbeweise, mit denen Gellert von allen Ständen überhäuft wurde. Es bietet einen betrübenden Gegensatz, wenn man 1806 einen Major erzählen hört, er liege in Jena bei einem gewissen Gothe oder Goethe im Quartier und der Kerl scheine Mucken im Kopf zu haben. Daneben gab es freilich damals, gerade so gut wie heute, sehr gebildete Elemente im Heere. An wissenschaftlicher Buchkenntniß war der Generalstab dem französischen sicherlich gewachsen, da es selbst mit der militärischen Fachbildung der meisten Marschälle übel aussah, die eben nur schlagfertige Werkzeuge in des Meisters Hand zu sein brauchten.

Ueber die Ausrüstung Preußens im Jahre 1806 haben Höpfner, Klopfleisch, Goltz, Lettow-Vorbeck eingehend geschrieben. Ich möchte nur kurz bemerken, daß die Armee blos 24 Füsilierbataillone und 12 Compagnien Jäger besaß, um das Tirailleurgefecht zu nähren. Die ganze Masse der Infanterie war nur auf geschlossenes Liniengefecht eingedrillt. Doch trifft die Behauptung eines Historikers nicht zu, daß vor Jena Niemand mit Reformplänen hervorgetreten sei. Vielmehr faßte schon 1803 Knesebeck die Idee ins Auge, eine sogenannte Vaterlandsreserve zu errichten. Die berühmte „Militärorganisationskommission" nach dem Tilsiter Frieden datirt also in ihren Anfängen bis vor Jena zurück. Der Gedanke, 120 000 Landwehrmänner zu bewaffnen, stammt schon aus früherer Zeit und der angeblich herrschende sorglose Uebermuth gehört zur Legende.

Augereau hatte als Unteroffizier in Preußen gedient und hätte den Kaiser recht wohl über das angeblich vermorschte preußische Heerwesen aufklären können. Aber Niemand ahnte die Schwäche Preußens, und die ganze Weisheit darüber kam post festum. Napoleon befand sich, obschon ers hinter prahlerischer Zuversicht verbarg, in solcher Aufregung, daß er beim Abschied von Josefine in Mainz in Ohnmacht fiel. Er warnte seine Truppen vor der berühmten preußischen Kavallerie, die nachher gar nichts leistete und der Massenführung

Hosted by Google

Muratscher Schule überall erlag. Es lag ein tiefer Sinn darin, daß die Musikcorps seiner Garde beim Einzug durchs Brandenburger Thor die Marseillaise spielen durften. Denn die Nebelschlangen des Oktobermorgens, die das Hohenzollernreich fast erwürgten, waren herangewälzt durch das Unwetter der Revolution.

Die Schäden des preußischen Heeres entsprangen den Schäden des Staatswesens. Die Disziplin war brutal, man übte noch Spießruthenlaufen. Beförderung zum Offizier gab es für den Gemeinen nicht, während der Franzose den Marschallstab im Tornister trug, nach dem Gleichheitprinzip, das die Revolution gegründet und das Napoleon in den Grundsatz gekleidet hatte: „Jede Laufbahn offen dem Talent!" Auch befand sich viel schlechtes Gesindel in den preußischen Reihen, geworbene Ausländer in Menge, die heimathlos nur von der Fuchtel regirt wurden. Die zahlreichen Rekruten aus den polnischen Landestheilen lauerten nur auf die Gelegenheit, sich für brutalen Zwang zu rächen. Sie rotteten sich beim Rückzug zusammen und trugen Verwirrung hin und her. Aus ähnlichen Gründen machten die verachteten Troßknechte bei Train und Artillerie mit ihnen gemeinsame Sache. Ihr planmäßiges Vorgehen strebte mit allen Mitteln eine Lockerung des verhaßten Heergefüges an. Sie hemmten alle Bewegungen durch erfinderisch ausgesonnene Hindernisse und verbreiteten grundlos Schrecken und Alarm. Wenn die Artillerie bei Auerstädt sich erbärmlich benahm und durchweg ihre Pflicht versäumte, sollte dies nicht auf die Geringschätzung dieser gelehrten Waffe im Junkerheer zurückzuführen sein? So strafte sich in der entscheidenden Stunde der harte Druck eines Klassenstaats.

Bis in unsere Tage hat sich die Mythe erhalten, die preußische Armee sei durch und durch verkommen gewesen Aber die Mängel von 1806 haften *jedem* stehenden Heere an, wo Dienstalter über Avancement entscheidet, geistige Begabung an sich nicht gilt und ein Insubordinationfehler die Verabschiedung militärischer Genies verursachen kann. Stets wird ein Bruchtheil des Offiziercorps den damaligen Junkern entsprechen, zumal wenn lange Friedenszeit die Brutalitätinstinkte gegenüber dem „Kerl" zur Entfaltung bringt. Zuguterletzt kommt es aber auf den „Kerl" an, wie *der* sich schlägt, welche moralische Kraft *den* beseelt. Und es scheint eine krasse Verleumdung der preußischen Soldaten von 1806, wenn man sagt, daß sie sich im Durchschnitt schlecht geschlagen hätten. Bei den Kapitulationen waren die Truppen wie außer sich; um so würdiger ihr Benehmen bei Lübeck, wo keine Fahne zerrissen, kein Gewehr zerbrochen wurde und unter den Klängen des Dessauer Marsches jene Standarten lautlos in den Staub sanken, die einst so oft zum Siege geflattert hatten. Und zeigten die selben Preußen nicht gleich hernach bei Eylau unter Scharnhorst ihres alten Namens sich würdig? Als der General

Hosted by Google

Wartensleben das Regiment König mit Gewalt vom Schlachtfeld Auerstädts wegführen wollte, antwortete ihm das Hohngelächter der braven Musketiere. Aber wenn auch mancher Fall persönlicher Feigheit vorkam, besonders in den Festungen, wo die ungeheuer schneidigen Exerzierplatzhelden in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl vor der geistigen Ueberlegenheit des kleinen wälschen „Roturiers“ erzitterten, so fehlte es doch nicht an Offizieren, die ihren Mannschaften ein leuchtendes Beispiel gaben. So der tapfere junge Prinz von Braunschweig, der bei Lübeck mit gezogenem Degen zu Fuß seinen Leuten vorausschritt. Und dienten nicht neben dem konfusen Massenbach und braven, aber verbrauchten Greisen wie Möllendorf im Heere von 1806 talentvolle Unterführer, die dann 1813 sich glorreich bethätigten? Ein Gneisenau, Bülow, Tauenzien (der bei Jena die Avantgarde führte), spätere Leuchten der Theorie wie Clausewitz, Müffling, Grolmann? An leitenden Stellen Scharnhorst, der deutsche Carnot, und Blücher, eine dämonisch fortreißende Kriegerpersönlichkeit?

Gleichwohl wiesen die französischen Vierecke, deren herzhafte Trommelwirbel das Blücher'sche Signal zur Attake begrüßten, schon gleich anfangs um 8 Uhr bei Auerstädt den Blücherschen Reitersturm ab; gerade so wie später Prinz Wilhelm um 11 Uhr umsonst diese einst so berühmten Regimenter (darunter die Bayreuth-Dragoner von Hohenfriedberg, jetzt Leibregiment Königin Luise) wider Morand vorzuführen suchte: sie rissen in alle Winde aus. Aber sollen wir darum die Kavallerie von 1806 für absolut geringwerthig halten? Keineswegs. Die Irwing-Dragoner rollten in glänzendem Anritt die linke Flanke der Franzosen auf, die Beeren-Kürassiere machten noch am Ende der Schlacht viele Gefangene. Man darf die Fahnenflucht der Kavallerie eben so wenig wie die spätere der Infanterie mit der schlechten Beschaffenheit der Soldaten erklären. Sie entstammte dem allgemeinen Wirrwar, der durch mangelhaften Aufmarsch in Folge sich kreuzender Befehle schon am Frühmorgen einriß. Der Nebel spielte dabei mit eine Rolle, aber keine ausschlaggebende, denn er wich, als der planlose Hauptkampf anhob. Das Herumtappen im *geistigen* Nebel thuts auch, wie man bei Sedan erleben mußte, wo eine noch ärgere Katastrophe durch Verkennung der Sachlage hereinbrach und dreimaliger Kommandowechsel den Franzosen den Rest gab. Aehnlich bei Auerstädt, wo nach der Verwundung des kommandirenden Feldmarschalls eigentlich Niemand befahl und gehorchte. Daß die umherirrende Artillerie des ersten Treffens zum Theil ihre Pulverkarren einbüßte, hatte gleichfalls nur nebensächliche Bedeutung, denn die Batterien des zweiten Treffens fuhren später bei Auerstädt ordentlich auf. Daß aber auch das Feuer *dieser* Kanonen bald aus Munitionmangel erlahmte, während die Kanoniere im Sumpfboden steckenden Ge-

Hosted by Google

schützen der Vorhut einfach die Pferde absträngten und das Weite suchten, da lag das Bedenkliche: es war die Folge der Vernachlässigung dieser Waffe. Doch Auerstädt war ja eine Infanterieschlacht und wie verhielt sich denn das preußische Fußvolk?

Brav, man kann es nicht anders sagen. Trotzdem das vernichtende Kleingewehrfeuer aus Hassenhausen die Divisionen Schmettau und Wartensleben unter umfassende Feuerwirkung nahm, boten diese doch immer wieder alle Kräfte zum Sturme auf. Erst als der Ruf „Verrath" durch die Reihen lief und böswillig ersonnene andere Gerüchte den Tod des Königs meldeten, wich die preußische Schlachtordnung in hellen Haufen. Doch staute sie sich sofort wieder, als die soeben eingetroffene Division Oranien das Gefecht vor Auerstädt zum Stehen brachte. Als Davoust seine jetzt erst anlangende dritte Division (Friant) auf Poppel in die linke Flanke der Preußen sandte, rang Division Arnim ihm dies Dorf wieder ab. Und als um ein Uhr die Franzosen durch Auerstädt nachdrängten und die jenseitigen Höhen zu ersteigen suchten, überschüttete die Division Kuhnheim ihre Kolonnen mit kaltblütigem Massenfeuer und warf sie mit dem Bajonnet bis hinter Auerstädt zurück.

Als Ordre auf Ordre eintraf, den Rückzug fortzusetzen, verfolgte der Feind nicht und das Defilee bei Poppel, d. h. die Straße nach Weimar, blieb frei. Und dennoch vollzog sich sogleich die innere Auflösung der Armee. In Schaaren schwärmten die Soldaten aus Reih und Glied und verweigerten den Gehorsam. Nicht aus Feigheit, denn trotzig bekämpften sie den Feind, wo er sich zeigte, sondern aus Haß gegen unfähige und leuteschindende Führer. Tausende fielen über die Bagage her, plünderten, erbrachen die Branntweinwagen und trotteten betrunken durch die Nacht. Später suchten ganze Truppentheile den Feind, um sich gefangen zu geben.

Der moralische Halt schien eben gänzlich gebrochen, trotzdem die Schlacht gar nicht zu wirklicher Niederlage ausgeartet war und die Truppen mehrfach den Rücken des Feindes gesehen hatten.

Daß die vielgeschmähte Lineartaktik unter Umständen sogar gewisse Vortheile bot, da die reine Feuerwirkung der Kolonne naturgemäß schwächer wurde, bewies das Schlußgefecht bei Auerstädt. In freiem offenen Gelände und bei Hügelstellung war die dünne lange Linie der tiefen Sturmsäule gewachsen oder überlegen, falls sie noch nicht durch Schützenschwärme mürbe geschossen war und entsprechende Ruhe bewahrte. Also auch mit der überlegenen Taktik der Franzosen ist es nichts. Mochte auch ein preußischer Offizier äußern: „Die Franzosen waren alle so klein und schwach, daß unsereins es mit Vieren aufnehmen konnte, aber auf dem Schlachtfelde verwandelten sie sich gleichsam in übernatürliche Wesen", so will das doch nur als eine

Hosted by Google

Selbsttäuschung der allgemeinen schreckenden Hypnose aufgefaßt sein, die Napoleons Genie verbreitete. Gneisenau bezeugte ausdrücklich — Malachowski citirt den Ausspruch in seiner jüngsten Arbeit „Scharfe Taktik und Revuentaktik" —, daß man wohl von Ueberlegenheit der emsigen Offiziere, aber nichts von überlegenem Muthe der Franzosen gemerkt habe. Der Offensivgeist in ihren behenden Kohorten entsprang hauptsächlich den strategischen Maßnahmen Napoleons selbst. Seine Strategie allein hat Preußen geschlagen, in dessen Heerwesen Alles wie auch heute noch auf Taktik zugeschnitten war, als ob die im Ernstfall den Erfolg verbürgte. Aber wenn allein Napoleons Feldherrnthum, nicht sonstige militärische oder hochpolitische Gründe, die Niederlage Preußens verursacht hat, so brauchte doch nicht ein so vollständiger Zusammenbruch einzutreten. 1814 behielten die Franzosen nach jeder Niederlage den Kopf oben; je länger die Invasion währte, desto mehr wuchs die Neigung zu allgemeiner Volkserhebung; ihre Hauptstadt vertheidigten sie tapfer gegen größte Uebermacht. Ein solcher Opfermuth, trotz voraufgegangener Erschöpfung bis aufs Blut durch unheilvolle Kämpfe, wurzelt darin, daß das Empire ein Vaterland vorstellte, nicht einen Klassenstaat, daß Volk und Regirung eins waren und ineinander verwachsen. Und weil im alten Preußen das Gegentheil zutraf, so gerieth durch einen einzigen militärischen Unfall das Ganze ins Wanken. Erst dann wird ein Staat durch ein Jena vernichtet, wenn alle andern inneren Umstände dazu hindrängten: das hat schon Montesquieu richtig bemerkt. Der moralische Faktor gibt den Ausschlag, er allein. Als Napoleon 1813 bei Lützen und Bautzen siegte, stürzte kein Stein vom Gebäude des neuerrichteten volksthümlichen Preußenstaats und seines demokratischen Heerwesens. Denn unbezwinglich bleibt der Krieger, der seine eigne Wohlfahrt im Bestehen seines Staates verficht. Automatischer Drill erzieht nur heimliche Unlust. Des famosen Junkerregiments „Gensdarmes" schneidige Degen, auf der Schwelle des französischen Botschafters gewetzt, lieferten sich dann schmählich aus, auf freiem Felde, in gefahrlosem Reitergefecht. Und das preußische Heer wurde nicht etwa durch die numerische Ueberlegenheit des Gegners vernichtet. Bei Auerstädt standen etwa 50000 Preußen gegen 33000 Franzosen Davousts; bei Jena 53000 Deutsche anfangs nur gegen 23000 vom Corps Lannes, die erst allmählich bei der eigentlichen Entscheidung auf ebenbürtige Zahl stiegen. Die Hauptmasse Napoleons kam gar nicht zum Schlagen, sondern langte erst zur Verfolgung an. Der Fall Preußens hatte ganz andere Ursachen.

Ein stiefmütterliches Vaterland bildet den schlechtesten moralischen Faktor für den Krieg.

Karl Bleibtreu.

Hosted by Google

Kunst und Ausstellung.

Seit der Einführung des Eisens in die Baukunst sind die Architekten, wenn es sich um überwiegende Eisenverwendung handelt, noch nicht über den Gewächshausstil hinweg gekommen und das Hauptgebäude des Ausstellungparkes, von Anspruchslosen sogar Palast betitelt, macht auch keine Ausnahme von der auf Baubureaux erzeugten Mischung aus Nützlichkeit, Geschmacklosigkeit und Sparsystem. Auch fehlt es an Vorlagen aus der guten eisenfreien alten Zeit und da hapert es in der Formgebung.

Unkundige würden dies Gebäude für alles Andere halten, nur nicht für ein der Blüthe menschlichen Schaffens — der Kunst — geweihtes Haus; der Vogelbauerthurm mit den an Futternäpfe erinnernden Seitenthürmchen ist sogar im Stande, die Vermuthung wach zu rufen, hier sei des Reiches Brieftaubenschlag oder sonst ein Zuchtinstitut.

Die Kunst ist ja auch nur stille Theilhaberin an dem lauten Getriebe da draußen zwischen Alt-Moabit und der Invalidenstraße, das sich alljährlich zur Sommergartenzeit aufthut, sie muß sich an einer hellen und trocknen Wohnung genügen lassen, die mit Gipswerk und Leinwanddekorationen ihre Armuth zu vertuschen sucht. Sie ward gewohnt, sich zu fügen und so geht sie einträchtig mit dem Bier zusammen. Hier Kunst — hier Dreher, hier Kavallerie-Musik — hier Plastik, hier die geschminkte Dämmerungschöne — hier heilige Malerei, und auf den Dauerkarten zeichnen gemeinsam Prof. C. Becker, Präsident der Königlichen Akademie der Künste, und Herr L. Zweig, der Vertreter der Dreherschen Brauerei als Pächterin des Ausstellungparkes. An dem Eintrittsgelde partizipiren Beide: Kunst und Bier.

Der Weltstädter hat sich an diese Verquickung gewöhnt, wie ihm das Neue ja bald alt und das Widerstrebende paßlich wird; Manchem ist sogar nie in den Sinn gekommen, daß es zur Adelung der Kunst anders sein könne. Solche nehmen die große Kunstausstellung wie jede beliebige Sehenswürdigkeit hin, der gleichzeitig die Vermittelung zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Kunstmarkte obliegt. Es geht jedoch aus den unverkäuflichen Werken, die nicht aus Erwerbsrücksichten gesandt wurden, hervor, und die großen, von Staaten und Städten bestellten Arbeiten zur Ehrung ihrer Ruhmwürdigen, zum sinnvollen Schmucke bedeutungvoller Stätten weisen darauf hin, daß Kunst-Ausstellungen weder ausschließlich Schaubelustigung noch Markt sind, sondern auch den idealen Zweck verfolgen, so weit die Umstände es gestatten, ein Gesammtbild der jeweiligen künstlerischen Leistungen zu geben, seien es die eines Landes oder mehrerer Länder.

Das Eine geschieht und das Andere wird nicht unterlassen, und so entsteht der gemischte ideal-praktische Charakter der Ausstellungen.

Sie sind im Laufe der Zeiten der Markt des Lebens auf künstlerischem Gebiete geworden; sie geben den Künstlern Gelegenheit, mit ihren Schöpfungen vor eine Oeffentlichkeit zu treten, die dem Einzelnen nicht in gleichem Maße erreichbar ist wie der größeres Interesse erregenden Vereinigung Vieler. Wird der Zuzug noch durch verschiedene, zur bildenden Kunst nicht gehörige Mittel vermehrt und der Tag durch elektrische Beleuchtung künstlich verlängert, so wird eine breite Oeffentlichkeit geschaffen, die den ehemaligen akademischen Veranstaltungen allerdings abging. Schon die räumliche Ausdehnung des vom

Hosted by Google

Staate zur Verfügung gestellten Gebäudes ermöglicht eine weit zahlreichere Betheiligung der Künstler sowohl wie der Besucher als früher.

Nun aber wird nicht jedem Künstler und nicht jedem seiner eingesandten Werke die Theilnahme an dem Mitbewerb, sei es um die Palme der Anerkennung, sei es um die materielle Verwerthung seiner Arbeit gestattet; von jeher ward es für nothwendig gehalten, eine Kommission zu wählen, die über die Zulassung der Werke zu entscheiden hat. Bestimmend war hierfür die Absicht, Unzulängliches, Dilettantenhaftes, gegen den guten Geschmack und den Anstand Verstoßendes fern zu halten. Mußte aus mehreren ausstellungberechtigten Werken eines Künstlers die engere Wahl getroffen werden, so war zumeist die Raumnoth das gebieterische Muß.

In dem jetzigen Gebäude aber kann von Raummangel füglich nicht die Rede sein, wie vor zwei Jahren die Jubiläumsausstellung bewies, deren Katalog bis zur Nummer 4272 geht. Reicht das Hauptgebäude nicht aus, so kann, wie damals, die sogenannte Maschinenhalle hinzugenommen werden, die gegen 1000 Nummern faßte. Da der Katalog der diesjährigen Ausstellung nur 2452 Nummern angiebt und anzunehmen ist, daß bei so großer Zahl das Durchschnittsformat nicht viel von einander abweicht, so wäre noch für 1500 Nummern bequem Platz gewesen. Nun aber sind gegen tausend Werke abgewiesen worden.

Hierzu kann Raummangel nicht der Grund gewesen sein; es ist daher anzunehmen, daß den abgelehnten Werken die Eigenschaften fehlten, die zur Vervollständigung des Gesammtbildes jeweiliger künstlerischer Leistungen erforderlich sind. Ein Drittel eingesandter Kunstwerke nicht ausstellungfähig! Viele der Abgewiesenen beklagten sich bereits in der Presse, in Versammlungen, daß mit ihren Schöpfungen zu hart verfahren sei. Es ist ihnen nicht erfindlich, weshalb künstlerisch so streng geurtheilt wird, da draußen, wo doch Kunst und Gartenvergnügen Hand in Hand arbeiten und der rein künstlerische Standpunkt in die Brüche geht.

Es gilt die Bestimmung, daß von einem Künstler nur drei Werke derselben Gattung zur Ausstellung gelangen dürfen; sie wird aber bei dem reichlich zu Gebote stehenden Raume nicht mehr peinlich inne gehalten und so kommt es, daß Berliner Künstler mit 48, resp. 20 — 11 — 6 — 5 Werken der selben Gattung vertreten sind. Da fragen die Unbevorzugten: weshalb wurde dem Einen so viel gegeben und dem Andern so wenig .... Platz nämlich.

Im Allgemeinen wird in der Abweisung eine Unfähigkeiterklärung erblickt, die die Betroffenen zurück hält, mit Beschwerden an die Oeffentlichkeit zu treten; etwas bleibt doch immer hängen. Worauf auch wollen sie sich berufen, wessen Urtheil hebt das einer erwählten Kommission auf? Es giebt keine Instanz, an die sie sich wenden können, um ihr vermeintliches gutes Recht durchzusetzen, das Recht als Steuerzahler, in dem vom Gelde der Steuerzahler erbauten Gebäude an dem Wettbewerb mit Theil zu nehmen, an das Urtheil des Publikums zu appelliren. Bitten und Betteln widerstrebt dem Künstlerbewußtsein.

Warum haben Gussow, Knaus, Menzel, Meyerheim und Andere der diesjährigen Ausstellung keine Oelgemälde anvertraut? Fürchteten auch sie, gewogen und zu leicht befunden zu werden, oder widerstrebte es ihrem Empfinden, sich Strömungen auszusetzen, die in München und dann in Berlin zu Entzweiungen und Parteiungen führten? Das seltsame Schauspiel, wie Vertreter der einen Kunstanschauung im Verein Berliner Künstler die Werke eines Norwegers kommen ließen, um sie in einer Sonderausstellung zu ehren, während

Hosted by Google

die Vertreter entgegengesetzter Kunstanschauungen des selben Vereines die selben Werke alsbald mit großem Krach als schlechte Dilettantenscherze hinauswerfen, mag wohl immer noch auf sensitive Naturen nachwirken.

Freilich gab es zu jeder Zeit verschiedene Richtungen im Kunstleben, und Anfeindungen und Fehden blieben nicht aus; das eigentliche Parteiwesen jedoch, wie es sich auf dem politischen Mistbeete zu Bovisten auswuchs, diese Errungenschaft jetziger Kulturperiode ist erst neuzeitlich auch in die Künstlerwelt eingedrungen. Zwei Parteien haben sich gebildet: Die Modernen und die Unmodernen.

Ein Gang durch die diesjährige Ausstellung giebt zu erkennen, daß die moderne Richtung vorherrscht, wenn auch in den Berliner Sälen die Alten noch nicht so radikal ins Austragstübel verwiesen erscheinen wie in den Münchenern.

Die Meinungen über den Werth und Unwerth der beiden Richtungen gehen bis zur Unversöhnlichkeit auseinander, sie spitzen sich bis zum Fanatismus zu, und in der Presse, in den Besprechungen der Kunstwerke, hallt das Parteigekämpfe w der.

Was die Einen breite Behandlung nennen, heißen die Andern Schmiererei, was den Jüngeren Drängen nach Wahrheit ist, bedeutet ihren Gegnern „sklavische Unterordnung unter die Parteischablone".

Was Diesen als Geist und Phantasie erscheint, dünkt Jenen Narrheit und Schrulle. Hausbacken, philiströs ist den Modernen die Art der Unmodernen, glatt, geleckt die Durchbildung nach alter Weise. Manierirtheit werfen sich beide vor, beide sprechen einander gegenseitig die Fähigkeit ab, die Natur wahrhaft zu erschauen. Was früher gefällig hieß, heißt jetzt verlogen, schön ist häßlich, häßlich schön, über den Begriff des Malerischen herrscht die größte Verschiedenheit .... je nach dem Parteistandpunkte. Das Publikum aber steht rathlos da.

Etliche meinen, daß man sie mystifiziren will, und werden verdrießlich; Andere finden die neuesten Offenbarungen der Kunst komisch und lachen. Diese wissen nicht, mit welchem Ernste und welcher inbrünstiger Ueberzeugung die Werke geschaffen wurden, die sie einfach als Kater-Ideen, unfertige Skizzen oder reif für Mißgeburtenkabinete abthun. Sie müssen auch bedenken, daß die ihnen zur Zeit noch unverständlichen Schöpfungen (mit Ausnahme der Münchener) von der Aufnahmekommission geprüft und zugelassen wurden, um das Gesammtbild der derzeitigen künstlerischen Leistungen zu vervollständigen. Ausstellungen haben ferner neben vielen anderen Zwecken die Aufgabe, das Volk zu erziehen. Ist das Ziel der diesjährigen Ausstellung, das Publikum an die moderne Richtung zu gewöhnen, und sind hierzu die Münchener Sezessionisten als besonders überzeugend eingeladen, so kann doch der Zweifel an der erfolgreichen Durchführung dieser Absicht nicht unterdrückt werden. Es ist des Neuen und Ungewohnten, des Niedagewesenen zu viel, der Gegensatz ist ein zu großer gegen früher, als daß er nicht eine Reaktion erzeugen und Widerspruch ernten sollte.

Man behauptet, die Kunst sei in einem Gährungprozesse begriffen und werde schlackenbefreit und glänzend aus dem Ringen und Streben hervorgehen. Wir hoffen das für die Kunst, ohne die Befürchtung zu unterdrücken, daß die Hinausstellung vieler unvergohrener Sachen ihr nicht gerade zum Nutzen gereichen dürfte. Früher legte man als Studie in die Mappen, was jetzt groß und breit an der Wand hängt, und in der Totenkammer liegt Manches, was dem

Hosted by Google

Publikum zum Hinhängen lieb gewesen wäre. So wartet man auch mit dem Wein, bis er klar und fein ist, ehe man ihn vorsetzt, und erfreut sich am älteren, wenn vielleicht auch geringeren, abgelagerten, bis der Most des großen Jahrgangs reifte. So wenig man den alten, klaren wegschüttet, weil der neue groß zu werden verspricht, eben so einseitig wäre es, nicht auch Proben von dem Werdenden zu ziehen und seine Entwickelung zu verfolgen.

Gewiß wird sich einst aus den Kämpfen Gewinn für die Kunst herausstellen, aber ob die Zuspitzung der Gegensätze, die jetzt verwirrend wirkt, nicht eher hindert als fördert, das dürfte kaum zweifelhaft sein. Jede Einseitigkeit hemmt und so auch in der Kunst, die frei sein sollte, frei von jedem Zwange, einerlei, auf welche Weise und wodurch er entstanden ist.

Würde bei der Zulassung zur Ausstellung beim nächsten Male die extreme alte Richtung die Meinung machen, dann blieben aller Wahrscheinlichkeit nach die Werke der Modernsten draußen und anstatt der Sezessionisten — der Mehlernen — der mehlig Malenden Münchens, würden die Braunmaler — die Geselchten — eingeladen, die moderne Richtung wäre als charakteristischer Zug in dem Gesammtbilde der künstlerischen Leistungen nicht vertreten und der ideale Zweck eben so verfehlt, als wenn die sogenannten Unmodernen bei Seite geschoben würden. Solche Bevormundung braucht das Publikum sich von keiner Seite gefallen zu lassen.

Da nun einmal die Parteiungen vorhanden sind, muß mit ihnen gerechnet werden. So lange die Kunstschätze der Galerien und Pinakotheken noch nicht dem Petroleum überantwortet sind, wird es Künstler geben, die ihren Geschmack durch sie beeinflussen lassen und selbst das größte Schweinebild der Neuzeit wird die klassischen Meister nicht umrennen. Andererseits werden Künstler, aller akademischen Fesseln ledig, ihr Heil suchen, wo sie es zu finden glauben, bei den Schotten, den Franzosen oder wo Neuwesen sich aufthut. Darum wird bald die eine, bald die andere Richtung bei der Aufnahme zur Ausstellung das Veto einlegen, und zwar in voller Ueberzeugung.

Nun weiß aber kein Künstler vorher, welche Richtung die maßgebende sein wird, das steht nicht auf den Einladungen zur Beschickung, wie überhaupt von den Grundsätzen, nach denen die Aufnahme erfolgt, weder Mündliches noch Schriftliches vorhanden ist. Man überlasse daher dem Künstler die Verantwortung für sein eigenes Werk. Das erhöht seine Schaffensfreudigkeit, da es ihn von dem Albdruck der Ungewißheit befreit, ob er den Anschauungen der Aufnahmekommission auch gerecht wird, und da er sonst nicht weiß, ob er arbeitet und arbeitet für ... die Totenkammer. Für den Künstler und sein Schaffen die größte Freiheit. Die Schranke der Aufnahmeprüfung der Kunstwerke will nicht mehr in die Neuzeit hineinpassen, sie ist entweder nach Art der Münchner Sezessionisten, die Alles nahmen, was Parteigenossen ihnen schickten, fallen zu lassen oder wesentlich den Zeitströmungen entsprechend abzuändern. Jedenfalls darf sie nie den Druck einer Parteirichtung fühlbar machen.

Je selbständiger der Künstler, um so selbständiger ist die Kunst, der wir wünschen, daß sie von jedem Zwange frei werde, auch in Berlin wie in Wien im eigenen Hause ohne .... Sommergartenvergnügen.

Julius Stinde.

Hosted by Google

Monte Carlo.

Reiseberichte sind nach Heine nur interessant, wenn sie so wenig wie möglich die bereisten Gegenden behandeln; Baedeker — selbst vu à travers d'un tempérament — ist nicht hinreißend; und Temperamente sind überhaupt selten und werden schon in der Schule durch angelernte Naturbewunderung kastrirt. Auch ist Alles schon „beschrieben"; ältere Engländerinnen gehen allein nach Kaschmir und den Steppen, Bicyclisten befahren die Himalayas und die Rocky Mountains, auf Stelzen läuft man von Petersburg nach Paris, der Distanzritte und Distanzgänge von überall nach überall gar nicht zu gedenken. Die Reise um die Welt läßt sich jetzt bequem abmachen; man kauft ein Billet bei Cook, und überall warten die Züge, die Dampfer und die Hotels, mit den selben tables d'hôte, die einen dyspeptischen Gürtel um die ganze Erde schlingen. Wo der Dampf nicht zureicht, werden Diligencen, corricoli, breaks, gestellt; in den Wüsten giebt es Kameele mit wirklichen Scheiks und Beduinen-eskorte, in den Gräbern der Pharaonen wird Lunch servirt, und Rameses II. honorirt die Coupons von Thomas Cook & Co.

Wenn also das Entlegene und Wunderbare alltäglich wird, wenn unmittelbar unter den Pyramiden auch schon lawn tennis gespielt und afternon tea getrunken wird, so bleibt nichts übrig, als wieder auf der andern Seite anzufangen und uns näher gelegene Orte anzusehen; so lange bis wir die Krater des Mondes per funicula besteigen, oder die Kanäle des Mars mit dahabeahs befahren können. Kontrast ist und bleibt unser einziges Vergnügen; sobald für diesen gesorgt ist, ist alles Andre Nebensache. Der abgearbeitete Droschkengaul sieht sich mit Wonne bei frischem Grase; er hört nicht mehr die Stimme des Kutschers noch das Klatschen der Peitsche; er kann die Augen ohne Scheuklappen frei umherrollen lassen, er fühlt kein Eisen im Munde, kein schweres, brennendes Lederzeug am Leibe — und er beneidet in dem Augenblicke wahrscheinlich nicht die edlen Renner, die in Marmorställen, mit Leibbedienten und Leibärzten, gestärkt mit Portwein und geliebkost von Herzoginnen, ein Leben führen, das gewiß von argen Sozialdemokraten an plebejischen Droschkenhalteplätzen gründlich diskutirt wird.

Um aber dem an Arbeit mehr oder weniger Gewöhnten am Schnellsten und Wirksamsten zum Kontrast zu verhelfen, erblüht im Süden Frankreichs ein Phäakenland. Aus großen, schmutzigen, mit Industrie und Handel stöhnenden und schwitzenden Städten dampft man abends ab, und am Morgen schon saust der Zug am Mittelmeer. Kennst du das Land? Jetzt im Frühjahr hängen die Citronen und Orangenbäume voll reifer Früchte, die Palmen, noch nicht verstaubt, erheben auf den fein-geaderten Stämmen ihre graziös-majestätischen Häupter, riesige Kaktus entwachsen plötzlich den harten Felsen.

Hosted by Google

Höher hinauf kühle Olivenwälder, und zum Kontrast junges Laubholz und dunkle Fichten mit lustigem Nachwuchs von hellgrünen Nadeln, dazwischen wilde Wald- und Feldblumen aller Art, und mitten darin aristokratische Treibhausblüthen, Orchideen, Magnolias, Kamelias, die im Norden nur von sinnigen Kommerzienräthen mit schweren Unkosten gezüchtet werden. Unzählige kleine Bäche rieseln herab; sie kommen von den Alpen, deren letzte Ausläufer, starre Granit- und Porphyrfelsen, unsern Hintergrund bilden, gekrönt von den Forts, auf denen die Franzosen wachsam auf die nahe italienische Grenze und hinaus über die See spähen, — lustige kleine chasseurs alpins, die, gut geführt, gewiß trefflich fechten würden. Man sieht sie guten Muthes hinauf und herabklettern, in den kleinen Bergschenken ihren Schoppen vin du pays oder ihr Glas Vermouth di Torino trinken, mit Esel- und Maulthiertreibern von Monaco oder Nemo, italienischen Straßenarbeitern, welche die Felsen für Bahnen, Straßen und Fortifikationen sprengen. Dies sind die Bilder die sich dem überarbeiteten und abgespannten Handels- oder Staatsmann, dem Bücher- und Zeitungschreiber und allen anderen müden Arbeitsthierchen des großen modernen Ameisenhaufens bieten. „Kommt her alle, die ihr mühselig und beladen seid".

Leider sind die Ameisen so an das Hin- und Herrennen gewöhnt, daß sie das süße Nichtsthun gar nicht genießen können. Man glaubt mit Unrecht, das sei so leicht: man brauche blos etwas „Geld zu machen", und dann könnte das lustige Schlaraffenleben sofort losgehen. Wir sehen aber an tausend abschreckenden Beispielen, daß die meisten Menschenkinder die Last auf dem Buckel haben müssen, und sich einen künstlichen Packen mühsam bereiten, falls die Natur keinen besorgt hat. Bei den Denkenden unter uns schafft man sich ein simulacrum der Lebenskämpfe — Scheingefechte über Prinzipienfragen, Weltverbesserungen, Kirchen, Politik, Philosophie; die große, ungeheure Mehrheit aber sucht und braucht für ihre Mußestunden nur Mittel und Veranstaltungen, um die Zeit so rasch wie möglich totzuschlagen. Das Leben ist kurz, aber die Zeit ist zu lang. Wir müssen für jeden Augenblick etwas zu thun haben, eine kleine Aufregung, sonst wird uns bald bei unserer Gottähnlichkeit bange, — die Gesellschaft unserer eigenen Gedanken ist zu unheimlich und es wurden also die sogenannten Vergnügungen erfunden. Das Leben, sagte ein bekannter englischer Staatsmann, wäre ganz erträglich ohne die ihm beigegebenen Vergnügungen; dies ist aber nicht die Ansicht seiner Mitmenschen; und wenn man heute die Spielbank in Monte Carlo abschaffte, so würde morgen diese vielgepriesene Feen-Landschaft nur noch von einigen Enthusiasten besucht werden, nebst den Schwindsüchtigen und Bronchitischen, die nun Mentone und San Remo bevölkern; und auch die müssen durch Konzerte, Kasinovorstellungen, Korsos, batailles de fleurs, und — besonders — durch Klubs, wo auch gespielt werden kann, in den Stand gesetzt werden, ihre Zeit zu vernichten, — obgleich die Bacillen in ihren Lungen und Respirationorganen diese Arbeit schon erfolgreich begonnen haben. In Monte Carlo ist es aber viel schöner, denn da kann man schon von 11 Uhr morgens an um die großen Spieltische stehen bis um Mitternacht — rouge gagne et la couleur! Die Mahlzeiten und die nöthige Konversation über die Wechselfälle des Roulette füllen die übrige Zeit aus, und der alte Chronos ist der Gesoppte. Die Moralisten raisonniren, und werden — für dies eine Mal nur — von den Hoteliers und Kaufleuten aller anderen Plätze der Riviera unterstützt, welche die siegreiche Konkurrenz gegen die eigenen

Hosted by Google

privaten Spielhöllen ihrer respektiven Winter-Paradiese beseitigen möchten. Die Frage der Moral ist eine ernste Frage, und ernste Fragen sind meist unwichtig, wie man das bei der Politik z. B. so schön sehen kann. Auch ist es sehr fraglich, ob man den Hazardspiel-Betrieb überhaupt vermindern kann, und wenn, ob es besser ist, eine öffentliche und honette Spielbank zu dulden, oder tausende von Privathöllen mit betrügerischen Bankiers und Lockvögeln von Hetären, Klubs mit erfahrenen und kavaliermäßigen „grecs", wo nicht nur baares Geld gewonnen wird, sondern auch Checks und Schuldverschreibungen, während man in Monte Carlo bekanntlich nur seine Baarschaft verlieren kann, und dann sogar noch von der großmüthigen Administration ein Heimreisebillet erhält. Die „paar Selbstmorde" können wir bei unserem Bevölkerungzuwachs leicht verschmerzen, — übrigens werden sie bestritten und an Ort und Stelle stets geleugnet; und schließlich findet sich, wenn man einmal für den Selbstmord gebaut ist, schon eine Gelegenheit dazu, auch ohne Spielverluste. Unser Genußaristokrat kann also getrost nach Monte Carlo, das ganze Fürstenthum Monaco wird für ihn alltäglich gefegt und gesäubert wie ein Salon, die Leichname etwaiger Selbstmörder werden ganz früh abgeräumt und die Bevölkerung wird durch die Administration des Jeux in den Stand gesetzt, als Staffage glücklicher und sorgloser Landleute zu figuriren, wie sie singend und tanzend in den Opern der präwagnerischen Zeit auftritt. Die selbe Administration zahlt auch für sonstigen Pomp à la Meyerbeer: einen wirklichen Bischof nebst Canonici, Diakonen und Akolyten, einen goldgestickten Gouverneur nebst Subalternen, ein kleines, aber gewähltes und wohlgenährtes Heer mit zahlreichen Offizieren, eine Anzahl majestätischer Gensdarmes und Karabiniers, welche die Grenze bewachen und noch schönere Uniformen haben als ihre französischen und selbst ihre italienischen Kollegen, so daß bei großen Gelegenheiten und Festtagen — wie am Ostersonntag in der Kathedrale in Monaco — die mise en scène wirklich ganz so gut ist wie im Propheten oder in den Hugenotten, selbst an den besten Hoftheatern.

Das Felsennest Monaco, in dem die Vorfahren des Fürsten, die Grimaldis, früher ihr doppeltes Geschäft als See- und Straßenräuber betrieben, ist außerdem noch interessant als ein Typus alt-italienischer Felsendörfer: enge Straßen mit hohen Häusern, alle um das fürstliche Schloß herum, — allerdings durch die Prosperität von Monte Carlo sehr bedeutend modernisirt. Das Vollkommenste in dieser Art ist das unweit nordwestlich gelegene Eze, das ganz unverdorben aus dem Mittelalter in unsere Zeit hineinragt. Hier stand ein altphönizischer Tempel der Isis (woher der Name), hier hauste, sagt man, Barbarossa — nicht unser Friedrich Rothbart, sondern der barbareske Korsar; auf dem Felsen ist nur gerade Platz für die Häuser, in denen eine Bevölkerung von 500 Seelen — meist von Gratifikationen der Touristen — lebt; die Straßen sind enge Felsentreppen, auf denen Esel und Maulthiere mit menschlicher oder vegetabilischer Beladung herumklettern; an den dunklen Hausthüren und Gängen, die überall sich aufthun und schwierigen Zugang in die bunt über und durcheinander gebauten Räume gewähren, sitzen alte und junge Weiber mit resignirten italienischen Gesichtern und bunten Kleidern; Kinder treiben sich überall herum und zeigen das diesem Alter eigene Talent, sich trotz aller Gelegenheit dazu doch nicht den Hals zu brechen; die Kleinen sprechen alle französisch, denn wir sind auf dem Terrain der Republik, welche eine maîtresse d'école sendet — die sich wahrscheinlich beträchtlich mit dem curé streitet, der früher die Erziehung selbst besorgte. Die

Hosted by Google

Männer sind unten in der Ebene, bei den paar Kühen und Schafen und bei den Citronenpflanzungen. Die südlich gelegenen Orte Roquebrune, und auf italienischem Boden Grimaldi, sind ganz ähnlich. Auf jedem hauste früher mit seinen Söldnern und Bauern ein Geschlecht von Raubrittern, welche den vorbeiziehenden Kaufleuten und an der Küste segelnden Frachtschiffen ihre Ladungen abnahmen und den ewigen Streit von Kapital und Arbeit so in zeitgemäßer Weise auskämpften.

Aber auch Monte Carlo selbst ist für den Contemplateur — so nannte man Molière, und vergleichen kann man sich ja schließlich, toutes proportions gardées, mit dem Höchsten — gar nicht übel! Der größte Naturschwärmer muß am Ende eingestehen, daß der Mensch auch ein Stück Natur ist, sozusagen — wenn die chemischen Verbindungen der selben Urstoffe auch etwas komplizirter sind als in Bäumen und Gestein. Und hier haben wir ein reiches Sortiment unserer Brüder und Schwestern, genug, um Demjenigen, der sehen und hören kann (allerdings keine ganz leichte Kunst) völligen Stoff zu geben, den er dann ad libitum selbst verbrauchen kann, als Geistesdünger, oder verarbeiten und verkaufen als Romane, Skizzen, Aperçus, — wenn er diese, sehr der Mode unterworfene Branche pflegt und eine Kundschaft besitzt. Es ist nicht eine Badebevölkerung, wo man über die ewigen Krankheithistorien nie hinwegkommt —: Alles ist Unterleib, oder Podagra, oder Gelbsucht; Jeder von uns hält sich so sehr für den Nabel der Welt, daß er seinen täglichen Gewichtszuwachs, Pulsvariationen, Temperatur jeden Morgen urbi et orbi verkündet. Es ist auch nicht die gewöhnliche Touristenhorde, die mit ihrer fieberhaften Angst, auch nur jede Bergspitze oder Tempelruine ja zu sehen, einem die schönsten Natur- und Kunstgegenden fast verleidet. Kurgäste sowie Berg- und Kunstexe sind Leute, die ihre Ferien haben und sie zu den nöthigen Reparaturen benutzen. In Monte Carlo aber erscheinen Diejenigen, welche weder spinnen noch weben, und doch dahergehen, wie Salomo in seiner Pracht: „Society" und solche, die es gern werden wollen. Unter Gesellschaft in diesem technischen Sinne versteht man in England eine verhältnißmäßig kleine Coterie von Personen, die einander sowie den Prinzen von Wales kennen und die gewöhnt sind, einander überall zu begegnen und gewisse sogenannte Vergnügungen zusammen zu gewissen festen Perioden durchzumachen. Um dazu zu gehören, ist Geld, Familienkonnexion oder Schlauheit erforderlich; eines oder mehrere dieser drei. Ist man einmal darin, so braucht man weitere Lebenspläne gar nicht mehr zu entwerfen, denn man hat vollständige Marschroute für das ganze Jahr und für alle folgenden. Zu gewissen Zeitpunkten muß man nach Schottland, jagen oder fischen; auf das Mittelmeer oder den Pas de Calais zum Yachten; nach Egypten für den Winter, nach London für die Saison, nach Paris für den Grand Prix — und ein paar Wochen zwischen durch für die Riviera. Ich glaube, was diese betrifft, so ist sie nicht absolut nothwendig, will es aber, da ich selbst nicht zur „Gesellschaft" gehöre, nicht fest behaupten: jedenfalls findet man in Monte Carlo, Cannes, Nizza 2c. das selbe Personal, das den obigen Kreislauf treu durchmacht. Die Angst, nicht dabei zu sein, wo etwas vorgeht und wobei Andere ihres Standes anwesend sind, ist Last genug. Natürlich sind wir nicht Alle hier Gesellschaft, durchaus nicht. Außer den Wenigen, die offen zugeben, daß sie nicht dazu gehören, giebt es die Vielen, die dazu gehören möchten, früher gehörten, später gehören werden; — die Halbhexen ohne Besenstiel, die nicht zum Blocksberg können. Hierhin rechnen wir die Divorcées, die Damen mit kleinen

Hosted by Google

Befleckungen, die noch nicht verjährt sind, die Herren, die erst kürzlich aus Klubs hinausgeworfen wurden, ertappt im Versuch de corriger la fortune; die bemittelten Gesellschaftkandidaten, die hier durch ein altes, gut bezahltes oder sonst gewonnenes Mitglied der Kolonie eingeschmuggelt zu werden hoffen, schließlich die unschuldigen Jünglinge beiderlei Geschlechts, die nur räumliche Annäherung an das Allerheiligste wünschen und erhoffen; mit Rührung muß man sie betrachten —: da sitzen sie, in korrekten Hosen und Röcken, ganz nach den wirklichen Hohenpriestern, von denen nur der Kenner sie unterscheiden kann, während die Kellner wahrscheinlich getäuscht werden. Natürlich sind wir Alle Engländer, bis auf den Gegenbeweis. Franzosen giebt es selbst in den französischen Theilen der Riviera nicht, und die nicht anglisirten Deutschen — ohne Smoking jacket — bilden eine Gruppe für sich. Die oberen Schichten nehmen, wie überall, den internationalen, d. h. englischen Anstrich an, die andern gehen lieber an die billigeren italienischen Küstenplätze, von wo sie per Bahn, gewöhnlich ohne die braven Gattinnen, täglich nach Monte Carlo können.

Ueber das beinahe totale Aussterben der Franzosen an der Riviera fehlen, soviel ich weiß, noch die nöthigen wissenschaftlichen Erhebungen. Der Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten dürfte es vorläufig noch nicht genügend erklären; die Thatsache ist indessen vorhanden, und wo man wirklich gutes Französisch hört, ist es entweder ein Kasinobeamter, ein Artist, der gerade singt oder spielt, oder der freundliche Semit aus Berlin, der von Hausfranzösinnen gänzlich ohne Accent erzogen ist, während der Schneider einen völligen Engländer aus ihm macht, mit Ausnahme des Knochengerüstes, in dem ja die Lifeguards of the Queen noch immer von denen Jehovas abweichen.

Wir sind also — mit obigen Einschränkungen und während der wirklichen Saison, Januar-März — ziemlich entre nous, wir frühstücken spät, „lunchen" reichlich und diniren englisch, um 8 Uhr, so daß die Hotels mit ihren altmodischen Tables d'hôte um 6.30 nur ein paar ältere Damen bedienen, deren Einkommen beschränkt ist und die sich die paar Louis für das tägliche Spiel an den Verpflegungskosten absparen müssen; wir versäumen also das Konzert im Kasino, denn obgleich wir in der Theorie sehr musikalisch sind, so geht doch Se. Majestät der Bauch vor. Die Musik ist gut und das Orchester zählt viele excellente Künstler, und mindestens einen, der die Freundschaft einer wirklichen, wenn auch bejahrten Gräfin sich erfiedelt hat, nebst Haus und Hof, Wagen und Pferden. Zu den wöchentlichen klassischen Konzerten kommen die hübschen Engländerinnen von Cannes und Nizza nebst ihren jungen Kavalieren, die die Musik als unangenehme Zugabe mit ihren Liebsten schlucken müssen und sich durch immerwährende Unterhaltung, gewöhnlich über lawn tennis, entschädigen. Die Engländer, namentlich die Männchen der Spezies, halten nichts für Musik wenn nicht „Einer singt"; Instrumentalmusik können sie wohl von dem Stimmen nicht unterscheiden; die Mädchen, namentlich die jungen, sind vorgeschrittener und hören gern Konzerte, besonders wenn sie, wie hier, nichts kosten.

Nach dem Diner gehen wir Alle ins Kasino, — was wir am Tage thun, entzieht sich der Beobachtung. Man spielt etwas Tennis, fährt etwas umher und frühstückt in Beaulieu oder am Kap Martin; zum Glück aber ist das Kasino schon um 12 offen für Diejenigen, die weder die kühlen Fichten des Einen noch die herrlichen Olivenwälder des Andern anlocken, sobald der Ruf erklingt: „Rouge gagne et la couleur!"

In den Sälen drängt sich nun allabendlich eine bunte Menge; es ist

Hosted by Google

vielleicht derjenige Ort in Europa, wo Hoch und Niedrig am Buntesten durcheinandergehen. Die Züge von Nord und Süd bringen Massen von Leute, die ein paar Stunden dem Glück unanständige Anträge machen und spät abends wieder zurück wollen. Hier sind die Kranken aus San Remo, sowie die Badeärzte, die deren 20-Francsstücke in trente et quarante anlegen; englische Familienväter mit unbefleckter Respektabilität und Wäsche, deren „Anhang" in schönen Villen bei Cannes und Nizza haust und nur die Konzerte, nicht die Spielsäle, besucht; bookmakers, welche die Rennen in Südfrankreich beziehen und die Manieren von Whitechapel unter Palmen akklimatisiren; Bajaderen aus Nizza, die den Sold der Venus auf den Altar der Fortuna darbringen, — was man im französischen Budget ein virement nennt. Hier ist eine ganze Maison Tellier im besten Maupassant-Stil; die Pensionärinnen wandeln in der Vorhalle und angeln forsch nach Denen, die mit zufriedenen Mienen aus den Sälen kommen, während die Mama mit der ersten Primadonna drinnen die Geschäftsüberschüsse und Strumpfgelder setzt. Da geht Sarcey, der dicke Historiograph der ersten Bühne der Welt, die gerade hier spielt; sein hoher Hut, Jahrgang 1850, und das mächtige Gehirn, das darunter arbeitet, sind, soweit die lateinische Race reicht, überall bekannt. Am trente et quarante Tisch steht ein bekannter englischer Staatsmann, Herzog und Unionistenhäuptling; seine Herzogin, die er jetzt endlich nach dem Tode der Vordermänner vor der Welt die Seine nennt, und die ihre fünfzig Jahre mit großem Anstande trägt, sitzt vor ihm und versieht sich aus den eheherrlichen Taschen reichlich mit 100 Frcs.-Stücken und Bankbillets; sie spielt schon seit 20 Jahren, und immer unglücklich; der Herzog behält den selben unbewegten, fast stumpfen Blick, der ihm eigen ist, ob nun Ministerien fallen, Rennpferde siegen oder Revolten heulen, — und unter dem sich eine ungewöhnliche Intelligenz und starke Willenskraft birgt. Der große Marquis, den Gladstone stürzte, ist nicht hier, er haust bei Beaulieu und soll das Kasino nicht mehr betreten, seitdem die Huissiers ihn nicht hereinlassen wollten, weil er nicht anständig genug gekleidet wäre Aber sonst ist eine gute Anzahl konservativer Right Honourables vorhanden. Am nächsten trente et quarante-Tisch eine gewählte Gesellschaft: ein bekannter Baronet, großer Sports- und Lebemann, der berühmteste Poins unsres Prinzen, als der noch den Heinz spielte, und sein Wirth, wenn er nach Monte Carlo kommt; der Held so vieler Scheidungen und Eigner von Yachten und Rennpferden zeigt uns ein glattrasirtes Gesicht dunkler Komplexion mit scharfen Zügen, man sieht nicht Pferdefuß noch Klauen. Die Dame neben ihm ist ein blutjunges blondes Mädchen, für Kurzsichtige nämlich — denn die edle Gräfin hat das Schaufenster wacker ausgelegt, sie hat ihre 12 Lustren; — sie theilte früher das Herz, und noch jetzt das Haus unsres Poins; von ihrem Earl, der auch eine nette Pflanze war, ist sie längst geschieden, ihre Passion für den vorhin erwähnten Geiger ist auch vorüber; und es ist hier wahrscheinlich ein Lokal zu vermiethen, das aber nicht nach dem Schaufenster beurtheilt werden darf. Neben ihr der kleine ältliche Herr mit etwas melancholischem Gesicht ist der berühmte Baron, der verschuldeten Kronprinzen und Monarchen, sowie verjagten Judenbevölkerungen mit Millionen unter die Arme greift; der jenseits des Atlantischen Ozeans ein neues gelobtes Land gründen will, und der, obgleich er die Türken früher „un peu trop ras" geschoren haben soll, jetzt allbeliebt ist, außer bei dem Pariser Jockey-Klub, der ihn nicht wählen wollte, und dem er sein Haus unter dem Leibe wegkaufte und ihn so zwang, sich anderweit Unterkunft zu suchen;

Hosted by Google

dieser Klub ist sonst nur dadurch bekannt, daß er den Tannhäuser auspfiff — und so rächt dieser weise Nathan den ungestümen Tempelherrn des Grals von Bayreuth. Der Baron lächelt ein wenig, er hat eine 500 Frcs.-Note gewonnen und thut so, als ob ihm das Spaß machte; ich wünschte, einer unsrer Radikalen stände neben mir und sähe mit zu, wie diese Geldprotzen schwelgen. Nahe dabei stehen zwei schöne junge Frauen, hohe Gestalten, Figuren wie junge Göttinnen, Gesichter wie von einem Phidias gemeißelt, strahlend von Kraft und Gesundheit. Sie tragen die Namen der höchsten britischen Aristokratie und fürchten weder Gott noch sonst etwas auf dieser Welt. Die Race in ihrer höchsten Vollendung ist ohne Mitleid; das Herz — oder was wir uns unter diesem sehr überschätzten Muskel denken — ist allmählich wegtränirt worden, und wir haben hier an der Spitze der „Gesellschaft" eine Reihe junger Medusen, welche die Männer versteinern und dann mit den Klötzen spielen; auf dem Kontinente sind es mehr Circen und wir haben die etwas animirtere Rolle der Eber. Die Verachtung der Zauberinnen für uns ist in beiden Fällen gleich groß; und überhaupt scheint es dem Beobachter, als ob das weibliche Geschlecht in den Kulturländern allmählich das Kommando übernimmt; in Frankreich und Amerika ist es schon am Weitesten, — und eine wirkliche Ueberlegenheit, die wir wahrscheinlich nie zugeben werden, liegt wohl zu Grunde. Unsre beiden jungen Dianen jedoch sind des Studiums werth; nur hier kann der Uneingeweihte sie in der Nähe betrachten. Das Spiel macht Alle gleich; die weißen Arme werfen ihre Goldstücke und raffen ihre Gewinste in einem Kneuel plebejischer Fäuste, Papiermanchetten, fetter und schwitzender Menschenkinder, deren Annäherung auf Meilen sonst sie schaudern gemacht hätte. Wer aber glaubt, hierbei die Spielwuth an stierenden Augen, verkniffenen Lippen, hohlen Wangen, zitternden Händen und fieberischen Geberden beobachten zu können, der täuscht sich. Das kommt nicht vor, wie der preußische Rekrut sagte, — es ist eine Erfindung der Romanschreiber älteren Stiles. Die Leute freuen sich, wenn sie gewinnen, und ärgern sich, wenn sie verlieren, im Uebrigen passen sie auf und zeigen die physiologischen Zeichen der Angespanntheit Der Spieler an sich, die reine Darstellung der lues ludendi, ist ein Typus und existirt als solcher fast nur in Büchern; wir sind Alle viel zu komplizirt, und unsre chemische Formel würde noch mehr Buchstaben und Ziffern brauchen als die organischen Verbindungen, die unsre Chemiker jetzt täglich entdecken, zum Grauen der jüngeren Schüler die sie auswendig lernen müssen. Die Zeit der „vier Elemente, innig gesellt" ist vorüber, im Leben wie in der Kunst; daß hinter der scheinbaren Vielfältigkeit wirklich nur ein einfaches Proteïn sitzt, und daß sich all unser Weh und Ach schließlich doch aus einem Punkte wird erklären lassen, sagen jetzt einmüthig die Chemiker und die Metaphysiker, wie schon lange die Dichter und Propheten; wir werdens aber nicht erleben.

So kann man sich selbst aus Spielhöllen süße und bittre Nahrung saugen. Was aber bleibt und uns immer wieder in dieses Zauberland zurückbringt, ist das Land selbst, wo sich Nord und Süd gleichsam die Hand reichen, wo es Palmen giebt ohne Schlangen und Moskitos, Fichtenwälder ohne Rheumatismus, und ein reichhaltiges Musterlager von Kulturmenschen aller Nationen, ohne deren Zollhäuser und Schutzleute. Charles Win.

Hosted by Google

V. A. G. D.

Durch einen außerordentlichen Glücksfall sind wir in den Besitz hochbedeutender Akten gelangt, die Ahlwardt angeboten, aber, weil keine „Originalkopien", sondern echt, und auch nicht 2 Centner schwer, von ihm abgelehnt worden sind. Auch enthalten sie keinen Skandal, sondern das größte Glück Deutschlands, nämlich den freisinnigen Zukunftstaat. Es ist offenbar, daß die freisinnige Partei, wie der Besen des Zauberlehrlings, durch die Spaltung ihre Macht verdoppelt hat und daß sie bis zum 15. Juni durch weitere Spaltungen die Mehrheit bei den Wahlen erreichen wird. Vom 15. Juni an also wird ihr Zukunftstaat „aktuell".

Dieser hat, wie alles Neue und Große, seine Wurzeln in der Vergangenheit, der allerjüngsten natürlich. Seine geistigen Väter sind die deutschen Bürgermeister mit ihrer genialen Idee, durch Vereine zur Verschönerung ihrer Städte und zur Hebung des Fremdenverkehrs die Rentiers zum Wohnen und Steuerzahlen anzulocken. In Leipzig will man aus diesem Grunde sogar ein Völkerschlachtdenkmal bauen. Nach Homer mußte Troja 10 Jahre leiden und Odysseus 10 Jahre irren, damit diese 20 Jahre für die Nachwelt ein süßer Gesang seien; und die Völker mußten bei Leipzig bluten, damit es für die Leipziger ein schönes Geschäft sei.

Im gigantischen Haupte Eugens Richter wird Alles gigantisch. So entstand in ihm aus dem Phosphorfunken der Bürgermeistergehirne das elektrische Bogenlicht der Idee, ganz Deutschland zu verschönern durch eine „Verschönerung-Aktien-Gesellschaft Deutschland" (V. A. G. D.), eine so großartige Schöpfung, daß sie das ganze Reich sammt den Einzelstaaten buchstäblich in die Tasche steckt, ihm Verwaltung, Armee und Marine abkauft und selbst Alles regirt. Was unsere Akten enthalten, muß jeden Patrioten vor Bewunderung schwindeln machen.

Der Zweck der V. A. G. D. ist, Fremde nicht blos anzulocken, sondern auch festzuhalten. Die centrale Lage im Herzen Europas muß ausgebeutet werden; nicht blos die Schnepfen, die im Frühjahr und Herbst durchziehen, sind ein Objekt dafür, sondern vor Allem die Fremden der anderen Nationen. Dies ist die geographische Bestimmung Deutschlands, nicht der im Haupte des Grafen Caprivi zur fixen Idee gewordene Krieg nach zwei Fronten.

Natürlich ist jeder Deutsche Aktionär. Die soziale Frage ist damit gelöst. Sämmtliche Spar-Agnesse und glücklicher Weise noch nicht erfrorenen Strampel-Aennchen legen ihre Ersparnisse blos in V. A. G. D. an. Der Präsident des Aufsichtraths (früher Reichstag) ist der höchste Beamte in Deutschland, natürlich Eugen der Große; er ernennt die Abtheilungdirektoren (früher Minister); Kultusdirektor ist der frühere Stadtverordnete Mercurius. Da der Aufsichtrath (früher Reichstag) nach Eugens Programm (Reichstagsrede vom 4. Mai d. J.) weder neue Gesetze, noch neue Steuern, noch neues Militär zu bewilligen hat, so kann er den ganzen Tag regiren, und zwar im Gesellschaftpalaste (früher Reichtagsgebäude), dem berühmten „Gipfel der Geschmacklosigkeit."

Hosted by Google

Damit sich der Palast rentire, werden die Fremden gegen Eintrittsgeld zur Besichtigung des Regirens zugelassen, gegen doppeltes, wenn der große Konzertregirer und Goldredner Hamberger auftritt, gegen dreifaches, wenn sie mitregiren wollen. Dabei spielt die Regirungskapelle die neue Nationalhymne, die nicht den Krieg, sondern den Handel feiert: „Im Grunewald ist Holzauktion". Ueber dem Palaste prangt die neue Flagge mit dem neuen Wappen; der Billigkeit wegen hat man das preußische beibehalten, mit einer leichten Veränderung. Die zwei nackten Männer erhalten einen Kellnerfrack und statt der Keule eine Serviette: Symbol der Hebung des Fremdenverkehrs. Statt suum cuique ist die neue Devise natürlich das alte Fortschrittsprinzip: nunquam retrorsum, aber in dem Sinne: kein Fremder soll umkehren. Ueber dem Wappen prangt in großen goldenen Lettern auf der Fahne der Tageskurs der Aktien. Man hofft, mit 115½ zu debütiren. Am Ersten jedes Quartals wird die Dividendenflagge aufgezogen, ganz roth, wie die Königsstandarte, mit der Dividendenziffer des verflossenen Quartals (wahrscheinlich 11¾, mit ¼ Abzug für das Diner des Aufsichtrathes). Die „Freisinnige Zeitung" ist das offizielle Journal (früher Reichsanzeiger). „B. T." und „B. Z." sind offizielle Beilagen, wegen ihres international anziehenden Heirathmarktes.

Die Ruhmeshalle ist als Ramschbazar eingerichtet. Alle kriegerischen Erinnerungen werden nach dem Gewicht verkauft, billig, aber „die Masse muß es bringen". Armee und Marine sollten sofort abgeschafft werden. Allen „Altkleiderhändlern" Europas wurden die Uniformen angeboten, konnten aber leider, weil zu bunt für das rauchlose Pulver, nicht abgesetzt werden. Deshalb sollen Armee und Marine noch so lange bestehen, bis die Uniformen abgetragen sind aber produktiv, nämlich zur Unterhaltung der Fremden verwendet werden. Das sämmtliche Pulver ist vom Kultusdirektor Mercurius verbraucht worden, um die Stätten des verhaßten „Christusmärchen"-Kultus in die Luft zu sprengen. An ihre Stelle sind Musentempel à la Ronacher gekommen. Die Manövertruppen beschießen sich mit dem neu erfundenen, billigen und guten Repetirknallgas, das sich nach der Explosion sofort wieder kondensirt, von selbst wieder in die Patrone legt, um von Neuem in infinitum zu explodiren. Sein Geruch ist so angenehm wie der Lindauscher und Blumenthalscher Bühnenwitze.

Die Manöver finden auf zwei Schauplätzen statt. Für die Landtruppen ist Ostpreußen zu einem großen Tempelhofer Felde umgewandelt und damit auch die verderbliche dortige Landwirthschaft beseitigt worden. Die von Osten kommenden, noch sehr militärisch gesinnten reichen Russen werden dadurch festgehalten. Um ihnen Paris zu ersetzen, sind Empfänge à la „Karl V. in Antwerpen" (vergl. Makart) vom Aufsichtrathe geplant. Für Yankees und Engländer finden große Seemanöver statt, und zwar bei Charlottenburg, das in Folge der Durchstechung der Nordseedeiche Seehafen geworden ist. Die schlimmsten agrarischen Provinzen: Holstein, Mecklenburg, Pommern, auch die Priegnitz und Uckermark, sind dadurch unter Wasser gesetzt. Die Gutsbesitzer und Bauern sind mit V. A. G. D.-Aktien entschädigt und dadurch zu guten Fortschrittlern, natürlich in Wasserstiefeln, gemacht. Das alte Problem der Lüneburger Heide ist gelöst. Statt Heidschnucken trägt sie nun Austernbänke für die Diners des Aufsichtrathes.

Berlin als Centrale des Fremdenverkehrs muß nicht blos die Reize der See, sondern auch der Alpen bieten. Dies ist dem großen Techniker Alexander Witzig auf eine geniale Weise gelungen. Die Landschaft nämlich von Berlin bis zu den Alpen ist künstlich in eine ziemlich breite und sehr trockene Sahara

Hosted by Google

umgewandelt worden. Damit ist zweierlei erreicht: erstens ist die mitteldeutsche Landwirthschaft gründlich vernichtet (Entschädigung wie oben), zweitens hat man in Berlin die schönste Fata Morgana, die herrlichste Wüstenspiegelung der ganzen Alpenlandschaft, oft sogar umgekehrt, so daß im Café Bauer das Gletschereis in das Fruchteis, das man vor sich hat, hineinragt. Die Schweizer, empört über diese Entführung ihrer Alpen, haben bei einem internationalen Schiedsgericht geklagt, sind aber abgewiesen worden, nach dem Rechtsgrundsatze, der schon im Mittelalter den nach der Stadt entflohenen Bauern zu Gute kam: „Luft macht frei." Durch telephonische Verbindung wird die Alpenlandschaft mit bayerischen und tirolischen Jodlern belebt, da die schweizer Jodler den Anschluß verweigert haben. Alle Fremden, die nach der Schweiz wollen, bleiben in Berlin. Es bestehen auch Verhandlungen mit Oesterreich, um durch sein Gebiet eine Wüstenverbindung mit Italien herzustellen, und es so gleichfalls nach Berlin zu versetzen.

Die deutschen Universitäten waren bisher schon ein Magnet für Fremde. Um ihre Anziehungkraft zu erhöhen, werden sie in Aktiengesellschaften umgewandelt. Die Studenten sind die Aktionäre. Sie vergeben die Professuren an den in in jeder Beziehung Mindestfordernden. Die Lehrbücher werden vom großen Aufsichtrath in Berlin vorgeschrieben, besonders in der Nationalökonomie. Erlaubt sind nur die Reden und Schriften von Richter, Bamberger, Meyer u. s. w. Der alte Adam Smith ist feierlich vrbrannt worden. Erstens hat er eine Majestätbeleidigung gegen die V. A. G. D. begangen. Er hat gesagt: die Regirung einer Handelsgesellschaft ist vielleicht die schlimmste aller Regirungen, die ein Land haben kann. Zweitens war er ein verkappter Agrarier. Den Schutz der Landpächter hielt er für wichtiger als sämmtliche Handelsgesetze zusammen. Drittens lebte er in einer finsteren Zeit, die so ungebildet war, daß, wie er erzählt, von 1000 Gewerbetreibenden nur einer einmal in seinem Leben bankerot wurde, und nach seinem Urtheil ein Bankerot für einen anständigen Mann das größte, demüthigendste Unglück war. Dagegen ist die Oekonomie der Pleite der eigentliche Gegenstand der neuen Universitäten. Die erste Preisaufgabe, die die neue Regirung gestellt hat, betrifft das Problem: „Wie ein Geschäft mit einer Pleite nicht zu schließen, sondern zu eröffnen sei?"

Sämmtliche Gesandte und Botschafter des früheren Deutschen Reiches sind zu Reisenden der V. A. G. D. ernannt worden. Sie haben Aktien anzubieten, besonders in Paris, und sind auf Tantième gestellt. Der einzige Paragraph ihrer Instruktion lautet: Wer vorn hinausgeworfen wird, geht hinten wieder hinein. Die Panamabörse füllt sich mit deutschen Papieren. Die Franzosen haben das größte Interesse am Gedeihen der V. A. G. D. Sie ermuntern deshalb ihre russischen Freunde nicht zum Revanchekriege, sondern zum eifrigen Besuche „Deutschlands". Damit ist der Friede für ewig gesichert.

So erfüllt die V. A. G. D. die wahre Mission Deutschlands, nämlich: internationalen Reichthum ohne Gesetze, ohne Steuern und ohne Soldaten zu begründen und zu fördern. Der 15. Juni wird der Anfang eines neuen, in jeder Hinsicht goldenen Zeitalters sein, wenn die Wähler dafür sorgen, daß nicht „Lebensmittelvertheurer und Geldverschlechterer" gewählt werden, sondern die edlen, die humanen, die patriotischen, die keinem Soderinteresse dienstbaren Recken des Freisinns.

Leipzig. Franz Barthel.

Hosted by Google

Mexikanische Werthe.

Wo sind die schönen Zeiten geblieben, da die hanseatischen Kaufleute ihre mexikanischen Rimessen am Liebsten in Silberpiastern empfingen? Von dem Silber des weiland Aztekenreiches ging nämlich das Gerede, daß es sehr oft goldhaltig sei, die Piaster wurden also eifrig eingeschmolzen und es blieb dann wohl noch ein Nutzen am Goldgehalt übrig.

Die Zeiten ändern sich! Baares Silber heute als Deckung von Mexiko zu bekommen, erregt statt des früheren Befriedigtseins nur noch Bedenken, und da außerdem zu unseren Handelsinteressen an Mexiko längst auch starke Kapitalinteressen getreten sind, so ist die Unruhe, die jüngst sich gerade dieses Gebietes bemächtigt hat, doch etwas ernster zu nehmen.

Als im Frühjahr 1888 der deutsche Markt die erste Bekanntschaft mit mexikanischen Papieren machte, war Mexiko nicht allein ein dem hanseatischen Verkehr vertrautes Land, sondern auch der Unternehmungsgeist unserer inländischen Exportindustrie war nach jener Ueberseeküste bereits gelenkt. Es hing dies indirekt mit der Eröffnung der Northern-Pacificbahn zusammen, wo die Munificenz des Herrn Hilgard, pardon: Villard, unseren vaterländischen Berichterstattern die weitreichendsten Eisenbahnfahrkarten zur Verfügung gestellt und es ihnen daher ermöglicht hatte, auch Kalifornien und Mexiko zu berühren. Seit dieser Zeit wiesen zahlreiche Federn, von denen nicht einmal ein großer Theil im Solde Bleichröders schrieb, immer und immer wieder auf Mexiko als das eigentliche Land der Zukunft hin und sie setzten auch ihren Gründen eine vernünftige Krönung auf, da sie nach Aufzählung aller Bodenschätze und sonstiger Hilfsquellen die Kontrole der Union betonten.

Das war und bleibt in der That das Wichtige. Es gab Jahrzehnte, in denen die spanischen Elemente Kaliforniens das Vordringen des Yankeethums wie eine unberechtigte Invasion empfanden; heute ist Anglo-Amerika auch schon über diesen state hinaus und legt seine rührigen Fangarme um den südlichen Grenznachbarn. Seit aber Mexiko dem Handels- und Eisenbahninteresse der Union förmlich angegliedert wurde, ist dort die Bürgschaft für eine gewisse Ordnung vorhanden, die man der einheimischen Rasse doch nicht ganz zutrauen möchte.

Bei uns, als die erste Emission kam, argumentirte man noch idealer und meinte, ein Volk, das soeben erst einen Porfirio Diaz zum Präsidenten gewählt, bekunde damit den festen Willen zu jener Sorgfalt, ohne die ein wirkliches Gesunden unmöglich ist. Es hat sich dies bisher auch als richtig herausgestellt. Mexiko wird gut und energisch verwaltet, seine „petits bleus“ aus der Zeit des Kaisers Maximilian hat es trotz allen seinen Verhandlungen seitens der Aufkäufer dieser non-valeurs nicht baar eingelöst und selbst die sodann für Paris in Aussicht gestellte offizielle Notiz der späteren Anleihen hat noch keine rechte Lockspeise abgegeben. Immerhin aber scheint man drüben jetzt einzusehen, daß neben dem englischen und deutschen Markt auch der französische heranzuziehen wäre, notabene, falls dies ohne zu große Opfer anginge.

Da Bleichröder 1888, mit Anthony Gibbs in London und Lippmann Rosenthal in Amsterdam, die große Emission von 214 Millionen Mark gleich Lst. 10½ Millionen machten, hatten sie nicht nur 8¾ Prozent zwischen dem Uebernahms- und Zeichnungskurs verdient und hofften noch weiter an der Kursentwickelung zu verdienen (wofür namentlich in Berlin mit Hilfe großer Makler

Hosted by Google

viel gethan wurde), sondern sie hatten auch vorher die schwebende Schuld, die ja mit Hilfe jener Anlehen konsolidirt werden sollte, möglichst billig angekauft. Trotz alledem konnte man unserem Anlagepublikum zu einem Preise von 78¼ Prozent ein 6prozentiges Anlehen bieten, und sogar in Gold, wogegen die Währung des Landes in Silber ist. Der Käufer machte also mit seinem Gelde über 7 Prozent, und, falls er ohne flüssige Baarmittel war und sich das Geld an der Börse lieh, was mit 5 Prozent angenommen werden soll, so konnte er von dem Zinsunterschied (2 Prozent) schon bei Lst. 10000 sehr schöne Gesellschaften geben. Allerdings lief man immer das Risiko eines Kursrückganges, dieser stellte sich aber bekanntlich in den ersten Jahren gar nicht ein. Im Gegentheil! Schon am Ende des Emissionjahres, also nach kaum 9 Monaten, waren 6 prozentige Mexikaner von 78 auf 90 gestiegen, Ende 1889 weiter auf 93, Ende 1890 blieb der Kurs ungefähr gleich, Ende 1891 hatte das allgemein sinkende Kursniveau einen Fall bis auf 83 herbeigeführt und erst Ende vorigen Jahres, als das rapide Sinken des Silbers seine Schatten warf, sehen wir den Emissionkurs etwas gesunken. Es ist auch gar kein Zweifel, daß Mexiko schon damals einen sehr werthvollen Handel auswies. Seine Ausfuhr ist nach der Union viermal so groß als nach England, dem dann etwa mit einem Drittel des britischen Antheils Frankreich folgt und hierauf erst Deutschland. An Silber führte Mexiko aus: 1887/88: 31 Millionen Dollars, 1888/89 und 1889/90: 39 Millionen Dollars, 1890/91: 36¾ Millionen Dollars und 1891/92 für 49 Millionen Dollars. Je mehr der Preis eines Produktes am Weltmarkte sinkt, je forcirter wird die Produktion. Das ist ein Vorgang, den man in rückgehenden Jahren schaudernd bei Kohle erlebt hat und der sich jetzt auch bei Ausbeutung des weißen Metalles zeigt. Anreizend zum Produziren sind auch noch die relativ geringen Kosten, die wenigstens bei einzelnen Minen der Union und Australiens in einem wahren Spottverhältniß selbst zu der heute so niedrigen Silbernotiz stehen sollen.

Das Schlimme ist nun, daß Mexiko sein Gold zur Verzinsung der drei äußeren Anleihen von 214 Millionen, 122½ Millionen und 55 Millionen Mark kaufen muß und zu dem heutigen, so stark gesunkenen Silberpreis natürlich weit mehr Silber zu zahlen hat als noch vor Jahren. Da außerdem sein 3prozentiges inneres Anlehen (die sogenannten Internals) von ca. 40 Millionen Dollars in Silber lautet, so verlieren die dortigen Kaufleute, welche in Europa mit diesen Bonds bezahlen wollen, fortwährend beträchtliche Summen. Man bedenke nur, daß der Golddollar zu 4,25 Mark fest verrechnet wird, während der Silberdollar bis hinunter zu 2,60 Mark schwankt. Endlich sind auch noch die Folgen einer Mißernte zu tragen, so daß es kaum zu verwundern ist, wenn jetzt von einer größeren schwebenden Schuld Mexikos (Lst. 2½ Millionen) verlautet. Es ist kein Zweifel, daß eine solche beschafft wurde und zwar ohne Schwierigkeiten, denn dieser Staat ist noch immer in der Lage, Sicherheiten zu geben, was ihn natürlich gegen höhere Zinsen keineswegs schützt. Im Ganzen gelten ja schwebende Schulden als so gute Kapitalsanlagen, daß die Hochfinanz damit ganz gern unter sich bleibt. Wenn früher ein Bankier, jetzt ein Konsortium, einem Staate Geld gegen Wechsel (was am Liebsten genommen wird) oder andere Unterpfänder vorstreckt, bedingt er sich gewöhnlich das Recht, eventuell seine Forderung in ein festes Papier umzuwandeln. Geschieht dies dann endlich, so will man nicht mehr vorstrecken, oder wünscht sogar das bereits Dargeliehene zurückzuerhalten. Diesen Entwickelungweg sind die

Hosted by Google

meisten Staatsanlehen in ganz solidem Vorschreiten gegangen und wahrscheinlich auch s. Zt. die von Bleichröder finanzirten vereinigten dreißig Staaten Mexikos. Nur mit dem Unterschiede, daß gegenwärtig ein derartiges großes Anlehen an einem deutschen Platze — Berlin — unternommen werden kann, wo man in beständiger Fühlung mit der Regirung steht und die Grenzen innezuhalten glaubt, die exotische Verhältnisse nun einmal auferlegen. Auch bei Argentinien hatte man dies freilich angenommen — und sich getäuscht.

Merkwürdig ist nun, weshalb man gerade in der vorigen Woche von dieser schwebenden Schuld Mexikos wieder in Berlin sprach. Es wurde dabei so übertrieben, daß sogar eine noch größere Summe als die immerhin schon ganz ansehnliche von Lst. 2½ Millionen unterlief. Ursache hiervon waren abes keineswegs besonders verschlechterte Verhältnisse, sondern nur die Bestrebungen einzelner Berliner Spekulanten, aus ihren Baissepositionen gut herauszukommen. Selbst ein weiterer Preisfall des Silbers könnte dauernd an dem Fortschreiten Mexikos wenig ändern; um so weniger, als sich Porfirio Diaz mit seinen 45000 Soldaten, 7000 Pferden und 3000 Maulthieren gegenüber den centralamerikanischen Wirren eine Neutralität schärfster Observanz aufgelegt hat. Die vorhergesehene Kriegsstärke von 160000 Mann hat daher so leicht keine Aussicht auf Inslebentreten.

An den vorhin angeführten 3prozentigen Internals läßt sich übrigens noch eine kleine Lehre vorführen: dieses Papier, das u. A. in London und Frankfurt Markt hat, stand Ende 1889: 35, Ende 1890: 34, Ende 1891: 28 und jetzt circa 24 Prozent. Man macht mit diesem Bond, und zwar den Silberdollar zu nur Mark 2,63 gerechnet, 8¼ Prozent, das sind also nicht mehr als etwa mit den 27 Prozent vertheilenden Aktien des Badischen Anilin, die immerhin ein verhältnißmäßig großes Kapital (Mark 16½ Millionen) haben und bei Weitem übersichtlicher und vielleicht auch fundirter erscheinen als die Silberbonds eines exotischen Staates. Aber bei Internals ist es eben der internationale Marktwerth, der ihren Kurs hebt, man kann zu jeder Zeit „heraus", während z. B. im Falle eines Verkaufes von 10000 Mark Badische Anilin der Kurs sofort um Prozente heruntergesetzt wird. Das heißt mit andern Worten: für die Werthe eines fremden Staates sind jederzeit Käufer zur Hand, weil diese Käufer auch ohne Verlust wieder abgeben können, für die Aktien eines der ersten deutschen Industriepapiere sind aber an der nächstbelegenen reichen Börse nur schwer Nehmer zu finden, weil eben der Markt fehlt. Unpatriotisch ist dies deshalb nicht gut zu nennen, weil ja die Großindustriellen selbst in der Lage wären, als Käufer aufzutreten, dies jedoch unterlassen. Aber die bessere Seite dessen, was man Börse nennt, der freie Plan, wo sich die schroffen Gegensätze von Nehmen- und Geben-Wollen mildernd ausgleichen, tritt an diesem gerade sich darbietenden Beispiele stark genug hervor.

Für Mexiko ist jetzt das Wetter sehr wichtig, nämlich dasjenige New-Yorks. Dort hat nunmehr die Hitze begonnen, und so lange die andauert, ist auch für die wichtigste Silbermaßnahme kein Interesse zu finden. Das ist der Grund, weshalb Cleveland ruhig bis zum Oktober mit dem Zusammentrommeln des Kongresses wartet. Dann aber wird wahrscheinlich die Bill aufgehoben, wonach der Staatsschatz allmonatlich 12½ Millionen Dollars Silber zu kaufen hat. Was dann aus dem Silberpreis wird, muß abgewartet werden; nur hat man schon mehrmals in der Edelmetallgeschichte geglaubt, daß Silber „auf Nichts" ginge — und hat sich jedesmal geirrt.

Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Im ersten Wahlkreise der Haupt- und Residenzstadt Berlin bewirbt der Oberstlieutenant a. D. von Egidy sich um einen Reichstagssitz. Da er von allen Seiten mit außerordentlichem Wohlwollen behandelt wird, darf man annehmen, daß er wenig Aussicht hat, gewählt zu werden. Und doch hat er weder Mühe noch Kosten gescheut, um sich seinem Wahlkreise in ganzer Figur zu zeigen: er hat die größten Säle gemiethet und die längsten Reden gehalten und er hat schließlich noch jedem Bewohner der 22 Stadtbezirke eine saubere Programm-Broschüre ins Haus geschickt. Aus den Reden und der Broschüre geht deutlich hervor, daß Herr von Egidy noch immer „ernste Gedanken" und „ernstes Wollen" hat und daß er noch immer nicht weiß, wie mancher Mann vor ihm schon ganz das selbe gedacht und gewollt hat. Er stellt, als wäre sie von vorgestern, die Behauptung auf, daß die Menschen nur eben vollkommen zu sein brauchten, um auch glücklich und friedlich mit einander zu hausen in alle Ewigkeit, und es bekümmert ihn wenig, daß in Jahrtausenden auf dem Wege zur Vollkommenheit nur eine so winzige Strecke zurückgelegt worden ist. Ein „sympathischer" Kandidat; ein geistig und namentlich materiell unabhängiger Mann, der freilich den Schlagwörtern nicht gerade ängstlich ausbiegt, der aber zu seinem Theil gewiß Gutes leisten möchte. Daß er von den wirthschaftlichen Zusammenhängen in dieser unbarmherzigen modernen Welt kaum eine dämmernde Ahnung hat, das wird er nicht gern hören, eben weil es die Wahrheit ist. Der Frage aber sollte er doch ernstlich näher treten, ob das Geld, das er jetzt an eine aussichtlose Kandidatur vergeudet, im menschlichen und im christlichen Sinne nicht besser anzuwenden wäre. Dostojewsky erzählt von einem nicht sehr vermöglichen Manne, der, als in Rußland für die Aufhebung der Leibeigenschaft agitirt wurde, durch jahrelanges Sparen es dahin brachte, daß er fünf Leibeigene loskaufen konnte, und der mitleidige Dichter fügt hinzu: „Hätte eine Million wie dieser Eine gedacht, dann war die ganze Agitation unnöthig!"

* * *

Hübsche Flugblätter werden jetzt in den deutschen Landen verbreitet. Bald wird erzählt, die Franzosen würden unmittelbar nach der Ablehnung der Militärvorlage die Rheinprovinz, Hessen und die Pfalz erobern, bald werden die Kosaken mobil gemacht und es heißt: „Wüthend und betrunken, denn dafür ist Krieg. Sie zerstören, verwüsten, rauben, verbrennen, was sie kriegen. Eure Häuser, Eure Aecker, Euer Hab und Gut: Alles dahin! Und Tod oder Gewaltthat ist Euren Frauen und Töchtern gewiß, wenn sie den rohen Siegern nicht zu Willen sind. Lieber also 1 Mark und 10 Pfennige, als durch die Kosaken in Noth und Elend und an den Bettelstab gebracht werden!" Wer sich über diese Literatur entsetzt, der vergißt, daß Wahlen im politischen Kalender stehen und daß da die Losung gilt: „Wüthend und betrunken, denn dafür ist Krieg!"

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Juni 1893.

Schwarze Husaren.

In einem Buch, aus dem man lachend mehr von der deutschen Geschichte der letzten vierzig Jahre lernen kann als aus manchem anspruchsvollen Kompendium, in dem ganz vortrefflichen Bismarck-Album des Kladderadatsch zeigt ein lustiges Bild aus den Kulturkampftagen eine Matinée bei Herrn von Bennigsen. Als riesige, tief decolletirte Balldame will Bismarck eben den Heimweg antreten, während hinter dem Vorhang drei grimmig blickende Verschwörer lauern: Mallinckrodt, Windthorst und Schorlemer-Alst. Herr von Bennigsen aber ist um die Sicherheit der kolossalen Jungfrau besorgt und er hat, sie zu geleiten, einen tapferen Ritter bestellt: den kleinen Lasker, der, in feierlichster Balltoilette, mit schämig stolzen Blicken an seiner Schutzbefohlenen hinaufschaut. In schlechter Zeitungsprache könnte man sagen, daß dieses Bild wieder „aktuell" geworden ist; denn wieder sind nationalliberale und, merkwürdig genug, auch konservative Politiker eifrig bemüht, einen Kanzler des Deutschen Reiches vor den finsteren Anschlägen schwarzer Verschwörer zu bewahren. Aber freilich: Mallinckrodt, Windthorst und Lasker sind tot, Bismarck ist fortgeschickt und würde von Bennigsen kaum noch zur Matinée eingeladen werden, — und der Premier-Lieutenant a. D. von Schorlemer-Alst hat das Kommando der schwarzen Husaren übernommen, die für die vorläufig neuesten Militärpläne des Grafen Caprivi in den katholischen Landen eine Gasse zu bahnen versuchen und als deren journalistischer

Hosted by Google

Adjutant auch ein wirklicher Husarenlieutenant von Schorlemer einhergalopirt.

Eine stattliche Truppe, klein, aber fein: unter den zwölf Herren, die sich bei der Abstimmung über die nach dem Wunsche des Herrn von Huene abgeänderte Militärvorlage vom Centrum getrennt haben, erblicken wir drei Rittmeister — Prinz Arenberg, Graf Ballestrem, Graf Chamaré —, einen Major — den Freiherrn von Huene —, einen Kammerherrn — den Grafen Adelmann —, den Kammergerichtsrath von Glisczynski und den fürstbischöflichen Konsistorialrath Porsch. Dazu kommen noch die drei Freiherren von Schorlemer: der Premier-Lieutenant a. D. der Ulanen, der Landrath und der Lieutenant beim sächsischen Husarenregiment. Das sind die Herren, die nach der Ansicht nationalliberaler und konservativer Politiker jetzt plötzlich von heißen patriotischen Wallungen ergriffen worden sind und die man als Helden feiern muß und als Schirmer des Reiches und seines großen Kanzlers, während die heilige Pflicht gebietet, Herrn Lieber, Herrn Gröber und den Grafen Preysing in den Abgrund der Reichsfeinde zu verdammen. Es ist gewiß nur ein amusanter Zufall, daß die Namen Ballestrem, Chamaré und Porsch auch unter dem berüchtigten schlesischen Wahlaufruf stehen, den Bismarck am 31. Januar 1872 im preußischen Abgeordnetenhause verlas und in dem es hieß: „Brüder Katholiken! Ihr habt gehört und gelesen, daß man fortan in den Schulen unsere geliebten Kinder, die im Alter unser Trost sein sollen, nicht mehr auf die alte und hergebrachte ehrbare Weise erziehen will, damit sie nämlich nicht mehr Christen werden, sondern Heiden, die weder Religion haben, noch ehrbare Sitte, noch Frömmigkeit .... Sollen wir uns Denen unterwerfen, welche schon so oft gezeigt haben, daß sie uns im Reichstage schaden wollen, auf daß wir Katholiken kein Recht mehr und keine Hilfe im Deutschen Reiche hätten, und damit wir allein nur die Sklaven Derer wären, die keinen Glauben haben?" Mit der Anschauung des Grafen Caprivi, der die preußische Volksschule in ihrer jetzigen Gestalt für eine Ausgeburt des Atheismus hält, ist dieser katholische Schmerzensschrei ja nicht schwer zu vereinen; aber Männer, die, unter Anrufung des Heilands, mit plumpen Verleumdungen sich, nicht an ihre Landsleute, sondern an die „katholischen Brüder" wandten, um für den Deutschen Reichstag einen Abgeordneten durchzubringen, die müssen sich doch sehr seltsam seitdem verändert haben, wenn sie

Hosted by Google

das Lob wirklich verdienen sollen, das ihnen so reichlich jetzt gespendet wird. Und auch der Freiherr von Schorlemer, der hitzigste Rufer im Streit zwischen deutschem und römischem Geist, muß eine merkwürdige Wandlung durchgemacht haben; als vor dreizehn Jahren, beim Beginn des zweiten Septennats, eine nur um 25615 Mann erhöhte Friedenspräsenzstärke verlangt wurde, da schien ihm die Leistungfähigkeit des Reiches für Militärzwecke erschöpft und er erklärte, weiter könnten die kostspieligen Rüstungen nicht gehen; heute, wo durch die Handelsverträge die Einnahmen wesentlich geringer, durch die sozialen Gesetze aber die Ausgaben wesentlich größer geworden sind, heute ist er mit seiner Bewilligung gleich bei der Hand, obgleich weit mehr als das Doppelte der Forderung von 1880 verlangt wird.

Die Herren, die ein rechtes Centrum jetzt preisen, und ein linkes Centrum verdammen, scheinen mit dem politischen Charakter der katholischen Kirche eben so wenig wie mit der Geschichte der ultramontanen Partei vertraut zu sein; nur dadurch wenigstens wäre es zu erklären, daß sie den mit dem Segen des Kardinals Ledochowski begnadeten schwarzen Husaren Triumphbogen erbauen und uns zumuthen, den Grafen Ballestrem, der die frühere Regirung der Unwahrhaftigkeit bezichtigt hat, für einen besseren Patrioten zu halten als den Grafen Preysing, der neulich gesagt hat: „Wenn Bismarck geblieben wäre, dann hätten wir Vieles nicht, was wir jetzt beklagen, wir hätten die Bauernerhebung nicht und auch die allgemeine Rathlosigkeit nicht". Die einfachste Klugheit gebietet doch, daß man, bevor man den Vorwurf unpatriotischer Gesinnung erhebt, sich fragt, ob Der, den der Vorwurf treffen soll, an der Erhaltung des Vaterlandes denn kein Interesse hat. Polen, Welfen und protestirende Elsässer können nicht wünschen, das Reich in seiner jetzigen Gestalt erhalten zu sehen, und auch der sogenannte Freisinn und die Sozialdemokratie möchten, zwar nicht die äußeren Grenzen, aber die inneren Zustände von Grund aus verändern. Trotzdem sehen wir die Polen und die Geldsack-Fraktion als die eifrigsten Anwälte der angeblichen Heeresverstärkung aufmarschiren, und schon dieses interessante Schauspiel sollte für dieses Mal von der Scheidung in gute und schlechte Patrioten abmahnen. Ist Graf Preysing, der königlich bayerische Kämmerer, der Komthur der Georgsritter, der Grundbesitzer, an der Erhaltung des Reiches weniger interessirt als ein General ohne Ar und Halm, der sich einer rein-

Hosted by Google

deutschen Abstammung nicht rühmen kann? Und ist es verständig, dem erfreulich ungeschickten Herrn Lieber den schlauen Welfen Windthorst oder die römisch-polnischen Prälaten Ledochowski und Stablewski als des Nacheiferns werthe Muster vorzurücken?

Die katholische Kirche hat immer eine politische Machtstellung ambitionirt, ja, sie hat, in ihrer bunten Verweltlichung des ursprünglichen Christenthums, eine andere politische Macht eigentlich nie anerkannt und ihre Organe haben die „von Gott gesetzten Könige" eine „protestantische Erfindung" genannt. Die Päpste haben auf den Titel servus servorum dei niemals großen Werth gelegt; Gregor VII. bezeichnete die weltlichen Fürsten als Räuber und Diebe, die sich diabolo agitante zu Herren über Ihresgleichen gemacht hätten; Bonifacius VIII. verlangte in der Bulle Unam sanctam für den päpstlichen Stuhl die Herrschaft auch über das weltliche Schwert, und es ist im Gedächtniß der Lebenden, wie Pius IX. mit der Revolution in Italien und Frankreich zu paktiren und mit den früheren Rheinbundstaaten gute Beziehungen zu unterhalten verstand, — immer und überall im Interesse der römischen Kirche, des Bleibenden in der Erscheinungen Flucht.

Diesem Interesse hat die römische Taktik bei Fürsten und Völkern auf sehr verschiedene Arten zu dienen gesucht: mit schmeichelndem Werben oder mit Kampfesdrohungen, je nachdem die vatikanischen Psychologen — die Napoleon selbst als die größten Menschenerkenner und als seine Meister bewundern mußte — die eine oder die andere Methode bei den maßgebenden Charakteren für wirksam hielten. So drängte, als der Einfluß Radowitzs mächtig war, der Romanismus sich an Friedrich Wilhelm den Vierten, dessen auf kirchlichen Prunk und prächtige Pose gerichteter Sinn solchem Werben zugänglich schien, und so trieb schon 1852 der Zorn über das Jesuiten-Cirkular und über Raumers ablehnende Haltung in der preußischen Kammer eine katholische Fraktion von 93 Mitgliedern zusammen, die den anderen Parteien den Rücken kehrten, sich offen zu einem konfessionellen Programm bekannten und durch den Bischof Ketteler und den Grafen Joseph Stolberg erklären ließen, sie wären, bis der Kirche „ihr volles Recht" zugestanden würde, nur gezwungene Preußen. Das selbe Schauspiel wiederholte sich dann, als der Syllabus und die Unfehlbarkeit zum Dogma erhoben worden und Alle, die der Entscheidung des Konzils widerstreben würden, mit dem Anathem bedroht worden waren

Hosted by Google

und als bald darauf der Einzug der italienischen Truppen in Rom der weltlichen Papstherrschaft ein Ende bereitet hatte. Die Kurie, die bis dahin das protestantische Preußen wie den Erzfeind behandelt hatte, zögerte nun keinen Augenblick, durch die Vermittelung des Herrn von Arnim beim Grafen Bismarck Schutz und Hilfe zu suchen. Später erschien dann der Kardinal Ledochowski im Hauptquartier zu Versailles, um den König für ein militärisches Einschreiten gegen Italien zu gewinnen, und fast gleichzeitig schlossen im preußischen Landtag wieder 57 katholische Mitglieder aller Parteien sich unter der Führung des unversöhnten Welfen Windthorst zu einer rein konfessionellen Fraktion zusammen, deren erste That die kaum noch verblümte Forderung einer Kriegserklärung gegen Italien war. Was dann das Centrum im Deutschen Reich erstrebt und gefördert, was es bekämpft und verweigert hat —: das braucht in den Einzelheiten gewiß heute nicht mehr geschildert zu werden.

Zu den zahlreichen Ruhmesthaten, die in der aus der Wilhelmstraße oder von Geldborgern und Goldbergern inspirirten Presse jetzt dem Grafen Caprivi angedichtet werden, gehört seit einigen Tagen auch die von der angeblichen „Sprengung" des Centrums. Ihm soll, ihrem Kanzler, gelungen sein, was Bismarck niemals erreichte: den ragenden schwarzen Thurm zum Wanken zu bringen. Diese wundervolle Legende verlangt denn freilich, daß man die Herren Huene, Ballestrem und Genossen unter lautem Siegesgeheul aus dem römischen Heerbann ausscheidet und ihnen, die ex officio in jedem Protestanten den verdammten Ketzer sehen müssen, zu einer Vertretung in der Presse und, wenn es möglich ist, auch im Reichstag verhilft. Unter den vielen Lügen, die dieser ekelhafteste aller Wahlkämpfe gezeigt hat, ist das zwar nicht die widerwärtigste, doch sicher die dümmste, — schon weil sie die kürzesten Beine hat und weil über ein Kleines auch der Blödeste erkennen wird, daß es diesmal dem Romanismus gefallen hat, die beiden bewährten Methoden seiner Taktik zugleich anzuwenden: das schmeichelnde Werben und das schreckende Drohen. Offenbar sind die Psychologen des Vatikans sich noch nicht völlig darüber klar, welche Art der Behandlung sich an den entscheidenden Stellen besser bewähren wird; deshalb wird die scharfe Taktik vom Gros der Truppen besorgt, während die schwarzen Husaren für die Ehren-Escorte bereit gehalten werden. Der Generalkanzler aber gab nur

Hosted by Google

einen neuen Beweis seiner Kurzsichtigkeit, als er vor der römischen Kirche seine Verbeugung machte und auf das sündige Haupt des pathetisch tölpelnden Herrn Lieber seinen Unmuth entlud. Der Dr. jur. Ernst Lieber hat als Mensch und Staatsbürger gar keine Veranlassung, dem Lande, das ihn nährt, den Untergang zu wünschen; der römischen Kirche könnten solche frommen Wünsche für das mächtigste Bollwerk des Protestantismus, das zugleich der stärkste Rückhalt für die savoyische Herrschaft in Italien ist, schon wesentlich näher liegen. Das vom Jesuitismus beherrschte Papstthum kann seine Hoffnungen nur an eine Veränderung der europäischen Karte knüpfen, — wenn es sich nicht etwa dem trügerischen Wahn hingiebt, mit seinen lockenden Künsten den Deutschen Kaiser umspinnen zu können. Einstweilen ist auch unter den Kirchenfürsten die Theilung der Arbeit proklamirt: die Bischöfe von Trier und von Paderborn sind mit den Männern der scharfen Taktik, die Herren Kopp und Stablewski weihen die Standarten der schwarzen Husaren.

Ein französischer Journalist schrieb neulich über den Deutschen Kaiser die für die jetzt so oft erwähnte Sicherheit und Zukunft Deutschlands auch recht bedeutsamen Worte: Quant à nous, il a toutes nos sympathies; il a rudement renvoyé Bismarck, et ce n'est pas peu de chose! Solche Erwägungen sind nach der Entlassung Bismarcks wohl auch in römischen Kreisen maßgebend gewesen; und wenn kluge Männer, wie der dreizehnte Leo und der alte Windthorst, auch bald die verschwommenen Zeichen der hereinbrechenden Götterdämmerung erkannten, so wurde die scharfe Taktik doch einstweilen verpönt und die römische Losung hieß: schmiegsame Nachgiebigkeit. Der General von Caprivi war ein Mann nach dem Herzen des Centrums, in der Polenpolitik begann ein neuer Kurs, dem toten Windthorst wurden pomphafte Ehren erwiesen, einem welfischen Wunsch winkte Erfüllung, ein Pole wurde der Nachfolger des heiligen Adalbert und endlich erschien, als die Kreuzblume auf der neuen Versöhnungkirche, das Volksschulgesetz, und der Kampf zwischen Caprivismus und Atheismus hub an. Das Centrum wurde alsbald denn auch streng gouvernemental: es bewilligte 10 Millionen für einen evangelischen Dom — den ein Katholik freilich nach dem Muster der Peterskirche erbauen soll —, es stimmte für die Handelsverträge, für das Zuckersteuergesetz und geberdete sich überhaupt so lammfromm, daß noch im September 1892 der

Hosted by Google

profunde Politiker Barth schreiben konnte, die durch den bischöflichen Einfluß unterstützten herrschenden Centrumsaristokraten seien von den konservativen „Junkern" nicht mehr zu unterscheiden. Natürlich hatte der sich schätzende Herr, der jetzt mit der lustigen Behauptung hausiren geht, das deutsche Volk fordere stürmisch die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit, sich auch damals, wie immer, verspätet: die Centrumsaristokraten hatten sich mit ihrer Bewilligung der Handelsverträge, deren Berathung sehr schlau mit der Einbringung des Schulgesetzes zeitlich zusammengebracht war, selber ihr Grab gegraben und der letzte Rest ihrer Herrschaft sank dahin, als nach der Durchpeitschung der Handelsverträge das Schulgesetz in der Versenkung verschwand und die stolzen Hoffnungen der Klerikalen mit sich riß. Aus dieser Zeit schon, das tragische Schicksal der Kreuzerkorvette K. bewies es bald, datirt der Entschluß, zu den erprobten Formen der scharfen Taktik zurückzukehren und den unzuverlässigen Männern am Steuer durch halsstarrigen Widerstand zu zeigen, daß ohne die Hilfe der schwarzen Mannschaft, die auf hohen Lohn immer mehr als auf gute Behandlung gesehen hat, das schwankende Reichsschiff nicht weiter durch Sturm und Klippen zu führen sein würde.

Zwei neue Momente traten hinzu: die Stimmung in Süddeutschland und der Aufstand der Werthe schaffenden Stände gegen die immer bedenklicher drohende Manchesterei. Schon im Sommer 1890 — das kurze Kuligedächtniß hat es vergessen — stimmten 18 bayerische und 2 badische Centrumsmänner gegen die damalige Militärvorlage und gegen den wilden Despoten aus Welfenland, der durch das Prasselfeuerwerk seiner Resolutionen kunstvoll freilich den klaffenden Riß zu verdecken wußte. Die süddeutschen Katholiken, die für ein preußisches Schulgesetz sich niemals erhitzt hatten und die gewissen atmosphärischen Einflüssen der Hauptstadt nicht so nahe waren wie ihre nördlicher lebenden Glaubensgenossen und namentlich deren Vertreter, fingen an, sehr ungeduldig zu werden, in mancher impetuosen Aeußerung Ansätze zu unitarischem und cäsaristischem Gelüsten zu erblicken und den Bruch mit einer für die produktive Arbeit segensreichen Wirthschaftpolitik als eine höllisch ernste Sache anzusehen. Sigls „Vaterland" und Memmingers „Landeszeitung" begannen in München und Würzburg das Treffen, und da sie zu Bauern sprachen und Bauern bewaffnen wollten, so war jede Streitwehr aus den Bauernkriegszeiten ihnen eben recht: Morgensterne und

Hosted by Google

Knüppel, die Holzaxt, der Schlagring, sogar die Mistgabel. Bald war die ganze Centrumstruppe mobil gemacht und den tobenden wirthschaftlichen Kämpfen dienten die Kirchenfragen nur noch als Dekoration. Das war, wie Gobat, der Bischof von Jerusalem, einst Polte Gerlach erzählte, in den fünfziger Jahren schon in England geschehen: die Protestanten waren Protektionisten, Katholiken und Puseyten waren free traders, und erst als die wirthschaftlichen Gegensätze beseitigt waren, traten die kirchlichen Differenzen wieder in den Vordergrund. Vielleicht ist deshalb der große cobdenistische Seiltänzer Gladstone, der damals die geistige Prägung erhielt, jetzt so eifrig dabei, die Geschäfte der irischen Katholiken zu führen.

Wenn also die Verdienste des Grafen Caprivi um die Sprengung des schwarzen Thurmes auch nicht ganz so unbestritten sind wie die um die Erschütterung des Dreibundes, so hat er es jedenfalls doch verstanden, durch die Anpassung an schulfreundliche Rathschläge die kirchlichen hinter die wirthschaftlichen Fragen zurücktreten zu lassen. In dem Augenblick, wo das Deutsche Reich sich wieder einer ruhigen und starken Regirung zu erfreuen hätte, würden auch die Herren Huene und Lieber wieder vereint marschiren, wie die Edlen von Blinzkopf und Wanzenau, während sie jetzt ein gemeinsames Ziel auf verschiedenen Straßen zu erreichen suchen, — immer aber, das sollte man nicht vergessen, in majorem gloriae Pontificis Maximi, dem es nur angenehm sein kann, statt einer Schutztruppe in den deutschen Landen nun deren zwei zu besitzen.

Das katholische und das jüdische Schisma haben genau die gleichen Ursachen: Graf Ballestrem, Herr Hildesheimer und Herr Rudolf Mosse hoffen, in Liebe und Güte zu erreichen, was Herrn Lieber und Herrn Hermes nur durch Drohungen zu erzwingen scheint. Es ist ganz der selbe Gegensatz, der in der konservativen Partei zur Verstoßung des Herrn von Helldorff, der dann zur Spaltung des Freisinns geführt hat und der sein Ende erst finden kann, wenn die Hoffnung geschwunden sein wird, für römische, polnische, jüdische oder cobdenistische Interessen jemals die Regirung des Deutschen Reiches zu engagiren und den Kaiser, wie Bismarck einst sagte, gleichsam als Hospitanten bei den Parteien zu sehen, deren Wünsche das Reich in seiner jetzigen Gestalt niemals erfüllen kann. Diese Hoffnung allein hat die schwarzen so gut wie die rothen Husaren mobil gemacht.

Hosted by Google

Herr von Schorlemer ist ein Temperament und seine polemische Natur mag es reizen, den neuen ultramontanen Herren, die von seinem Wirken so wenig wie von Joseph der Pharao zu wissen scheinen, Opposition zu machen; außerdem steht er als früherer Kavallerist, als Mitglied des Staatsrathes und Vater eines Landrathes unter bestimmten, unmerklichen Einflüssen, denen er völlig sich nicht entziehen kann. Herr Porsch, der als Vertrauensmann des Kardinals Kopp und des Herrn von Koscielski seit Windthorsts Tode im Centrum eine klug verborgene, aber größere Macht geübt hat als alle die nicht gerade erschreckend intelligenten Prinzen und Grafen, bleibt, wenn er sich mit einer schwankenden und schillernden Regirung gut stellt, nur den römischen und den — in Oberschlesien immer stärker hervortretenden — polnischen Wünschen getreu. Wenn aber die Herren Huene und Ballestrem, ganz wie der edle Alexander Meyer und seine frei- und treuhändlerischen Genossen, jetzt immer wieder verkünden, nur ihr nationales Gewissen habe sie aus dem Parteiverbande vertrieben, so muß man aus Höflichkeit wohl annehmen, daß die Herren sich selbst zu täuschen bemüht sind. Für die vorläufig neueste Militärvorlage des Grafen Caprivi tritt aus begeisterter Ueberzeugung kein einziger aktiver Politiker ein und es ist ein läppischer Unfug, daß man sich erdreistet, Die unpatriotisch zu nennen, die — nicht einer Heeresverstärkung, sondern der auf Kosten der Qualität geplanten Kopfzahlvermehrung Widerstand leisten. An der Spitze dieser Widerstrebenden steht der Generaloberst Fürst von Bismarck, der es an patriotischer Gesinnung mit den Herren Caprivi, Goldberger, Mosse und Cumberland am Ende noch aufnehmen kann. Die besten Reden gegen die jetzt geplante Militärvorlage hat der leitende General gehalten und am 5. April 1890 ist in dem unter der Kontrole des Kriegsministers redigirten Militär-Wochenblatt ein Artikel erschienen, in dem es hieß:

„Mit Bezug auf die zu erwartende Militärvorlage, welche sich voraussichtlich im Wesentlichen auf eine Verstärkung der Feldartillerie beziehen wird, ist die Frage der zweijährigen Dienstzeit verschiedentlich wieder angeregt, ja es wird behauptet, die Regirung selbst wolle die zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie als Kompensation für ihre Anforderungen an die Finanzen des Reiches einführen. Abgesehen von der ökonomischen Seite — eine zweijährige Dienstzeit würde sich bekanntlich sehr viel kostspieliger gestalten als die dreijährige — möchten wir die heutigen Zeitverhältnisse für die denkbar ungünstigsten halten, um an den Bestimmungen der Wehrpflicht zu rütteln. Die Konsequenzen der Einführung einer so hoch ent-

Hosted by Google

wickelten Präzisionswaffe, wie unser neues Infanteriegewehr in Verbindung mit einem fast rauchlosen Pulver, sind zunächst nur theoretisch zu erörtern. Eins steht indeß schon heute unbestritten fest, daß die Handhabung dieser Waffe, wenn anders sie ihre große Aufgabe erfüllen soll, ganz bedeutend gesteigerte Anforderungen an die Einzelnausbildung des Soldaten stellt. Nicht das Schießen allein, auch das Entfernungschätzen, die Wahl der Ziele, Stellung des Visirs, die Feuerart, die Benutzung des Geländes — Alles dies sind Umstände, die ja auch bisher eine hochbedeutsame Rolle spielten, deren Bedeutung sich aber insofern steigert, als einer größeren Präzision gegenüber auch auf größere und schnellere Verluste zu rechnen ist, mithin die Momente weit häufiger werden, in denen der Mann, seiner Führer beraubt, sich selbst überlassen ist oder selbst die Führung von Kameraden übernehmen muß. In dem blutigen Ringen des Infanteriekampfes gipfelt die Gefechtsthätigkeit auch der nächsten Kriege. Die höchsten Anforderungen werden an diese Waffe gestellt, und eine Ausbildung wird erforderlich, welche für die große Masse unseres Ersatzes nur durch die Gewöhnung zu erreichen ist. Unter diesen Umständen eine Verkürzung der Dienstzeit einführen, wäre ein Experiment, für welches Niemand die Verantwortlichkeit übernehmen dürfte. Im Uebrigen können wir es auf das Bestimmteste aussprechen, daß eine derartige Absicht der Regirung auch nicht im Entferntesten vorliegt."

Es gehört eine geradezu waghalsige Spekulation auf die Dummheit der Massen dazu, nach solchen Erklärungen jetzt für den radikalen Umsturz unserer Wehrverfassung Enthusiasmus zu fordern und Jeden, der den Caprivi von 1890 nicht für unklüger hält als den von 1893, mit dem großen Reichsbann zu bedrohen. Und wie verhielten sich damals die jetzt so eifrigen schwarzen und rothen Husaren? Die Freisinnigen lehnten die Vorlage einmüthig ab, Centrum und Polen traten einmüthig für die Windthorstschen Resolutionen ein, die jährliche Bewilligung der Friedenspräsenzstärke und den Verzicht auf die Heranziehung aller wehrpflichtigen Mannschaften zum aktiven Dienst verlangten, — also zwei Grundforderungen aufstellten, die in der jetzigen lex Huene nicht erfüllt worden sind. Und es schrieb, am 10. Mai 1890, Herr Alexander Meyer in der „Nation":

„Unter den Vorlagen erregt zunächst die Militärvorlage die Aufmerksamkeit. Sie übersteigt in den Ansprüchen, die sie an die Steuerkraft stellt, die schlimmsten Erwartungen, die bisher gehegt worden sind. Sie beweist, daß wir auf einem Wege vorwärts getrieben werden, auf dem schließlich die Macht der Verhältnisse ein Halt gebieten muß. Indem die Schlagfertigkeit des Heeres fortdauernd gesteigert wird, wird die Finanzkraft des Volkes, die doch nur eine begrenzte ist, und welche ein wesentliches Element der Wehrkraft bildet, fortdauernd geschwächt. Die Rüstungen eines Staates sind die Wirkung davon, daß ein anderer Staat seine Rüstungen gesteigert hat, und zugleich die Ursache davon, daß er sie weiter steigern wird. Der Frage, wie dieser Wechselwirkung in der Steigerung der Rüstungen ein Ende gemacht werden kann, werden

Hosted by Google

sich die Regirungen vielleicht noch einige Zeit, jedenfalls nicht auf die Dauer entziehen können."

Das wurde geschrieben, als eine Erhöhung der Friedenspräsenz von 468 409 auf 486 983 Mann verlangt wurde, also nicht annähernd Das, was jetzt gefordert wird. Und wieder, am 21. Juni 1890, als Windthorst seine Zustimmung mit der Furcht vor einem kommenden Manne motivirt hatte, schrieb Herr Meyer in der „Nation":

„Daß der Nachfolger des Herrn von Caprivi allen liberal denkenden Parteien weniger willkommen sein würde als dieser, darüber ist eine Täuschung nicht möglich. Aber es hat von jeher für die schlechteste Taktik gegolten, die eine Partei befolgen kann, ihre Grundsätze zu verleugnen, weil die Aufrechterhaltung derselben ihr Schaden bringen kann. Die freisinnige Partei insbesondere hat die Erfahrung gemacht, daß es ihr von Nutzen gewesen ist, auch unter den denkbar schwierigsten Umständen ihre Grundsätze aufrecht zu erhalten".

Und zum dritten Male, am 5. Juli 1890, schrieb der selbe Herr Meyer in der selben „Nation" die gerade jetzt sehr beherzigenswerthen Worte:

„Daß in der That die Zukunft des deutschen Volkes davon abhängig sein sollte, ob sofort, auf Grund der Beschlüsse einer Sommersession, ein paar Tausend Mann mehr eingestellt, ein paar Cadres mehr gebildet werden, das glaubt nach meiner festen Ueberzeugung kein Mensch. Es ist in den letzten Jahren so unendlich viel für die Erhöhung der Schlagfertigkeit des Heeres geschehen, ... daß es nunmehr hohe Zeit ist, auch an das Gleichgewicht der Finanzen zu denken."

Schon damals warf Herr v. Bennigsen den Freisinnigen vor, sie ließen sich von den Grundsätzen des Viehhandels leiten. Diese Grundsätze sind in den dazwischen liegenden drei Jahren wacker ausgebildet worden, — und heute muthet man uns zu, als leuchtende Muster patriotischer Gesinnung die Herren zu bewundern, die für ihre kirchlichen oder freihändlerischen Schacherbedürfnisse jetzt den richtigen Boden gefunden zu haben glauben und die, im rothen oder im schwarzen Attila, stolzen Hauptes einhersprengen, als ginge es zum Kampf für das Vaterland, während es auf ein Handelsgeschäft von beiden Schwadronen doch abgesehen ist, auf ein sehr hoch zielendes freilich, das leicht auf glatten Parquetboden führen und bei dem die kleidsame Tracht der Leibhusaren dem nach Gewinn schnüffelnden Geschäftsmann sehr nützlich sein kann.

Hosted by Google

Militarismus und Militarismus.

Militarismus und Militarismus! Graf Caprivi hält, wenn wir seine Worte nicht mißverstehen, den Militarismus für ein bloßes Gespenst. Dagegen Caprivis Gegnern von der Linken und vom Centrum erscheint der Militarismus unter allen leibhaftigen Wesen das allerleibhaftigste, weil gefräßigste, welches zehrt wie der Krebs und den volkswirthschaftlichen Körper der Nation mit Steuern schon so stark angezapft hat, daß fast kein Blut mehr läuft. Welche von beiden Ansichten ist die richtige?

Ich glaube, daß beide Ansichten Recht, aber, da sie sich gegenseitig ausschließen, ebendeshalb auch Unrecht haben. Der Militarismus kann eben in zweierlei Gestalt bestehen, als Druck auf den Volksbeutel und als Druck auf die Volksseele, als wägbare, nach Soldaten und Budgetziffern zählbare, und als unwägbare unbenannte Größe. Keinesfalls ist er eine quantité négligeable, nach den Wahlen so wenig wie vor ihnen. Es ist daher wirklich von Interesse, Militarismus und Militarismus zu unterscheiden.

Der wägbare, finanziell und volkswirthschaftlich unerträgliche Militarismus ist ganz sicher nicht vorhanden. Er ist nur Gespenst, mit welchem man für Parteizwecke Spuk macht. Die Nation ist der Heeresausgaben wegen nicht entfernt an der Grenze ihrer finanziellen Leistungfähigkeit angelangt und durchaus nicht wie das überladene Kameel, dessen Rücken bricht, wenn eine Straußenfeder weiter darauf gelegt wird.

Wenn gar keine neue Steuer eingeführt wird, so würden sich allein aus den bestehenden Verbrauchsteuern 60 Millionen Mark ohne weitere Bedrückung des unentbehrlichen Konsums und ohne die Steigerung der Zölle und Steuern bis zu der sonst und namentlich in Oesterreich-Ungarn und Frankreich wahrnehmbaren Höhe gewinnen lassen.

Hierüber vorläufig nur einige Worte. Auch ich bin so entschieden wie irgend Jemand der Ansicht, daß der unentbehrliche Verbrauch nicht weiter durch Zölle und Steuern belastet werden soll, und für wünschenswerth halte ich es, daß auch Nahrungmittel, die mehr oder weniger entbehrlich, aber gesund sind, möglichst steuerfrei gelassen werden, wie in England. Allein die Behauptung ist offenbar unrichtig, daß eine Nation wie die deutsche, die 2,2 Millionen Hektoliter Branntwein, 52,4 Millionen Hektoliter Bier und dazu nicht wenig Wein alljährlich trinkt, die 80000 Tonnen Tabak jahraus, jahrein in blauen Dunst verwandelt, die 270000 Tonnen Zucker, 125000 Tonnen Kaffee und 2200 Tonnen Thee konsumirt, — daß eine solche Nation für ihre Sicherheit gegen Feinde, die sie nun einmal hat, nicht 60 Millionen Mark sollte weiter aufbringen können. Ein einziger Pfennig auf das Glas Bier trägt ja mehr ein, als die ursprüngliche oder endgiltige

Hosted by Google

Militärreform des Grafen Caprivi gekostet hätte oder kosten würde. Dieser Pfennig wäre für ein Existenzbedürfniß im Nothfall schon erträglich; er würde aber bei Vertheilung der Steuerlast über den Gesammtverbrauch für das Bier nicht einmal nöthig sein.

In der Verkehrs- und Umsatz-Besteuerung des Börsen-, Kredit- uns Waarenhandels finden sich in Oesterreich, Frankreich und selbst in England weitere Abgaben von nicht zu verachtender Einträglichkeit, welche uns glücklicher Weise bis jetzt erspart geblieben sind, aber dann wenigstens unbedenklicher sein würden, wenn es sich um die Deckung des obersten Bedürfnisses, des Bedürfnisses der nationalen Gesammt- und der allgemeinen Einzelnerhaltung handelt.

Selbst im Gebiete der direkten Besteuerung sind große Steuerquellen so gut wie noch nicht angebrochen. Zwar die Ertragsteuern von Grund und Boden, Gebäuden und Gewerben können nicht weiter erhöht, sie müssen vielmehr den Gemeinden überlassen werden. Dagegen ist die ergänzende Vermögensteuer neben der allgemeinen Einkommensteuer noch nicht vorhanden und auch in Preußen erst in der Einführung begriffen. Geringe Prozentbruchtheile der allgemeinen Personaleinkommen- und einer allgemeinen Vermögensteuer würden hinreichen, um ohne Belastung der unteren Klassen dem nationalen Sicherheitbedürfniß vollständig zu genügen.

Dazu kommt die Möglichkeit einer allgemeinen Erbsteuer, die meines Erachtens nicht eine „Gebühr", sondern eine besondere, für längere Perioden regulirte, auf den Todesfall terminirte Vermögensteuer auf die nicht kleinen Vermögen darstellt. Die Verlassenschaften, welche an die Nachkommenschaft fallen, bilden den weitaus größten Theil der gewaltigen Vermögen-Gesammtsumme, die alljährlich in den Erbgang kommt. Diese sind bis jetzt so gut wie nicht getroffen, obwohl sie, wie ich besonders nachweisen werde, getroffen werden sollten, um namentlich das bei Lebzeiten des Eigenthümers so leicht durch das Steuernetz schlüpfende bewegliche Vermögen ergänzend heranzuziehen, und obwohl sie angefaßt werden könnten, ohne bei der in Privatgeschäften, im Spar- und Versicherungwesen stattfindenden riesigen Kapitalbildung der Gegenwart den Vermögenstamm der Nation irgendwo zu versehren. Wenn gar kein Mehrbedarf da wäre, wenn es sich nur darum handeln würde, gewisse Verzehrungsteuern zu beseitigen, wie in England, oder die Ertragsteuern überall den Gemeinden zu überweisen, wäre dennoch die allgemeine Erbschaftsteuer, wie sie, außer in Frankreich und Oesterreich, auch in England besteht, in unserem deutschen Steuersystem theils zur Deckung der Reichsmatrikularbeiträge und Landesbedarfe, theils was den Erbgang im unbeweglichen Vermögen betrifft, für die Deckung des finanziellen Gemeindebedarfes zur Entwickelung zu bringen.

Hosted by Google

Für die Bestreitung des nothwendigen Militärbedarfes steht sie unbedenklich und vollausreichend zu Gebot.

Endlich läßt sich der Luxusbesteuerung, mit welcher Steuerwissenschaft und Steuerkunst allerdings am Meisten zurückgeblieben sind, eine Ausgestaltung geben, die an Einträglichkeit leicht selbst das Tabakmonopol übersteigen kann und jedem nothwendigen Friedensmilitärbedarf mehr als gewachsen ist. Da man offiziös hierzu aufgefordert hat, soll es an der Besprechung einer ausgiebigen Luxusbesteuerung nicht fehlen. Ich werde eine solche Besprechung wohl schon im nächsten Hefte der „Zukunft" versuchen.

Unsere Steuerquellen, alte und neue unangebrochene, können hiernach ohne Druck auf den entbehrlichen Konsum und ohne Druck auf das Vermögen und Einkommen der kleinen Leute jeden erforderlichen Militärbedarf, welcher den Preis für die unbedingte Sicherheit der Nation gegen äußere Feinde bildet, meines Erachtens zweifellos liefern.

Weiter erweist es die vergleichende Finanzstatistik nicht, daß wir, verglichen mit jenen Staaten, von denen uns nationale Vernichtung zugedacht sein könnte, für das Militär mehr und für Kulturzwecke weniger ausgeben. Weit eher ist das Gegentheil wahr.

Die Vorlage steigert ferner die Personalanforderungen an das Volk nicht. Der „Moloch des Militarismus", wie solcher in der Militärvorlage angeblich auftritt, giebt das brauchbare „Menschenmaterial", das er zwar ganz einzieht, auch früher und sicherer als bisher wieder heraus. Die zweijährige Dienstzeit bezeichnet eine Milderung bisheriger Dauer und Ungewißheit, und, verglichen mit dem bisherigen Zustande, eine Konzession an die „Freiheit und Gleichheit".

Mit der Vorlage ist der „Militarismus" am Ziele der möglichen quantitativen Steigerung angekommen. Der „Militarismus" mag ja noch so unersättlich sein, — mehr als alle Wehrfähigen kann er auch künftig nicht verlangen.

Es mag wohl sein, daß für die qualitative Durchbildung der Wehrkraft im Laufe der Jahre weitere Nachforderungen eingehen und bewilligt werden müssen. Also nehme man immerhin 100 Millionen Mark jährlich an, statt der 53 der angezettelt gewesenen neuen lex Huene! Unser Heerwesen würde auch dadurch noch lange nicht zum Alles verschlingenden Moloch werden; es würde einschließlich der Militärpensionen mit seinem Gesammtbedarf noch nicht das Doppelte Dessen in Anspruch nehmen, was die Nordamerikaner allein für Militärpensionen auszugeben sich immer wieder entschlossen haben. Die Summe von 53 bis selbst 100 Millionen mehr ist doch nur ein kleiner Theil Dessen, was in Staat, Provinz und Gemeinde für Kulturleistungen und im bürgerlichen Leben für keineswegs nothwendige Bedürfnisse ausgegeben wird.

Hosted by Google

Die Mehrausgabe ist, verglichen mit den Vortheilen ungestörter Erhaltung des Friedens, sicheren Geschäftsganges und Unternehmens, verglichen mit der Verzinsung der Kosten und mit den Schäden eines verlorenen Krieges, eine verhältnißmäßig unbedeutende Assekuranzprämie gesicherter Nationalexistenz.

Der letzte Krieg hat die Franzosen 12 Milliarden Mark gekostet, der nächste wird für Denjenigen, der ihn verliert, mindestens das Doppelte erfordern, also, bei einer Verzinsung von 5 pCt. für die Schulden aus der Kriegskostenliquidation, 1000 bis 1200 Mark jährlichen Mehraufwand an Steuern verursachen. Erscheinen da 50 bis 100 Millionen, wenn sie bewirken, daß der Feind von einem Ueberfall sich abhalten läßt, als Molochfütterung und nicht vielmehr als eine verhältnißmäßig kleine Assekuranzprämie?

Man kann gegen die Verschwendungen des Paradeausrüstung- und des Kasino-Luxus noch so sehr eingenommen sein und wird dennoch sagen dürfen: finanziell und wirthschaftlich existirt ein molochartiger Militarismus nicht. In dieser Hinsicht ist der Militarismus wirklich, wie Graf Caprivi meint, ein Gespenst.

Dies Alles zugegeben, sage ich dennoch: Militarismus und Militarismus! Es giebt auch einen unwägbaren, auf die politische Volksseele drückenden Militarismus. Diesen haben wir in Deutschland nicht als Gespenst und gegen ihn bäumt sich ein großer Theil des Volkes auf. Er ist es, der meines Dafürhaltens hauptsächlich die Militärvorlage zu Fall gebracht hat und auch dann zu Falle gebracht haben würde, wenn Caprivi bei seiner Militärreform es vorgezogen hätte, die reine Qualitätstheorie des Fürsten Bismarck statt der gemischten Quantität-Qualitätstheorie seiner Militärvorlage den reinen Quantitätstheorien der Opposition entgegenzusetzen. Ja, der Durchfall wäre dann vielleicht ein noch stärkerer gewesen.

Worin besteht nun — so fragt man — jener unwägbare, wirkliche Militarismus, welcher die Vorlage durch das Schreckgespenst des finanziell unerschwinglichen Militarismus zu Falle gebracht hat? Diese Frage bleibt praktisch und brennend, wie auch die Wahlen ausfallen mögen; denn wenn dieser wirkliche, obwohl unwägbare Militarismus nicht verschwindet und nicht kapitulirt, dann würde die Militärreform so wenig im Sinne Bismarcks wie in demjenigen der beabsichtigt gewesenen neuen lex Huene auf konstitutionelle Weise zu Stande kommen. Er ist kein künstlich markirter, er ist der wirkliche Feind der Nothwendigkeit einer Stärkung unserer Wehrkraft.

Nun, die Frage nach dem Inhalt dieses anderen „Militarismus" wird man am Leichtesten durch eine Gegenfrage beantworten, und so frage ich: „Wie, wenn der Abstimmung über die Militärvorlage die Erfüllung des Volkswunsches nach der Reform des Militär-Strafprozesses um einige Monate vorange-

Hosted by Google

gangen wäre? Wenn man die Einbringung der Militärvorlage nicht sogleich mit der Drohung eventueller Rückkehr zur vollen dreijährigen Dienstzeit verbrämt hätte? Wenn man diejenigen Elemente des Centrums und des Freisinns, die noch zuletzt Sezession machten, rechtzeitig herangezogen hätte? Wenn man sie veranlaßt hätte, in die Wahlkreise zu gehen und ihre Wählerschaften aufzuklären? Wenn man ihnen hierbei die Zustimmung der Reichsregirung zu den Konzessionen des Antrages Huene gleich mit auf den Weg gegeben hätte? Wenn man eben so bezüglich der Deckungmittel für die Militärvorlage mit Volksvertretung und Volk mehr Fühlung genommen, wenn man nicht erst nach erfolgter Reichstagsauflösung zu populärem Beirath bezüglich der Deckungmaßregeln aufgefordert hätte? — Wäre dann die Reichstagsauflösung nöthig geworden? Angesichts aller Wahrnehmungen, wonach selbst Centrumsleute und Freisinnige bei ihren Wählern carte blanche für die künftige Militärvorlage gefunden haben oder finden könnten, nach der tiefen Spaltung, welche unmittelbar vor Thorschluß des alten Reichstages in zwei großen Parteien der Opposition für wie gegen die Militärvorlage eingetreten ist, möchte ich diese Frage eher verneinen als bejahen. Zieht man alle erwähnten Dinge in Betracht, so läßt sich die Ueberzeugung doch nicht unterdrücken, daß, was die soldatische Behandlung der Volksvertretung, das Nichteingehen auf gerechte Volkswünsche, auch das Verhalten des ständigen Militärs gegenüber dem bürgerlichen Leben und auf dem Exerzirplatz betrifft, der Militarismus eben kein bloßes Gespenst ist und daß die soldatische Behandlung bei Militärvorlagen besonders wenig angezeigt erscheint. In Süddeutschland dürfte dies die Ueberzeugung nahezu aller Parteien sein. Hier finde ich die Meinung fast allgemein verbreitet, daß die Reichstagsauflösung durch eine andere Behandlung des Parlaments und durch geschicktere Anfassung der steuerpolitischen Deckungfragen hätte vermieden werden können.

Ob dies das Bessere gewesen wäre, läßt sich im Augenblick zwar nicht beurtheilen. Denn wenn die soeben gemachte Erfahrung die Wirkung haben sollte, den Soldaten-Konstitutionalismus geschmeidiger zu machen und andererseits die eingetretene Zersetzung überlebter Parteien auf gesunde Weise von statten gehen zu lassen, dann kann ja auch der schwebende Konflikt wünschenswerthe Folgen haben. Aber zu vermeiden war der Konflikt, — und die militaristische Geringschätzung der Imponderabilien des politischen Nationallebens, die außerhalb und innerhalb des Parlaments zu geringe Beachtung des Freiheitgefühls war es, was zur Ablehnung mächtig beigetragen hat.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Hosted by Google

Ferdinand Brunetière.*)

Herr Ferdinand Brunetière, der zur Liebe selbst nicht viel Talent hat, wird auch nicht leidenschaftlich geliebt. Die Jungen, die von der neuen Schule, verachten ihn und möchten ihn am Liebsten anspeien oder erdrosseln. Die Professoren unserer Universität nennen ihn einen Pedanten, um selbst dadurch neben ihm leichtfüßig zu erscheinen. Er hat die Bildungheuchler und die Bildungprotzen gegen sich und er kann zu seinen Anhängern weder die Frivolen, noch die Sensitiven, noch auch die Nervösen zählen. Die Frauen lesen ihn kaum; sein strenger Ernst flößt nur spärliche Sympathien ein. Aber trotz alledem ist er Einer; seine Stimme zählt; Jeder fühlt, daß man über ihn nicht ohne Weiteres hinweggehen kann. Mit einem Wort: Er ist eine Autorität.

Nun könnte man mit einem Ausdruck des La Bruyère sagen: Autorität schließt nicht unter allen Umständen das Verdienst aus, wenn sie es auch gewiß nicht bedingt, mindestens noch andere Eigenschaften daneben bedingt. Autorität erwirbt Der am Schnellsten und am Leichtesten, der sich gewöhnt hat, mit einer gewissen Sicherheit und nach feststehenden Grundsätzen seine Urtheile zu fällen. Auch von der Art des Schreibens hängt sie oft ab und von dem Ort, wo man schreibt. Die Autorität des Herrn Brunetière und seiner starren Verkündigungen aber hat andere Ursachen: zunächst seine Vorzüge und dann — seine Fehler.

Er ist sehr unterrichtet und hat nicht nur den äußeren Firniß der Bildung. Seine Kenntniß des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ist unantastbar. Man fühlt, daß er sämmtliche Klassiker gelesen hat, und alle vom Anfang bis zum Ende. Das sieht nach nichts aus, aber wie Viele, selbst unter den Leuten vom Handwerk, können es mit gutem Gewissen von sich behaupten? Geschichte, Philosophie, Romane, Poesie, schöne Künste: er kennt Alles aus allen Ländern. Immer spürt man in seinen Kritiken, daß er auf einer festen und breiten Basis steht und über eine Fülle vielfältiger und präziser Kenntnisse verfügt, die er vortrefflich zu ordnen versteht. Er hat also zunächst das — eben so seltene wie bescheidene — Verdienst, daß er immer die Dinge genau kennt, über die er schreibt, und sogar Alles, was mit diesen Dingen zusammenhängt.

Herr Brunetière hat von Natur philosophische Anlagen, die durch seine Kenntniß der Geschichte und unzähliger Bücher, durch die Möglichkeit, immer Vergleiche und Parallelen zu finden, noch entwickelt worden sind.

*) Brunetière, der Literaturdozent der École Normale Supérieure und Kritiker der Revue des deux mondes, ist am achten Juni zum Mitgliede der Französischen Akademie gewählt worden.

Hosted by Google

Jedes Buch erinnert ihn an viele andere Bücher und von diesen Annäherungen der einzelnen Werke löst sich allmählich ein allgemeiner Gedanke ab: das Buch ist nicht mehr vereinsamt, es hat vielmehr in einer Reihe seinen Platz und ist durch irgend einen Punkt mit den anderen verbunden. Sehr selten wird man ihn daher auch in das Studium eines einzelnen Buches versponnen sehen; das dient ihm eigentlich immer nur als Ausgangspunkt oder als Stütze für eine Theorie, als eine Gelegenheit zu literarhistorischen oder aesthetischen Erörterungen. Nie ist seine Kritik unbedeutend oder nur liebenswürdig; sie läßt uns in unseren unbedachten Neigungen keine Ruhe, und wenn sie uns häufig ärgert, so regt sie doch auch zum Nachdenken an.

Herr Brunetière ist ein Doktrinär. Nicht aus Neugier oder, weil ihm das Suchen Spaß macht, beschäftigt er sich mit historischen Studien und schwierigen Dissertationen, sondern weil ihm das Urtheilen an sich Vergnügen gewährt. Er glaubt an einen absoluten und dauernden Werth geistiger Schöpfungen, an einen Werth, der von dem Empfinden der Leser und Zuschauer unabhängig ist und den er ganz scharf präzisiren zu können behauptet. Er glaubt an eine Hierarchie im Reich der aesthetischen Genüsse. Fest und sicher steht er auf dem Boden seiner Theorien, deren Anwendung ihm nie Bedenken erregt; und das Wägen, Vergleichen, Klassifiziren bereitet ihm selbst bei seinen Lieblingsbüchern, bei den Bibeln, aus denen seine Dogmen stammen, mehr Amusement als das einfache Genießen und die Uebertragung des Genusses auf Andere. Dieser Glaube nun und diese Sicherheit sind imposant und geben seiner Rede eine große Kraft. Und andererseits verleiht die doktrinäre Gewohnheit, Alles nach den selben feststehenden Grundsätzen zu beurtheilen, seiner Kritik eine gewisse solide und beruhigende Majestät.

Wo seine Grundanschauungen nicht direkt in Frage kommen, ist er ein durchaus freier Geist. Schlagwörter, Persönlichkeiten, Autoritäten und Moden können ihn nicht blenden, weil er überall auf den Grund der Dinge zu gelangen sucht. Es ist sehr bemerkenswerth, daß ihm die akademische Befangenheit so fremd wie die naturalistische ist. Wenn er nicht von den Modernen spricht — die er stets aus einer vorsichtig mißtrauischen Defensive betrachtet —, wenn er sich mit den Klassikern beschäftigt, kann man sich einen freieren Kritiker nicht denken. Dann schlägt seine Orthodoxie häufig in eine kecke Paradoxie um, dann wirft er überlieferte Urtheile oft über den Haufen oder zeigt uns auch, zu unserer Wuth, wie lebendig diese Klassiker noch immer sind, und wie viele von den schönen Dingen, die wir erfunden zu haben glauben, schon bei ihnen zu entdecken sind.

Herr Brunetière ist sehr klug; (ich gebe dem Wort hier seine volle

Hosted by Google

Bedeutung). Unsere jungen Herren nennen ihn einen Banausen und sagen: „Er versteht ja nichts." Im Gegentheil: er versteht immer, das sieht man; aber auch, daß ihm oftmals die Liebe fehlt. Nicht selten findet man bei ihm Geständnisse wie dieses: „Was man dem Realismus, Naturalismus, Impressionismus oder wie er sonst sich nennen mag, nicht bestreiten kann, ist, daß nur in der exakten Nachahmung der Natur für die Kunst und den Künstler Hilfe, Heil und Sicherheit zu finden ist. Nur da sind die Wurzeln ihrer Kraft und da — man muß das furchtlos gestehen — liegt auch die Berechtigung der Bewegung, die seit einigen Jahren unsere gesammte Literatur von den nebligen Gipfeln der Romantik zu dem Plattland der Wirklichkeit herabgeführt hat." Darauf folgt dann freilich das distinguo. Jedenfalls aber hat er die Ziele und die Reize des Naturalismus und des Japanismus, deren Uebertreibungen er so tapfer bekämpft hat, immer vollkommen verstanden und sich nie über die Art des Vergnügens getäuscht, das diese neuen Kunstrichtungen gewähren konnten. Nur scheint ihm dieses Vergnügen geringwerthig und er selbst hat keinen Sinn dafür. Uebrigens ist er gegen Flaubert beinahe gerecht gewesen und er hat mindestens das neue Element, das Flaubert in den Roman gebracht hat, sehr fein und richtig definirt; seiner Studie über Madame Bovary fehlt nur die Liebe. Und hat er nicht im Werke Zolas die Einfachheit der Erfindung, die Fülle und Macht der Darstellung anerkannt? Allerdings macht er das Lob in einer Zeile ab und die Verurtheilung füllt fünzig Seiten; aber die romanhafte Banalität ist ihm nicht weniger verhaßt als der landläufige Naturalismus. Die „idealistischen" Lieblinge unserer Romane lesenden Bourgeois hat er nie gelobt, nie auch nur erwähnt. Er bewundert sogar Darwin, er liebt Renan und achtet Taine, — obwohl sie doch in der Mode sind.

Trotz alledem ist Herr Brunetière in ungewöhnlichem Maße zur Verbissenheit geneigt. Ich glaube fast, er weiß es, und ich bin sicher, daß er es nicht ungern hört. Er hat etwas von Molières Menschenfeind. Ohne Zweifel hat er Zola über Gebühr mißhandelt; mehr sogar, als es der gute Geschmack erlauben sollte. Auch gegen die Brüder Goncourt hat er eine außergewöhnliche Härte gezeigt und selbst da, wo sie gar nicht im Spiel waren, hat er ihnen hinterrücks gern Eins versetzt. Wo sein literarisches Glaubensbekenntniß bedroht ist, schlägt er, nicht gerade wie ein Blinder, aber wie ein Tauber zu. Sobald ihm in einem Buch die „Poetik" falsch scheint, legt er auf Alles, was sonst darin etwa noch interessant oder reizvoll ist, nicht den geringsten Werth. Und er gleicht auch darin ganz dem Misanthropen, daß er, wie Alceste das Lied des Königs Heinrich über Alles stellt, in der Behauptung seiner Prinzipien den Ton herausfordernder Uebertreibung annimmt. Dieser Kritiker hat, wie gewisse Politiker, einen Hang für das Unpopuläre.

Hosted by Google

Ein weniger liebenswürdiger, weniger eleganter, weniger feinfühlender, aber starker, kluger und, im Besitz seiner guten wissenschaftlichen und philosophischen Waffen, kampfeslustiger Nisard; ein kühner Orthodoxer, der so trotzig doch wie ein Ketzerführer ist: so sieht Herr Brunetière aus.

Ich habe ihn reichlich und gern gelobt. Jetzt kann ich mit um so ruhigerem Gewissen einige bescheidene Einwendungen erheben.

Herr Brunetière besitzt Kraft, Feinheit, einen scharf unterscheidenden Geist, oft eine trockene Subtilität, — aber ihm fehlt die Grazie. Ich werfe ihm diesen Mangel nicht vor; aber Grazie hat er nun gar nicht, auch nicht zufällig einmal, auch nicht ein Bischen; schon die gehaltene Art seines Schreibens verhindert die Anmuth. Und dann sein Stil; gewiß ist er sehr merkwürdig, mit seinem gelehrten Archaismus; aber — wenn man Brunetière nach Brunetières Theorien beurtheilen wollte — wie gesucht, wie geziert ist dieser Stil, und wie weit entfernt er sich von der einfachen Natürlichkeit der meisten Klassiker! Herr Brunetière ist gar so selbstzufrieden im Besitz der guten, der besten, der einzigen Sprache! Es passirt diesem Schriftsteller auch, daß er, der gegen das Falschspielen mit Worten so sicher gerüstet ist, uns, wenn ich so sagen darf, durch die scheinbare Logik seiner Deduktionen betrügt. Die Neigung zu schnurgerader Regelmäßigkeit spielt ihm solche Streiche. Andere wieder spielt ihm seine Leidenschaft und seine Freude an Paradoxen, die ihn übrigens auch wieder besonders interessant erscheinen läßt. Paradoxe sind bekanntlich zu alte oder zu neue Wahrheiten — und Sie können sich denken, daß die des Herrn Brunetière meistens zu alt sind. . . .

Er hat seine Steckenpferde und, ich glaube wohl, auch seine Vorurtheile. Wie Jedermann, nenne ich ein Vorurtheil die Meinung der Anderen nur, wenn ich sie nicht theile; aber ein Vorurtheil ist mir auch jeder Glaube, der auf die Vernunft begründet zu sein scheint und der in Wirklichkeit doch nur eine Vorliebe des Temperaments ist oder ein zur Doktrin umgewandeltes Gefühl. Solchen Glauben scheint mir nun Herr Brunetière mitunter zu haben; er sucht und findet zwar stets gute Gründe, um ihm einen festeren Rückhalt als den persönlicher Liebhabereien zu geben; meine Zweifel aber kann er nicht beseitigen, und wenn er mich schließlich auch überzeugte, — überreden könnte er mich nicht.

Zunächst glaubt er an eine Hierarchie der Kunstgattungen; er klassifizirt sie mit der äußersten Bestimmtheit; er muß wohl besonders scharfe Instrumente haben, mit denen er genau die Art des Vergnügens angeben kann, das er empfindet und das Andere empfinden sollen. Daß er Madame Bovary für ein Meisterwerk hält, hat er oft gesagt, aber er würde sich für entehrt halten, wenn er nicht sofort hinzufügte: „Gewiß, — aber

Hosted by Google

ein Meisterwerk niederer Gattung." Einmal legt er sich sogar in wahrer Angst die Frage vor: „Ist das überhaupt ein Kunstwerk? Ist das namentlich ein Roman? Ich wage nicht, es zu behaupten." Eben so erkennt er in Dickens einen Meister, aber: in einem „offenbar niedrigen" Genre (dieses Genre ist der sentimentale realistische Roman). Für ihn scheint nicht nur das Talent des Verfassers den Werth eines Werkes zu bestimmen, sondern auch das Genre, dem es angehört, und was er das „höhere Genre" nennt, das ist, glaube ich, die Leichenrede, die Tragödie, der idealistische Roman. Er hält Das, was er in seinem ersten Artikel „einen idealen Schein" nannte, für unbedingt nöthig: „Gewiß soll den niedrigsten und erbärmlichsten Menschenkindern ihr Platz in der Dichtung nicht versagt werden, aber nur unter der Bedingung, daß in die Tiefe ihres Jammers ein idealer Schein fällt und daß der Dichter, anstatt sie in den engen Kreis einzuschließen, in den die Geburt oder das Laster sie geworfen hat, sie im Gegentheil daraus befreit und in den Gefühlen und Anschauungen sich bewegen läßt, die alle Gesichter entrunzeln, alle Augen feucht werden und alle Herzen höher schlagen lassen."

Aber nicht nur die allgemeine Niedrigkeit der Personen mißfällt Herrn Brunetière, er verurtheilt auch die ironische und skeptische Voreingenommenheit eines Schriftstellers als einen der Gründe, die ihm ein Kunstwerk geringwerthig erscheinen lassen. Ein gewisser Optimismus oder mindestens „die Sympathie mit dem Elend und Jammer der Menschheit" muß, nach seiner Ansicht, immer vorhanden sein. Nun kann diese Sympathie sich doch aber in sehr verschiedenen Arten äußern; es giebt eine Menschenverachtung, die ein gewisses Mitleidsgefühl keineswegs ausschließt, die eher gerade einem sehr erhabenen Ideal von Großmuth, Selbstlosigkeit und Güte entstammt. Und selbst wenn ein Schriftsteller „die Menschen verabscheut und sich in die Verachtung ihrer Handlungen vergräbt," so kann diese Misanthropie ein sehr ungerechtes Gefühl sein, aber ich wüßte nicht, warum es unästhetisch oder kunstwidrig sein sollte. Muß man denn für den Gegenstand seiner Darstellung sittliche Sympathien empfinden? Ich denke, die künstlerische Sympathie genügt, und die Hauptsache, ja der einzige Zweck aller Kunst ist die Lebendigkeit der Darstellung. Alle anderen Zwecke sind anderswo zu erreichen, in der Moral, der Religion, der Metaphysik.

Wenn ich von mir sprechen darf: ich bin ganz anderer Ansicht. Ich möchte für einen Augenblick z. B. Flauberts Madame Bovary mit Racines Athalia vergleichen, — nicht um mich zu amusiren oder lustig zu machen, sondern um die kritischen Grundsätze des Herrn Brunetière besser zu beleuchten. Ich nehme also an: Athalia und Madame Bovary sind, in zwei sehr verschiedenen Genres, zwei gleich vollendete Kunstwerke. Unzweifelhaft

Hosted by Google

wird Brunetière dennoch die Tragödie Racines sehr viel höher stellen als den Roman Flauberts. Warum? frage ich ganz naiv. Ich gebe ja zu: der Stil Racines ist edler, abstrakter, majestätischer; aber der Stil Flauberts hat dafür mehr Farbe und Plastik. Beide Werke sind ungefähr gleichmäßig solide aufgebaut, und der Werth reicher und lebendiger Details ist doch nicht zu verachten, auch wenn man die Größe und die äußerste Schlichtheit noch so hoch anschlägt. Der Tod der Bovary erschüttert mich eben so wie das Sterben der Athalia. Die Wirkungen der Tragödie und des Romans sind nicht die selben, schon weil die beiden Gattungen verschiedene Lebensbedingungen und Konventionen haben; aber diese Wirkungen sind vielleicht doch gleichwerthig. Warum also stellt Herr Brunetière Athalia höher? Doch nur, weil die sittliche, soziale und geistige Beschaffenheit der Personen hier höher ist und weil die Handlung sich in würdigeren Formen bewegt; er richtet sein Urtheil also nach etwas Aeußerlichem, das mit dem Wesen des Kunstwerkes gar nichts zu thun hat und das Verdienst oder die Kraft eines Künstlers weder erhöhen noch verkleinern, sondern nur zeigen kann, wohin Geschmack und Neigung ihn führen.

Ein Ausspruch Brunetières über Madame Bovary hat mich sehr seltsam berührt: „Alles trägt dazu bei, — ich möchte nicht sagen die Schönheit, aber die Vollkommenheit dieses Werkes zu begründen.“ Deutlicher kann man nicht aussprechen, daß man die Schönheit nicht von der Kunst selbst, sondern von der Art des Stoffes, den sie behandelt, abhängig macht. Mir flößt eine Aesthetik, die so entschlossen zwischen Schönheit und Vollkommenheit unterscheidet, Mißtrauen ein.

Für das XVII. Jahrhundert hat Herr Brunetière eine ganz merkwürdige Vorliebe. Er thut zwar, als ob er auch den großen Dichtern dieser Epoche so unabhängig wie allen Anderen gegenüber stände; aber im Grunde verzeiht er ihnen Alles, — weil er sie liebt; er findet sie besser und origineller als die Modernen und nur ungern, weil ers eigentlich nicht zugeben möchte, läßt er sich mitunter zu dem Geständniß herbei, daß seit ihrer Zeit doch immerhin auch noch Etwas erfunden worden ist. Vergebens würde man ihm sagen: „Gewiß sind sie besser als wir und ihr Denken ist höher; dafür aber sind wir vielleicht wieder klüger, freier, nervöser, amusanter, gerade durch unsere Fehler und unsere Unruhe.“ Sie sollen mal sehen, mit welcher Verachtung er Den behandeln wird, der ihm das sagt.

Diesen absoluten Glauben, der seiner Kritik so viel Leben und Bewegung verleiht, stützt er, wie ich schon sagte, durch die besten Gründe von der Welt. Ich bemühe mich, und es gelingt mir auch, sie zu begreifen; aber — ich kann mir nicht helfen — ich empfinde sie nicht immer. Ich halte z. B. Bossuet für einen sehr bedeutenden Schriftsteller; zu der Höhe der Be-

Hosted by Google

wunderung und enthusiastischen Anbetung aber kann ich mich nicht aufschwingen, auf der Brunetière steht, wenn er aus Bossuet „den größten Namen seiner Zeit", also eigentlich der ganzen französischen Literatur, macht. Mich kostet es, offen gesagt, immer einige Anstrengung, Bossuet zu lesen. Nach einigen Seiten muß ich dann immer zugeben, daß er, wie man heute sagt, „très-fort" ist; eigentliches Vergnügen aber bereitet er mir kaum, während ich oft bei einem Buch von heute oder von gestern — nicht beim ersten besten natürlich — vor Vergnügen bebe und bis ins Mark ein Lustgefühl empfinde, — so sehr liebe ich diese Literatur der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, diese kluge, bewegliche, unruhige, zürnende, subtile und verrückte Literatur, — bis in ihre Geziertheit, ihre Uebertreibungen und ihre Lächerlichkeiten sogar, deren Keime ich in mir selbst spüre! Und, um annähernd ernsthaft zu sprechen, die Rechnung ist doch nicht so ungleich. Corneille, Racine, Bossuet haben heute vielleicht nicht Ihresgleichen; aber besaß das große Jahrhundert einen Lamartine, Victor Hugo, Musset, Michelet, hatte es George Sand, Sainte-Beuve, Flaubert, Renan? Ist es meine Schuld, wenn ich lieber ein Kapitel von Renan lese als eine Predigt Bossuets, den Nabob lieber als die Prinzessin von Cleve, und manche Komödie von Meilhac und Halévy lieber als eine von Molière? Gegen die Grundfärbung, die unser Geist und Temperament einst empfing, kann eben nichts aufkommen. Deshalb kann ich Herrn Brunetière wegen seiner Ansichten auch nicht tadeln; aber es muß immer wieder gesagt werden, daß auch seine „Prinzipien" eigentlich nichts als persönliche Neigungen sind.

Diese zum System erhobenen Neigungen haben ihn unzweifelhaft, wenn auch nicht ungerecht, so doch mürrisch und mißtrauisch gegen einen großen Theil der modernen Literatur gemacht. Seitdem er seinen ersten Artikel über den „Realismus" schrieb, ist er ja etwas milder geworden; er war eines Tages zu Flaubert fast gütig und Alphonse Daudet hat er mitunter beinahe gestreichelt; im Ganzen aber ist seine Kritik der Modernen doch vorwiegend ablehnend geblieben: er zürnt ihnen wegen ihrer Mängel mehr, als er sie für ihre Vorzüge preist. Und das betrübt mich.

Als ich noch in dem glücklichen Alter der Unvernunft stand, da war ich vor Wuth einmal außer mir über zwei Artikel: einen von Etienne über die Contemplations und einen von Saint-René Taillandier über die Tentation de Saint Antoine. Etienne warf Victor Hugo Verworrenheit, Unverstand und Geschmacklosigkeit vor; Taillandier examinirte gewissenhaft Flauberts „Possenspielerei" und vermißte darin Klarheit, historisches Empfinden, gesunden Menschenverstand und das Gefühl für Sitte, Anstand und Idealität. Alle Beide hatten Recht; aber da ich noch sehr jung war, sagte ich mir: „Bah! Ihr großen Gelehrten, — Geschmack, Menschen-

Hosted by Google

verstand, Ordnung, Sitte, Anstand und Ideale, das kann schließlich jeder unbescholtene Schriftsteller in seine Bücher packen! Ich selbst vermöchte es, wenn ich nur wollte! Aber den Glanz, den prächtigen Klang, den überschäumenden Lyrismus, die strahlende Bilderfülle der Contemplations, die Merkwürdigkeit und die plastische Vollendung der Tentation, — das konnten eben nur Hugo und Flaubert erreichen! Gewiß wäre es noch besser gewesen, wenn sie damit guten Geschmack und gesunden Menschenverstand vereinigte hätten; schließlich kann ich aber auf Eigenschaften, die ich selbst so gut wie ein Anderer erwerben könnte, keinen so ungeheuren Werth legen, und wo nur solche Eigenschaften fehlen, die der erste Beste hinzuthun könnte, da kann ich so laut nicht tadeln. Denn diese doch wahrhaftig nicht seltenen Eigenschaften können wohl zur Vollkommenheit eines Werkes beitragen, aber sie würden allein eine klägliche Rolle spielen, und auch ohne sie hat eine mächtige Originalität noch ihren imponirenden Werth und ihren bestrickenden Reiz." Ich ging wohl zu weit, denn es giebt sicher gewisse Regeln, deren Interpretation freilich sehr verschieden ist, deren Verletzung aber den Werth eines Werkes herabsetzt. Aber ich hatte mit meiner Bewunderung Hugos und Flauberts doch wohl Recht, und auch mit dem Glauben, daß die wahre Schönheit eines Buches etwas Tiefes und Geheimnißvolles ist, das durch Verstöße gegen die Regeln des Anstandes und der Rhetorik nicht beseitigt wird, und daß ein Schriftsteller vor Allem nach der Art beurtheilt werden muß, wie er sieht, empfindet und schreibt, nach der Eigenart, die ganz ihm gehört und die ihn über die Allgemeinheit erhebt.

Man muß eben lieben, um gut und gründlich zu verstehen; und Herr Brunetière liebt einige moderne Schriftsteller, selbst ungewöhnlich begabte und interessante, nicht, weil er bei ihnen nicht die Eigenschaften findet, die Etienne bei Victor Hugo vermißte und die bei den großen Schriftstellern des XVII. Jahrhunderts so reichlich vertreten sind. Außerdem hat er, sozusagen, einen zu philosophischen, zu sehr von Theorien erfüllten Geist, um sich so ohne Weiteres von Büchern einfangen zu lassen, über deren Rang er nicht von vornherein ganz sicher und beruhigt ist. Die Neigung zieht ihn zu Vergleichen, zu Klassifikationen, zum Nachweis literarischer Verwandtschaften und Zusammenhänge, zur Entwickelung allgemeiner Ideen, und über diese Sorgen vergißt er, in das Empfinden eines neuen Werkes einzudringen. Er will es zunächst den „Mustern" vergleichen, und während er sich mit dem Urtheilspruch beeilt, entgeht ihm der Genuß und er versäumt das Suchen nach der eigenthümlichen Schönheit des Werkes und nach der ganz besonderen, nur ihm gehörigen Weltanschauung, die der Autor, bei allen Fehlern und Vorurtheilen, doch vielleicht besitzt. Herr Brunetière vertieft sich nur in die Seelen von vor zweihundert Jahren; unsere verschmäht er. Irgendwo

Hosted by Google

gesteht er, Zola habe einige Hundert Seiten geschrieben, die „schön" sind; warum spricht er von denen nun nicht ein Bischen, warum begnügt er sich mit dem bitteren Tadel der übrigen Seiten? Mein Gott, ja, in Zolas Werken giebt es viele überflüssige Rohheiten und seine Romane sind vielleicht nicht so wirklichkeitgetreu, wie er wähnt. Mein Gott, nein, er ist kein so feiner Psychologe wie La Rochefoucauld, kein Stilkünstler wie Flaubert. Zugegeben. Trotzdem hat Zola seine originelle Besonderheit, ein Etwas, das man weder bei Balzac noch selbst bei Flaubert findet; und dieses Etwas sollte man, wenn mans einmal gefühlt hat, doch auch definiren.

Eine Kritik, die immer nur tadelt, ist oft recht billig und ihr droht die Gefahr der Unfruchtbarkeit. Eine Kritik, die sofort allgemeine ästhetische Fragen aufwirft, ist an sich sehr interessant, aber sie sagt uns über die Bücher, die sie zum Vorwand ihrer Betrachtungen nimmt, so gut wie gar nichts oder — sie entstellt sie. Eine Kritik, die jedem Werk seinen Platz in der Literaturgeschichte anweist und jedes auf seine Abstammung prüft, ist oft etwas eilig und ihrem Hochmuth können herbe Enttäuschungen folgen. Jede dieser kritischen Gattungen wird ja ihren Raum finden. Zunächst aber, meine ich, sollte man doch damit beginnen, an jedes Werk vorurtheilslos und wohlwollend heranzutreten, um am Ende dann die Eigenart des Autors zu erkennen und anzugeben. Natürlich kann man nicht durch eine alberne Fiction alle Schriftsteller von vornherein auf eine Stufe stellen. Natürlich giebt es Bücher, mit denen die Kritik überhaupt nichts zu schaffen hat, mögen sie auch noch so viele Auflagen erlebt haben. Andererseits aber fühlt und weiß man im Kreise der literarischen Mandarinen, bis auf wenige zweifelhafte Fälle, doch ganz genau, daß diese und jene Schriftsteller — was auch sonst ihre Fehler und Unarten sein mögen — wie man wohl sagt, „existiren", und daß sie eine Betrachtung aus der Nähe verlangen dürfen. Dazu gehört, selbst für Brunetière, der Dichter des Assommoir, und, trotz alledem, Edmond de Goncourt, und noch unzweifelhafter gehören die Brüder Goncourt dazu, so gut wie Feuillet, Cherbuliez und Theuriet. Viele Sub-Naturalisten und Sub-Idealisten aber gehören nicht „dazu". Und ich denke: Alle, die dazu gehören und die uns irgendwo einen tieferen und dauernden ästhetischen Eindruck gewähren, die sollte man, wenn man auch durchaus berechtigt ist, sie zu kritisiren, doch nicht hart behandeln, schon weil man für das bereitete Vergnügen ihnen dankbar sein muß. Denn das Schöne bleibt doch das Schöne, auch an üblem Ort und in schlechter Gesellschaft, es trägt sein Maß in sich selbst und die Abstufungen in seiner Schätzung richten sich wesentlich nach den Charakteren, den Temperamenten, den geistigen Anlagen Derer, die es genießen wollen, und auch nach dem Tag und der Stunde, wo man es genießt. Ich weiß sehr gut, daß die

Hosted by Google

Autoren oft recht unklug über die Kritiker urtheilen. Von einem jungen Romanschreiber hörte ich mit mehr Sicherheit als Verstand einmal die Behauptung vertreten, der niedrigste Romancier oder Theaterstückemacher sei immer noch mehr als der größte Kritiker oder Historiker und ein Romanlieferant des Petit Journal stehe über Taine, weil der keine Geschichten erfindet. Dieser junge Herr wußte nicht einmal, daß es verschiedene Arten der Erfindung giebt. Ich zürne ihm nicht: ein guter Kritiker muß mehr verstehen und muß nachsichtiger sein als ein junger Romancier.

Die Modernen können, wenn sie nicht unter jeder Kritik sind, einige Sympathie und Liebe verlangen. Man muß zuerst den Eindruck analysiren, den man von ihren Büchern empfängt, dann die Persönlichkeit des Autors suchen, sein Temperament, seine Lebensanschauung, seine stofflichen Neigungen, seine größere oder geringere Sensibilität und die Konstruktion seines Gehirns. Kurz, man muß erst den Eindruck, den man von ihm empfangen hat, und dann seine eigenen Eindrücke festzustellen suchen. Dann gelangt man zu einer so völligen Identifizirung mit dem Schriftsteller, den man liebt, daß grobe Fehler, die er etwa begeht, einem ordentlich weh thun; aber zugleich sieht man auch so genau, wie er zu diesen Fehlern kam und kommen mußte, wie sie so ganz zu seinem Wesen gehören, daß sie zuerst unvermeidlich, dann entschuldbar und endlich sogar amusant erscheinen. Darum lese ich immer wieder gern und mitunter in hellem Entzücken Flauberts Bouvard et Pécuchet, ein Buch, über das sich gewiß Mancherlei sagen läßt und das, an den Grundsätzen Brunetières gemessen, einfach schlecht genannt werden muß. Ich aber, ich finde da Flaubert wieder, mit allen seinen Fehlern, mit seinem ganzen eigensinnigen Künstlervorurtheil, mit schärferen, härteren Zügen sogar als anderswo. Und gerade das gefällt mir. Denn am Ende ist das Interessanteste an einem Kunstwerk doch die Veränderung und selbst die Entstellung der Wirklichkeit durch einen Geist, und dieser Geist selbst, wenn er eben nicht gewöhnlich ist.

Et ce qu'on aime en vous, madame, c'est vous-même.

In Flauberts verfehltestem Buche liebe ich noch Flaubert, und in dem strengsten Artikel des Herrn Brunetière ist es schließlich doch nur Herr Brunetière, der mich interessirt. Darum werde ich mich auch hüten, ihm zum Abschied hier etwas Nachsicht, etwas weniger Wohlanständigkeit und etwas mehr Frivolität zu empfehlen. Dabei würde er nur verlieren! Jedenfalls ist es nicht sicher, daß er dabei gewinnen würde, während ich jetzt, wie er einmal ist und obgleich ich in zehn Fällen neunmal ganz anders als er empfinde — man verzeihe mir gütigst die feierliche Formel —, ohne Gewissensskrupel in ihm einen Meister begrüßen kann.

Paris. Jules Lemaître.

Hosted by Google

Zins und Wucher.*)

Der Begriff des Zinses hat ähnliche Wandlungen wie der des Wuchers erfahren. Der Schwerpunkt ruhte anfangs ausschließlich auf dem Gläubiger und rückte immer mehr nach der Richtung zum Schuldner zu. Die Definitionen Herrmanns, Schäffles, Says, Roschers, Thünens, Careys, Leroy-Beaulieus und schließlich die von Knies sind der Beleg für diese Behauptung.

Die Neo-Manchestermänner Oesterreichs bilden eine deduktive „Oase" in der großen empirischen „Wüste" der Wissenschaft. Der scharfsinnigste und klarste Kopf der liberalen Schule Oesterreichs, Böhm-Bawerk, der seit Kurzem als Sektionchef des Finanzministeriums die Steuerreformvorlage überaus gründlich ausgearbeitet hat, sandte vor vier Jahren ein Buch in die Welt unter dem Titel: „Kapital und Kapitalzinstheorien". In diesem, bereits in die Sprache der Londoner City übersetzten Buch bezeichnet der Verfasser das Darlehen als Tausch gegenwärtiger auf Zukunftgüter und den Zins als Preis dieses Tausches, der seine Berechtigung aus dem Mehrwerth der Gegenwartwaare im Vergleich zur Zukunftwaare herleite. Er behauptet weiter, unter Anwendung der Stanley-Jevons-Mengerschen Grenznutzentheorie auf den Zinsfuß, daß der Preis der Kapitalnutzung bei einer größeren Anzahl sich darbietender Kapitalien stets auf den Werth des letzten, geringsten, des sogenannten Grenznutzens herabsinke und daß daher jede Furcht vor dauernder einseitiger Bestimmung des Zinsfußes ausgeschlossen sei. Das wäre ja sehr schön, wenn dem wirklich so wäre, ich glaube aber das gerade Gegentheil davon nachgewiesen zu haben. Es giebt noch außer der Risikoprämie eine von mir so genannte Diskretion- und eine Celeritätprämie, die für die Bewahrung des Geheimnisses sowie für rasche Geldbeschaffung gern gezahlt werden und den „reinen" Zins unverhältnißmäßig anschwellen lassen. Im Freiland des modernen Zukunftstaatlers Hertzka mag es vielleicht einen bis zum Grenznutzen gesunkenen Zinsfuß geben, desgleichen im Lande Ophir, im Peru des XVII. Jahrhunderts u. s. w.; im valutakranken Oesterreich und auch anderswo findet die Böhm-Bawerksche Theorie kaum eine Bestätigung in den thatsächlichen Verhältnissen. Die Berichtigung des Zinses ist meines Erachtens zwar thatsächlich in dem Mehrwerth gegenwärtiger Güter im Verhältniß zu künftigen enthalten. Aber diesen Mehrwerth aus Motiven herleiten wollen wie etwa, daß der Entleiher in der Zukunft auf eine bessere Lebenslage hofft und daß ihm künftige Unbequemlichkeiten weniger mißlich seien als eine gegenwärtige Verlegenheit, wie dies Böhm-Bawerk unternimmt, heißt denn doch die ganze Sozialökonomie zu einer Sammlung von Wirthschaftregeln zum häuslichen Gebrauch degradiren. Nicht die subjektive Meinung des Entlehners von seiner Zukunft, nicht sein Leichtsinn, der ihn die Zukunft für die Gegenwart preisgeben läßt, vermag die Berechtigung des Zinsfußes nachzuweisen, da sonst der Willkür Thür und Thor geöffnet und der Zinsfuß überhaupt keine Grenze haben würde. Nicht psychologisch richtige, aber wirthschaftlich werthlose Individualmeinungen, sondern einzig und allein die Produktivität des dargeliehenen Kapitals muß hier maßgebend sein. Eben so sicher, wie aus vagen Hoffnungen oder leichtsinnigen Gegenwartfreuden niemals Mehrwerth entsteht, eben so sicher können sie dem Zinse auch niemals eine wirthschaftliche Unterlage bieten. Zukunftwaare ist nicht Dasjenige, was der Entlehner in der

*) S. Nr. 35 der Zukunft".

Hosted by Google

Zukunft zu leisten hat, wie Böhm-Bawerk annimmt, sondern es ist die Summe der wirthschaftlichen Güter, die der Entlehner mit Hilfe des dargeliehenen Kapitals herstellen bezw. gewinnen wird. Deshalb verstehe ich unter Zins den Preis des Nutzens, den das überlassene Kapital dem Entlehner gebracht hat.

Bevor ich nun daran gehe, die wirthschaftlich-ethischen Grenzen des Zinses zu erforschen, will ich mir die Frage vorlegen, ob es im wirthschaftlichen Verkehr überhaupt ethische Grenzen giebt und wo sie sind. Daß die Ethik in der Nationalökonomie auch ein Wörtchen mitzusprechen habe, ist seit Sismondi, Le Play, Gide, Janet in Frankreich, seit dem berühmten Schmollerschen offenen Sendschreiben an Professor Treitschke in Deutschland allgemein anerkannt. Die Ethik ist das Prinzip, das die ganze künftige Volkswirthschaft beherrschen wird und schon jetzt der „wirthschaftlichen Freiheit" immer mehr Raum abgewinnt. Dieser „Freiheit," welcher wir unter andern auch die Wucherfreiheit zu verdanken hatten, stemmen sich seit dem Alterthum zwei Gegensätze entgegen: der Grundsatz der Bewerthung der Leistung nach der Gegenleistung, sowie der Grundsatz der Leistungfähigkeit. Schon Aristoteles unterschied zwischen dem Prinzip entgeltender und distributiver oder austheilender Gerechtigkeit. Nach ihm waltet das erste im Privatverkehr zwischen Bürger und Bürger, das zweite hat zum Spielraum das Verhältniß des Individuums zum Staate. Im Privatverkehr müssen Produktionkosten und Werth der Leistung bei Bemessung der Gegenleistung berücksichtigt werden, wogegen es beim Tragen öffentlicher Lasten blos auf die Kräfte des Individuums, auf die Leistungmöglichkeit (oder Leistungfähigkeit) ankomme. Doch Aristoteles bleibt bei dieser Unterscheidung nicht stehen. Er läßt dem Prinzip distributiver Gerechtigkeit bereitwilligst Einlaß auch in den Privatverkehr, den er, wenn er auch ursprünglich auf Eigennutz beruhe, auf freundschaftliche Beziehungen zurückführt. Auch die Genossen in Handelsgeschäften, die Schiffstheilhaber u. s. w., sollen nach ihm nur verlangen, was zu leisten möglich sei, nicht, was dem Werthe der Gegenleistung entspreche. Das römische Recht hat sich wenigstens das erste Prinzip des Aristoteles angeeignet. Hier gab es die condictiones, eine actio ultra dimidium und quanti minoris, die exceptio non numeratae pecuniae, das Verbot des Anatocismus, die lex Anastasiana, das SC. Macedonianum ꝛc. Thomas von Aquino und nach ihm die anderen kanonistischen Rechtslehrer erklären sich ausdrücklich für beide Grundsätze und deshalb acceptiren sie auch den Begriff des römischen Rechtes von dem justum pretium und der laesio enormis. Damit aber den Kontrahenten nicht anheimgestellt bleibe, den gerechten Werth nach Willkür zu bestimmen, so sollen nach ihnen wenigstens bei den nothwendigsten und unmittelbarsten Lebensbedürfnissen, wie Getreide, Oel, Wein und anderen Lebensmitteln, wie nicht minder überall dort, wo an der offiziellen Preisbestimmung die Allgemeinheit ein Interesse habe, von der Obrigkeit Preistaxen festgesetzt werden. Diese dürfen sich jedoch nicht nach dem Tauschwerth sondern nach der sachlichen Güte der Waare (bonitas intrinseca) richten und für die Güte soll der gemeine Verkehrswerth (communis aestimatio, cursus) als Fingerzeig dienen. Die nämlichen Grundsätze sollen auch für den Verkehr mit nicht tarifirten Gegenständen maßgebend sein. Das subjektive Moment soll nur subsidiär zur Geltung kommen und hauptsächlich die Arbeit, die Kosten und Auslagen und die Gefahr des Verkäufers berücksichtigen. Die Abweichungen, die mit

Hosted by Google

Rücksicht darauf vom justum pretium gestattet seien, müssen sich jedoch in den Grenzen zwischen einem niedrigsten und einem höchsten Preise bewegen, wobei bei Ueberschreitung des objektiven Preismaßes nicht in Anbetracht komme, ob sie absichtlich oder unabsichtlich war. Jeder durch Ueberschreitung dieses Preismaßes verursachte Schaden müsse ausgeglichen werden und den Kontrahenten stehe blos frei, zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Maße des nicht taxirten Preises ihren Vortheil zu gewinnen. Bei Verkauf auf Kredit sollte nicht mehr verlangt werden dürfen als beim Baarverkauf, mit der von Paul de Castro hervorgehobenen Ausnahme, wenn die verkaufte Sache fruchttragend war und dem Käufer auch vor der Entrichtung des Kaufpreises thatsächlich Früchte trug. Weitere Ausnahmen von dieser Regel wurden nur für Kaufleute, Bankiers und Händler zugelassen. Dies sind die Grundsätze der kanonistischen Rechtslehre, die auch heute volle Aufmerksamkeit verdienen. Gegen diese Auffassung wandte sich nun die Reaktion der individualistischen Schule, die der einseitigen Willensbestimmung des Stärkeren oder der Gesammtlage des Marktes die Bestimmung des Preises, Lohnes und Zinses überläßt. Doch diese Zeitepoche ist ihrem Untergange nahe. Schritt für Schritt erobern sich die aristotelischen Prinzipien, durch die ätzende Kritik des wissenschaftlichen Sozialismus gefördert, das verloren geglaubte Terrain. Der Grundsatz der Verhältnißmäßigkeit, den wir auch den der entgeltenden Gerechtigkeit nennen könnten, kämpft nicht selten in der Vorhut; hat er den Platz behauptet, so verlangt der zweite: der Grundsatz der Leistungsfähigkeit oder austheilenden Gerechtigkeit, besondere Rechte und Pflichten für das Individuum. Häufig ist der letzte jedoch früher am Kampfplatz, als natürliche Reaktion gegen zu hoch gespannte Forderungen einer maßlosen Ausbeutung. Jedenfalls weist er nach, daß summum ius summa iniuria sein könne, daß objektive Verhältnißmäßigkeit nicht immer subjektiv gleiche Opfer nach sich ziehe, sondern daß im Gegentheil das gebrachte Opfer im umgekehrten Verhältniß zum restlichen Vorrath des Eigenthümers stehe. Es ist ein ius strictum und ein ius aequum, welches sich vereint gegen jegliches Unrecht wendet, um sich dann gegenseitig den Kampfplatz streitig zu machen. Die Auflösung dieses Konfliktes besteht nun in der Anerkennung beider Prinzipien, indem Verhältnißmäßigkeit der gegenseitigen Leistungen als Regel und Leistungmöglichkeit als ihre Ober- und Untergrenze anerkannt wird. An der Richtigkeit dieser Anschauung verschlägt die Thatsache nichts, daß diese „Gesetze" in Wahrheit nicht immer befolgt werden, ja, daß häufig ganz andere Prinzipien als die soeben dargelegten in das Wirthschaftleben eingreifen. Wir stehen noch immer im erbitterten Kampf mit dem Manchesterthum. Mit der Erstarkung des ethischen Bewußtseins im sozialen Menschen werden die aristotelischen Prinzipien im Fluß der Zeiten sich zu wirklichen Gesetzen umgestalten.

Bestehen nun die selben Schranken auch für den Zins und wie bethätigen sie sich? Den Preis der Kapitalnutzung bestimmen thatsächlich zwei durchaus heterogene Umstände: der Gebrauchswerth der Nutzungen des Kapitals und das Verhältniß von Angebot und Nachfrage. Der Gebrauchswerth fließt aus den wirthschaftlichen Eigenschaften des Gegenstandes selbst; dagegen ist das Verhältniß von Angebot und Nachfrage blos der Reflex menschlicher Bedürfnisse und Meinungen über diese, sowie über die Eigenschaften des bewertheten Gegenstandes. Dem stets abwechselnden Angebot und der Nachfrage steht der wenigstens auf längere Zeiträume konstante Gebrauchswerth gegenüber. Wenn und

Hosted by Google

so lange das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage den Verkehr beherrscht, kann von einem ethischen Handeln nicht die Rede sein. Je größer die Nachfrage, also das Bedürfniß, desto höher gestaltet sich der Preis; je größer das Angebot, also die Leistung, desto niedriger sinkt der Preis und somit kann, so lange dieses Gesetz den Gesammtverkehr beherrschen wird, weder dem Bedürfniß abgeholfen, noch die Leistung nach Verdienst belohnt werden. Es ist der Kampf Aller gegen Alle, den dieses ungerechte und unsittliche Gesetz ins allgemeine Bewußtsein gerufen und sanktionirt hat. Der Arbeiter erhält verhältnißmäßig um so geringeren Lohn, je mehr er arbeitet, weil dadurch das bestimmte Arbeitquantum schneller erschöpft wird; je mehr Hände arbeiten, leisten, Gebrauchswerthe schaffen, desto weniger erhält aus eben dem selben Grunde jeder einzelne Arbeiter; der Fabrikant erzielt um so niedrigere Preise, je mehr Waaren er auf den Markt geliefert hat, also je besser er dem allgemeinen Bedürfniß nachgekommen ist. Je mehr Kaufleuten die Banken durch Escompt ihrer Wechsel geholfen haben, desto weniger muß jeder Einzelne dafür bezahlen; und je größer ihr Bedürfniß, desto schwieriger ihr Zutritt zur Benutzung der Geldquellen der Banken und desto höher die von ihnen geforderte Gegenleistung. Wenn alle Gutsbesitzer der Welt intensiv wirthschaften würden, so müßte, trotz ihres großen Mehraufwandes an Kosten, der Getreidepreis rapid sinken; entsteht aber irgendwo Hungersnoth, dann muß auch der ärmste Tagelöhner den höchsten Preis für sein Stück Brot zahlen. Wenn die sich herandrängenden Arbeiter Hungerlöhne empfangen, so heißt es einfach, daß das Angebot größer war als die Nachfrage; wenn der Fabrikant, der mit einem ungeheuren Aufwand von Mühe und Kosten eine zu große Masse von Gütern produzirt und auf den Markt gebracht hat, nun unter dem Kostenpreise verkaufen muß und ruinirt wird, so heißt es wieder: das Angebot war größer als die Nachfrage. Wenn sich in Hungersnöthen Bäcker und Fleischer exorbitante Preise zahlen lassen oder die Banken bei allgemeiner Nothlage den Zinsfuß erhöhen, so wird das einfach mit dem Hinweis auf die Größe der Nachfrage gedeutet. Wenn schließlich wissenschaftliche Werke, welche die epochemachendsten Entdeckungen enthalten und nicht selten das Ergebniß eines ganzen, rastlosen Menschenlebens sind, häufig im Selbstverlage des Verfassers erscheinen müssen, während Heldentenore und Circusreiter, pornographische Schriftsteller und Sängerinnen der Variététheater für ihre „Leistungen“ großartige Honorare empfangen und jedenfalls ein bequemes Leben führen können, so wird all' dieser klägliche Widersinn, der uns die Nichtsheit unserer angeblich so hohen Civilisation recht deutlich veranschaulicht, gleichfalls nur durch Hinweis auf jenes „große Gesetz“ gedeutet. Und damit giebt sich die durchschnittliche Auffassung auch meistens zufrieden. Nicht so die wirthschaftpolitische, die bereits in einer Reihe von Thatsachen zum Durchbruch gelangt ist. Die Vereinigungen der Arbeiter haben es erzwungen, daß bei Bewerthung ihrer Arbeit in industriell hochentwickelten Ländern vor Allem ihre Leistung selbst und in zweiter Reihe erst der aus dem Erlös ihrer unter geistiger Mitwirkung des Unternehmers zu vollführenden Arbeit erzielbare Gewinn in Rechnung gezogen wird. Schutzzölle wollen nichts, als die unnachsichtliche Wirkung des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage wenigstens auf einzelne Länder beschränken. Ringe von Bäckern, Metzgern, Bierbrauern, Fabrikanten bestimmen ohne Rücksicht auf dieses Gesetz die Preise der Waaren einerseits im Interesse der Produzenten, wie es Konsumvereine

Hosted by Google

andererseits versuchen, sie im Interesse „des Publikums" womöglich auf den Kostenpreis herabzudrücken. Behördliche Brot-, Fleisch-, Lohn-, Apotheker-, Fahrkarten-, Gebührentaxen suchen „künstlich" den wechselnden Einfluß von Angebot und Nachfrage auf die Preise abzuschwächen und dem Gebrauchswerth der Waare oder der Leistung ausschließliche Geltung bei der Preisbestimmung zu verschaffen. Ist durch solches Verhalten der Staatsgewalt und der verschiedenen Berufsklassen erwiesen, daß die Unsittlichkeit und die gemeinschädlichen Folgen dieses „Gesetzes" bereits hier und da erkannt worden sind, so darf auch nicht übersehen werden, daß dieses Gesetz eigentlich gar nicht zum Verständniß wirthschaftlicher Vorgänge beiträgt. Sowohl das Angebot wie die Nachfrage hängen so sehr von neuen Erfindungen, von der Erschließung neuer Märkte, von der allgemeinen Besserung der Lebenslage, von staatlichen und religiösen Einrichtungen, von der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung, ja selbst von Kriegen, Seuchen, Hungersnöthen, von dem Fortschritt der medizinischen und aller exakten Wissenschaften, Aenderung der Geschmacksrichtung und der Mode 2c. 2c ab, daß der Satz: das Verhältniß von Angebot und Nachfrage ist für die Höhe des Preises mit entscheidend, auch vom thatsächlichen Standpunkt kaum in örtlichen und zeitlichen Grenzen etwas bedeutet.

So wird es vielleicht nicht getadelt werden können, wenn versucht wird auch bei dem Preis der Kapitalnutzung von dem Wirken des Angebots und der Nachfrage abzusehen und lediglich sein Verhältniß zum Gebrauchswerth ins Auge zu fassen. Daß für diese Auffassung auch in der Praxis bereits untrügliche Zeichen vorhanden sind, beweist der Umstand, daß die Landschaften, Sparkassen, Landesbanken und andere nicht auf Aktien gegründete Hypothekarkreditinstitute sowie die Raiffeisen'schen Darlehnskassen sich bei Bestimmung des Zinsfußes von der Erwägung leiten lassen, wie viel der Entlehner aus dem belasteten Erdboden im besten Falle herausschlagen könne und wie viel er daher zu zahlen im Stande sei, ohne ein anderes Kapital zur Bezahlung der Zinsen angreifen zu müssen. Wenn vor einem österreichischen oder deutschen Richterkollegium ein Wucherfall verhandelt wird, so wird nicht selten mit richtigem Instinkt die Frage nach der Verwendung des dargeliehenen Kapitals aufgeworfen, denn offenbar ist das Darlehen Demjenigen mehr werth gewesen, der es in einem Handelsunternehmen verwenden konnte, als Demjenigen, der es zum Ackerbau benutzte. Der Besitzer einer Fabrik, eines Obst- oder Weingartens kann mehr zahlen, als der übliche Zinsfuß beträgt, ohne daß er bewuchert würde, und die Gerichte berücksichtigen auch regelmäßig den Einwand des Gläubigers, daß der Schuldner in seinem Unternehmen mehr erziele, als der vereinbarte, wenn auch „wucherische" Zinsfuß betragen habe. Auch die Gegner der Wuchergesetze wissen nichts Besseres zu ihrer Widerlegung anzugeben, als daß häufig mit geliehenem Gelde der technische Fortschritt gehoben werde und daß der Unternehmergewinn im Stande sei, auch hohe Zinsen zu zahlen. Es wird somit in der Praxis, wenn auch instinktiv, anerkannt, daß dem Gläubiger der Zins dafür gebühre, daß er zur Entstehung neuer Gebrauchswerthe beigetragen habe und daß dieser Zins um so viel höher sein dürfe, als durch Hinzuthun des Gläubigers mehr und höhere Gebrauchswerthe entstanden seien. Seine Mitwirkung hat den Schuldner erst in den Stand gesetzt, die geschaffenen Vortheile zu erringen, — ein angemessener Theil der Früchte fremder Arbeit muß ihm daher im Rahmen der heutigen Gesellschaftordnung von

Hosted by Google

Rechts wegen anheimfallen. Nicht so ist es in der Praxis, wenn das ertheilte Darlehen unproduktiv oder wenig produktiv war, also vor Allem in der Landwirthschaft. Die Denkweise der Gläubiger hat die natürliche Logik in dem Grade beeinflußt, daß eben die selben Leute, die sich unbedingt für höhere Zinsen erklären, wofern der Schuldner höhere Einnahmen hat, sich entrüstet gegen die Forderung verwahren werden, daß der Schuldner, welcher weniger einnimmt, auch weniger zahlen dürfe. Während sie im ersten Falle Leistung und Gegenleistung sorgsam abwägen, werden sie im zweiten blos von dem Risiko des Gläubigers sprechen und einwenden, daß die Annahme einer solchen Auffassung den gesammten Rechtszustand verwirren und das Vertrauen auf die Bestimmungen der Verträge untergraben würde. Aehnliche Grundsätze beim Pachtvertrag erschüttern jedoch keineswegs den Rechtszustand. Nach dem preußischen Landrecht, dem Code Napoléon und dem österr. allg. bürg. Gesetzbuch kann ein rite abgeschlossener Pachtvertrag den Pächter nicht verpflichten, den Pachtzins zu zahlen, wenn ein von dem Willen des Verpächters vollkommen unabhängiges Ereigniß eintritt, welches den Pächter in seiner Produktion lähmt oder sie ganz unmöglich macht. Ließe sich nun der selbe Grundsatz nicht auf den Darlehnsvertrag anwenden?

Sowohl beim Darlehenszins- wie beim Pachtvertrag handelt es sich nicht um das Kapital selbst, wie etwa bei Kauf und Tausch, sondern blos um die Nutzung. Der Unterschied ist lediglich der, daß die Substanz unverbrauchbarer Sachen an Ort und Stelle bleibt und in specie wiedergegeben wird, wogegen der Entleiher, der nicht nur Kapital, sondern auch Zinsen zurückstellen will, für das geliehene Geld Waaren kaufen und sie dann verkaufen, das geliehene Saatgetreide säen und die Frucht ernten muß, ehe er daran denken kann, das geliehene Geld oder Getreide mit Zins — nicht in specie, sondern in genere — zurückzuerstatten. Das Darlehen überträgt wohl Eigenthum, aber widerruflich und der Widerruf ist schon im Darlehensvertrage selbst enthalten. Das durch ihn geschaffene Eigenthumsrecht ist zeitlich begrenzt und besteht überhaupt nur deshalb, weil eine wirthschaftliche Benutzung der geliehenen verbrauchbaren Sache ohne dieses Recht schlechterdings unmöglich wäre. Aus all' Dem erhellt, daß im Darlehensvertrag der Zins nach dem voraussichtlichen Ertrag des Kapitals, und zwar auf die Weise festgesetzt werden soll, daß seine Grenzen nach oben und nach unten vom Grundsatz der Leistungfähigkeit bez. Leistungmöglichkeit bestimmt werden, daß aber in gewissen Fällen auch nach Abschluß des Vertrages der Kapitalbesitzer die verabredeten Zinsen ganz oder theilweise nachsehen müsse, sofern ein glaubhaft gemachtes, von dem Willen des Entleihers unbeeinflußtes Ereigniß die wirthschaftliche Benutzung des dargeliehenen Kapitals unmöglich gemacht hätte. Die Lösung dieser Aufgabe stelle ich mir am Leichtesten durch Festsetzung eines legalen, dem effektiven Gebrauchswerth des Geldes angepaßten, jedoch beweglichen Zinsmaximums vor, das nach Umständen vom Richter erhöht oder ermäßigt werden dürfte, je nachdem nachgewiesen sei, daß der Schuldner im konkreten Fall selbst mehr als das Zinsmaximum bei produktiver Verwendung des dargeliehenen Kapitals herausgeschlagen habe oder auch, wenn erwiesen sei, daß nicht nur der Schuldner selbst, sondern seine Berufsgenossen im Durchschnitt blos einen geringeren Nutzen aus der produktiven Verwendung des Kapitals in ihrem Berufe herausschlagen können, als zwischen den Parteien vereinbart war.

Hosted by Google

Wofern dem Darleiher nicht irgend ein Kapitalertrag überhaupt zuerkannt wird, müßte jedes wirthschaftliche Motiv zur Abgabe von Kapitalnutzung an Andere für ihn entfallen. Jedes Kapital muß demnach aus Zweckmäßigkeitrücksichten auch irgend welche Zinsen tragen, selbst wenn es zu Konsumtonzwecken bestimmt war oder äußere Umstände seine Produktivität verhindert haben. Es darf auch nicht übersehen werden, daß beim Darlehensvertrag die Gefahr des Kapitalverlustes thatsächlich vorhanden ist, die beim Pachtvertrage vermöge des unverbrauchbaren Charakters des Pachtobjektes wegfällt. Aus diesen Gründen könnte kein persönlicher Unglücksfall die gänzliche oder theilweise Aufhebung der Verbindlichkeit der Zinszahlung, sondern blos eine angemessene vom Gericht zu bestimmende Stundung der Forderung nach sich ziehen. Die hier befürwortete Zinstaxe unterscheidet sich dadurch von den Zinstaxen der Vergangenheit, daß jene überhaupt nicht überschritten werden durfte, ja daß jede Ueberschreitung der Taxe als strafbarer Wucher galt, wogegen meine Zinstaxe unter Umständen wohl überschritten werden darf und blos dazu dienen soll, eine größere Stetigkeit in den gesammten Kapitalverkehr einzuführen und die Ueberschreitung von einer jedesmaligen richterlichen Entscheidung abhängig zu machen. In dem Korrektiv der nachherigen, unter andern Bedingungen für den Gläubiger und unter andern für den Schuldner gestatteten Zinsenbestimmung wäre zugleich die Sicherheit gegeben, daß das Zinsmaximum nicht wie die Zinstaxen erfolglos bleiben und wohl gar noch besondere Zuschläge von Risikoprämien nach sich ziehen, sondern von beiden Parteien eingehalten sein werde, wofern zugleich jeder Verzicht auf diese Rechtswohlthat von Seiten des Schuldners im voraus als ungiltig erklärt würde. Die Heranziehung der Behörde zur Konstatirung und Anwendung von örtlich als zweckmäßig anerkannten Maßregeln kam schon im altrömischen Rechte vor, nach welchem dem Richter die Befugniß zustand, auf ein „iustum pretium“ ohne nähere Bezeichnung zu erkennen. In Frankreich und England haben die Richter noch viel weiter gehende Rechte und jedenfalls kann es dem Richter leichter fallen, die maximale Produktivität des Kapitals im Berufe des Entleihers annähernd zu beurtheilen, als die fast unmögliche Aufgabe zu erfüllen, die ihm die heutigen Wuchergesetze stellen. Meine natürliche, weil der Ertragsfähigkeit des Kapitals abzulauschende Zinstaxe würde nicht das geltende Recht um eine willkürliche Bestimmung, deren es schon so viele giebt, vermehren, sondern im Gegentheil den Erfordernissen der Gerechtigkeit näher kommen und den unsichern Rechtszustand aufheben, der heute jedem Richter für jeden konkreten Fall nicht allein die Anwendung des Gesetzes überläßt, sondern bei einem der gemeinschädlichsten Vergehen, dem Wucher, die Festsetzung seines Begriffs überhaupt freigiebt; sie würde sich auch eher der historischen Entwickelung des Rechts anschließen können als der jähe Sprung der modernen Wuchergesetze, und in den Zinstaxen Frankreichs und der meisten Staaten der nordamerikanischen Republik ältere Verwandte begrüßen dürfen.

Ist nun Wucher jeder Zinsenbezug, der über die konkrete Ertragsfähigkeit des Kapitals hinausgeht, wie es sonach den Anschein haben dürfte? Zweifellos müßte in einem idealen Staate, dessen Bürger sich in erster Reihe von altruistischen statt von egoistischen Motiven leiten ließen, diese Frage bejaht werden. In Wirklichkeit müssen jedoch ganz andere Umstände im Auge behalten werden, die für den gesetzlichen Wucherbegriff maßgebend sind: der auf Uebervortheilung

Hosted by Google

des Schuldners gerichtete Wille des Gläubigers, die unwirthschaftlichen Eigenschaften des Schuldners und schließlich die Folgen des zwischen beiden zu Stande gekommenen Rechtsverhältnisses für den Empfänger. Da ich mit Garofalo und Janka der Ansicht bin, daß man eigentlich niemals eine sichere Diagnose der bösen Absicht aufstellen könne und daß daher gerade die Annahme eines freien Willens in der That häufig zur Straflosigkeit von unzweifelhaften Verbrechern beitrage, — so erscheint mir als Grund und Voraussetzung der Strafe lediglich das Staats- und Gesellschaft-Interesse und als Zweck der Strafe der Schutz der gesellschaftlichen Einrichtungen. Es erscheint mir daher für den Uebervortheilten und sonach für die Gesellschaft gleichgiltig, ob der ein objektives Unrecht Ausübende auch subjektiv Dessen sich bewußt sei, wenn nur keinem Zweifel unterliegt, daß zwischen Leistung und Gegenleistung ein derartiges Mißverhältniß besteht, daß die Verpflichtung des Schuldners seine Leistungfähigkeit übertrifft und daß somit Dasjenige, was dem Schuldner abgenöthigt wird, ihn nothgedrungen ins wirthschaftliche Verderben treiben oder doch hierzu beisteuern müsse. Desgleichen bin ich mit Dr. Hagen der Ansicht, daß eine der drei Voraussetzungen der Nothlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit *wohl immer* angenommen werden könne, wenn Jemand von einem Andern sich einen Vermögensvortheil gewähren läßt, der den Werth der Leistung erheblich überschreitet, sowie mit Anton Menger, daß Unerfahrenheit, Nothlage oder Leichtsinn naturgemäß *den gewöhnlichen* Zustand des Volkes bilden Ich verstehe daher unter Wucher die Ausbedingung eines Vermögensvortheils oder einer Leistung bei Kreditgeschäften unter was immer für einem Titel für sich oder einen Dritten, wenn der Debitor jenen Vermögensvortheil in seinem Berufe dauernd nicht erschwingen kann oder wenn jene Leistung seine Leistungfähigkeit übersteigt, so daß die Erfüllung des Vertrages sein wirthschaftliches Verderben hervorrufen oder doch dazu beitragen müsse. Der Wucherbegriff umfaßt auf diese Weise alle Kreditgeschäfte — Zug um Zug-Geschäfte können lediglich Gegenstand der Ausbeutung, nicht aber des Wuchers sein — und daher nenne ich ihn bei Dienstleistungverträgen Lohnwucher, bei Kaufverträgen auf Kredit Preiswucher und bei Pacht-, Mieth- und Darlehnsverträgen Zinswucher. Der Wucher bildet schließlich mit Betrug und Erpressung eine besondere Deliktgruppe, die ich Delikte im Verkehr nenne, zum Unterschied von der ungleich weniger häufigen und weniger gefährlichen Gruppe der Delikte außer dem Verkehr, zu denen ich Diebstahl und Veruntreuung zähle.

Professor Lilienthal hat sich in der Deutschen Literaturzeitung vom 6. Mai d. J mit meiner allzu weiten Auffassung des Wuchers nicht einverstanden erklärt und die Befürchtung geäußert, daß wenn mein Vorschlag angenommen würde, die ungeheure Mehrzahl aller Geschäfte der Gefahr ausgesetzt sein müßte, als Wucher angesehen zu werden, und daß sodann schließlich der Geschäftsmann Wucherstrafen eben nur für ehrenvolle Narben hielte. Ich erwidere nur, daß das neue deutsche Wuchergesetz die selben „Gefahren" in sich birgt, und ich wünsche von Herzen, daß es dem faulen Geschäftsleben der Gegenwart nicht blos Narben und Denkzettel, sondern ernste Wunden schlage und dort dem ethischen Handeln zum Siege verhelfe, wo schon allzu lange König Mammon ausschließlich geherrscht hat.

Krakau. Dr. Leopold Caro.

Hosted by Google

Eine neue Panama-Gesellschaft.

Das Stillschweigen, das unsere Presse seit ca. zwei Monaten über die Panama-Affaire beobachtet, läßt weite Kreise glauben, die ganze Angelegenheit sei definitiv beigelegt und beendet. Leider ist das nicht der Fall, sondern viele intelligente Franzosen halten es für eine patriotische Pflicht, für eine Fortsetzung des Schwindels zu sorgen, die kleinen Kapitalisten zur Gründung einer neuen Panama-Gesellschaft und damit zu neuen Verlusten zu verführen.

Das Verhalten der französischen Presse, so widerwärtig es auch ist, müssen wir zunächst kurz betrachten. Sie fiel (mit wenigen Ausnahmen) vom Oktober 1892 bis Ende Januar 1893 über Herrn Ferdinand v. Lesseps und seine Clique her. Die „Estr. de Panama" (Star and Herald), eine große Zeitung, die gleichfalls aus dem Panamafonds seit Jahren bezahlt worden ist, um ihre Leser zu täuschen, treibt diese Arbeit fort, um weitere Summen zur Fortsetzung des Kanalbaues — durch den die Bewohner des Isthmus große Einnahmen gehabt haben — aufzubringen. Aber die Redaktion der „Estr. de Pan." sagt doch der französischen Presse: „Dieses unqualifizirbare Verhalten steht im schreienden Widerspruche zum Benehmen der selben Leute, die noch gestern den großen Franzosen bedingunglos feierten, ihn als den Ruhm der Menschheit und des heroischen Frankreichs vergötterten." Die „Estr." erklärt, daß das Verhalten des Herrn Ch. Laurent im „Matin", der selbst in dieser Zeit seinen früheren Wohlthäter und Brotherrn vertheidigte, Lob verdiene. Als aber Lesseps und Genossen die verdiente Strafe erhielten, erschrak die schuldige Presse und fast einmüthig verurtheilte sie das Erkenntniß des Apellgerichtes, bezeichnete es zuerst als hart, später direkt als ungerecht. Dann schwieg die Presse in den Monaten März und April fast vollständig über Panama, um in den letzten sechs Wochen wieder ganz in der Weise wie in den Jahren 1879—81 für das „glorreiche Unternehmen" zu werben und Alles aufzubieten, eine neue Gesellschaft zu gründen.

Aber zum Glück bleiben die kleinen Kapitalisten, die oft verspotteten und oft geschmeichelten „bas de laine" (Wollstrümpfe), bisher fest, sie rücken kein Geld heraus, obgleich in geradezu raffinirter Weise von der Presse und einigen Spekulanten gelogen wird, um das Vertrauen der kleinen Leute wiederzugewinnen. Bei diesem ganzen Verhalten liegen die Indizien des geplanten Betruges — Vorspiegelung falscher Thatsachen behufs Vermögensschädigung — so klar zu Tage, daß es eine Schmach ist, zu sehen, wie kein französischer Gelehrter den Muth hat, offen dagegen aufzutreten, und wie die Regirung und der Staatsanwalt dieses Treiben dulden.

Die internationale Kommission, die zu Beginn des Jahres 1890 den Isthmus besucht hatte, schätzte die Kosten für die Vollendung des Schleusenkanals auf 900 Mill. Frcs. Damals waren Baustellen, Gebäude, Maschinen, fertiger Kanaltheil 2c. noch in gutem Zustande. Heute würden mindestens 1100 Mill. nothwendig sein, wenn die Arbeiten Ende 1893 wieder aufgenommen werden. Es war unmöglich, auf Grund des Gutachtens der genannten Kommission eine neue Gesellschaft zu bilden. Ein thörichter Versuch, zu dem der Liquidator Monchicourt im Juli 1892 gedrängt wurde, scheiterte, es folgte der Panama-Skandal bis Ende Februar 1893. Durch Vertrag vom 4. April 1893

Hosted by Google

hat die Regirung von Colombia in eine Verlängerung der Frist zur umfassenden Wiederaufnahme der Arbeiten, die am 28. Februar 1893 abgelaufen war, bis zum 31. Oktober 1894 gewilligt. An eine neue Hinausschiebung dieses Termines ist nicht zu denken. Die neue Gesellschaft ist verpflichtet, der Regirung von Colombia zu zahlen (für die durch Verträge vom 10. Dezember 1890 und 4. April 1893 bewilligte Frist): 150 000 Frcs. am 31. August 1893; 150 000 Frcs. am 31. Oktober 1893; 200 000 Frcs. am 31. Dezember 1893; 1½ Mill. Frcs. drei Monate nach der definitiven Bildung der neuen Gesellschaft; 6 Mill. Frcs. in drei Raten von je 2 Mill., zahlbar in den drei folgenden Jahren. Alle Zahlungen sind in Gold zu leisten.

Da die Kassen der Gesellschaft leer sind, und der Vertrag mit Colombia hinfällig wird, sobald eine Zahlung ausbleibt, versteht man den Eifer, mit dem an der Geldbeschaffung gearbeitet wird. Herr Monchicourt hat seine vergeblichen Bemühungen (seit 1890), die Großfinanz zu gewinnen, eingestellt und will jetzt die „deutschen Juden", die als Kommissionäre im Auftrage des Herrn von Lesseps und seiner Leute die Presse, Minister und Parlamentarier bestechen mußten, um die Wahrheit zu verhüllen, — verklagen, ihnen ihre Kommissionsgebühren abnehmen. Es wäre viel gerechter, zunächst die Leute zur Verantwortung zu ziehen, die alle Jahre die Rechnungen der Gesellschaft prüften, sie für „richtig" befanden, und den General-Versammlungen empfahlen, Decharge zu ertheilen. Diese Leute wußten, was die Unsummen, die für „allgemeine Ausgaben", „Publikationkosten", „Emissiongebühren", „Kommissionen" 2c. gebucht waren, zu bedeuten hatten. Und in diesen Prüfung-Kommissionen saß nicht ein „deutscher Jude". Versucht Herr Monchicourt, den Herz, Oberdörffer, Levy und den Erben Reinachs ihre Ehre, d. h. ihr Geld zu nehmen, so werden diese Leute sehr unangenehm werden und einfach die Personen nennen, denen sie auf Wunsch ihrer Auftraggeber, d. h. des „edlen Greises", der „Zierde Frankreichs", des „Grand Français" und seiner nächsten Umgebung, über die Hälfte der empfangenen Gelder faktisch ausgezahlt haben.

Im Februar sandte der „Figaro" einen Spezialreporter (Herrn Felix Dubois) nach dem Isthmus. Dieser berichtete wahrheitgemäß über den trostlosen Stand der Ruinen des Panama-Kanals und begleitete seinen Bericht (2. März 1893) im „Figaro" mit Abbildungen nach Original-Photographien. Das war ein schwerer Schlag für die Leute, die durchaus neues Geld zur Fortsetzung des Schwindels gebrauchen. Der „Figaro" aber hat einen kleinen Theil seiner alten Panamasünden durch diese muthige That wieder gut gemacht. — Herr Dubois wurde wegen seines Berichtes von verschiedenen französischen Zeitungen und von der „Estr. de Pan." wüthend angegriffen und ihm die Kompetenz rund abgesprochen. Aber auch Herr Luc. N.-B. Wyse publizirte im „Journ. des Débats" vom 5. März einen Brief, in dem er die gröbsten Unwahrheiten mit seinem Namen deckt. So behauptet er, es seien bereits 56 Millionen Kubikmeter ausgehoben und nur noch 42 Millionen zu entfernen. Herr Dubois sagte sehr richtig, daß man heute den Niveau-Kanal als zu einem Viertel vollendet bezeichnen könne. Wyse erwiderte entrüstet: Der Kanal ist fast zu zwei Dritteln fertig. Ob er Niveau- oder Schleusen-Kanal meint, ist nicht ersichtlich. Dubois glaubt, daß der Schleusenkanal noch 1050 Millionen kosten werde; Wyse behauptet, daß hierzu weniger als 600 Millionen genügen würden. Zum Schlusse jammert Herr Wyse, daß von dem endlichen Triumphe des Werkes doch der gute Name Frankreichs im Auslande abhängig sei. Die französische

Hosted by Google

Presse krebste nun mit diesem Brief des Herrn Wyse. Da aber weder Rothschild noch der „Türken-Hirsch" die in Aussicht gestellten je 25 Millionen zahlten, auch die Presse keinen Sou von den erhaltenen Unsummen herausrückte,*) mußte man den „bas de laine" in anderer Weise beizukommen suchen.

Mitte März fand im „Cirque d'été" zu Paris eine große Versammlung statt, an der die Delegirten von 150 Panama-Comités aus der Provinz, die Anhänger des „grandiosen Werkes" in Paris selbst und viele Neugierige theilnahmen. Herr Georges Thiébaud hielt die Rede. Dieser Mann hatte die Stirn, alle Anklagen, die der alten Gesellschaft wegen Fahrlässigkeit, Unordnung, und Vergeudung gemacht worden seien, als ungerecht zu bezeichnen und Herrn Ferdinand von Lesseps zu feiern. Weiter erklärte dieser Biedermann: „Es giebt in Frankreich mindestens 300 000 Besitzer von Panamawerthen. Wenn Jeder von ihnen sich verpflichtet, drei Jahre hindurch monatlich 20 Frcs. zu zahlen, so erhalten wir 220 Millionen, womit die Arbeiten vollendet und die in dieser Affaire kompromittirten Kapitalien gerettet werden können." Weiter tadelt dieser Herr, der würdig ist, Generaldirektor der zweiten Gesellschaft zu werden, das Verhalten der französischen Regirung und der Gerichte (weil diese einen energischen Anlauf zur Erfüllung ihrer Pflicht gemacht hatten) und giebt den Rath: Die Vollendung des Panama-Kanals möge zur nächsten Wahlparole gemacht werden. Das wird hoffentlich geschehen, aber in anderem Sinne, als Herr Thiébaud wünscht. Die ausgeplünderten ca. 800 000 Wähler werden keinem durch Panama kompromittirten Parlamentarier ihre Stimme geben. Billiger als Herr Thiébaud wird hoffentlich kein „Patriot" die Vollendung des Schleusenkanals auszuführen versprechen. Wenn nun die französischen Sparer nicht in ihre „bas de laine" greifen, so ist eben die Fortsetzung des Schwindels unmöglich. So liegen die Sachen heute.

Deutschland kann es ja nur erwünscht sein, daß der Nationalreichthum Frankreichs durch das Panama-Unternehmen weiter geschwächt wird. Aber man müßte wirklich meinen, der Marasmus sei bei unseren interessanten westlichen Nachbarn epidemisch geworden, wenn es durch Reden, wie die des Herrn Thiébaud, faktisch gelingen sollte, eine zweite Panamagesellschaft (ohne Garantie durch einige Großmächte) zu begründen. Durch seinen Kostenanschlag wird Herr Thiébaud der würdige Nachfolger des Herrn von Lesseps, der von 1880—85 oft und feierlich erklärte: 600 Millionen werden zur Erbauung des Niveaukanals nothwendig sein. Er konsumirte aber 1360 Millionen und stellte damit nur den vierten Theil der Arbeit fertig.

Die großen Diebe, die im Aufsichtrathe der verkrachten Gesellschaft gesessen haben und vom Arm der Justiz noch immer nicht erreicht sind, müssen jetzt einen Theil ihres Raubes opfern, um die Federn zu bezahlen, die zunächst den „großen Franzosen" wieder rehabilitiren sollen. Auch englische Zeitungen geben sich zu diesem Zwecke her. Wenigstens citirt die „Estr. de Pan." vom 20. April eine der ekelhaftesten Verherrlichungen dieses Chefs einer Bande von Gaunern, faullenzenden Ignoranten und Dieben, worin gesagt wird: „Sein (d. h. des Herrn Ferdinand von Lesseps) Beruf war es, Welten zu trennen, Meere zu vereinigen, die Gestalt unseres Planeten zum Wohle der Menschheit

*) Die falsche Nachricht, daß Herr Senator Hébrard (Besitzer des „Temps") die erhaltenen 1 400 000 Frcs. zurückgezahlt habe, ist von mir in der „Kreuz-Ztg." vom 15. März kritisirt worden.

Hosted by Google

zu ändern, um die Handelswege zu kürzen ꝛc.“ Solche Phrasen, die dem ehrgeizigen und altersschwachen Manne von seiner Umgebung immer wiederholt wurden, erklären bis zu einem gewissen Grade das halb wahnsinnige, halb verbrecherische Verhalten des Herrn von Lesseps.

Auf die Elaborate der langjährigen Checkempfänger in der französischen Presse, die zur Bildung einer zweiten Gesellschaft anregen, lohnt es sich nicht näher einzugehen. Zu bedauern ist aber, daß auch ein so bedeutender Ingenieur, wie Herr Felix Paponot, sich nicht scheut, zu genanntem Zwecke in seiner neuesten Schrift (Rélèvem. imméd. et assuré de l'entrepr. du Canal de Panama; Paris, 1893, Baudry et Comp.) grobe Unwahrheiten zur Vertheidigung der Schuldigen zu sagen. So behauptet er, daß die internationale Kommission von 1879—80 die Kosten des Kanalbaues (Niveaukanal) auf 600 Millionen Francs reduzirt habe, Herr Paponot muß wissen, daß der Bericht dieser Kommission auf Seite 114 und 115 des „Bullet. du Canal Interoc.“ steht und daß danach für die reinen Arbeiten bei Aushebung von 75 Millionen Kubikmetern (heute wissen wir, daß der Niveaukanal mindestens 130 Millionen Kubikmeter erfordert) 843 Millionen Francs für nothwendig erklärt werden. Dabei waren Transporte, Verwaltung, Bauzeitzinsen, Bankiergebühren und andere Kosten, die unvermeidlich sind, nicht in Ansatz gebracht. Weshalb will Herr Paponot die französischen Ingenieure mehr als gerecht für die Katastrophe verantwortlich machen? Herr Paponot nenne wenigstens die Namen der französischen Ingenieure, die 1880 (oder später) behauptet haben: 600 Millionen Francs würden zur Erbauung des Niveaukanals genügen Eingeweihte, wie hohe Beamte in Colombia und Financiers in Frankreich und England, wußten von Anfang an, daß die erste Gesellschaft bankerot werden würde, und sie sind noch heute von der Ansicht durchdrungen, daß auch die zweite Gesellschaft den Kanal nicht vollenden werde. Man hütete sich aber, diese Ansicht zu publiziren und einzelne derartige Aussprüche maßgebender Persönlichkeiten wurden mit mehr oder weniger großer Entrüstung dementirt, um die kleinen Leute in der Dummheit zu erhalten.

Gelingt es wirklich, eine zweite Gesellschaft zu bilden, so wird diese höchstens 500 Millionen Francs auftreiben und damit den Schleusen-Kanal nicht vollenden. Dann wird die Großfinanz aus der bisher beobachteten Reserve hervortreten und auf den Trümmern der beiden ersten Gesellschaften wird sich eine dritte bilden, die dann wahrscheinlich den Niveau-Kanal erbauen wird. Um aber das Kapital für diese dritte Gesellschaft zu interessiren, ist es nothwendig, ziemlich sichere Gewinne in Aussicht zu stellen und man wird deshalb den Aktionären und Obligationinhabern der zwei verkrachten Gesellschaften nur einen geringen Antheil von dem Ertrage des Kanals zur Verfügung stellen. Es fragt sich nur, ob sich das französische Volk, besonders die ausgeplünderten Aktionäre und Obligationinhaber, beim Zusammenbruche der zweiten Gesellschaft und bei vollständiger Einsicht in das hier in großen Zügen entwickelte Programm der „Eingeweihten“ ruhig verhalten wird. Schon jetzt ist die Unzufriedenheit über das Gebahren der Regirung, des Staatsanwalts und der Volksvertretung groß. Aber die Presse giebt — mit wenigen Ausnahmen — diesen Stimmen keinen Ausdruck Es ist dies die selbe Presse, die sich in den Jahren 1886 bis 1889 weigerte, Annoncen von Broschüren aufzunehmen, welche die Wahrheit über Panama verkündigten. Dr. H. Polakowsky.

Hosted by Google

Das Kommissionsgeschäft.

Wie die Koketten ihre Schminke, so legen die Banken bei ihren Abschlüssen die „Provisionen" auf. Es ist natürlich gleichgiltig, ob sie dies aus Putzsucht thun, oder um der Kritik zu gefallen, die vor dem sogenannten regulären Geschäft ehrfurchtvoll ihr Sammetkäppchen zieht. Thatsächlich gilt die Höhe des Provisionpostens unter den Jahresgewinnen als eine besondere Art von Frömmigkeitbeweis; und doch, wie gottlos läßt sichs dabei sein!

Zunächst kann das Provision-Konto ein sehr weites Sammelbecken abgeben für Vergütungen 1. aus Emissionen, die von Banken übernommen werden oder wo diese nur als Zeichenstellen figuriren, 2. aus den Effektenkommissionen, wo die Konkurrenz heute die schärfsten Parforceritte vornimmt, 3. aus dem Konto-Korrentgeschäft, d. h. aus dem Waaren-Kredit, den überhaupt nur die wenigsten Institute geben. Indem aber die Zeitungen bei Anführung der Provisionen stets von der sichtlichen Pflege des Konto-Korrentgeschäftes sprechen, zeigen sie eben so sichtlich, daß sie die Bedeutung dieser Branche ganz mißverstehen.

Streng genommen hat auch die Kommissionthätigkeit nur eine legitime Seite, eben die Finanzirung des Handels. Hierzu gehören Blancokredite, etwas sehr Gefährliches und daher genau Abzuwägendes, da man dem Kaufmann doch kein baares Geld leiht, sondern für ihn acceptirt, also in einem beständigen Obligo bleibt. Der Bankmann, der hierin nicht längere Zeit gearbeitet hat, so daß ihm die Sprache, die die Wechsel reden, ihr Zusammenhang mit dem Waarenmarkt, lebendig wird, kann mit seinem sonst noch so großen Scharfsinn nichts anfangen. Daher die Scheu sehr vieler Banken vor kommerziellen Verbindungen, eine Scheu, die nicht einmal durch das große Beispiel der Deutschen Bank überwunden wurde. Erst neuerdings haben einzelne Berliner Institute, wie z. B. die Dresdener Bank, dieses Gebiet stärker in Angriff genommen. Es mußten aber erst industrielle Verlockungen hinzutreten, die ja auch den Eintritt des Herrn Hartmann von der Maschinenfabrik in Chemnitz in den Aufsichtrath herbeiführten.

Heute, wo der Zwischenhandel seine alten Domänen verlassen muß, um andere, die noch Vermittelung vertragen können, aufzusuchen, geht ein Theil unserer Werke und Fabriken direkt in den Export hinein, sie bedarf also auch dazu der Kredite, die früher der betreffende Kaufmann nahm. Natürlich wenden sich die Industriellen zunächst dahin, wo sie ihr gewöhnliches Konto für die nöthigen Betriebsgelder haben. Auf diese Weise hat auch die Discontogesellschaft, welche wenigstens dem inländischen Handel schon unter Hansemann dem Ersten

Hosted by Google

ausreichend entgegenkam, eine ganz neue Art von Kundschaft, nämlich die mit ihr liirten Eisenhütten, erhalten. Eine Ausfuhr von Schienen oder sonstigen Artikeln z. B. nach Venezuela, wo die Discontogesellschaft sogar Bahnen baut, wäre ohne solche Hilfe ganz unmöglich. Aber auch der Bezug hat längst angefangen, den Zwischenhandel entbehren zu lernen. Die sächsischen Webereien empfingen vor Jahren ihre Baumwolle aus den Hansestädten, heute, wo sie geldlich erstarkt sind und in Folge des Konkurrenzdruckes billiger werden mußten, direkt aus Kalkutta. Nunmehr hörte aber auch ihr Kredit beim Hamburger Kaufmann auf, und sie bezahlen entweder mit London, das ihnen ihre Bank trassirt, oder mit Accepten auf die selbe Kreditgeberin. In dem Maße also, wie der Großhandel aufhört, die Produktion mit Baarmitteln zu versehen — worin das Geheimniß seiner Stärke lag —, tritt mit Nothwendigkeit das Bankwesen an seine Stelle.

Natürlich sind die Gewinne auch weit beschränkter geworden, sie stellen lediglich Provisionsätze bis zu 1/4 Prozent vom Umsatz dar, was der Bankier viel, der Handeltreibende wenig nennt. Wenn früher eine Firma in Hammerfest oder Tromsöe bei einem Elbekaufmann für 100 000 Mark Accept-Kredit hatte, für den sich dieser wieder bei der Norddeutschen Bank oder bei Baring erholte, so wäre der Kaufmann sehr unwirsch geworden, hätte er bei Verfall der Tratte baare Deckung erhalten. Er bekam aber dafür Stockfische, Walroßzahn, Fischbein, Leberthran in Konsignation und verdiente also hier eigentlich erst beim Verkauf. Ein Kredit von 100 000 Mark, mehrfach umgesetzt, konnte in einem günstigen Jahre 30 000 Mark Nutzen bringen. Heute besorgen die Kreditaktiebolaget in Christiania und Stockholm die Finanzirung der Frühjahrssaison, in der die Fischerflottillen nach den Inseln abgehen, und die deutschen Seestädte müssen sich mit weit kleineren Verdiensten zufrieden geben.

In den Binnenstädten hat natürlich das Konto-Korrentgeschäft ein ganz anderes Gesicht gezeigt. Dort hat sehr oft die Intelligenz eines einzigen Mannes, wie z. B. in Mannheim Ladenburg und in St. Gallen Brunner, den Handel und die Industrie erst geschaffen. Kredite, nicht dem Vermögenden, sondern dem Strebenden geben, tüchtige Kräfte unter Umständen, wie der Verleger so manche irrenden Schriftsteller, erst auf ihr eigentliches Gebiet verweisen, sie dann sorgsam zu begleiten, zu warnen, auch zu zügeln, dabei in jedem Falle des Gelingens sich einen Antheil sichernd —: dieses ganze System von Klugheit und doch Kühnheit hat dereinst einen integrirenden Theil unseres Bankfaches gebildet. Dann kam das Aktienwesen: an Stelle des Kunsthandwerkes — die Maschine.

Am Schlechtesten benahmen sich eigentlich damals recht viele patrizische Bankhäuser. Sie schufen gar nichts, sondern ließen an ihren alten Namen, der ja bei Wechseln unendlich werthvoll ist, Alles herantreten. Hierauf bedangen sie sich, neben hübschen Zinsen, mehrere Prozente Provision und lebten hochgeachtet in ihrem Bürgerthum, daß sie Welt nannten. Erst vor wenigen Jahren hat ein Strafprozeß Aufsehen gemacht, der in einer gleichen Plusmacherei gegen eine alte Königsberger Patrizierfirma angestrengt war, weil deren Inhaber, ohne sich eigentlich dabei etwas Böses zu denken, lediglich in den ererbten Traditionen hatte fortarbeiten lassen.

Das Konto-Korrentgeschäft der Banken (in Berlin: der Diskontogesellschaft, der Deutschen, Darmstädter, Dresdener und höchstens der Nationalbank) stellt also

Hosted by Google

eine Massenwirkung dar, sie setzt sich aus kleinen, aber an Anzahl ungeheuren Gewinnen zusammen, zu denen vielleicht ein großer Blick ihrer Leiter gehört, aber sonst nichts von Dem, was vorhin am Privatbankier so zu sagen nekrologisch geschätzt wurde.

Die Provisionen aus Emissionen gehören natürlich gar nicht ins regelmäßige Geschäft. Es ist üblich und manierlich, bei Uebernahme von Anlehen oder Konversionen, da der Kurs an sich doch den Gewinn noch nicht sichert, einen anständigen Provisionsatz zu bedingen. Auch wenn man nur als Zeichenstelle figurirt, geschieht dies leidenschaftlich gern und zuweilen, bei kleineren Anlehen, kommt es auch vor, daß von drei Uebernahmefirmen die eine sich allein als Zeichenstelle präsentiren will, nur um die Provision zu verdienen. Ist diese Bank dann gerade die ältere, so lassens sich die jüngeren eben von ihr gefallen. Jedenfalls passirt es kaum, daß die Kritik bei ihrem Provisionenlob — so alljährlich im Februar oder März — auch die Vorlegung des Ursprungszeugnisses verlangt.

Die breiteste, aber keineswegs die wichtigste Stelle nehmen in dieser Hinsicht die Effektenkommissionen ein. Mit ihnen geht es nahezu wie mit dem Kaffeebubble im Jahre 1887. Damals, als kein Krämer in einem ost- oder westdeutschen Landstädtchen vor Preisschaden an seinem Lager sicher war, schimpfte man auf die Spekulationwuth der Hamburger. Diese Klugen aber hatten die ganze Spekulation nur für die Kundschaft inszenirt und strichen — ob hinauf, ob hinunter zu — ihre Provisionen ein. Wie heute das Effektenkommissiongeschäft betrieben wird, angesichts der von allen Seiten geforderten Dividendenhöhe vielleicht betrieben werden muß, kommt die Kundschaft nicht mehr, wenn es sie danach verlangt, sondern, sobald man sie gleichsam kitzelt. Sie wird unaufhörlich gerufen, beständig in Athem gehalten, mit Hoffnung, mit Schrecken erfüllt, und falls sie bei solcher Hetzjagd Etwas verdient, so ist sogar die betreffende Bank ganz unschuldig daran. Daß die alten und großen Institute auf diesem Gebiete anständiger vorgehen, bedarf nicht erst der Erwähnung, aber der ganze Apparat ist doch auf die Initiative nicht des Auftraggebers, sondern des Auftragnehmers zugeschnitten.

Die Banken haben nämlich den Privatbankier am Leichtesten durch die von ihnen eingerichteten offenen Depots verdrängen können.

Seit Jedermann gegen eine kleine Vergütung seine Papiere bei einer Bank hinterlegen kann, die ihm seine Coupons abtrennt (in der Deutschen Bank thun das sogar Unteroffiziere), einkassirt, seine Nummern nach Treffern oder Tilgung nachsieht, haben sich zahllose Vermögens-Verwaltungen in wenigen Händen vereinigt. Die Banken kennen Vieler Besitz und rathen, auch schon der Provision halber, recht oft zum Umtausch.

Wie aber an der Börse, und also auch in der Spekulation, heute Alles „Gefährten" hat, die man vergebens abzuschütteln versucht, so wird das einmal zum Spekuliren gezogene Publikum, so apathisch es auch heute erscheint, von niederen Intelligenzen beständig in Angriff genommen.

Mit solchen Menschen, die vielleicht sonst ihr Geld im Kartenspiel verlieren würden, ist schwer zu rechten. Sie werden bei der modernen Oeffentlichkeit, d. i. Gemeinsamkeit, immer wieder Winkel zum Durchschlüpfen finden, und lesen sie in einem anständigen Blatte, daß an diesem und diesem Papiere sich kleine Leute nicht betheiligen sollten, so verziehen sie hämisch die Lippen: „Aha! Die Reichen wollten's allein abschöpfen!"

Hosted by Google

Unter Umständen wird auch das Publikum auswärts gesucht. Da bis vor Kurzem der Wiener Platz seine Haussetriebe entfaltete, so beeilte sich z. B. Berlin, diesen Wünschen in jeder Beziehung entgegen zu kommen. Die Spekulanten in Wien wurden von der Spree aus mit ihnen noch ganz neuen Aktien gereizt, die sie verschlangen, bis sie sich den Magen daran verdorben hatten.

Ueber das „viele Geld", das zum Effektenkommissiongeschäfte gehört, unterlaufen mancherlei Täuschungen. Die meisten Schlüsse gehen doch auf ultimo und bis dahin muß Deckung da sein, noch ganz abgesehen davon, daß bei großen Engagements Depot gefordert wird. Mit diesem, wenn man es absichtlich erst später verlangt, kann man dann auch die Kunden zum Verkaufen zwingen, falls es dem Auftragnehmer gerade in seine eigene Spekulation paßt. Der Satz für Effektenaufträge ist durch den überaus scharfen Wettbewerb so minimal geworden, daß einzelne Firmen bereits gegen Pauschale arbeiten, natürlich nur bei besonders fetten Kunden.

Die wichtigsten Plätze dieses Gebietes sind Frankfurt und Berlin. Von Frankfurt aus ist das allerdings an sich sparsamere Süddeutschland viele Dezennien hindurch zu einer sparenden und zinsgewinnenden Bevölkerung herangebildet worden, in dem Maße aber, wie das Spekuliren weitere Kreise zieht, ist Berlin, dem außerdem noch das Telephon zu Hilfe kommt, dominirend geworden. Frankfurt hat früher den Provinzbankier durch Kleinlichkeiten geärgert, es zeigte ihm nicht gern die Ordre sogleich als ganz ausgeführt an, sondern es kamen erste, zweite und dritte Depeschen: „Nahmen erst 25 Kredit zu . . . ." Die Spannung, die Einbildung, daß der Frankfurter jetzt auf seine Ordre spiele 2c. 2c., kurz jene Mischungen von Unvorsichtigkeit und Uebermuth, wie sie nur der sich ohne Nebenbuhler Träumende darbietet, hat dem Frankfurter Kommissiongeschäft schwere Wunden geschlagen.

In Berlin dagegen hat man sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, man versucht dort, was Frankfurt wiederum wohl kaum nachgewiesen werden kann, Hausse oder Baisse aus dem Stegreif zu machen, an der Hand von kunstreich hergerichteten Meldungen, Leidenschaft-Depeschen und auch gedruckten Börsenberichten. Einen so haarsträubenden Unsinn, nur um Tendenz zu machen, hat man bisher nur in Berliner Berichten lesen können. Als z. B. in Folge des Baring-Krachs die Bank von England zur Erhöhung ihrer Notenausgabe Gold — NB. nicht Geld — von der Bank von Frankreich zu einem Spottsatze lieh, konnte man in dem Wochenberichte einer recht gut renommirten Berliner Bankfirma unter anderen Verdüsterungen gedruckt lesen: „Was soll man gar dazu sagen, daß die Bank von England sich zu Wucherzinsen Geld in Frankreich leihen muß!" Wie gesagt: diese Art von regelmäßigen Berichten, ihr Deutsch, ihre Unrichtigkeiten und ihre Unwissenheiten stehen schon zur preußischen Schulbildung im schmerzlichsten Gegensatz.

In erster Linie erfließen die Effektenkommissionen von den Provinzbankiers. Diese sind im Durchschnitt (Einzelfälle wie jetzt Heßlein in Bamberg ausgenommen) gewissenhaft und haben mit dem verflossenen Friedländer (Friedländer und Sommerfeld) wenig Aehnlichkeit; dessen Ausspruch lautete bekanntlich: „Meine Kunden dürfen sich gern erschießen, nur nicht in meinem Bureau!" Es scheint, daß er das Bureau für die letzten Knalleffektbedürfnisse seiner Herren Sozien aufsparen wollte.

Pluto.

Hosted by Google

Klim=Bim.

Neulich hat mich der Neid hart angepackt. Der „Vorwärts“, das Organ für die Wahrung des Briefgeheimnisses, veröffentlichte nämlich ein Schreiben, das der Hauptmann F. L. Strack, Leiter der Grube „Ilse“ bei Senftenberg und Vorsteher des Kriegervereins in Räschen, an einen Kameraden gerichtet haben sollte. Der Brief war offenbar unecht: aus dem Kalauer Kreise war er datirt, ein Hauptmann a. D. zeichnete als Verfasser und das Ganze war augenscheinlich als eine Parodie der Wahlagitation gedacht, die von Hauptleuten a. D. und von mehr oder minder Geheimen Kommerzienräthen z. D. mit so löblichem Eifer diesmal betrieben wird. Auf der Kohlplantage des Herrn Liebknecht haben sie Einen, dem ein so gelungener Spaß wohl zuzutrauen wäre; der Mann heißt Schönlank, und wenn er auch, wahrscheinlich weil ich ihm früher gefällig war, gegen mich pöbelt und über mich lügt, so kann mich das doch nicht hindern, seinen Verdiensten gerecht zu sein. Ich beneidete ihn also rechtschaffen, nannte mich selbst, wie ich sonst nur auf anonymen Postkarten genannt werde, und ärgerte mich, weil ich auf den lustigen Einfall nicht gekommen war. Nachher stellte sich dann heraus, daß Neid und Anerkennung und Aerger müßig verthan waren: der Kalauer Brief war echt und in herrlicher Entrüstung schlugen die sämmtlichen Verlagspolitiker an ihre Brust und berühmten sich hoch und höchst, sich selbst und die ihnen diktirten Wahlkandidaten, weil sie und die nicht wären wie dieser Hauptmann a. D. F. L. Strack, der gewissenlose Stimmenfänger der Ilse bei Senftenberg.

Dabei war dieser gewiß vortreffliche Mann eigentlich nur den Spuren der Firma Caprivi & Goldberger nachgegangen und für die Stichwahlzeit sollte er von Rechts wegen zur Entlastung des über Gebühr geplagten Herrn Fritz August Hoenig=Belfort herangezogen werden. Er hatte erkannt, „daß unsere Wahlaussichten in Senftenberg und in der nächsten Umgebung recht trübe sind,“ und, da ihm die liberalen Demagogenstreiche, sicher nicht mit Unrecht, sehr gefährlich schienen, beschlossen, „etwas zu thun, das Aufsehen macht und die Freude der Menge an Lärm und Auf=

Hosted by Google

zügen befriedigt." Sein Plan war auch gar nicht übel; alle Kriegervereine sollten zur Berathung „über verschiedene allgemeine Angelegenheiten" zusammengetrommelt werden. „Dann folgt eine Rede über die Heeresverstärkung und deren Nothwendigkeit, die uns auch Niemand verwehren kann. Darauf wird die offizielle Versammlung geschlossen und wir ziehen mit Fahnen und Musik und einigem anderen Klim-Bim durch die Stadt nach dem Schützenhause. Dort findet ein kameradschaftliches Beisammensein mit obligatem, von der konservativen Parteikasse zu bezahlenden Freibier statt. Sind die Köpfe durch das braune Naß, die Musik und den Gesang von patriotischen Soldatenliedern erst tüchtig erwärmt, so gehen wir zur Wahlpropaganda über und ziehen schließlich, nachdem Manteuffel ein Hoch gebracht und sich Jeder verpflichtete, für ihn zu stimmen, nach dem Markte, wo wir die Liberalen noch durch den Gesang einiger patriotischer Lieder ärgern, daß sie grün und blau werden. Ich wette Zehn gegen Eins, daß $^3/_4$ der Stadt uns nachläuft und mitsingt. Mag Herr Rickert oder der große Eugen Richter nachher auch über uns losziehen, so haben wir doch den Vortheil gehabt und kann uns, wenn wir es in der Form vorsichtig anfangen, doch Niemand ernstlich an den Wimpern klimpern. Deshalb lassen Sie nur die verständigsten und absolut zuverlässigsten Leute in das Spiel hineinsehen, in welchem wir Grand mit Vieren schwarz spielen und gewinnen müssen." Ich bin nicht Skatspieler genug, um zu entscheiden, ob statt des Grand nicht ein Ramsch vielleicht das richtigere Bild gewesen wäre; aber ich meine: treffender und zugleich bündiger läßt die Wahltaktik von 1893 sich nicht charakterisiren, und ich möchte, ohne übrigens der in diesen Tagen merkwürdig viel genannten Volksseele irgendwie vorgreifen zu wollen, mir doch den ergebenen Vorschlag gestatten, die Wahlen deren erste Akte der Rohheit nun glücklich überstanden sind, nach dem Muster der Septennats-Wahlen von 1887 künftig schlechtweg die Klim-Bim-Wahlen zu nennen.

Klim-Bim: so nennt der berlinische Geist, diese Kompromißgeburt aus borussisch derbem Menschenverstand, fortschrittsphilisterhaftem Dünkel, Wachparadendrill und nicht immer jüdischen Börsenwitz, jedes unterhaltende Getöse, das die Ohren erfüllt, das auch dem Auge Etwas zu schauen giebt und dabei noch den Zweck hat, von wirklich wichtigen Vorgängen die Aufmerksamkeit abzulenken. Es ist sehr erfreulich, daß mit anderen auch diese onomatopoetische Blüthe der Neuberliner Intelligenz schon bis zur Ilse vor Senftenberg sich hingerankt und daß ein kühner Krieger, recht ein Hauptmann des neuen Kurses, den Muth gehabt hat, das passende Wort an die richtige Stelle zu setzen. Die Aufrufe und die Flugblätter der Parteien, das Säbelgerassel des Uriasbriefstellers aus der Wilhelmstraße, die aus der Kasse des großen Unbekannten be-

Hosted by Google

zahlten Artikel und Broschüren, die reichlich einlaufenden Telegramme über Kriegsrüstungen und über einen Pariser Pferdestreit, der Patriotismus der Termingeschäftsleute und Krummstabträger —: Klim-Bim, Alles Klim-Bim. Wenn die Zeiten nicht so verdammt ernsthaft wären, man könnte, mit Benutzung von Baumbachs hochpolitischen und Egidys messianischen Winken, ein lustiges Feuilleton daraus machen. Aber die Zeiten, seit Kalnokys Reden sollte auch der Dümmste sich darüber nicht mehr täuschen, sind bitterlich ernst, das Spaßwort stockt in der Kehle und erschreckt steht der Satiriker vor den Ereignissen, die seinen Hang, warnend und drohend die Dinge vergrößert zu zeigen, wie um ihn zu necken, noch überbieten.

Ich wohne im zweiten Wahlkreis der Stadt Berlin. Seit etwa vierzehn Tagen erhalte ich Wahlzettel, Flugblätter und Broschüren, die jedenfalls doch bestimmt sind, meine Unkenntniß der politischen Lage des Deutschen Reiches zu beseitigen und mich über die Mittel aufzuklären, die dem Lande und seinen Bürgern wohl helfen könnten. Den Herren, die sich so selbstlos um meine Erziehung bemühen, kann ich nur dankbar sein; erreicht aber haben sie nur, daß ich im ersten Wahlgange überhaupt nicht gestimmt habe, weil es mir unanständig schien, bei der einzigen Gelegenheit, die der Steuerzahler hat, zu seinem geringen Theil aktiv auf die Führung der Reichsgeschäfte einzuwirken, schriftlich eine Lüge auszusprechen. Und ich hätte gelogen, ganz frech und ganz dumm, wenn ich mit meinem Stimmzettel mich so angestellt hätte, als ob einer der drei Rezeptmänner, die für das schwer kranke Deutsche Reich da nach Marktschreierart ihre Latwergen anpriesen, mir irgend welches Vertrauen einflößte.

Da war Herr Fischer, der Sozialdemokrat; ich kannte ihn nicht und ging hin, in der Wählerversammlung ihn aus der Nähe zu sehen. Ein wüthiger Herr, der die marxistischen Phrasen etwas hitzig wiederkäute und mit seinem Zappeln und Bramarbasiren mich bald zum Tempel hinausgeschwatzt hatte. Eigentlich war es kein Tempel, sondern ein Bierlokal, ein arg verqualmtes sogar, aber die religiösen Formen drängen sich, wenn man von der Sozialdemokratie spricht, immerfort auf; mit dem Verstand ist es da nicht gethan, man muß, wie das gute Gretchen, dran glauben, muß die fraktionellen Pfaffen auch, die zu den reichen Legaten der Marx, Lassalle und Engels doch nicht das Geringste gefügt haben, für die Mundstücke eines heiligen Geistes halten und dem schlimmsten Tyrannen: der Masse der Kleinen und Schwachen, schmeicheln von früh bis spät. Wenn ich aber schon einen Tyrannen anbeten soll und die Freiheit opfern, nach da und nach dort stachelige Rede zu kehren und das letzte Wort auszusprechen, wo Dummheit, frivole Genußsucht und Eitelkeit im Purpur mir zu stolziren scheint, dann soll es ein großer Tyrann wenigstens sein, Einer, der überragt, der durch

Hosted by Google

sich selbst was bedeutet, so ein himmlisches Parvenu-Wunder vielleicht, dessen Anblick den Legitimen und ihren Lakaien immer ein ärgerliches Jucken erregt, und nicht das Gehudel der Vielzuvielen. Zur blinden Anbetung habe ich überhaupt kein Talent, ich glaube nur, daß man das Große, schon weil es so selten ist, auch groß nennen soll, und mit dem Genossen Fischer gehe ich nur bis an die Grenze seiner erlesenen Sozialkritik, nicht einen Schritt aber weiter, denn — ich glaube nicht dran, glaube nicht, daß höhere Arten und feinere anders zu erzielen sind als durch Hekatomben, Großes anders als durch das leidige Opfern von Kleinen, und mit Goethes sehr klugem Carlos, der früher als Nietzsche schon aufgestanden war und deshalb den Kopf klar behielt, denke ich: „Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate, warum sollten wirs nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?" Und wenn sie wenigstens noch einen ihrer Elitemänner geschickt hätten, Bebel, Kautsky oder Schippel, aber so — nein: Guten Abend, Herr Fischer!

Im Goethe hatte ich geblättert und fand diesen Spruch, der für Wahlzeiten besonders gut paßt: „Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus: denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen: denn der Uebermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern. ‚Laß sie singen, wenn sie nur bezahlen!' sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte." Dann kam die Vossische Zeitung und behauptete, jeder im Besitz seiner staatsbürgerlichen Intelligenz befindliche Wähler müsse für Rudolf Virchow stimmen, den berühmten Gelehrten, den Kaiser Friedrich „auch in politischen Angelegenheiten mit seinem besonderen Vertrauen ausgezeichnet habe." Für das Andenken des Kaisers Friedrich — dessen Lieblingskandidat übrigens sicher Herr von Egidy gewesen wäre — will ich hoffen, daß diese Behauptung des privilegirten Blattes nur eine Wahlerfindung ist. Herr Virchow, dessen Verdienste die liberale Weltreklame freilich bis zur Lächerlichkeit übertreibt, mag gewiß ein großer Gelehrter sein; noch gewisser aber ist, daß seine betriebsame *πολυπραγμοσύνη*, die Sucht, immer dabei zu sein, und sein Brillenblick auf die von einem zum andern Tag erneuten Gestaltungen des politischen und des sozialen Bedürfens, verbunden mit der Neigung, in Cliquen sich einzuspinnen und Nepoten zu zeugen, ihn zu einer höchst unerfreulichen Erscheinung machen. In den Vertretungen des Reichs, des Staats und der Kommune spukt er mit seinem verspäteten Achtundvierzigerthum herum, weiß nicht, daß wir längst 1893 schreiben, und lächelt in Wonnen, weil der alte Charlatan Gladstone, als beide in London neulich einander beweihräucherten, ihn gefragt hat, was denn eigentlich

Hosted by Google

das Wort Staatssozialismus bedeute, das er jetzt öfters lese, ohne sich doch einen Vers darauf machen zu können. Ein großer Gelehrter, vielleicht, aber ein kleiner Mensch, ganz gewiß; ein Gespenst, das mit seinem mechanisch geleierten: omnis cellula ex cellula dem organisch erkrankten Reichskörper sicher nicht helfen wird. Tante Voß, die mir noch immer nicht verrathen hat, ob sie Levys sämmtliche sehr gute Leitartikel gegen die Militärvorlage nun endgiltig abgeschworen und zu ihrem anderen Leitartikler, dem Meyer, sich bekannt hat, meint: „Wo immer Virchow im Auslande erscheint, mehrt er das Ansehen des Deutschen Reiches." Sehr schön; dafür vergönne ich ihm eben fünf Jahre Zeit, im Auslande das Ansehen des Reiches zu mehren, — denn zu Hause thut er das doch nicht.

Sein Kollege erschien, Professor Adolf Wagner, als nächster Bewerber, und da wurde ich wirklich für einen Augenblick schwankend. Hermann Bahr hat ihn vor ein paar Wochen sehr hübsch geschildert, den Mann, der ganz vom Augenblick für den Augenblick lebt, immer gegen die Massenvorurtheile sich kehrt und beinahe der letzte politische Professor ist, nach Treitschke und dem großen Antiprofessor Lagarde. Ich liebe ihn eigentlich immer, auch wo er auf einen toten Strang geräth, und die Versammlung, in der er sprach, war von allen, die ich pflichtschuldigst miterlitten habe, die verständigste. Stöcker sprach, ganz ausgezeichnet, und ich machte eine Entdeckung, die durch eine im mir unholden „Volk" abgedruckte Wahlrede des für Stöcker in Neustettin agitirenden Herrn Oberwinder dann bestätigt wurde: die Christlich-Sozialen gaben dem Ahlwardtismus einen kräftigen Fußtritt und bekennen sich, auch in der Judenfrage, die im letzten Grunde doch eine Kapitalisten- und Zwischenhändler-Frage ist, zu einem fast überall vernünftigen und namentlich muthigen Programm; sie scheinen einzusehen, daß Herr Lessing, der Christ, gewiß nicht besser und schlechter als Herr Mosse, der Jude, ist und zu wirthschaftlich und sozial brauchbaren Ansichten gesellen sie das nicht unwichtige Bekenntniß, daß ein König auch irren kann, wenn er verlogene Schmeichler zu Rathgebern hat. Auf die Gefahr, liberalen Gemüthern noch größeres Aergerniß als bisher schon zu geben, bekenne ich: Außer dem Wunschzettel der Landwirthe ist dieses christlich-soziale Programm, von dem noch zu sprechen sein wird, das einzig praktisch brauchbare und sachlich klare, das mir im Laufe der Wahlrauferei begegnet ist. Ich möchte mich nicht darauf vereidigen lassen; aber es sagt, was es will, und könnte, klug weiter entwickelt, den Bebelmännern doch noch gefährlich werden, da Jesus von Nazareth eine Gestalt von ganz anderem Adel und seelischem Reiz doch ist als Karl Marx. Und weil Herr Wagner zu den Christlich-Sozialen gehört und weil er — zu Zeiten — Muth hat und dem grausamsten Despoten, der Preßmeute, trotzt, deshalb hätte ich ihn vielleicht gewählt, wenn dem Wahlzettel

Hosted by Google

nicht eine der bekannten Broschüren aus der Königlichen Hofbuchhandlung von Mittler & Sohn beigelegt gewesen wäre und wenn ich da nicht gelesen hätte: „Die Wahlen für den neuen Reichstag sind das ernsteste Ding, welches das deutsche Volk seit Errichtung des Deutschen Reiches beschäftigt hat, denn es handelt sich dabei nur um die Militärvorlage. Diese will uns ein so starkes Heer geben, daß dadurch der Friede garantirt bleibt. Es ist deshalb nicht nur Pflicht und Schuldigkeit jedes guten Deutschen, nur Männer zu wählen, welche für die Militärvorlage eintreten, sondern es bedeutet dieses gleichzeitig auch die Erhaltung des Friedens." Als ich diese „Aufklärung" gelesen hatte, stieg die Erinnerung an die französischen Herbstwahlen von 1869 vor mir auf, wo auf dem Wahlprogramm jedes Kandidaten die erste Forderung gelautet hatte: La Paix! Um mich witterte Morgenluft, es nahte der Geist des Hauptmanns a. D. F. L. Strack und forderte mich auf, mit Fahnenschwenken, Musik und anderem Klim-Bim nach dem Schützenhause zu ziehen und dort rasch für Manteuffel zu stimmen. Oder war es Wagner? Ich weiß es nicht mehr, denn ich hatte den Wahlzettel inzwischen schon an die frische Luft befördert.

Der Diener des Schatzsekretärs von Maltzahn hat sich erhängt, — vielleicht, weil er die Quälerei seines Herrn über neue Steuerprojekte nicht mehr mit ansehen konnte. So weit ist nun meine Verzweiflung noch nicht gediehen; ein tiefer, ein schmerzlich beizender Ekel aber hat mich vor der Klim-Bim-Wirthschaft erfaßt, die in ihre Kreise nun auch die Besten zerrt. Sämmtliche Aufrufe, Broschüren und Wahlzettel habe ich zerrissen und zur Feder gegriffen, um es niederzuschreiben, wie das in schweren Wehen geborene und in ängstlichen Sorgen groß gesäugte Deutsche Kaiserthum durch unfähige und gewissenlose Rathgeber kompromittirt wird, wie das Ansehen des wirthschaftlich und politisch krank experimentirten Reiches, dieser künstlich kunstvollen Schöpfung, sinkt, wie ihm Vereinsamung droht und der harte Anprall mächtiger Feinde, die gelassen jetzt dem Gang der Ereignisse zusehen, — und wie eine rasch wechselnde Laune, die gestern gute und heute nur viele Truppen verlangt, als staatsmännische Weisheit verherrlicht wird und als ein Allheilmittel für jedes Gebresten. Klim-Bim, Herr Fischer, Herr Virchow, Herr Wagner, Alles Klim-Bim. Nicht der Tüchtigste, auch nicht der Muthigste, nein: wer dem Wahlprogramm des Hauptmanns a. D. F. L. Strack am Nächsten kommt, der wird — morgen ist Veitstag — auch der Sieger sein in dem Gefecht, das an allen Lebensfragen des Reiches glücklich und glatt nun vorbeigeführt ist.

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Juni 1893.

Caprivische Dörfer.

Seit mehr als drei Jahren ist der General von Caprivi nun Kanzler des Deutschen Reiches. Seit mehr als drei Jahren hat er sich eifrig bemüht, auf politischem, wirthschaftlichem und militärischem Gebiet die nach seiner Ansicht wohl ausgefahrenen Gleise zu verlassen, in die sein Vorgänger den schwerfälligen Reichswagen geschoben hatte. Seit mehr als drei Jahren war, nach Treitschkes treffendem Wort, in der Politik des Generals von Caprivi nur eine Richtlinie deutlich erkennbar und nur ein Wunsch: in allen Dingen das Gegentheil von Dem zu thun, was Fürst Bismarck gethan hätte. Und eine andere Sorge noch schien den leitenden General zu erfüllen und ohne Ermatten bestrebte er sich, den Schein selbst der Möglichkeit zu beseitigen, als könnte der Rath des Mannes, den er öffentlich ein in Jahrhunderten kaum wiederkehrendes Phänomen nannte, jemals noch ernste Beachtung finden. Dann, als ein unwürdiges Schachergeschäft mit Volksvertretern, die des Schämens sich längst schon entwöhnt hatten, im letzten Augenblick sich zerschlug, war der General von Caprivi genöthigt, die Stimme des Volkes zu befragen, und das Volk schickte ihm eine Vertretung, wie Fürst Bismarck zu wirksamer Fortführung seiner Politik sie besser sich kaum wünschen könnte. Wenn der Mann im Sachsenwalde, statt sehr ernster Besorgniß um den gesicherten Bestand seines Lebenswerkes, den kleinlichen Regungen selbst-

Hosted by Google

gefälliger Eitelkeit und boshafter Schadenfreude zugänglich wäre, dann dürfte in seine Seele jetzt sonnige Heiterkeit einziehen; denn er hat die Partie glänzend gewonnen, er ganz allein gegen eine Welt von Lüge und Dummheit.

Lüge und Dummheit sind in den Zeitungen jetzt an der Arbeit, die Lehren des Wahlausganges zu verhüllen, unter Jammern oder unter Jubeln, und es wiederholt sich, was Goethe einst schrieb, der für das wirklich Bedeutende in der Politik den von Scheuklappen nicht gehinderten Blick des großen Menschen hatte: „Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien getheilt, besonders ist sie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zustandes kirrt der Zeitungsschreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird.“ Monate lang haben die Zeitungen uns erzählt, wie bei den Wahlen die Mittelparteien zerrieben und nur die Extremen aus allen Lagern verstärkt werden würden, immer wieder ist auch in den Parlamenten diese schlotternde Prophezeihung ausgesprochen worden, und da sie sich nun nicht erfüllt hat, wird das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt, obwohl für den selbständigen Beobachter das Ergebniß der Wahl in keinem Punkt überraschend sein kann, in seinem Gewinn nicht und erst recht nicht in seinem Verlust.

Wie war solche allgemeine Täuschung möglich?

Weil, was man so gern die öffentliche Meinung nennt, die in diesem besonderen Falle bis zum Thron gereicht zu haben scheint, seit mehr als drei Jahren systematisch getäuscht und gefälscht worden ist; weil man wirklich vorhandene Stimmungen sorgfältig verschwiegen und eitel Wonne und Glückseligkeit uns vorgespiegelt hat. Ein unerträglicher Druck, so hieß es, sei von dem Volke gewichen, das befreit nun aufathme und in dankbarem Entzücken die neue Aera der Versöhnung begrüße, die freisinnigen und sozialdemokratischen Forderungen, römischen, polnischen und welfischen Wünschen so zärtliche Fürsorge zeigte; und nirgends, so hieß es weiter, habe der Wechsel in der politischen Richtung auch nur das geringste Bedauern erregt. Liebliches Geläute klang so den Männern des neuen Kurses immerfort in die

Hosted by Google

Ohren und ſie glaubten gern, was ihrem kraftvoll entwickelten Selbſtgefühl ſo angenehm ſchmeichelte.

Als die ruſſiſche Katharina die von den Tartaren befreite Krim bereiſte, da mochte Potemkin, der Günſtling, befürchten, der Anblick der wüſten, unbebauten und unbeſiedelten Steppen könnte dem Auge der Kaiſerin ungefällig ſein; deshalb ließ er haſtig aus Pappe und Leinwand und Holz am Wege der Herrſcherin freundliche Dörfer errichten und in dieſe künſtliche Theaterdekoration trieb er eine Statiſtenhorde zuſammen, die der reiſenden Landesmutter ein holdes Volksglück vorſpielen mußte. Für die kurze Spanne der Reiſezeit reichte der Apparat eben aus und die Täuſchung der Zarin gelang vollkommen: an den Potemkinſchen Dörfern rollte Katharina vorüber und ſie fühlte ſich ſtolz im Beſitz ſo reicher, von fröhlichem und zufriedenem Volk bebewohnter Gefilde. In einem autokratiſch regirten Reich, wo das Volk nur zu zahlen hat und zu ſchweigen, konnte die Täuſchung gelingen. Die Capriviſchen Dörfer aber, die aus holzfaſerigem Zeitungpapier gefügt und in die zu feſtlichen Empfängen die Maſſen kommandirt und zum Hurrahrufen von leerer Schauluſt verlockt worden waren, die Capriviſchen Dörfer mußten, wie vor dem Windhauch die Kartenhäuſer, in dem Augenblick auch zerfallen, wo die konſtitutionelle Nothwendigkeit, das Urtheil des Volkes ſelbſt anzurufen, nicht mehr zu vermeiden war. Fürſt Potemkin war eben ein ſchlauer Staatskünſtler und Graf Caprivi iſt nur ein tüchtiger General, der einer Truppe zu befehlen und einem höheren Befehl ſelbſt zu gehorchen verſteht.

An dem großen Irrthum, der nun drei Jahre ſchon dauert, iſt der leitende General gewiß nicht allein ſchuldig; man weiß, daß er politiſch von den Herren von Boetticher und Holſtein, wirthſchaftlich von den Herren Goering und Huber berathen wurde, und es iſt nicht unbekannt, welche Einflüſſe von den Herren Hinzpeter, Douglas, Koscielski, Lucanus, vom Grafen Philipp Eulenburg und von manchem bei Tiſche amuſanten Hofmanne geübt worden ſind. Vor der Nation aber und vor der Geſchichte, die auf Hintertreppen und im Märchenreich der Klatſchſucht nichts zu ſuchen haben, trägt der General von Caprivi die volle Verantwortung für die illuminirte Politik, deren feſtlicher Glanz nun erloſchen iſt, und er muß es dulden, daß man in ihm den Bereiter der glänzend lackirten und von jubelnden Maſſen erfüllten Dörfer erkennt, deren Anblick den durch die deutſchen Länder

Hosted by Google

reisenden Monarchen in den gefährlichen Irrthum versenken mußte, sein Kurs sei der richtige und es könne gelingen, ihn fortzusteuern.

Als am 15. Juni 1888 Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, da fand er ein gegen äußere Gefahren gesichertes und im Innern gefestigtes Reich. Mit Rußland verband uns das unbedingte Vertrauen, das der in seinen Entschlüssen schwerfällige, in dem einmal Beschlossenen aber fest beharrende Zar dem Leiter der deutschen Politik schenkte. In Frankreich hatte ein für das gallische Luxusbedürfniß glänzend ausgestatteter Abenteurer seine Rolle ausgespielt, die Gegner der Republik begannen sich in die Zeit zu schicken, und die allgemeine Stimmung schien geneigt, im Angesicht der von Schwankungen niemals berührten deutschen Macht mit der seit 1871 geschaffenen Situation, die das gestürzte Kaiserthum ja verschuldet hatte, resignirt einstweilen wenigstens sich abzufinden. Die Gefahr eines englischen Einflusses, die für kurze Zeit bestanden hatte, war beseitigt und die schwere und heikle Aufgabe, zwischen den russischen und österreichischen Orientinteressen so zu vermitteln, daß die Möglichkeit eines dauernden Dreikaiserbündnisses näher gerückt wurde, das für die politische und die soziale Ruhe des Deutschen Reiches und des europäischen Kontinents die allein zuverlässige Bürgschaft bietet, — diese unendlich schwierige Aufgabe, die während der letzten Jahre beinahe jede Handlung des Fürsten Bismarck bestimmt hatte, war dadurch erheblich erleichtert, daß auf einen neunzigjährigen fast unmittelbar ein dreißigjähriger Kaiser gefolgt war und daß die Politik endlich deshalb wieder mit langen Zeiträumen rechnen durfte. Als eine besonders glücklich Fügung mußte man es betrachten, daß einem jungen Monarchen eine alter, erfahrener und vom Erfolg wie kein Zweiter begleiteter Berather zur Seite stand; und mit einiger Zuversicht durfte man erwarten, daß die Feinde des Reiches allmählich die Waffen niederlegen würden, wenn sie sähen, wie Deutschland mit bescheidener Ruhe und schlichtem Selbstbewußtsein fortfuhr, in seiner noch immer neuen Machtstellung sich einzurichten. Nur zehn, nur fünf Jahre vielleicht noch brauchte die gelassene und im rechten Augenblick doch zu kräftiger Initiative ausholende Politik fortgeführt zu werden, der Bismarcks kluge Kunst die Wege gebahnt hatte, und ein Bündniß der drei mächtigsten monarchischen Staaten, denen das Gefühl der gemeinsamen sozialen Gefahr schon zu dämmern begann, konnte der eisernen Zeit ein Ende bereiten.

Hosted by Google

Im Innern des Deutſchen Reiches war dieſer Gefahr ein Damm entgegengethürmt. Durch eine geſunde Wirthſchaftpolitik, die das Gedeihen der Landwirthſchaft und der Induſtrie ſicherte und deren wohlthätige Folgen ſich eben jetzt in Chicago zeigen, waren zugleich auch die Mittel zu einer ausgreifenden ſozialen Reform geſchafft worden und durch ein ſtrenges Geſetz, das den Feind offen als Feind behandelte, wurden die Anfänge einer mit brutaler Wildheit gegen alles Beſtehende ſich richtenden Bewegung niedergehalten. In dem Reichstag, den Kaiſer Wilhelm II. bei ſeiner Thronbeſteigung fand, ſaßen 217 Anhänger der bismärckiſchen Politik und 11 Sozialdemokraten. Auch hier durfte man, wenn man von liberalem Geſchwätz ſich nicht blenden ließ und auf dem Wege der ſozialen Reform rüſtig vorwärts ſchritt, hoffen, die tobende Feindſchaft gemildert und die Partei des geheimnißvoll lockenden Utopismus in eine Vertretung berechtigter Arbeiterintereſſen umgewandelt zu ſehen.

Das leidenſchaftliche Wollen der Jugend liebt ein raſches Tempo, und Hinderniſſe, die das reifere Alter mit zäher Beharrlichkeit ſich zu umſchreiten bemüht, möchte ſie eilig, mit kühnem Elan, wie beim Rennen eine Hecke, furchtlos und ohne der Folgen zu achten, überſpringen. Raſch ſollte die Intimität mit Rußland erreicht werden, und die Folge war die Erkältung von Narwa, die wiederum die nachdrückliche Betonung der Freundſchaft mit England und als Antwort darauf das Ereigniß von Kronſtadt hervorrief. Raſch ſollten die Sozialdemokraten verſöhnt werden, und die Folge war, daß ſie in mehr als dreifach verſtärkter Zahl aufmarſchiren durften, nach einer Wahl, der die Februarerlaſſe des Kaiſers und die Arbeiterſchutz-Konferenz das Gepräge gegeben hatten und für die insgeheim noch die Parole ausgegeben war: Bismarck fällt und das Sozialiſtengeſetz wird nicht mehr erneuert. Seit mehr als drei Jahren iſt dieſe Politik der Verſöhnungverſuche nun fortgeſetzt worden; nach außen und im Innern hat ſie nervöſes Mißtrauen und dumpfe Unzufriedenheit erregt, weil ſie zwiſchen Streicheln und Drohen fortwährend zu ſchwanken ſchien, und, wiederum an einem fünfzehnten Juni, hat das Volk nun ihre Bilanz gezogen.

Noch tritt, da die Hälfte aller Wahlkreiſe im engeren Streit oder im nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Handelsgeſchäftes erſt erobert werden ſoll, das Bild des kommenden Reichstages nicht

Hosted by Google

deutlich hervor und außer dem Anwachsen der Sozialdemokratie, das den Einsichtigen nicht überraschen kann, ist nur Eines gewiß: die Niederlage des Caprivismus und seiner festesten Stützen. Die Huene, Ballestrem und Hinze werden nicht wieder erscheinen, der Freisinn, der zu den Caprivischen Dörfern die Materialien geliefert hatte, ist weggefegt und für rettende Thaten der Handelspolitik wird eine Mehrheit nun nicht mehr aufzubringen sein. Das Volk hat einen nüchterneren Blick für seine Bedürfnisse gezeigt als die Regierungen und die Fraktionen: es hat, ohne nach der Ordre die Militärfrage voran zu stellen, Männer gewählt, von denen es eine wirksame Vertretung seiner wirthschaftlichen Interessen hoffen zu können glaubt und von denen es annehmen durfte, daß sie einer wirklichen Verstärkung der deutschen Wehrmacht auch das schwerste Opfer nicht versagen würden. Die Opposition gegen eine Heeresverstärkung wird im neuen Reichstag erheblich geringer, die Opposition gegen die Wirthschaftpolitik des neuen Kurses wird erheblich größer sein, denn auch das Centrum und die vorher noch schwankenden Gestalten der Nationalliberalen haben einsehen gelernt, daß sie durch ihre gefällige Nachgiebigkeit nahe daran waren, die Unterstützung der Werthe schaffenden Stände zu verlieren und den Weg der Manchesterei zu gehen, deren Leichengeruch jetzt die Luft erfüllt.

Die Holzpapierpolitiker rechnen und zählen, ob für die neue lex Huene eine Mehrheit herauskommen wird. Daß diese Mehrheit heute noch nicht gewiß ist, daß sie im besten Falle sehr gering sein wird: auch das ist ein lehrreiches Ergebniß des Wahlkampfes. Der Kaiser, angesehene Bundesfürsten und fast alle kommandirenden Generäle haben die Vorlage der Herren von Goßler und Caprivi als für die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft des Deutschen Reiches unentbehrlich bezeichnet; mit allen Mitteln der Einschüchterung und der Verängstigung ist für die Vorlage gearbeitet worden, und das Resultat ist höchstens eine knappe Zufallsmehrheit, die für die Aenderung der Grundlagen unserer Heeresverfassung doch nicht genügen sollte. Wenn die Regirung jetzt endlich die Situation begreift oder wenn die Volksvertretung sich auf ihre Pflicht besinnt, die Mängel der ministeriellen Einsicht aus eigener Kraft zu ersetzen, dann ergiebt sich sofort die Möglichkeit, für eine neue, besser vorbereitete und das wohlthätig Bestehende organisch entwickelnde Vorlage eine sichere Mehrheit zu finden. Der Enthusiasmus für den von den beiden Majoren von Huene und Hinze

Hosted by Google

gebilligten Militärplan ſpielte ſich eben auch in einem Capriviſchen Dorfe ab, wo kein Halm gedeiht; und die einzige Partei, die mit aufrichtiger Begeiſterung immer den Thaten des Caprivismus folgte, die freiſinnige, die hat für die eifrige Befliſſenheit nun ihren Lohn dahin.

Alexander von Humboldt tadelte einſt an Friedrich Wilhelm dem Vierten, daß er alle Dinge ſtets einzeln anſähe und nie in Verbindung mit anderen. Dieſer Tadel trifft auch die Männer des neuen Kurſes: mit ihrer Politik der kleinen Mittel, mit ihrem Taſten und Schwanken, mit dem beſtändigen Wechſel zwiſchen Streicheln und Drohen, ſind ſie nicht weit gekommen, weil ſie überſehen haben, daß, heute mehr noch als 1850, nur die kraftvolle und ſtetige Einheit der Anſchauung zum Ziel führen kann. Noch können ſie, ohne daß deshalb der Name des vom Bundesrath beauftragten erſten Beamten ſich zu ändern braucht, umkehren und zu den Wegen ſich zurückſuchen, die beſſer niemals verlaſſen worden wären und auf denen auch der hitzigſte Thatendrang noch genug zu thun finden wird. Ob dieſer Verſuch gemacht oder ob nur die Militärvorlage haſtig durchgedrückt und das alte unproduktive Spiel der Verſöhnung dann fortgeſetzt werden ſoll: davon wird die nächſte Zukunft des Reiches abhängen.

Wo einſt die Potemkinſchen Dörfer vorgeſpiegelt wurden, da entſtanden ſpäter die Niederlaſſungen erfolgreich ſich mühender Menſchen, und nicht reiſende Fürſten nur, auch aufmerkſame Beobachter konnten an dem dort beginnenden Wohlſtande ſich erfreuen. Die Zeit der feſtlichen Inſzenirungen ſollte allmählich bei uns auch ihr Ende finden, ehe es noch zum Retten und Bergen bedrohter Güter zu ſpät geworden iſt, der Schein ſollte der Wirklichkeit weichen und die dauernd nicht ungefährliche Geburtstagſtimmung dem nüchternen Anſpruch ernſter und ſorgenvoller Alltäglichkeit.

Hosted by Google

Eine allgemeine Luxussteuer.

Das „Wahl-Steuerbouquet" — so wünschen Sie — soll ich kritisch zerpflücken und hierbei die Luxusbesteuerung, die ein großer oder kleiner Offiziöser — ich glaube im „Reichsanzeiger" oder in der „N. A. Z." — soeben eingeflochten hat, besonders unter die Lupe nehmen. Wo in der Welt ist denn ein Wahl-Steuerbouquet zu finden? Herr Miquel zwar hat ein Steuerbouquet für Preußen wirklich gebunden; denn er hat eine systematische, ergiebig regulirte Steuerreform vorgeschlagen und, was mehr ist, durch die parlamentarischen Klippen des Widerstandes der mächtigsten Steuerkräfte, auch derjenigen am Rhein, mit bewundernswerthem Geschick durchgelootst. Wo ist denn aber für den Augenblick, der im Zeichen der Reichstagswahlen steht, ein Steuerbouquet überhaupt zu finden? Die nun beendete Agitation für die Reichstagswahlen hat wohl das steuerpolitische Entwerfen von Einzelprojekten wilder denn je entfesselt: Reichseinkommensteuer, Branntweinmonopol, Tabakmonopol, Inseratenmonopol, Reichsschankſteuer, Bier- und Branntwein-Mehrbelastung, höhere Börsensteuer, Wehrsteuer, Quittungstempel und was sonst im Hexenkessel jeder Volkswahl an Steuervorschlägen und Steuerschreckniſſen eingerührt wird! Allein alle diese Projekte liegen und fliegen wirr durcheinander. Zu einem Bouquet sind sie systematisch nicht verbunden. Gerade umgekehrt! Vielmehr will jedes dem anderen den Rang ablaufen. Eine planmäßige Verknüpfung, eine vom ganzen Steuersystem ausgehende Begründung ist überall fast ganz zu vermiſſen. Auch der Offiziöse hat mit den Luxusabgaben, die er in Sicht stellte und unter seine Fittige nahm, doch auch nur eine vereinzelte steuerpolitische Strohblume auf die Wege der Wahlagitation gestreut. Bei dieser Lage der Dinge gilt es also nicht, das steuerpolitische Wahlbouquet zu zerpflücken, sondern die zerstreuten Projekte einheitlich zusammenzufaſſen. Freilich auch nur einigen Wohlgeruch für die Wähler, welche die vom alten Domprediger gerühmte „Seligkeit" und „Ehre" des Steuerzahlens auch heute noch nicht empfinden wollen, werden die einzelnen Blüthen des steuerpolitischen Projektenmachens, selbst durch die zusammenfaſſende Behandlung, auch als Bestandtheile eines wirk-

Hosted by Google

lichen Steuerbouquets, in der Zurückführung auf den Werth einer jeglichen im Steuersystem, nicht erreichen. Diese planvolle Zurückführung auf das Steuersystem, welches in Deutschland ein ineinandergreifendes Ganzes von Reichs-, Landes- und Gemeindesteuern zu bilden hat, ist dennoch als die Grundvoraussetzung einer im Kleinsten wie im Größten glücklichen Steuerpolitik anzusehen. In dieser Richtung hauptsächlich möchte ich die Leser bitten, mir durch einige Artikel zu folgen. Ich werde hierbei zwar mein eigenes Steuerprojekt, das ich schon seit vielen Jahren im Herzen trage, eine „allgemeine Luxussteuer", welche das Gebrauchsteuer-Seitenstück zum Verbrauchsteuer-System zu bilden hätte, voranzustellen mir erlauben, aber auch allen übrigen beachtenswerthen Entwürfen unparteiisch gerecht zu werden versuchen.

Nun könnte freilich die Frage aufgeworfen werden, ob es denn zeitgemäß sei, im Augenblick derartige steuerpolitische Erörterungen in eindringlicherer Weise überhaupt zu pflegen. Die Wahlen könnten ja noch eine neue Opposition in den Reichstag führen und den steuerfressenden Militarismus abermals abweisen. Auch dann aber ist die Verständigung über die im Streit schwebende, sei es blos quantitative, sei es auch qualitative Verstärkung der nationalen Wehrkraft erst recht nothwendig. Die Nachweisung rationeller Deckbarkeit der militärischen Mehrausgaben könnte allein die Brücke zu dieser Verständigung schlagen. Und selbst dann, wenn der Reichstag Jahrzehnte lang zur Militärreform nein und abermals nein sagen würde, ist dafür gesorgt, daß ein starkes Wachsthum des öffentlichen Bedarfs gleich sehr in Reich, Staat und Gemeinde eintreten wird. Für das Reich braucht man ja nur auf das sichere Anwachsen des Invaliditätaufwandes von jetzt etwa zwölf auf achtzig bis hundert Millionen, weiter auf die absolute Nothwendigkeit des Einhaltthuns im Schuldenmachen, auf ein endliches Anfangen mit der Tilgung der Reichsschuld, auf den Ersatz für die an den Gemeindebedarf abzutretenden staatlichen Ertragssteuern aufmerksam zu machen. Selbst ohne baldige Erhöhung des jetzigen Militäraufwandes ist es nöthig, der Nation eine Steuerpolitik großer, durchgreifender, einheitlich gedachter Art zum Bewußtsein zu bringen.

Der Gang, den die nachfolgende Erörterung zu nehmen hat, ist durch den gegebenen Zustand des deutschen Steuerwesens bestimmt vorgezeichnet. Nicht die Aufwands-, auch nicht die Verkehrs-(Umsatz-)Besteuerung, für welche die im Eingang erwähnten Projekte so zahlreich aufgetaucht sind, dürfen in den Vordergrund gestellt werden. Zwar ist von mir in einem Artikel „Militarismus und Militarismus" bereits zugegeben, daß schon durch Verbrauchs- und Verkehrsbesteuerung so viel an erträglichen Mehrabgaben aufgebracht werden könnte, wie die Militärreform erheischt. Man kann aber bezüglich der weiteren Entwickelung der Verbrauch- und Verkehr-

Hosted by Google

steuern selbst die Entscheidung nicht treffen, das Maß nicht bestimmen, die Auswahl nicht richtig vollziehen, wenn man sich nicht klar darüber ist, wie man zu jenen *großen Hauptsteuern* Stellung nehmen will, welche theils auf dem Gebiet des direkten, theils auf demjenigen des indirekten Abgabenwesens *weiter möglich* sind. Das ist einerseits die allgemeine ergänzende Vermögens- und die allgemeine Erbschaftbesteuerung, andererseits eine ergiebige Regulirung der Luxusbesteuerung. Dieser, für welche die Theorie und die Praxis weit zurückgeblieben sind, möchte ich mich zuerst zuwenden.

Hierbei will ich den Grundgedanken, mit welchem ich an die große Frage „allgemeiner Luxusbesteuerung" herantrete, gleich scharf markiren.

Unter Luxus verstehe ich nicht blos den geradezu verschwenderischen üppigen Gütergenuß, nicht die Konsumtion der schlechthin überflüssigen Güter, sondern die Benutzung einer bestimmten Kategorie der *mehr oder weniger entbehrlichen* Güter. Der mehr oder weniger entbehrliche Gütergenuß ist nämlich theils *Verbrauchsluxus*, vollzogen durch Güter, deren Werth in der *einmaligen* Konsumtionhandlung, im Essen, Trinken u. s. w. darauf geht, theils *Gebrauch-* oder Nutzungluxus, vollzogen durch Güter, die nur durch wiederholte oder fortdauernde Nutzung ihren Gebrauchswerth abgeben, wie Kleider, Möbel, Wohnungen, Pretiosen, Dienerleistungen u. s. w. So luxuriös auch ein großer Theil des Verbrauches sein kann, so sicher ein umfassender Verbrauchsgenuß mehr oder weniger entbehrlicher Art, also *Verbrauchsluxus* im weiteren Sinn stattfindet, so lasse ich diesen, da er durch ganze Systeme von Zöllen und Verbrauchsteuern bereits getroffen wird, dennoch bei Seite und verstehe unter allgemeiner Luxusbesteuerung nur die Besteuerung des *Gebrauchs*luxus, der zwar durch die Zölle (z. B. auf Seidenstoffe) schon ziemlich umfassend, aber durch Inlandsteuern nur erst ganz unbedeutend, eigentlich so gut wie gar nicht angefaßt ist.

Meiner Ansicht nach kann die Luxusbesteuerung der Zukunft auf eine Ergiebigkeit gebracht werden, die heute noch gar nicht gedacht noch begriffen wird. Großen Erfolg kann man allerdings durch das miserable Stückwerk der bisherigen sogenannten Luxussteuern, durch Steuern auf Pferde, Wagen, Bediente, Klaviere, Billards und was sonst dergleichen aus irgend welchem polizeilichem Seelenschmerz jetzt herausgeschlagen wird — man hat ja auch an Katzen- und Papageiensteuern gedacht — nicht erreichen. Solche Abgaben tragen nur einen Pappenstiel ein. Und zwar nothwendig, wie sich zeigen wird, da die Veranlagungweise dieser Art Luxusbesteuerung, welche das *Steuerobjekt* erst im Konsum erfaßt, eine allgemeine und hiermit einträgliche Regulirung schlechterdings ausschließt. Ich denke vielmehr an die

Hosted by Google

steuerliche Erfassung aller luxuriösen Gebrauchsgegenstände schon beim Abgange aus den Stätten der Halb- und der Ganzfabrikation und beim Durchgange durch die Zurüstung-, Konfektion- und Montirunganstalten, bezw. durch die Magazine, Bazars und anders benannte Verkaufstätten. Es wäre eine Gebrauchsbesteuerung vor dem Uebergang in den Gebrauch, vor der Zerstreuung in jene häuslichen Möbel- und Kleider-Magazine der Salons und der Spinden, an eine Besteuerung, die so den ganzen gewaltigen Umfang des Gebrauchsluxus aller Art erfassen und dennoch für den Konsumenten nicht wahrnehmbar sein würde. Das wäre im Bereiche der Gebrauchsbesteuerung, was in der Verbrauchsbesteuerung die Zölle und Steuern auf Bier, Wein, Branntwein, gewisse Gewürze, Tabak u. s. w. darstellen. Der Gebrauchsluxus ist außer dem in der direkten Verwandtschaftlinie vererbenden Vermögensmassen das einzige große Steuerobjekt, welches durch die Besteuerung noch nicht angefaßt ist. Seine Ertragfähigkeit ist zwar genau nicht vorauszubestimmen, doch wird die folgende Erhebung der Thatbestände des Gebrauchsluxus wohl Jedermann die Ueberzeugung aufdrängen, daß da noch ein großer Steuerschatz begraben liegt. Ich füge sogleich auch das Weitere an, daß eine allgemeine Luxussteuer dieser Art nur als Reichssteuer denkbar ist, und zwar aus den selben zwingenden Gründen, aus welchen Tabak-, Branntwein- und andere Verbrauchsteuern Reichssteuern und nur Reichssteuern sein können oder doch sein sollten.

Dieser Vorandeutung über die allgemeine Luxusbesteuerung schließe ich weiter eine kurze Verwahrung an. Die allgemeine Luxussteuer hat bis jetzt noch keine Ausgestaltung in der Steuerpraxis gefunden. Auch die Steuerwissenschaft ist ihr, so viel ich weiß, noch nicht bis auf den Grund nachgegangen. Steuerkunst und Steuertheorie haben vor dem großen Steuerobjekt, so verlockend es auf den ersten Blick auch erschienen ist, dennoch immer wieder Halt gemacht. Was die Steuertheorie betrifft, nehme ich mich selbst nicht aus, denn ich habe in meinen „Grundsätzen der Steuerpolitik“*) die Möglichkeit einer allgemeinen Luxussteuer durch Fabrik- und Magazin-Buchkontrole mehr nur angedeutet. Die steuertechnischen Schwierigkeiten sind in der That keine geringen. Größer noch sind die zu erwartenden Widerstände der Fabrikanten und Magazine, welche zu Steuererhebung-Organen des Reichs und Staats gemacht werden müßten, wie dazu die Brauer, Brenner, Zuckerfabrikanten längst gemacht sind; diese gewaltigen Widerstände werden nur gebrochen werden können, wenn der Widerwille der viel größeren Zahl mit alten und neuen Steuern belasteter Steuerkräfte noch gewaltiger und die Entlastung der Volksmassen von drückenden Steuern zu einer politischen

*) Tübingen, Laupp 1878.

Hosted by Google

Nothwendigkeit geworden sein wird. Ich bin also, und darin soll meine persönliche Verwahrung bestehen, nicht der anmaßlichen Hoffnung, daß im Folgenden durchaus und sogleich das Richtige überall getroffen und der Gegenstand durch einige Artikel für die praktische Ausführung werde reif gemacht werden können. Das Bewußtsein, durch mehr als fünfzehn Jahre diesen heikelsten Gegenstand der Steuerpolitik gewissenhaft durchdacht zu haben, und die Ueberzeugung, daß der Zeitpunkt ergiebiger Anfassung des Gebrauchsluxus schon nahe herbeigekommen ist, daß die allgemeine Luxussteuer zusammen mit der ergänzenden allgemeinen Vermögensteuer und zusammen mit allgemeiner Erbbesteuerung ein gewaltiges, wenn auch nicht das einzige Mittel werden könnte, um die weniger steuerfähigen Klassen in der längst so ausgebildeten Verbrauchsbesteuerung zu schützen, wenigstens vor Steuermehrbelastungen zu bewahren, dennoch den Mehraufwand des Reiches für Arbeiterversicherung, Armeereform u. s. w. sicher zu stellen, — nur dieses Bewußtsein und diese Ueberzeugung geben mir den Muth, das überaus schwierige Thema hier anzufassen. Mißlingt mir der Versuch, vielleicht gelingt er früher oder später einem Anderen — und immerhin könnte er dazu beitragen, den Gesammthorizont für die Entschließungen einer weiter blickenden, planmäßig vorsorgenden Steuerpolitik positiv oder negativ zu erweitern und zu klären.

Wenn ich nun an den Gegenstand selbst herantrete, befinde ich mich in der unabweisbaren Nothwendigkeit, zuerst die Stellung und Unentbehrlichkeit, welche der allgemeinen Luxusbesteuerung im Gesammtsystem der Besteuerung zukommt, scharf zu bestimmen. Eine solche Bestimmung ist überdies nothwendig auch als Grundlage der Erörterungen, welche ich in den nächsten Heften weiter über ergänzende allgemeine Vermögensteuer, über die allgemeine Erbschaftsteuer, über die schon erwähnten, auf den Weg der Wahlbewegung gestreuten Projekte weiterer Verbrauchs- und Verkehrs-(Umsatz-)besteuerung zu pflegen haben werde. Nur ist diese Grundlegung nicht theoretisch, sondern mit Rücksicht auf die zur Zeit einmal gegebenen steuerpolitischen Strömungen, d. h. politisch praktisch durchzuführen. Die allgemeine Luxusbesteuerung wird z. B. allen Antisemiten zuwider sein, welche eben nur die Börse, die Umsätze, den Terminhandel, im weiteren Umfang die Besitzwechsel- oder „Verkehrs"-Besteuerung des „mobilen Kapitals" einseitig mit den Hebeln und Schrauben der Steuertechnik angefaßt sehen wollen. Es wird Andere geben, welche die allgemeine Luxusbesteuerung, sofern sie den Luxusverbrauch auch der Lohnarbeiter treffen wird, gleich der Verbrauchsbesteuerung ganz ausgeschlossen wissen und nur die allgemeine Einkommen-, Vermögen- und Erbschaftsteuer der Wohlhabenden, für die Zeit bis zur Entpuppung des kommu-

Hosted by Google

nistischen Zukunftstaates zugeben wollen. Wieder Andere werden einer allgemeinen Luxussteuer lau gegenüberstehen, weil sie noch nicht erkennen, daß sie ein hauptsächliches Mittel sein würde, um die Uebertreibung der Einkommens- und Vermögens-, wie diejenige der Verbrauchsbesteuerung hintanzuhalten oder, soweit sie schon da ist, zu mildern. Wieder Anderen muß — und diesmal finden Sie mich, wie Saul unter den Propheten, so unter Ihren geliebten Agrariern — klar gemacht werden, daß die allgemeine Luxussteuer sammt der allgemeinen Erbschaftsteuer ein hauptsächliches Mittel sein würde, das sonst viel zu sehr durchschlüpfende bewegliche Vermögen ausgleichend heranzuziehen. Die glückliche Auseinandersetzung der allgemeinen Luxussteuer mit allen diesen sozialistischen, antisemitischen, agrarischen und anderen Zeitströmungen der Steuerpolitik würde völlig unmöglich sein, wenn ich den Leser der „Zukunft" nicht, wie hiermit geschieht, einladen dürfte, mir vorerst zu einer prinzipiellen Grundlegung der Ausführungen, die ich beabsichtige, mit Nachsicht zu folgen. Es soll so kurz wie möglich und ganz gewiß nicht im Kathederton geschehen.

Obenan möchte ich nun einen Satz stellen, aus welchem in der weiteren Folge hervorgehen wird, daß auch für die Lohnarbeiter die Einfügung der Luxusbesteuerung ins Steuersystem verglichen mit der ausschließlichen direkten Besteuerung in der kapitalistischen Gegenwart- und mit der verdeckten mittelbaren Besteuerung in der kollektivistischen Zukunft-Gesellschaft nur von Vortheil sein könnte.

In der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft muß der öffentliche Bedarf, soweit er nicht durch eigenen Sondererwerb des Staats und der öffentlichen Körperschaften gedeckt ist, den Einkommen und den Vermögensstämmen der Einzelnen entnommen werden. Das Einkommen gliedert sich heute in Arbeiteinkommen (Lohn, Besoldung, Verdienst, Honorar u. s. w.) und in Einkommen aus der Gesammtheit der Vermögensbestände (Gewinn, Leihrente, Grundrente, Hausrente;) das Vermögeneinkommen heißt man neuestens fundirtes Einkommen. Der sozialistisch-demokratische Zug der Zeit geht nun dahin, das Arbeiteinkommen der Besteuerung möglichst zu entziehen, vor Allem neuen Steuern nicht auch noch zu unterwerfen. So sehr ich nun alle leistungunfähigen und weniger leistungfähigen Einkommen beiderlei Art, auch die kleinen Gewinn- und Zinseinkünfte, zur Steuerfreiheit und Steuerschonung berechtigt glaube, so halte ich doch dafür, daß die erwähnte Zeitrichtung von der allgemeinen Luxussteuer nicht abhalten kann, insoweit diese den mehr oder weniger entbehrlichen Güter-Gebrauch auch der Lohnarbeiter und der kleineren Leute ebenfalls treffen müßte. Vielmehr ist gerade vom Standpunkt der geringeren Steuerkräfte die allgemeine Besteuerung auch des Gebrauchsluxus er-

Hosted by Google

forderlich, damit die schwächeren Kräfte in der direkten Besteuerung mehr geschont und im Konsum der nothwendigen Güter von ungerechtfertigten oder ungerechtfertigt hohen Verbrauchsteuern entlastet werden können. Es fragt sich nur, ob die allgemeine Luxussteuer als Ergänzung der indirekten Besteuerung, welche bis jetzt einseitige Verbrauchs- und unvollständige Verkehrsbesteuerung ist, sich wirklich als nothwendig erweisen läßt. Das oberste Prinzip selbst, die Allgemeinheit jeder guten Steuer, darf aber bei der Einführung einer allgemeinen Luxussteuer nicht verleugnet werden.

Bei dieser Gelegenheit wird es wohl erlaubt sein, zu bemerken, daß im etwaigen Kommunistenstaat das Steuern der Arbeiter — Alle wären Arbeiter — für öffentliche Zwecke nicht überhaupt verschwinden, sondern nur eine andere Gestaltung, die Gestaltung zur allgemeinen und ausschließlichen Arbeitbesteuerung annehmen würde. Nicht aus dem Einkommen der Einzelnen in Geld, sondern vor der öffentlichen Zutheilung der Produkte kollektivistischer Güterhervorbringung an die Einzelnen, die zusammen die Güter geschaffen hätten und den öffentlichen Magazinen zur öffentlichen Zutheilung an die Bedürfnisse aller Einzelnen überlassen müßten, würde durch Anweisung des öffentlichen Bedarfes auf die öffentlichen Magazine von allen Arbeitenden kollektivistisch die Steuer entrichtet werden. An die Stelle kapitalistischer Besteuerung wäre lediglich eine kommunistische Besteuerung der Arbeit und blos der Arbeit getreten. Der Einzelne und jeder Einzelne, welcher für die Gesammtheit arbeitet, erhielte nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit, sondern diesen Ertrag gekürzt um jene aus den öffentlichen Magazinen vorweggenommenen Beträge des ganzen öffentlichen Bedarfes, welche nur im anderen Sinne als in demjenigen des steuerwissenschaftlichen Sprachgebrauches der kapitalistischen Epoche „direkte“ Steuern, nämlich Kollektiv-Naturalsteuern, sein würden. Diese könnten aber sehr groß ausfallen, wofern das souveräne Volk sich einen größeren öffentlichen Aufwand und Luxus gestatten würde. Was also die Seligkeit des Nichtsteuerzahlens betrifft, welche übrigens, psychologisch betrachtet, mehr Reize hat, als die schon erwähnte Pastoral-Seligkeit des Steuerzahlens, lasse man nur alle Hoffnung fahren! Am Eingangsthor aller öffentlichen Wirthschaftführung der Zukunft, wie über demjenigen der Vergangenheit und der Gegenwart wird der Höllenspruch: Lasciate ogni speranza unauslöschlich stehen bleiben. Bis auf Weiteres haben übrigens auch die jetzigen Lohnarbeiter damit zu rechnen, daß eine Besteuerung aus Einkommen und Vermögen statthaben muß. Ihr berechtigtes Streben kann nur darauf gerichtet sein, daß sich die Steuerlast der kapitalistischen Gesellschaftepoche nach der steuerlichen Leistunzfähigkeit vertheilt, und daß sie, insoweit sie keine direkte Besteuerung sein kann,

Hosted by Google

aus denjenigen Einkommen- und Vermögenstheilen geschöpft werde, welche dem mehr oder weniger entbehrlichem Lebensgenuß zu Gebote stehen. Gerade eine allgemeine Luxusbesteuerung hätte das größte Interesse auch für die Arbeiterklasse, — wie sich zeigen wird.

Um die relative Bedeutung und die Unentbehrlichkeit allgemeiner Luxusbesteuerung, um die Berechtigung, die solche gemeinsam mit der Verbrauchs- und der Umsatzbesteuerung gegenüber der Ertrag-, Einkommen-, Vermögen- und Erbschaftsteuer hat, und die Berechtigung, die sie wieder gegenüber der Verbrauchs- und der Verkehrsbesteuerung, als einer der drei großen Hauptzweige indirekter Besteuerung besitzt, vollständig zum Bewußtsein zu bringen, muß ich nun den das ganze Steuersystem beherrschenden Hauptgrundsatz klarstellen, welcher die immer vollständigere und verhältnißmäßigere Gliederung des Steuersystems in die direkte Besteuerung (Ertrag-, Einkommen-, Vermögen-, Erbschaftsteuer) und in die indirekte Besteuerung nach sich gezogen hat und immer ausgebildeter nach sich ziehen wird.

Es ist der Satz, welcher es von selbst einleuchtend macht, daß eine ausschließend direkte Besteuerung mit Ausschluß aller indirekten Besteuerung überhaupt unzulässig, aber auch praktisch gerade für den Arbeiterstand unvortheilhaft sein würde Es ist die steuerpolitische Doppelforderung: Belastung aller überhaupt steuerfähigen Personen nach ihrem ganzen reinen Einkommen bezw. nach dem ganzen reinen Vermögen, welches sie besitzen und hinterlassen, und die Belastung jedes einzelnen Personal-Einkommens bezw. Vermögens nach der besonderen individuellen Steuerleistungfähigkeit, welche sich daraus unter den persönlichen Verhältnissen des Individuums ergiebt. Um die erste Seite dieser Doppelforderung durchzuführen, ist die direkte Besteuerung des reinen Einkommens und ergänzend des Vermögens unumgänglich; denn nur so trifft man die ganze Durchschnittsteuerkraft Aller. Aber auch nur die Durchschnittsteuerkraft! Zur Verwirklichung der anderen Seite meiner Doppelforderung ist eine Besteuerung erforderlich, welche aus der Art der Verwendung der einzelnen Einkommen- und Vermögenstheile auf besondere individuelle Leistungfähigkeit schließt. Diese besondere Steuerfähigkeit offenbart sich nun theils in der Art der Verwendung, welche den Einkommentheilen und Vermögensbeständen in gewissen Richtungen des Verkehrs unter Lebenden gegeben wird, theils in der Art der Verwendung, welche den Einkommentheilen in der Konsumtion mehr oder weniger entbehrlicher Sachgüter und Dienste zutheil wird. Diese mittelbare Belastung der einzelnen Einkommentheile und Vermögensbestände durch Verkehrs- und durch Konsumtionbesteuerung, mit deren Verzweigung in die zwei großen Hauptäste der Verbrauchs- und der Gebrauchs- bezw. allgemeinen Luxus-

Hosted by Google

besteuerung vollzieht sich durch die indirekte Besteuerung. Beiderlei Steuern, direkte und indirekte, und wieder jedes Glied beider Hemisphären des Gesammtsteuersystems setzen allesammt einander voraus. Zu einem guten und vollständigen Steuersystem gehört als integrirender Bestandtheil auch die allgemeine Gebrauchs- bezw. Luxussteuer.

Die Steuerreform besteht nicht darin, eines der Glieder des Steuersystems einseitig, sondern darin, bis in die unterste Verästelung hinaus alle verhältnißmäßig zur Entwickelung zu bringen und zwischen Reich, Staat und Gemeinde zweckmäßig zu vertheilen. Vielmehr besteht wahre Steuerreform darin, aus beiden Hauptbereichen des Steuersystems und deren Unterbereichen das Veraltete und Ungleichmäßige hinauszuschaffen, bezw. zurückzubilden. So in der direkten Besteuerung die alten Ertragsteuern, die Belastung aller leistungunfähigen Kleineinkommen und Kleinvermögen und die unverhältnißmäßig geringere Belastung des nichtlandwirthschaftlichen Einkommens und Vermögens! So aber auch in der indirekten Besteuerung die Anfassung des mehr oder weniger unentbehrlichen Bedarfes, und die bisherige Freilassung fast des ganzen Gebrauchslurus und eines großen Theiles der auf besondere Steuerfähigkeit deutenden Vermögensumschläge (Verkehre, Umsätze, Besitzwechsel). Zum Vortheil aller Theile, besonders auch des armen Mannes und des Lohnarbeiters, welcher ein nur zum Nothwendigen ausreichendes Einkommen bezieht und nur geringes Vermögen besitzt! Auf diesem Boden allein können alle Parteien: Agrarier, Antisemiten, Sozialdemokraten, Kapitalisten in voller gegenseitiger Gerechtigkeit zu steuerpolitischem Frieden mit einander gelangen.

Es ist nicht möglich, die individuelle Steuerfähigkeit überhaupt aus der Größe des Einkommens bezw. Vermögens zu erkennen. Das Gesammteinkommen und das Gesammtvermögen jeder Person nur ist ein Maßstab der Durchschnittssteuerkraft. Man kann wohl sagen und legt die direkte Besteuerung ganz richtig neuestens darauf an, daß gewisse Mindestsummen von Einkommen und Vermögen überhaupt auf Steuerfähigkeit nicht schließen lassen, und daß die durchschnittliche Steuerkraft mit der Größe des Einkommens und Vermögens anwachse. Allein das ist noch immer nur Staffelung der durchschnittlichen, nicht durchgreifend konkrete Erfassung der individuellen Steuerkraft. Diese kann nur nach der Art der Anwendung der Einkommen- und Vermögenstheile im Verkehr und im Konsum bemessen werden. Die Beseitigung aller Verbrauchsbesteuerung und den fortdauernden Verzicht auf die allgemeine Luxusbesteuerung, die Ausschließlichkeit direkter Besteuerung kann man durch die neuestzeitlichen Schonungen und Staffelungen der direkten Besteuerung nicht begründen. Vielmehr beruht auf dem Gebot individualisirender Belastung

Hosted by Google

der Steuerkräfte, einer Belastung, welcher die blos direkte Besteuerung überhaupt nicht oder doch nur sehr wenig gerecht werden kann, die Nothwendigkeit der Verkehrsbesteuerung, namentlich aber der Konsumbesteuerung. Was nun diese betrifft, so werden in der Regel diejenigen Steuerträger, welche von einem gegebenen Einkommenbetrag dringendere und entbehrlichere Bedürfnisse zu bestreiten haben, zunächst die unentbehrlichen Bestandtheile ihres Bedarfes befriedigen. Wenn nun der erforderliche Gesammtbedarf von Reich, Staat und Gemeinde nicht blos direkt auf das Einkommen und Vermögen gelegt werden darf, wenn er vielmehr und mindestens zur Hälfte durch eine planmäßig auf alle Arten des entbehrlichen Konsums berechnete Kombination von Konsumtionausgaben, von Verbrauch- und Gebrauchsteuern, aufzubringen ist, so wird eben allgemein auch nach der konkreten, individuellen Steuerfähigkeit nicht blos nach der nie streng die wirkliche Steuerfähigkeit ausdrückenden Einkommen- und Vermögensgröße gesteuert. Dann wird die stärkere Steuerkraft stärker, die schwächere schwächer belastet und der öffentliche Bedarf auf die schonendere Weise aufgebracht. Immer vorausgesetzt, daß, soweit das Steuerkunst überhaupt zu erreichen vermag, eben nur der entbehrlichere Konsum überhaupt und der entbehrlichste am Meisten getroffen werden. Soweit die arbeitenden Klassen am sog. entbehrlichen Konsum theilnehmen, unterstützen auch sie, indem sie z. B. rauchen, über Bedarf trinken, oder Kleiderlurus zu treiben vermögen, — also etwa die jüngeren Arbeiter, die anderen Arbeiter, welche auf diese Genüsse verzichten müssen, aber dafür eine geringere Steuerbelastung sich verschaffen, als wenn der selbe Gesammtbedarf auch von ihnen unter geringeren Schonungen in der direkten Steuerveranlagung mitaufgebracht werden müßte.

Die ausschließend direkte Besteuerung ist aber auch praktisch ausgeschlossen. Die Sätze der direkten Steuern können *nicht sehr hoch gesteigert* werden, und daher bei Freilassung und Schonung der kleinen Leute den Vollbetrag des öffentlichen Bedarfes nicht liefern. Bei allzu starker Anspannung der direkten Steuerbelastung wächst die Gefahr der Hinterziehungen und diese gelingen einseitig dem beweglichen Vermögen und dem Einkommen aus solchem. Die Uebertreibungen in den Sätzen der Einkommen- und der Vermögensbesteuerung schwächen die Unternehmungluft. Die Vermögen- und Erbschaftsteuer gefährden bei harter Anlegung theils direkt durch Einzug aus dem Vermögen der Lebenden und aus der Verlassenschaft der Toten, theils mittelbar durch Abschwächung des Spartriebes und der Kapitalbildung, den Stamm des Nationalvermögens, was auch auf die Klasse der Lohnarbeiter nur höchst nachtheilig zurückwirken kann. Für die ausschließend direkte Besteuerung kann nur Derjenige eingenommen

Hosted by Google

sein, welcher die Zertrümmerung der Gesellschaft des Privateigenthums erstrebt; denn mit hohen, progressiven Einkommen- und namentlich Vermögensteuern kann man den Umsturz des Privateigenthums mittelbar zu erreichen hoffen. Allein solange, als die kapitalistische Gesellschaftordnung und mit dieser die individualistische Besteuerung besteht, kann ein hoher Staatsbedarf auf diesem Wege allein nicht aufgebracht werden. Mittelbar würden harte Folgen, härtere als aus den indirekten Steuern, auch auf die Lohnarbeiterklasse zurückfallen. Man könnte bei den direkten Steuern in der Schonung der kleinen und kleinsten Einkommen — in der Einräumung steuerfreier Einkommen- und Vermögen-Mindestbeträge, in der Niedrigkeit der ersten Treppen der Skala des Steuerfußes, endlich in der Berücksichtigung bedrängter Umstände nicht so weit gehen, wie man beim Fortbestand ergiebiger indirekter Besteuerung gehen kann und wie die Miquelsche Steuerreform in der anerkennenswerthesten Weise wirklich gegangen ist.

Und nun, nachdem für die volle Würdigung der Stellung und der Unentbehrlichkeit einer allgemeinen Luxussteuer der Grund gelegt worden ist, wird es die erste weitere Aufgabe sein, sich eine richtige Vorstellung zu bilden von dem gewaltigen Umfang des bis jetzt der indirekten Besteuerung sich fast ganz entziehenden Nutzvermögens der Nation.

Hierbei verschweige ich einige Kategorien von Gebrauchsgegenständen vollständig. So die Kunstsachen, Bücher u. s. w. Diese wären, wie vom Zoll, auch von der allgemeinen Luxussteuer freizulassen, obwohl sie nach Form und Inhalt vielfach luxuriöse Gestalt annehmen und bei der buch- und kunsthändlerischen Konzentration ihrer Herstellung und ihres Absatzes sehr wohl faßbar sein würden.

Dagegen erwähne ich zuerst die luxuriös hergestellten Wohnräume der Stadt- und der Landhäuser. Wo eine allgemeine Vermögensteuer, die auch sie erfaßt, noch nicht eingeführt ist, da gehen sie ganz steuerfrei aus. Auch wo eine solche besteht, zahlt nur der Eigenthümer die Vermögensteuer vom Wohnungeigenthum. Die in der Wohnung Luxus treibenden Miether, deren es in den Städten Hunderte und Tausende giebt, gehen frei aus, soweit nicht schon in einzelnen Städten jene besondere Miethsteuer besteht, die aber weit mehr als indirekte Stadt-Einkommensteuer denn als Luxussteuer regulirt ist. Da und dort, z. B. in Württemberg, besteht wohl schon eine allgemeine Wohnsteuer (4 Mark für die selbständig wohnende Person), sie ist jedoch das Gegentheil einer Luxussteuer, vielmehr eine die unteren Klassen ungerecht bedrückende Kopfsteuer, die sich durch Regulirung zur progressiven, aber auch in den höchsten Sätzen noch mäßigen Luxussteuer beseitigen lassen wird.

In den Wohnräumen, gleich sehr in den „Wohn"- und „Schlaf"-

Hosted by Google

zimmern wie in den „Salons", die der Ehemann schon lange das „Möbelmagazin" der besseren Ehehälfte nennt und wohl täglich mit mehr Recht so heißt, befindet sich überall herum und beständig anwachsend eine mehr oder weniger luxuriöse Zimmerausstattung, in welcher jährlich ungezählte Millionen daraufgehen: Tische, Sophas und Fauteuils, Schränke und Spinden, Stand- und Wanduhren, Teppiche, Spiegel und Nippessachen im Ueberfluß, Goldrahmen und Goldleisten, Lustres und Kronleuchter, Stukkatur, Plafonds und Tapeten, Luxuseinbände nicht gelesener Schaubücher und Schaubibliotheken, Vorhänge und Portieren in Tüll, Wolle, Seide und Sammet, den Flügel, das Pianino, das Harmonium nicht zu vergessen, welche obendrein noch, namentlich im Sommer, Tausende arbeitender, nichtluxuriöser Menschen beinahe zur Verzweiflung bringen.

Im Silberschrank findet sich kostbarster Tafelschmuck und luxuriösestes Speisegeräthe, in Edelmetall und Gläsern, im Schlafzimmer und Boudoir ein mehr oder weniger verschwenderischer Betten-, Bettbezug-, Bettstellen- und Toiletten-Luxus.

Nebenan stehen in der Stallung und in der Remise Luxuspferde und Luxuswagen, von dem wandelnden Luxus der Bedienten, Kutscher und Zofen gar nicht zu reden. Man könnte auch in die Lustgärten gehen, und die Sammlungen von Bildern, Waffen, Antiquitäten sich ansehen, um auf allerlei Luxus zu stoßen.

Dieser ganze Gebrauchsluxus des Hauses, der in seiner Ausdehnung auf meist unbewohnte, aber mit Luxus überfüllte Wohnräume zum überraffinirteren Nichtgebrauch-Luxus sich verkehrt und welcher am Meisten von den Glücklichen des beweglichen Kapitals getrieben wird, ist bis jetzt vollständig steuerfrei; die kleinen Leute dagegen, welche in ihrer Stube den Hering, das Salz und das Petroleum verbrauchen, werden einer verfehlten Verbrauchsbesteuerung unterzogen.

Nicht gering zu schätzen ist auch der Luxus, welchen man außerhalb des Hauses auf der Straße, in Ball, Konzert, Theater, Korsos, Badepromenade überall und in steigendem Maße wahrnimmt.

Der Schmuck- und Putz-, der Kleider- und Weißzeugluxus ist in einem unermeßlichen Umfang anzutreffen. Keineswegs blos der raffinirte der Perlen und der Diamanten, der echten, kostspieligen Spitzen, der Pariser Hüte und Pariser Roben. Ein wirklicher Kleider-, Schmuck- und Putzluxus geht bis in die breiten Massen der sogenannten unteren Volksschichten herunter. Alles klagt über Zunahme namentlich des Kleiderluxus und der gefräßigen, immer rascher kreisenden Modesucht. Man sagt, daß selbst auf dem Lande derjenige Theil des Einkommens, welcher bei Herren, Frauen und Dienstboten dem Kleiderluxus und dem Modeteufel

Hosted by Google

geopfert wird, ein immer größerer werde. Für die Städte wird diese Behauptung wohl richtig sein. Dem Kleiderluxus wird viel von Demjenigen hingegeben, was besserem Wohnen zugewendet werden sollte. Es kann ja nur das Herz erfreuen, wenn auch die Arbeiter und Arbeiterinnen sich und ihre Kinder besser kleiden; allein soweit sie damit Luxus treiben, bekunden auch sie mehr als im Konsum von Zucker, Kaffee, Thee, Salz, Gewürzen, Obst eine gewisse Steuerfähigkeit, die sehr wohl zur Entlastung in der Verbrauchsbesteuerung herangezogen werden könnte. Daß die mit funkelnden Edelsteinen und in verschwenderischen Toiletten einhergehenden und einherfahrenden, in Sammet und Seide strotzenden Personen der mittleren und höheren Stände mit ihrem Luxus ganz steuerfrei ausgehen sollen, daß neben der Verbrauchs- keine Gebrauchs-Luxusbesteuerung stattfindet, ist überhaupt, jedenfalls aber insolange empörend, als noch selbst unentbehrliche Artikel der Massenverzehrung der Verbrauchsbesteuerung unterliegen.

Ich könnte noch manche Kategorien von mehr oder weniger luxuriösen Gebrauchsgegenständen aufzählen. Z. B. die Taschenuhren. Diese werden ja jetzt auch in Deutschland in vorzüglicher Qualität hervorgebracht. Die große Mehrzahl der Taschenuhren freilich, welche aus dem Auslande, namentlich aus der Schweiz, im Gesammtwerthe von beinahe 20 Mill. Mark jährlich eingeführt werden, zahlen zwar im Zoll schon eine Gebrauchsteuer, aber wegen der großen Schmuggelgefahr nur eine sehr geringe; beim Uhrenhändler könnte die Taschenuhr und sollte, wenigstens die goldene, ohne wesentliche Hinterziehungsgefahr von der allgemeinen Luxussteuer ergänzend getroffen werden. Doch soll das Register des Gebrauchsluxus, des steuerfähigen Nutzvermögens, hiermit geschlossen sein.

Wirft man einen Rückblick auf die Bestände dieses Registers, so findet man, daß es wesentlich der Luxus des weiblichen Geschlechtes ist, welcher dem mehr oder weniger entbehrlichen Gebrauchskonsum absolut und vielleicht, ja wahrscheinlich relativ steigende Beträge zugleich des Weiber- und des Männereinkommens zuführt, während der männliche Luxus im Rauchen und Trinken mehr dem Verbrauchsluxus fröhnt. Zwar treiben auch die Männer, namentlich in der Kleidung, mehr und mehr Luxus. Doch ist der Kleider- und Putz-Luxus, der Wohnung-, Zimmerausstattung- und ähnlicher Luxus zweifellos weit mehr die schöne Sucht und das Werk der Frauen. Ich bin weit entfernt, ihnen das beau superflu, nach welchem sie nach dem Wort eines französischen Nationalökonomen haschen und jagen, zu mißgönnen und einen Vorwurf zu machen, den sie mit dem Rauchen und Trinken dem anderen Geschlecht so leicht heimzubezahlen vermögen. Die allgemeine Luxussteuer soll keine Strafbesteuerung gegen das weibliche Geschlecht

Hosted by Google

sein. Zwar flechten und weben die Frauen mit ihrem Gebrauchsluxus nicht durchaus Rosen ins irdische Leben der Männer, aber ihr Luxus, welchen ich immer nicht vom Standpunkt des Sittenrichters und des Aesthetikers, sondern von demjenigen der Sozialwissenschaft angesehen habe, für welchen er nur als die besondere „ewig weibliche" Erscheinung des Kampfes ums Dasein und ums bevorzugte Dasein, als den Kampf um das Gelten im Geschäft, im Haus und in der Geselligkeit, um das Gefallen bei den Männern, um das Hervorragen in der Gesellschaft anderen Weibern gegenüber, um das Hervorheben der eigenen Familie und der eigenen Nachkommenschaft, um das Unterbringen der Töchter sich darstellt — dieser echt weibliche Luxus ist an sich eben so berechtigt wie derjenige der Männer. Allein er ist als weiblicher Luxus auch nicht mehr berechtigt. Er hat als solcher vor Allem keinen Anspruch auf die bestehende fast vollständige Steuerfreiheit, welche er dem wesentlich männlichen Verbrauchsluxus gegenüber gegenwärtig noch immer genießt.

Die Berechtigung einer allgemeinen Luxussteuer wird nach Allem, was bisher gesagt ist, wohl eben so wenig bestritten werden können, wie die Größe ihres im Nutzvermögen sich darstellenden, noch unangegriffenen Steuerobjektes. Die allgemeine Gebrauchsbesteuerung ist als der dritte Hauptzweig der die direkten Steuern ergänzenden, die Personalsteuerkraft individualisirend anfassenden indirekten Besteuerung anzusehen — und zur Entwickelung zu bringen. Alle Hebel der Steuerkunst dürfen, wie dem steuerfähigen Verbrauch gegenüber, im selben Maaß und mit dem selben Recht auch einem so großen steuerfähigen Gebrauch gegenüber in Bewegung gesetzt werden, um ein vollständiges rationelles Gesammtsteuersystem endlich zu Stande zu bringen. Das ist nöthig, um die ganze Steuerkraft der Nation dem wachsenden Bedarfe bereit zu stellen.

Auf diese Vervollständigung und Fortentwickelung des Gesammtsteuersystems wäre nur dann zu verzichten, wenn drei Voraussetzungen zutreffen würden: wenn entweder auch der Luxusgebrauch durch die anderen bestehenden oder in Einführung begriffenen Steuern bereits hinlänglich, vollständig und rationell getroffen wäre; oder wenn die allgemeine Luxussteuer trotz dem großen Umfang des steuerfähigen Gebrauchsluxus dennoch eine nur geringe Einträglichkeit erwarten ließe; oder wenn die Regulirung dieser Steuer mit den zulässigen Mitteln und zu den Kosten der beiden anderen Zweige indirekter Besteuerung als unausführbar sich erweisen würde. Ich glaube jedoch zeigen zu können, daß keine dieser drei Voraussetzungen zutrifft.

Der Gebrauchsluxus läßt sich mit den Mitteln der direkten Besteuerung nicht, wenigstens nicht vollständig treffen. Es könnte dabei nur an die

Hosted by Google

in Einführung begriffene ergänzende allgemeine Vermögensteuer und an die in Sicht gestellte allgemeine Erbschaftsteuer gedacht werden. Der allgemeinen Vermögensteuer entziehen sich jedoch außer dem Immobiliarvermögen der Gärten, Parke, Wohngebäude, alle übrigen beweglichen Gebrauchsgegenstände. Diese spotten aller Versuche, sie wohlfeil und sicher zu ermitteln und die Vermögensteuergesetzgebung giebt die Hoffnung auf, das Mobiliar-Nutzvermögen zu erfassen. Eben so entzieht sich das bewegliche Vermögen, namentlich sein konzentrirtester Werth an Pretiosen aller Art, der Besitzwechselbesteuerung und den Schenk- und Erbschaftgebühren in hohem Maße. Die Masse aller Gegenstände des Gebrauchsluxus an Kleidern, an Zimmerausstattungen, an Putz, kommt gar nicht oder doch mehr oder weniger entwerthet in den Erbgang, um so mehr, je rascher die Abnutzung sich vollzieht, je länger die Gebraucher leben, je rascher die Mode wechselt. Auch bei allgemeiner Einführung der Vermögensteuer in ganz Deutschland, auch beim Kommen der allgemeinen Erbschaftsteuer ist eine irgendwie vollständige, geschweige eine im Steuerfuß dem Entbehrlichkeitgrade sich anschmiegende Besteuerung der mobilen Gebrauchsgegenstände durchaus nicht zu erwarten. Ohne Einführung der allgemeinen Luxusbesteuerung bleibt der Mobiliarbesitz vor dem Immobiliarbesitz bevorzugt. Die Einführung der ergänzenden allgemeinen Vermögensteuer und der allgemeinen Erbschaftsteuer machen also die allgemeine Luxussteuer nicht entbehrlich; diese wird dadurch vielmehr erst recht gefordert, da es kein anderes Mittel giebt, die einseitige Mehrbelastung, welche die beiden ersten Steuern für die Klassen des immobilen Besitzes unvermeidlich mit sich bringen, auszugleichen und zu mildern.

Obwohl ich, wie Sie wissen, kein Agrarier bin und mit allen Dreschflegeln, über welche der deutsche Landwirthschaftbund verfügt, mir die Ueberzeugung von der Schädlichkeit des Zoll- und Bahntarif-Hochschutzes für die Landwirthschaft selbst nicht austreiben lassen werde, so unbedingt werde ich die allgemeine Luxussteuer als gerechte Forderung des Agrarismus und des Antisemitismus, wenn ich unter diesem in der Steuerpolitik das Streben nach verhältnißmäßiger Heranziehung des beweglichen Vermögens verstehen darf, vollauf anerkennen.

Wäre denn aber zweitens von den allgemeinen Luxusbesteuerung auch ein lohnender Ertrag zu erwarten? Die Frage ist gleichbedeutend mit der anderen, ob die allgemeine Luxussteuer gestatten würde, die weiteren großen Lasten unserer finanziellen Zukunft zu bestreiten, oder falls solche Lasten ferngehalten werden können und sollen, andere drückende Steuern zu ermäßigen, also dem Gesammtsteuersystem größere Leistungfähigkeit und größeres Ebenmaß zu verschaffen. Ich meine nun, daß man diese Frage

Hosted by Google

unbedingt bejahen darf. Eine allgemeine Luxussteuer verspricht einen hohen Ertrag, auch wenn sie strenger als die bestehende Verbrauchsbesteuerung auf mehr oder weniger entbehrliche Vermögensbestände gelegt wird und ganz innerhalb der Schranken der berechtigten indirekten Besteuerung zur Ausführung gelangt.

Eine genaue Schätzung des Ertrages ist freilich vorher unmöglich. Hierfür fehlen fast alle erforderlichen Anhaltpunkte. So viel wie den Gesammtbetrag der Verbrauchsteuern, namentlich so lange, als darunter der große Posten der Lebensmittelzölle figurirt, wird man allerdings nicht erwarten dürfen. Man wird vorsichtiger Weise annehmen, daß derjenige Theil des Nationaleinkommens, welcher in der mehr oder weniger entbehrlichen Verzehrung von Getränken, Zucker, Kolonialwaaren aufgeht, erheblich größer ist als derjenige, welcher alljährlich für den Abnutzungersatz und für die Vermehrung des mehr oder weniger entbehrlichen Nutzvermögens aufgeht. Allein gewaltig sind doch die Summen, welche in der Konsumtion dem Gebrauchslurus bei dessen nachgewiesenem gewaltigen Umfang zugeführt werden. Auf ein Drittel des Werthes der zur Besteuerung gezogenen Verbrauchsgüter wird man das Steuerobjekt dennoch annehmen dürfen und eben so den Steuerertrag, da, wie sich zeigen wird, der Gebrauchsteuertarif genau so wie der Verbrauchsteuertarif dem Grad der Entbehrlichkeit und dem Werthe der Gegenstände wird angepaßt werden dürfen, können und sollen. Ich will jedoch in der Ungefährschätzung noch vorsichtiger sein. Ich will den Ertrag einer allgemeinen Luxussteuer nur auf den vierten Theil Desjenigen der inneren Verbrauchsabgaben und Desjenigen der auf eingeführte Verbrauchsgegenstände gelegten Zölle veranschlagen. Dann finde ich:

Kaffee und Kaffeesurrogate 50, Tabak- und Tabakfabrikate 44, Wein und Obstwaaren 19, Südfrüchte, Reis, Heringe 13, Gewürze und Thee 6, Rohtabaksteuern 12, Salzsteuer 43, Zucker (Zoll und Steuer) 80, Branntwein 154, Bier 80; zusammen 500 Mill. Mark Steuerertrag.

Man gelangt so bei der Annahme einer Gebrauchsbesteuerung, die den steuerlich faßbaren Theil des Gebrauchskonsums mit nur einem Viertel des schon erfaßten Verbrauchskonsums annimmt, zu einem Ertrag von 125 Mill. Mark. Gewißheit kann die Schätzung nicht in Anspruch nehmen, wohl aber eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit. Es kommt eben darauf an, ob und wie die allgemeine Luxusbesteuerung ergiebig regulirt werden kann. Diese praktische Grundfrage aber, so wie die Fragen der sozialpolitisch günstigen Wirkung einer allgemeinen Luxussteuer wird ein später folgender Artikel mit Sorgfalt zu beantworten suchen.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Hosted by Google

Rudolf von Jhering.*)

Wenn der Tod zwei Berufsgenossen nahezu zur selben Zeit dahinrafft, so kann dieses gemeinsame Schicksal in der Regel höchstens eine Nachbarschaft auf dem Friedhofe oder in einer Totenschau hervorrufen, doch pflegt es uns nicht das Recht zu geben, die Erinnerungbilder der Entschlafenen zu einem einzigen zu verbinden. Das Anrecht auf den Nachruhm wird grundsätzlich einem Jeden, dem es zukommt, als sein alleiniges Eigenthum gewährt. Und dennoch schien es dem Schreiber dieser Zeilen ein begründeter Wunsch zu sein, daß man von ihm einen einzigen Nachruf für die beiden Rechtslehrer verlangte, welche im vorigen Herbste aus dem Kreise der Lebenden geschieden sind. Schon vorher waren wir gewöhnt, sie in eine Beziehung zu setzen und als ein unzertrennbares Paar aus der Masse der Andern herauszuheben. Es ist nun schon über zehn Jahre her, daß ich sie zuerst bei einander sah. Sie erwiesen mir in der Zeit meiner Göttinger Professur, als Windscheid bei Jhering als Gast verweilte, die Ehre eines gleichzeitigen Besuches. Ihr Blick fiel damals auf das Bild Savignys, das über meinem Schreibtische hing. Das gab dann Anlaß zu Gesprächen, die die obersten Fragen der Rechtswissenschaft streiften und die in den folgenden Tagen an der gastlichen Tafel Jherings und bei einer Spazierfahrt in die naheliegenden Berge ihre Fortsetzung fanden. Ich war glücklich und stolz, zuhörend unverlierbare Schätze sammeln zu dürfen. Was ich damals vernahm, mußte mich dahin bringen, mir die Berührungpunkte und die Gegensätze der Männer zum ersten Male zu veranschaulichen, nach denen ich schon vorher das Fahrzeug meiner Arbeit zu lenken strebte, wie ein Schiffer, der sich nach leitenden Sternen richtet. Diese erste Gegenüberstellung der Beiden, welche sich mir aufdrängte und einprägte, wurde die Grundlage einer Gedankenreihe, welche fast durch jedes ihrer Worte und ihrer Schriften sich weiter entwickelte. Damals ahnte ich freilich nicht, daß ich, ohne zu wissen und zu wollen, den Stoff zu einer gemeinsamen Grabrede für beide sammelte.

Als ich nun Worte suchte, um Jhering und Windscheid in ihrem Wesen und Wirken zu feiern, da wurde ich mir Dessen bewußt, daß die Sprache nicht dazu ausreicht, um bedeutende Persönlichkeiten darzustellen. Von der geistigen Größe gilt etwas Aehnliches, wie von der Schönheit. Lessing lobt Homer, weil er kein Bild der Helena entwirft, sondern ihren Reiz lediglich durch den Eindruck schildert, den sie auf die Greise Trojas machte. Anders lassen sich auch Windscheid und Jhering nicht darstellen. Man beachte die sieben Auflagen der Windscheidschen Pandekten, die Aehnlichkeit, welche zwischen ihnen und dem ersten Entwurfe des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches besteht, man denke an die Hunderte von Zuhörern, die sich bis zum Tode des gefeierten Lehrers selbst dann noch in seinen Hörsaal drängten, als seine Stimme schon zu schwach

*) Nachdem über Jhering und Windscheid hier zuerst Herr Professor Kohler eine Studie veröffentlicht hat, ist es gewiß erwünscht, nun auch die Stimme eines anderen hervorragenden Rechtslehrers zu hören. Ein Aufsatz über dieses Thema erschien im holländischen „Rechtsgeleerd Magazijn", dessen Leiter sowie der Verfasser gern gestattet haben, ihn hier in einer aus Rücksicht auf das nicht juristisch geschulte Publikum vom Herausgeber der „Zukunft" etwas gekürzten Gestalt zu veröffentlichen.

Hosted by Google

wurde, um noch deutlich vernehmbar zu sein. Man denke an die fröhliche Jugend, die in den weiten, von der Hand seiner kunstsinnigen und geistvollen Gemahlin mit malerischem Schmucke versehenen Wohnräumen oft und gern aus und ein ging und überall seinen liebenswürdigen Familienkreis als das Musterbild einer deutschen Häuslichkeit rühmte. Aus diesen Wirkungen, die er übte, erkennt man den Schriftsteller, den Lehrer und Menschen.

Nicht anders ist es mit Jhering. An seinem Grabe bezeugte der preußische Kultusminister Dr. Bosse, der bis kurz vorher der in Berlin tagenden Gesetzgebungskommission vorgestanden hatte, in dieser Stellung bemerkt zu haben, daß die Anschauungen der neuern Juristenwelt überall von Jherings Gedanken durchdrungen sind. Jherings Werke sind in und außer Europa vielfach in fremde Sprachen übersetzt worden; sein Hörerkreis in Wien stand hinter demjenigen Windscheids in Leipzig nicht zurück, und als er die Großstadt mit der Göttinger Einsamkeit vertauschte, sammelte sich um ihn ein kleinerer, aber um so gewählterer Kreis von Schülern: Ausländer aus weitester Ferne, Griechen, Norweger, Ungarn, Serben, Amerikaner u. a., saßen unausgesetzt zu seinen Füßen, und zwar waren dies meist durchgebildete Juristen, die in ihrer Heimath bereits Aemter und Würden erlangt hatten. Auch unter den inländischen Zuhörern waren die eifrigsten diejenigen, die bei ihm die Pandekten gewissermaßen in zweiter Instanz hörten. Auch ich bin ihm, wie überhaupt für meine Berufsstellung, so insbesondere dafür dankbar, daß er mir, dem Göttinger Professor, der zu seinen Vorlesungen ergänzende Vorträge zu halten berufen war, erlaubte, mich unter seine Schüler zu mengen und seine Vorlesung über römische Rechtsgeschichte mit anzuhören. Man denke ferner an die Verbreitung, welche die von ihm mit Witz und Humor entworfenen Civilrechtsfälle als Lehrmittel gefunden haben. Man denke an die Pyramide von Festschriften und Gratulationtafeln, welche sich bei Jherings 50jährigem Doktorjubiläum auf dem Tische seines Zimmers aufbaute. Auch seine Häuslichkeit war im gewissen Sinne als mustergiltig bekannt, ein Sitz heiterer Lebensfreude und ausgewählter musikalischer Kunstgenüsse. In ihm war nach Jherings Wort die allgemeine musikalische Wehrpflicht eingeführt, weil jedes Kind ein Instrument spielen lernte und der Hausvater selbst seinen Platz am Klavier nicht leicht einem Andern zu räumen geneigt war. Mit Recht verehrte jeder Gast die treue Hingebung seiner Gattin, die ganz und gar für ihn lebte und dem unausgesetzten Strome der Freunde, die es sich nicht nehmen ließen, von Weitem her den gefeierten, geistvollen Mann immer wieder aufzusuchen, die gastfreundlichste Aufnahme gewährte. Man beachte ferner die zärtliche Liebe, mit der Jhering an seinen Kindern und Enkeln hing, und wie er am Tage des 50jährigen Doktorjubiläums der Menge fremder Gratulanten nach Wilhelmshöhe bei Kassel entfloh, in den Kreis der Seinigen und einiger wenigen Freunde, die gern von weit her dorthin eilten (der eine kam sogar schnurstracks aus dem Kaukasus). Aus allen diesen Zeichen seines Einflusses wird sich ein Jeder eine Vorstellung von dem Wesen Jherings machen können. Was außer diesen ihren Erfolgen von einem Lobredner noch an persönlichen Zügen zu dem Bilde der Entschlafenen hinzugefügt wird, das kann es in den Augen Dessen, der die Männer nicht kannte, leicht entstellen und verwirren. Und doch vermag ich der Versuchung nicht zu widerstehen, im Folgenden solche Züge anzuführen, vornehmlich um den Lesern, welche die beiden Gefeierten bereits aus eigener Anschauung kennen und verehren gelernt haben, ihre Erinnerungen aufzufrischen und zu ergänzen. Die

Hosted by Google

Andern mögen sich an dem großen Eindrucke, den die Wirksamkeit der beiden in ihnen hervorrufen muß, durch die folgenden kleinen Zuthaten nicht irre machen lassen.

Ihering gehörte zu den Kraftmenschen, welche schon von der Natur aus der Menge herausgehoben worden sind. Sein gewaltiger Imperatorenkopf erinnerte an die Büsten der Flavier und war von einem starken Haarwuchse umrahmt. Kräftige Gesichtszüge, wie sie aus niederländischen Volksbildern bekannt sind, wurden von einem verständnißvollen Lächeln durchleuchtet und durch den Glanz des mächtigen Auges geadelt. Dem ungewöhnlich starken Haupte entsprach der breitstämmige Körper eines echten Ostfriesen und ein kraftvoller Gang, der die unbeugsame Willensstärke des Mannes zu bestätigen schien. Auch seine Redeweise war urkräftiger und schlichter, als man nach den wohlgeglätteten und blendenden Perioden seiner Schriften erwarten durfte. Wohl sprühten auch seine gesprochenen Worte unausgesetzt zündende Geistesfunken, aber ohne jede kunstvolle Form. In der ungezwungensten Gestalt plauderte er mehr nach der Art des unbelehrten Naturkindes als nach derjenigen eines Mannes der Feder. Es erklärt dies die nahezu unbeschreibliche Strenge, mit der er an jeder seiner Schriften feilte. Der Inhalt strömte ihm zunächst mühelos zu, da aus seinem regen Geist unausgesetzt die eigenartigsten Gebilde emportauchten. Doch die Form, in der er die Kinder seines Denkens an das Tageslicht der Oeffentlichkeit entließ, war das Ergebniß eines langen, bewußten und fleißigen Schaffens. Wer ihn nicht kannte, glaubte dies zuweilen nicht; denn gerade in dem Scheine der unbedingten Natürlichkeit, welchen er seinem Redeflusse zu geben wußte, liegt eine Hauptursache seines Erfolges. Ihm selbst war diese Sorge für die Form beinahe ein sittliches Gebot, dessen Nichtachtung durch Andere er oft getadelt hat. Darum hat er auch in dieser Hinsicht im besten Sinne als Erzieher gewirkt, weil er gegen den verbreiteten Aberglauben, der aus der Unverständlichkeit einer Rede auf deren tiefen Sinn zu schließen geneigt ist, die Stirn bot. Den Satz, daß Verstand und guter Sinn mit wenig Kunst sich selber vortragen, würde er nicht unterschrieben haben. In dieser Hinsicht sah er sein Vorbild in der französischen schönen Literatur, deren Eleganz durch die Kraft des Gegensatzes sein urwüchsiges Wesen ganz und gar fesselte, so daß er bis zuletzt nicht müde wurde, der gewissenhaften Sorgfalt, mit der Frankreichs Prosaiker ihrer Aufgabe genügen, das wärmste Loblied zu singen. Auch ihm war kein Zeitverlust groß genug, um einem Ausdrucke, den er suchte, nachzujagen; wo er eine bessere Form zu finden glaubte, da zertrümmerte er erbarmunglos das Werk seiner Hände, auch noch im Korrekturbogen, zum Schrecken der Setzer und der Verleger. Diese Mühe scheute er nicht, obwohl er sich sagen mußte, daß sie ihm zunächst hauptsächlich nur den Dank des Auslandes einbrachte; denn die stilistische Vollendung seiner juristischen Arbeiten widersprach so sehr der Schreibart seiner Berufsgenossen und Vorgänger, daß sie vielfach gegen ihn kleinliche Vorurtheile und sogar Mißtrauen erweckte. Und doch suchte er die vollendete Ausdrucksform keineswegs um ihrer Schönheit willen. Vielmehr hat er es oft ausgesprochen, daß ein Gedanke erst dann völlig reif geworden ist, wenn sein Träger die rechten Worte dafür gefunden hat. In der Urform der Gedanken, wie sie aus der Seele auftaucht, sah er im besten Falle nur ein mit Schlacken vermischtes Gold, das erst gesäubert werden muß, ehe man es auf den Markt bringen darf. „Wo Andere mit ihrer Arbeit fertig sind, da fange ich überhaupt erst an". Dessen durfte er sich rühmen.

Hosted by Google

So schwer ihm nun die Säuberung der Urformen wurde, desto leichter wurde ihm nicht blos die Verarbeitung, sondern auch schon die Sammlung des Stoffes. Seine instinktive Fähigkeit, eine gesunde, natürliche Denk- und Empfindungweise von einer kranken und gequälten zu unterscheiden, kannte nirgends ihres Gleichen. Ein angeborenes Gefühl für die Erkenntniß der menschlichen Thorheiten setzte bei der leisesten Berührung seine humoristische Neigung zum Spotte und zum Scherze in Thätigkeit. Der Kern dieses vielgefürchteten Spottes war jedoch immer ein gutmüthiger, weil ihn die Einsicht in die menschlichen Schwächen niemals zum Hochmuthe stimmte, sondern nur einen erwünschten Anlaß zur Entfaltung heiterer Stimmungen darbot. So konnte er die juristische Literatur durchfliegen oder sich vorlesen lassen, ohne daß ihm dabei etwas wirklich Werthvolles entging. Wie eine Wünschelruthe, welche den verborgenen Schatz anzeigt, regte sich in ihm überall da, wo er etwas Beachtenswerthes hörte, sofort eine innere Stimme, die es aus der Masse der mißlungenen Gedanken heraushob, welche er sogleich in das Meer der Vergessenheit zurücksinken ließ. Diese Schnelligkeit im Verwerthen fremder Geisteswerke hängt mit einem Grundzuge der Beanlagung Jherings zusammen, der in seinen ersten Abhandlungen, die sich zunächst an die übliche Arbeitweise anlehnten, noch wenig hervortritt, um späterhin um so klarer aus seinen Schriften hervorzuleuchten: seiner erstaunlichen Beobachtungsgabe, wie sie sonst weit mehr Naturforschern als Männern der geschicht- und sprachwissenschaftlichen Fächer, zu denen die Rechtslehre gehört, eigen ist und die vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit der Freundschaft ist, welche ihn gerade in den kleineren Hochschulen mit hervorragenden Beobachtern der Natur verband. Während der Jurist gewöhnlich seine Arbeit- und seine Erholungzeit sondert, ging diese Scheidung für Jhering allmählich verloren. Dieser Mann stand immer ganz in seinem Berufe: in der gesellschaftlichen Plauderei wie im ernsten Gespräche mit Gelehrten anderer Fächer, auf der Pferdebahn wie im Theater, überall sammelte er Gedanken, welche er mit seinen juristischen Arbeiten in Beziehung zu setzen wußte. Zum Beweise diene die Jurisprudenz des täglichen Lebens, ein Büchlein, das ohne jedes Vorbild in der juristischen Literatur dasteht. Vergleichbar jenem Könige der Fabel, dem sich Alles, was er berührt, in Gold verwandelt, zaubert hier Jhering aus den alltäglichen Dingen, die der Jurist bis dahin achtlos zu übersehen pflegte, juristische Aufgaben hervor; die ganze Welt wird da in ein großes juristisches Examinatorium verwandelt. Die Eisenbahn, das Wirthhaus, der Ballsaal, das Postbureau: Alles starrt von Rechtsfragen, die die höchste Denkkraft zur Beantwortung herausfordern. Er sprach es gerade aus, daß der erfolgreiche Umschwung, den die Naturwissenschaft genommen hat, seitdem sie die Bücherweisheit mit der Beobachtung des Wirklichen vertauschte, von der Jurisprudenz nachzuahmen ist. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß die Rechtsätze nur aus der Vergangenheit erkennbar sind und oft übertreten werden, während die Naturgesetze in ihrem Wirken unfehlbar bleiben. Trotzdem lag jedoch in Jherings Behauptung ein neuer richtiger Fingerzeig für die Kunst der juristischen Fragestellung und für die Erkenntniß der vis ac potestas legum, zugleich auch ein Protest gegen die engherzige Auffassung der Rechtsätze als bloßer Prozeßentscheidungregeln. Nicht nur den Einfluß des Rechts auf die Richter, sondern seine Einwirkung auf das Volksleben selbst nahm er sich zum Zielpunkte. Die überraschenden Beziehungen, die er in blitzartiger Weise zwischen den entlegensten Dingen, zwischen dem Kleinen und dem Großen herstellte, machten ihn nicht nur zum witzigsten Gesellschafter, zum

Hosted by Google

hinreißenden Tischredner, der die Kunst besaß, jederzeit in der größten Versammlung ein homerisches Gelächter ausbrechen zu lassen, sondern gaben ihm auch bei seinen wissenschaftlichen Kämpfen eine Waffe von unvergleichlicher Wirksamkeit. Der „Begriffshimmel", den er in seinem Scherz und Ernst in der Jurisprudenz geschildert hat, um Diejenigen zu verspotten, welche die Wirklichkeit des Rechtslebens in das Prokrustesbett vorgefaßter Schulbegriffe einspannen, ist eine Schöpfung, die außer ihm Niemand fertig bringen würde. Sie erinnert, wie einmal ein Leipziger Rechtslehrer treffend bemerkte, an Dante; das Merkwürdigste besteht aber darin, daß es Ihering gelungen ist, den Stil des großen ernsten Florentiners in das Humoristische zu übertragen. Wie er das angefangen hat, das muß man bei ihm nachlesen. Auch seine Plauderei war von unwiderstehlichem Zauber. Von der unendlichen Fülle seiner gelegentlichen Witzworte und seiner unermüdlichen Schwänke kann sich Niemand eine Vorstellung machen. Es waren ihrer so viele, daß er oftmals, wenn man sie ihm nach Jahren wiedererzählte, diese seine Kinder nicht mehr erkannte und sich darüber, wie über etwas völlig Neues, zu freuen vermochte.

Obwohl ich weiß, daß ich mich leicht dem Vorwurfe der Indiskretion aussetzen kann, so will ich es mir doch nicht versagen, wenigstens zwei seiner Aussprüche aus Unterredungen, die ich mit ihm hatte, einzuschalten, welche beweisen, daß er das tägliche Leben nicht blos in den Dienst der Rechtsanwendung, sondern in den noch höheren der Wissenschaftlehre zu stellen vermochte.

„Die meisten Bearbeiter wissenschaftlicher Streitfragen gleichen den Dienstmägden, welche zu bequem sind, um den Staub vom Fußboden langsam abzuwischen, sondern heftig mit dem Besen darüber fahren. Hernach scheint es so, als sei der Boden rein; aber in Wahrheit schwebt der Staub nur in der Luft. Nach einiger Zeit senkt er sich dann wieder und Alles ist beim Alten."

In seiner Abneigung gegen die vielen Anmerkungen der juristischen Schriften brach er in die Worte aus: „In den juristischen Büchern gleicht der Leser einem armen Dienstmädchen, das fortwährend bald im Erdgeschosse vom Herrn und bald im oberen Stockwerke von der Frau gerufen wird und so treppauf und treppab springen muß, bis es den Athem verliert."

Dieser selbe überraschende Gedankenschwung kehrt in allen seinen Werken wieder. Man hat viel von seiner „Phantasie" gesprochen, mit dem unfreundlichen Hintergedanken, daß diese Eigenschaft eigentlich für den Geschichtforscher ein schlimmer Fehler ist. In diesem Tadel mag vielleicht ein Fünkchen Wahrheit stecken. Die Phantasie bedarf da, wo sie im Dienste der Erforschung der Wahrheit steht, eines starken Gegengewichtes durch eine skeptische Selbstkritik und es soll zugegeben werden, daß bei so warm empfindenden Naturen, wie Ihering, die ehrliche Freude über eine vermeintliche Entdeckung nicht immer die erforderlichen Zweifel an ihrer Richtigkeit zur vollen Geltung kommen ließ. Daß überhaupt in Iherings Geist des römischen Rechtes mehr von seinem eigenen Geiste steckte, als es dem nüchternen Leser erwünscht ist, mag ebenfalls richtig sein. Allein ohne diesen Gedankenschwung, der ihn zuweilen zu weit führte, würde das einzigartige, bahnbrechende Werk überhaupt nicht haben entstehen können. Die allzu große Kühnheit seiner Vermuthungen war, im Grunde genommen, nur die unvermeidliche Schattenseite der Größe seiner Denkkraft, wie auch seine große Reizbarkeit mit der übernatürlichen Empfänglichkeit seiner Beobachtungsgabe Hand in Hand ging. Diese Fehler glich der ehrliche Mann reichlich durch die seltene Tugend aus, Irrthümer da, wo er von ihnen geheilt

Hosted by Google

war, offen als solche zu bezeichnen und sich in opferfreudigster Weise als ihrer schuldig zu bekennen. Aller tugendstolze Dünkel widerstrebte überhaupt seinem Wesen, er fühlte sich stark genug, um auch eine übelwollende Nachrede zu ertragen und liebte es geradezu, seine Schwächen scherzend hervorzuheben, namentlich seine Vorliebe für eine gut besetzte Tafel; denn er war ein trefflicher Menschenkenner, der sehr wohl wußte, daß die Leute sich einem überlegenen Geiste gegenüber nur dann in behaglicher Stimmung befinden, wenn sie nicht fortwährend zu ihm hinaufblicken müssen, sondern auch dann und wann einmal Gelegenheit haben auf ihn hinabzusehen. Aber trotz des liebenswürdigen Strebens, immer und überall, auch dem Geringsten gegenüber, den Ton des anspruchslosesten Verkehres auf dem Boden der Gleichberechtigung festzuhalten, trotz seiner Fertigkeit in der Kunst des harmlosen Scherzes, in dem selbst der Greis sich die bezaubernde Unbefangenheit des Kindes zu bewahren verstand, wußte er doch in jedem Augenblicke genau, was er war, was er wollte und was er konnte, und Keinem, der ihm nahe trat, vermochte dies zu entgehen. Ein glühender Thatendrang verbarg sich hinter den weltmännischen Formen seiner Redeweise und seiner lebensfreudigen Gewohnheiten, der feste, innige Glaube an einen hohen und ernsten Beruf, der die eigentliche Triebkraft seines Lebens und Schaffens war. Nur Wenige vermochten zu diesem Allerheiligsten seiner Seele vorzudringen, das er so wohl zu verbergen verstand. Nur einmal ist es mit vollster Kraft an das Tageslicht getreten, um einen zündenden Strahl weit über Europas Grenzen hinaus zu senden in seinem Vortrage: der Kampf ums Recht. Nicht zum Dulden und zum Genießen ist der Mensch geboren, sondern zum unabläßigen Kampfe für gemeinnützige Ziele. Das war der Schlüssel zu Jherings Dasein. Jhering war ein unermüdlicher Streiter für eine Verbesserung des Rechtszustandes, den er vorgefunden hatte. Sein Kampfgebiet war ein doppeltes. In seiner eigenen Seele rang er unausgesetzt wider die überlieferten Lehren und wider die eigenen früheren Ansichten, die er in neuerem Forschen hinter sich zurückließ; ihn lockte kein klar bestimmtes Ziel, kein vorher bekannter Siegespreis, er glich ganz dem Ideale Lessings, da er stets zur Wahrheit hinstrebte, obwohl er wußte, daß Gott allein sie besitzt. Darum war es ihm völlig gleichgiltig, was er fand, und was die Leute wohl dazu sagen würden. Wenn es nur seiner wahren Ueberzeugung entsprach, so war es ihm heilig, bis es ihm gelang, von der guten Einsicht zu einer besseren emporzusteigen. In dieser unausgesetzten inneren Entwickelung, die frei von jeder Regung der Menschenfurcht war, lag vor Allem die Größe Jherings, und gerade sie zeitigte Erscheinungen, die ihm von Männern, welche ihn nicht verstanden, zum Vorwurfe gemacht wurden. So kam es, daß er die großartigen Pläne, die er entwarf, in der Regel nur zum Theile ausführte, dann aber liegen ließ und sich zu einer neuen größeren Aufgabe wandte.

Dies gilt sogar von demjenigen seiner Werke, welches am Meisten bahnbrechend war: dem Geiste des römischen Rechtes. Dieses kündet eine neue Behandlung der Rechtsgeschichte an, welche die älteste Kulturstufe nicht mehr mit Bildungdünkel des vorgeschrittenen Kindes der Neuzeit als einen unvollkommenen Auswuchs der Unbildung hinstellte, sondern von der Einsicht ausging, daß die Menschen auch in früheren Zeiten nicht geringwerthiger waren als heutzutage, und nur die anderen Verhältnisse und Ueberzeugungen, denen sie sich anpassen mußten, bei ihnen andere Ergebnisse zeitigten. Wenn auch nicht Alles sich erhalten wird, was Jhering an Vermuthungen über den inneren Zusammenhang

Hosted by Google

der altrömischen Quellen aufgestellt hat, die er hier grundsätzlich in großen Massen auf einmal, gleichsam aus der Vogelperspektive, nicht aber unter dem Mikroskope der Einzelexegese anschaut, so wird doch das Gesammtbild, welches er vom römischen jus civile entworfen hat, mit Recht allgemein bewundert und die unfreundlichen Urtheile der Fachgenossen, welche dieses Werk zunächst empfingen und den Verfasser auf das Tiefste verwundeten, sind längst von den Stimmen der Anerkennung übertönt. Die Wechselwirkung, welche bei jeder fruchtbringenden rechtsgeschichtlichen Arbeit zwischen einer klaren Anschauung vom Ganzen und der Erforschung des Einzelnen bestehen soll, ist in diesem Hauptwerke Iherings durch ein fesselndes Beispiel für alle Zeiten als unentbehrlich hingestellt worden. Ueber das jus civile kam aber sein Geist des römischen Rechtes nicht hinaus. Für die Lebensbedingungen des Landmannes und die Parteikämpfe eines noch nicht unübersichtlich gewordenen Gemeinwesens besaß er ein Verständniß wie kein Anderer. Daß dagegen die Römer der kaiserlichen Weltstadt in seinem Werke nicht ins Auge gefaßt sind, ist Kohlers kritischem Scharfblicke nicht entgangen.*) Doch lag wohl auch in dieser Beschränkung ein Beweis für Iherings Meisterschaft. Wenn er sich an die Weltstadt und den Welthandel der Kaiserzeit nicht hinanwagte, so mag ihn dabei eine vielleicht nur halb bewußte Einsicht in die Grenzen seines Könnens zurückgehalten haben. Die wirthschaftlichen Kräfte, welche in den großen Verkehrscentren walten, sind ihm auch in Wien nicht völlig vertraut geworden; in diese große Umgebung kam er zu spät, um ihre Grundzüge mit seinem Wesen zu verweben. Dagegen hat er in seinen Kampf ums Recht für die Engherzigkeit der spätrömischen Wirthschaftpolitik einen überaus scharfsichtigen Blick gezeigt. In der That mußte ihm, wie Puchta, ein Zeitabschnitt, der dem Einzelnen die Waffen zum Streite um das eigene Recht vielfach entwand, um ihm statt dessen die strengste Bevormundung aufzunöthigen, besonders widerstreben.

Der Geist des römischen Rechtes hatte ihn schließlich aus dem geschichtlichen Gebiete an das dogmatische herangeführt, und seine reformatorische Zuversicht suchte auch hier durch Kritik neue Bahnen zu eröffnen. So gerieth er an die juristische Methodologie und erreichte in seinen Ausführungen über die Technik des Rechtes den Höhepunkt seiner Leistungen, der namentlich auch von Windscheid in vollstem Maße anerkannt wurde. Seit Leibniz war in so eindringender Weise noch nie über die juristische Methode geschrieben worden. Mit Dankbarkeit erkenne ich es an, daß ich vor einer jeden meiner ersten Arbeiten mir in dieser Schule Rath erholt habe, einen Rath, den ich sonst in keinem Buche und aus keinem Munde gefunden haben würde, und ich glaube vermuthen zu dürfen, daß die meisten juristischen Schriftsteller in meiner Generation sich in ähnlicher Weise zu ihrem Berufe gestählt haben.

Die methodologischen Untersuchungen haben Ihering seitdem nicht losgelassen. Immerfort sehen wir ihn nach der eigentlichen Vorfrage der Rechtslehre: „Wie muß das Recht behandelt werden?“ hinsteuern. So gelangte er zu dem unvollendeten Werke: Der Zweck im Recht, und zu einer vielfach angefochtenen Monographie: Der Besitzwille, in der er seine „teleologische“ Methode, die ihn zu den Fragestellungen der Civilrechtsfälle und der Juris-

*) Kohlers vielfach abweichende Ausführungen traten erst hervor, als dieser Nachruf schon abgeschlossen war. Zu einem öffentlichen Streite über Meinungverschiedenheiten schien mir sein Gegenstand nicht geeignet zu sein.

Hosted by Google

prudenz des täglichen Lebens hingeführt hatte, auch in der Lösung einer dogmatischen Streitfrage zu verwerthen suchte. Dieser Zweck im Recht ist dasjenige Buch, welches ihm die philosophische Doktorwürde verschafft hat, und doch von anderer Seite mehr ungerechte Beurtheilung als irgend ein anderes. Windscheid sagte mir einmal, er begreife nicht, daß ein Mann, wie Jhering, der auf dem juristischen Gebiete Meister sein könne, statt dessen es vorziehe, auf dem philosophischen als Dilettant zu arbeiten. Dieses häßliche Wort „Dilettant" ist nun auch noch nach Jherings Tode mehrfach in seine Beurtheilung eingeflochten worden. Und doch scheint mir dieser Vorwurf völlig ungegründet, mag man an der scharfen Abgrenzung der Gelehrtenzünfte auch noch so strenge festhalten. Sieht man auf die Arbeitziele, welche ihm vorschwebten, so kann man Jhering freilich nicht den Philosophen zuzählen, obwohl er von der Königin der Wissenschaften mindestens so viel verstand wie viele Andere, die als ihre Vorkämpfer auf juristischem Gebiete aufzutreten belieben. Allerdings zwang ihn seine Ehrlichkeit, die Lücken seiner Kenntnisse auf philosophischem Gebiete einzugestehen, als er an eine juristische Aufgabe herantrat, auf dem, wie er wußte, sie zu Tage treten mußten. Er hat dieses Gebiet wahrlich nicht aufgesucht, um durch Vielseitigkeit zu blenden, solche Beweggründe lagen diesem Manne fern. Er wandte sich vielmehr der allgemeinen Rechtslehre deshalb zu, weil er in der besonderen an der Richtigkeit seiner eigenen Arbeitweise irre geworden war. Der Beifall, den diese Arbeitweise fand, lockte ihn nicht, er spornte ihn vielmehr an, sie zu prüfen, damit er nicht durch seinen Einfluß Unheil anrichte. Darum trat er an die große Frage heran, wie sich die Rechtssätze, die Rechtszwecke und die Rechtsbegriffe zu einander verhalten; denn er glaubte zu bemerken, daß falsche Ansichten über diesen Punkt eine unpraktische und unpolitische Afterweisheit erzeugten, geistvolle Hirngespinnste, die dem Praktiker, dem Gesetzgeber und dem Studirenden eher nachtheilig als förderlich waren und eine fühlbare Schädigung des Ansehens und des Einflusses der Rechtswissenschaft nach sich zogen. Darum sann er dem Begriffe des Rechtes in dessen Gegensatz zu verwandten Erscheinungen nach, darum beschäftigte er sich mit Sitte und Sittlichkeit, Mode und Tracht und kam schließlich sogar an das Trinkgeld —: Alles nur im Dienste des einen Gedankens, daß „der Zweck der Schöpfer des Rechtes" ist, d. h. daß die Rechtsbildung überall den Rechtsschutzbedürfnissen nachfolgt, aber nicht vorhergeht und darum in jenen Bedürfnissen ihren Leitstern und ihre Schranken zu suchen hat. Die bedrohte Fühlung zwischen der Rechtslehre und dem Leben wollte er wahren und aufs Neue befestigen. Seine Formel klingt zwar hart an den überwundenen Rationalismus und Utilitarismus an. Allein der „Zweck" Jherings ist nicht nur der Eigennutz; in seinem Sinne ist es vielmehr jeder Trieb, der ein Herz bewegen kann. Die Ehrfurcht vor der Autorität und das Mitleid, Glaube, Liebe und Hoffnung, sie alle gehören mit zu Jherings „Zweck" und die Unterordnung der Einzelinteressen unter die Bedürfnisse der Gesammtheit ist ein Hauptgrundzug der Anforderungen, welche er stellt.

Sein eigener Zweck war dabei, überall von jeder Erklärung eines Rechtssatzes zu verlangen, daß sie aus Empfindungen und Gedanken heraus geschehe, die verständlich sind, nicht aber aus willkürlichen „Prinzipien" und Begriffsbestimmungen, die bei der Studirlampe ausgesonnen sind. Daß die allgemeinen Rechtslehren, die er aus den verschiedensten Gebieten gewann, nach Raum und Zeit eine besondere Gestalt annehmen müssen, dies hat er nicht bestreiten wollen.

Hosted by Google

Nur die Methode, nicht den Inhalt der Rechtswissenschaft wollte er verallgemeinern. Er fühlte, daß sie in der Auffassung des Vergangenen und des Gegenwärtigen an einem engherzigen Formalismus, einer unnatürlichen Umständlichkeit krankte; er fühlte dies an seinen eigenen Werken, deren Grundgedanken er überwunden hatte, während man sie noch auswärts auf den Kathedern als seine Lehre verkündete. Nach dem Teufel des Doktrinarismus schleuderte er sein Tintenfaß, ihn verfolgte er mit erbarmungslosem Spott in den „Begriffshimmel" hinein, bis er ihn wenigstens in seinem Innern überwunden hatte. Das alles war keine Philosophie, und wenn viele Juristen es dafür erklären, so grenzen sie eben das Gebiet der Rechtswissenschaft anders ab, als Ihering es that. Sie nennen Jurisprudenz nur Das, womit sich bisher die Rechtslehrer zu beschäftigen pflegen, Ihering aber zählte dahin Alles, womit sie sich hätten beschäftigen sollen, weil ihre Berufsaufgabe es verlangte. Bemerkt mag noch werden, daß es vornehmlich Juristen sind, welche sich zu Beschützern der Philosophie gegen Iherings angebliche Uebergriffe und des Iheringschen Ruhmes gegen seine angeblichen Mißgriffe berufen fühlten; die Philosophen vom Fach hatten dagegen in der Regel von seinem Schaffen eine bessere Meinung. Mit Freuden gedenke ich noch der warmen Worte, welche der vortreffliche Hallenser Philosoph Erdmann der Schrift Iherings zu widmen pflegte. Noch drastischer drückte sich ein jüngerer Professor der Philosophie aus: „Ihering ist der Einzige unter den Juristen, von denen wir Philosophen etwas lernen können."

Im Grunde forschte und schrieb Ihering auch hier wieder vornehmlich deshalb, um für die eigenen Zweifel eine Lösung zu suchen. Als er sie in der Hauptsache gefunden zu haben glaubte und im Besitzwillen dafür einen Beweis angetreten hatte, dessen polemische Seite vielleicht zu weit ging, aber sicherlich in der Hauptsache den Nagel auf den Kopf traf, da ließ er auch den Zweck im Recht als Bruchstück liegen und wandte sich der Urgeschichte des Rechtes zu, jener nebelhaften Vorzeit, aus der die ältesten uns bekannten Rechtsurkunden herausgewachsen sind. Dieses Unternehmen beweist die erstaunliche Jugendfrische des mehr als siebenzigjährigen Mannes. Ob aus ihm Bruchstücke hervorgegangen sind, deren Veröffentlichung zu erwarten ist, weiß ich nicht. Das Eine aber ist gewiß, daß dieser neue, groß angelegte Plan es dem rastlosen Manne möglich machte, mitten in einer weithin zielenden Arbeit von seiner Lebensaufgabe durch einen Schlagfluß abgelöst zu werden. Ein solcher Tod auf dem Schlachtfelde kam dem unermüdlichen Helden zu, jeder andere würde das Bild seines Lebens entstellt haben. Der Kampf dieses Lebens war ein freudiger, guter und edler. In seinem Einflusse, den er eifrig wahrte, sah er nur eine Waffe, die er sich nicht entwinden ließ, nicht einen Siegespreis. „Glauben Sie mir, daß der Ruhm, den ich geerntet habe, dem Leben keinen wahren Werth giebt; was ihm diesen Werth giebt, ist die Liebe zu Denen, die uns lieben, aber noch weit mehr die Arbeit." Mit diesen Worten nahm er bei seinem Jubiläum, einen Monat vor seinem Tode, von mir Abschied. Mit der Erinnerung an sie will auch ich mich jetzt von seinem Bilde trennen.

Marburg. Professor Dr. Rudolf Leonhard.

Hosted by Google

Das deutsche Lustspiel.

„Warum schreiben Sie kein Lustspiel? — Ihr schreibt immer Alle so traurige Sachen, an denen Niemand seine Freude haben kann! Ihr beklagt Euch, daß Ihr nicht genug verdient. Schreibt gute Lustspiele: damit ist Gold zu machen! Habt Humor, Ihr jungen Schriftsteller, und Ihr werdet nicht über mangelnde Theilnahme zu klagen haben!"

Ich bin gezwungen, diese Redensarten tagsüber mindestens ein Dutzend Mal mit anzuhören. Nun bin ich, ganz offen gesagt, ein großer Freund vom Geldverdienen, wenn es auf anständige Weise geschehen kann. Der selige Schopenhauer hat Recht: Jeder, der für Geld schreibt, prostituirt sich; aber all Ding hat seine Form. Ich halte meine Feder nicht feil, aber ich werfe sie auch nicht weg, und wenn ich Das, was ich schreibe, nur mit meiner künstlerischen Ueberzeugung vereinigen kann, so sehe ich nicht ein, warum ich mirs nicht gut bezahlen lassen soll.

Ich habe mich daher mit heißem Bemühen dahintergesetzt, ein gutes Lustspiel zu schreiben. Aber ich sah bald, daß ich der Prinz nicht bin, das schlafende Dornröschen wach zu küssen. Ja, ich kam zu der Ueberzeugung, daß dieser heißersehnte Märchenprinz in den nächsten paar Jahrzehnten noch nicht geboren werden wird, daß die Deutschen auf ihn vielleicht noch länger werden warten müssen als die Juden auf den Messias. Ich habe in wochenlanger Einsamkeit zwar nicht die erlösende lachende Thräne gefunden, aber doch eine nicht unwichtige Entdeckung gemacht: die nämlich, daß die deutschen Schriftsteller nicht so schlimm sind, wie sie gemacht werden. Sie können kaum etwas dafür, daß wir eine deutsche Komödie noch nicht haben. Wenn der Boden aus Flugsand besteht, muß man den Bauern nicht anschreien, weil er keinen Weizen zu Markt bringt.

Jedes Zeitalter, jedes Volk hat die Kunst, die es verdient. Die Kunst ist schließlich kein vom Himmel zur Erde herabgestiegener heiliger Geist, sie ist eine furchtbar irdische Sache, die jede Nation sich nach heißem Ringen in mühevoller, Jahrhunderte lang währender Arbeit erworben hat. Sie ist ein Erzeugniß der Gesellschaft, von ihren jeweiligen Daseinsbedingungen abhängig, wie die Pflanze vom Boden. Das war ehedem paradox, aber heute bestätigt es Hippolite Taine. Und der Boden der deutschen Kultur ist eben noch nicht schwer genug, um die Zierblume des Lustspiels zur Blüthe gelangen zu lassen, so daß der Same, den ein feingelauntes Künstlergemüth zum Zweck solcher Entfaltung hineinstreut, über die Anfänge der Entwickelung nicht hinauskeimt.

Das Lustspiel ist die feinste und zarteste Erscheinungform der literarischen Kunst. Darum kommt es auch sehr häufig zuletzt, wenn die tragische Kunst schon anfängt, dem Vergehen anheim zu fallen. Ein tüchtiges Stück nach Aeschylos und Sophokles marschirt erst Aristophanes. Jedenfalls erscheint es auf künstlerischer Höhe immer erst, wenn die Gesellschaft des Landes zu einem ganz bestimmten Zustande gelangt ist: wenn das Durcheinander der Be-

Hosted by Google

strebungen, der Interessenkämpfe der Klassen sich gesetzt, wenn die Gesellschaft sich in Schichten geordnet hat, deren jede das Gefühl einer vorläufigen Sicherheit, eines gefestigten Zustandes erfüllt. Erst dann bilden sich die humoristischen Klassentypen, die Charaktere voll eigenwilliger Schrullen, von denen das Lustspiel lebt.

So lange eine Gesellschaft unsicher ist, so lange ihre Theile unablässig durcheinander gerüttelt werden, so lange auf keinem Gebiete ruhige Verhältnisse herrschen, sondern überall Kampf, Verfolgung, unablässige Veränderung, kurz, so lange es in ihr zugeht, wie unter den Infusorien eines Wassertropfens, — ist auch ein Lustspiel unmöglich. In einer solchen Gesellschaft wird sofort jeder komische Gattungtyp mit den lächerlichen Kennzeichen eines Standes, eines Gewerbes, zur Beleidigung einer Bevölkerungsklasse, und jeder Sonderling wird zur Verhöhnung ehrenwerther Bürger.

Selbstironie ist die oberste und feinste aller Gefühlsäußerungen. Zu eigenem Vergnügen kehrt der geistig Freie, was er Allzumenschliches an sich findet, hervor und giebt es dem allgemeinen Lachen preis, weil er sich in allem Wesentlichen als vollendeter Mensch fühlt. Höchste Erkenntniß, stärkstes Sicherheitgefühl, freiester Entschluß müssen sich zur Selbstironie vereinigen; sie ist geradezu das Kennzeichen der höchsten Geisteskultur.

Das Lustspiel, in dem die Gesellschaft sich selbst belacht, sich selbst ironisirt, ihre Schwächen mit Behagen preisgiebt, kann sich daher nur in einer Gesellschaft entwickeln, deren Zusammensetzung geordnet, deren Zusammenhalt gesichert ist oder scheint, die sich im Innern reich, nach oben frei, nach unten ungefährdet fühlt.

Der um seine Existenz mit der Natur und dem Bruder täglich neu ringende Mensch, der vor jeder selteneren oder komplizirten Erscheinung des Lebens wie vor einem Räthsel steht, nimmt Alles ernst, ja tragisch. Er hat keine Zeit zum Lachen, er steht Tag und Nacht unter der Waffe, ist zu schwerer Arbeit gezwungen, und so erscheint ihm fremdes Lachen, selbst wenn es nicht einmal ihm gilt, wie neckender Hohn. Und wagt ein Anderer, in gesicherter Lebensstellung, sich gar über seine schwere Arbeit zu belustigen, so knirscht er mit den Zähnen und schlägt mit beiden Fäusten drein.

Und so kann auch nur eine reiche, beruhigte und mußevolle Gesellschaft ohne Zorn die Ausstellung der Schwächen belächeln, die sich aus ihren besonderen Grundlagen und Organisationen mit Nothwendigkeit herleiten, und mitleidig über die vergeblich zu ihrer Höhe Aufschauenden lächeln, über ihre putzigen Anstrengungen, nachzuklimmen.

Der Humor ist im wahren Wortsinn „goldig" und ein Kind des Müssigganges.

Molière kam erst, als der große, von Ludwig dem Elften begonnene Aufbau der französischen Gesellschaft beendet war und die noch folgenden politischen und sozialen Kämpfe nichts mehr stören konnten. Er ist die Kreuzblume auf dem Dome des royalistischen, nach ständischen Grundsätzen geordneten Frankreich. Als erstes von allen Ländern wurde Frankreich mit der bürgerlichen Reorganisation seiner Gesellschaft fertig und als erstes zeitigte es darum eine reiche, moderne Lustspielliteratur. In keinem Lande der Welt ist heute das Behagen am Dasein, der bewußte Genuß des Lebens so ausgebildet wie in Frankreich, nirgends sieht die Gesellschaft den schlimmsten politischen Gefahren mit solcher Ruhe entgegen; noch immer ist Frankreich, trotz Boulanger und Lesseps, trotz der Commune und Car-

Hosted by Google

maux, das gefestigteste Land Europas, und der Vicomte wie der kleine Rentier vererben die vom Großvater überkommenen Sitten und Gewohnheiten auf den Enkel.

Aber in Deutschland! —

Läßt ein Lustspieldichter einen Fleischer mit rothen Händen auftreten, so empört sich der ganze ehrwürdige Fleischerstand des Reiches. Verlege irgend eine drollige Geschichte an den Rhein, und Du bist unmöglich von Freiburg bis Xanten. Stelle einen beschränkten Bürgermeister dar, und du bist als Anarchist geächtet. Kurz, du kannst nach keiner Richtung deiner Laune die Zügel schießen lassen, ohne nach den verschiedensten anzustoßen und statt Lachen Empörung, statt Beifall Prügel und Gefängniß zu erwarten. Denn nichts ist in unserem gepriesenen Deutschland sicher und gefestigt, überall regirt ohne Unterlaß die Furcht, das Bangen der Ungewißheit. Es ist ein ewiges Interim. Jeder Stand, jeder Beamte, jeder Besitzende zittert in jedem Augenblick, der nächste werde alle Ordnungen umstürzen, die mit theurem Gelde geschaffenen Einrichtungen vernichten, den mageren, sauer erworbenen Besitz entwerthen und Ehre, Ansehen, Ruhe rauben. Das Gespenst des nationalen Krachs steht drohend an jeder Straßenecke. Caprivi zittert vor Bebel, die Nationalliberalen vor den Jesuiten, der Agrarier vor dem aufwippenden Grenzschlagbaum, der Hauswirth vor seinem Miether, der Kapitalist vor seinem Bankier, der Fabrikant vor seinem Detaillisten, der Theaterdirektor vor dem Kritiker: kurz — Einer vor dem Andern. Jeder sieht in Jedem seinen Feind. Die Frau traut dem Manne nicht, der ihr Vermögen in sein Geschäft genommen, die Kinder sehen mit täglich neuer Angst den geschäftlichen Spekulationen des Vaters zu. Der Landwirth fürchtet die gute Ernte noch mehr als die Mißernte. Ein früher Winter ruinirt Tausende kleiner Leute, ein später Tausende großer Geschäfte. Der Fabrikant begrüßt den Strike seiner Arbeiter, der ihm auf ehrenvolle Weise zeitweilige Betriebseinstellung ermöglicht, mit innerem Jubel. Nichts kann geschehen, was nicht als tötliche Gefahr für irgend einen Stand, eine Provinz mit Herzensangst erwartet würde: Alles ist locker, schwankend, ungesund, bedrohlich.

Ein fortwährendes Angstgefühl, ein unabläßiges Ausspähen nach den von allen Seiten drohenden Gefahren schüttelt die deutsche Gesellschaft, eine unsagbare Furcht, im nächsten Augenblick könne Alles aus sein und die große allgemeine „débâcle" zur That werden.

Dieser Zustand ist nicht von heute und gestern, er währt nun schon, allmählich bis zur Unerträglichkeit gesteigert, seine dreißig Jahre, seit der Vollendung der bürgerlichen Ordnung, mit wenigen kurzen Pausen der Ruhe und des Uebermuths. Alle Versuche zur Sicherung des Zustandes, wie die Gründung des Deutschen Reiches, sind ins Gegentheil umgeschlagen und haben die Unsicherheit, die Mißlage nur gesteigert, die feindlichen Elemente nur gestärkt.

Und so reitet das deutsche Bürgerthum denn auch wirklich heute noch immer auf den beiden einzigen humoristischen Gestalten herum, die es geschaffen. Mit erstaunlichem Spürsinn hat Gustav Freytag den einzigen Standpunkt gefunden, von welchem dem deutschen „Bürgerthum" eine heitere Seite abzugewinnen war, den einzigen Kontrast, der ihm einen leisen Zug des Selbstgefühls vorspiegeln konnte. Bolz und Schmock sind die einzigen wirklich humoristischen Gestalten der neueren deutschen Literatur. Dem armseligen, kläglichen, vergeblich am steilen Felsen der deutschen Kultur aufkletternden polnischen Judenknäblein gegenüber fühlt sich der Erbe der herrschenden arischen Tradition sicher und

Hosted by Google

stolz wie der Brahmine dem Paria gegenüber und betrachtet sein mühsames Kraxeln mit lächelnder Mischung von Mitleid und Spott. In der Zeit der Mosse und Ullstein freilich fängt auch dieser Humor an zu verblassen, und bei jeder Aufführung der „Journalisten" kann man heute beobachten, wie das Publikum den Vorgängen auf der Bühne mit wachsender Kälte zuschaut und das Lustspiel „veraltet" zu finden anfängt. Die vormärzliche Gesellschaft hatte ihre Kotzebue und Bauernfeld, die aus der Fülle des gefestigten Lebens ihrer Zeit einen Typus nach dem andern ausschöpften. Die neue Gesellschaft hat seit dreißig Jahren nicht eine Lustspielgestalt zu schaffen vermocht! Den einzigen schüchternen Ansatz dazu hat Moser mit dem „Reif-Reiflingen" gemacht, und den entnahm er der einzigen Klasse, die, im Besitz einer gewissen äußeren und inneren Festigung, wagen durfte, über ihre eigenen Schwächen zu lachen.

Aber wie Rückerts Mann im Syrerland in seiner verzweifelten Lage zu den gemeinen und erbärmlichen Brombeeren des schwankenden Strauchs greift, auf dem er sitzt, um an ihrer kargen Süßigkeit den Jammer seiner Gegenwart für Sekunden zu vergessen, so greift die moderne deutsche Gesellschaft, unfähig dauernden sieghaften Lachens, daseinsfreudiger Laune und blutvoller Gestalten, verzweifelnd zu dem niederträchtigen Possenkram der Treptow und Genossen. Grober, brutaler Kitzel, verzerrte Unnatur mit schamloser Lüsternheit sollen für kurze Abendstunden ein faunisches Grinsen, ein rohes Wiehern abzwingen, da man eines gesunden, dem reichen Innern entströmenden, wahrhaft „heiligen" Lachens unfähig ist. Der Humorist ist der Freund der sich sicher fühlenden Gesellschaft, der Hanswurst der Abgott der gefährdeten und schwankenden, die von der Minute noch herausschlagen möchte, was der Tag verweigert. Der Hanswurst ist der Todfeind des Humoristen: beide trägt eine Gesellschaft nicht. Und in der That haben ja auch neben der „Wilden Madonna" und der „Großstadtluft" in Berlin meist nur die schlechtesten, daheim selbst nicht als literarische Waaren betrachteten Pariser Radaupossen Erfolg, während die schönsten Blüthen des Pariser Macadam, der eigentliche Stolz der Boulevards, „Margot", „Pepa", die „Maus", „Ma Cousine", „Amoureuse" hier vergeblich um Heimathrecht warben. Denn es ergeht dem Berliner Börsenjobber genau wie dem wackeren Polonius er mag gern eine Posse oder eine Zotengeschichte, sonst schläft er.

Bei solch trüben Aussichten kann nur die eine Erfahrung uns trösten, daß, wer sein Glück an die Minute hängt, gewöhnlich von der Sekunde geäfft wird. Der Hanswurst ist eben nur ein kurzer Fastnachtherrscher, dem alle Welt heute nachläuft und dem man morgen die papierne Mütze vom Kopf reißt. Die Könige der Posse sind die rechten Bohnenkönige: sie regiren absolut, aber nicht lange. Ueber Nacht wird das Publikum es müde, immer die selbe Grimasse zu sehen, es pfeift seinen Clown aus und verlangt stürmisch einen neuen. Kein unsichereres Brot als das des Schriftstellers, der nur der Spaßmacher seiner Gesellschaft sein will: fast immer stirbt er im Elend.

Einstweilen — meinetwegen bis zum nächsten Jahrhundert — bleibt uns nur der Trost, daß jedes Säkulum genug an seiner eigenen Plage habe. Möge das zwanzigste mit den großen und herrlichen Problemen, die von ihm ihre Lösung erwarten, auch dieses aus der Welt schaffen und uns neben dem lenkbaren Luftschiff, der Mondeisenbahn und dem Zukunftstaat auch das deutsche Lustspiel schenken.

Conrad Alberti.

Hosted by Google

Unsere chemische Industrie.

Seitdem England die größte Flotte der Welt besitzt, pflegt sich im Unterhause fast während jeder Session ein M. P. mit der Jeremiade zu erheben: „Wir haben nicht genug Kriegsschiffe!“ Weit eher am Platze wäre ein solches parlamentarisches Klageweib bezüglich der auffallenden Schwäche von Albions chemischer Industrie. Denn wenn neulich ein dortiges leitendes Blatt auf unsere gewaltigen deutschen Etablissements hinwies, die allein nach England für 44 Millionen Mark Anilinfarben (Theer) ausführen, zu denen das Rohmaterial größtentheils gerade aus England kommt, so war damit noch viel zu wenig gesagt. Sollten sich nämlich die klugen Briten zu einem Theerstoffring vereinigen, so brauchten sich unsere Farbwerke nicht einmal diese Preissteuerung gefallen zu lassen, sondern allen Theer, den sie gebrauchen, könnten sie thatsächlich binnen Kurzem in Deutschland selbst haben, ohne dabei mehr Kohlen destilliren zu müssen: 1. den bei der Kokerei zu metallurgischen Zwecken auftretenden und bisher unvollkommen verwertheten, 2. das Benzol, das im Leuchtgas steckt und das vorläufig nur zwei Fabriken des Auslandes gewinnen.

Vor dem großen Aufschwunge der 50er Jahre, mit Liebig gleichsam als Lichtquell, da es in Chemikalien noch gemüthlich, also empirisch herging, war dieses Gebiet in England, Frankreich, Deutschland ungefähr gleichmäßig entwickelt. In Frankreich fabrizirte man Dank dem Le Blancschen Sodaverfahren die größten und besten Qualitäten von Seife ganz ohne wissenschaftliche Beihilfe, was übrigens in Marseille noch heute meist ohne die geeignete Schätzung eines Chemikers geschieht, der doch sicher gewinnbringend wäre. In England und Deutschland wurde Schwefelsäure, Soda und Salpetersäure gewonnen. Da aber der Schwefel aus Girgenti mit Hilfe des Pariser Rothschilds in den vierziger Jahren zu hoch stieg, erinnerte man sich, daß es u. A. bei uns kaum ein Gestein giebt, das nicht Schwefelkies enthält, und wandte sich diesem zu. Dabei sind die spanischen Schwefelkiese so reich auch an Kupfer, daß man sogar die hohe Fracht nicht scheut. Diese spanischen Kiese kommen also über Hamburg an, werden dann im Inlande auf Schwefel verarbeitet und werden dann wieder als Rückstände an die Elbe gesandt, um auch noch ihr Kupfer herzugeben. Endlich fabrizirte man noch Chlorkalk zu Bleichzwecken.

Mit Liebig und dessen Schule kam die moderne Chemie auf, welche die gegenseitige Ausnützung eines jeden Stoffes nach Kräften unternimmt und aus den Rückständen noch die schönsten Reichthümer lockte. Früher, bei alten Sodafabriken, ist mit diesen Rückständen ein ungeheures Terrain unverwerthet bedeckt gewesen, in England war auf Quadratkilometer hinaus die Luft davon verpestet. Aber auch der Zwang war hierin ein guter Lehrmeister. So pflegte ein großes Etablissement seine schweflige Säure ruhig entweichen zu lassen und setzte der behördlichen Anordnung, diese gesundheitschädlichen Stoffe wieder

Hosted by Google

aufzufangen, den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Erst nachdem dies doch eingerichtet werden mußte, sah man den kolossalen Vortheil ein.

Für Farbstoffe bildete England so lange das Centrum, bis Hofmann, der nicht allzu lange drüben blieb, ihre wissenschaftliche Synthese durchgeführt hatte. Alsbald hörte das dortige Uebergewicht auf, da Deutschlands chemische Industrie in beständiger Verbindung mit den Universitäten blieb und dieser Vereinigung von Wissenschaftlichem und Geldmännischem der Sieg unausbleiblich war. Nur wenige Professoren bei uns, die nicht für Fabriken untersuchen, und da Gutachten Tausende einbringen, so ist diese eigenartige Verbindung auch schon zuweilen getadelt worden; allein man muß doch wohl die anderweitige Behauptung respektiren, daß unsere Gelehrten von der Fabrikthätigkeit mehr lernen, als sie dorthin geben. In England fehlt dies vollständig, und auch Chemiker haben die dortigen Unternehmungen wenig angestellt, allerhöchstens zehn in einer Fabrik, während die Badische Anilin- und Sodafabrik 120 Chemiker, darunter 60 rein wissenschaftlich Arbeitende hat und die Höchster Farbwerke noch immer über 80 Chemiker zählen.

So kann man sagen: Die deutsche chemische Industrie ist seit dreißig Jahren die unternehmende, seit zwanzig die alleinherrschende geworden. Hierzu gehört eben nicht, was einfache Praktiker so gerne thun: probiren, sondern strenge theoretische Arbeit. Was will man etwa mit einem hübsch gefärbten chemischen Körper empirisch anstellen, der nicht waschecht, nicht lichtecht, nicht walkecht, nicht seifenecht ist? Durch wissenschaftliche Behandlung sind die chemischen Gruppen zu eruiren, deren Einführung die unzweifelhafte Echtheit giebt. In unseren Fabriken sind sämmtliche Produkte unter fachmännischer Kontrole, denn heute verlangt man in erster Linie Reinheit, schon aus Gründen der Gesundheit und der reichsgesetzlichen Vorschriften. Jahrelang war Fuchsin, mit dem ja auch Genußmittel gefärbt wurden, nicht frei von Arsenik, lange suchte man vergebens nach einem die Arsensäure ersetzenden Oxydationmittel, und als man es gefunden hatte, ist man doch so weit gekommen, auch mit Arsen ein von diesem Gifte freies Fuchsin zu erzeugen.

Die so berühmt gewordenen Anilinfarben kamen 1857 in England auf, zwei Jahre später bei uns. Zu ihren Erfindern rechnen wir viele Deutsche, so Dr. Caro in Mannheim, früher in Manchester, dann Aug. Wilh. v. Hofmann, Gräbe, sowie Liebermann und O. N. Witt. Drei Vorzüge haben diese organischen Farbstoffe: Schönheit, relative Billigkeit (Farbhölzer und Krapp gaben zu wenig Ausbeute) und ihre Nuancen. Bis ca. 1860 hatte man für Farben 1. Krapp, das Roth gab, 2. Indigo für Blau, 3. Farbhölzer für Gelb, Roth und Schwarz, 4. Cochenille für das bekannte Roth. Und heute? Krapp, dessen Anbau Frankreich Millionen eintrug, sieht seine frühere Industrie jetzt tot, während die werthvolle Theerfarbe, aus Alizarin gewonnen, uns jetzt die größten Reichthümer einbringt. Indigo ist bereits durch Baeyer in München künstlich hergestellt und man sieht ihn bereits auf den Rechnungen der Badischen Anilinfabrik gedruckt, die ihn zu manchen Zwecken fabrizirt. Ist es erst gelungen, den Preis hierfür billiger zu schaffen, so erleidet Indien einen großen Schlag und dies um so stärker, als der betreffende Boden nur schwer mit Anderem angebaut werden kann. Gewöhnlich dauert es dann höchstens ein Jahr, bis allgemein das Surrogat an Stelle des Naturproduktes getreten ist. Bekanntlich ist der Indigovorrath ein so wenig großer, daß eine untergegangene Schiffsladung den Marktpreis steigen läßt.

Hosted by Google

Die Heilmittel schließen sich der Farbenherstellung an, weil vielfach die selbe Fabrikationmethode und die selben Materialien zu Grunde liegen. Welche kolossale Rolle spielt nicht die Karbolsäure in der Farbenindustrie und welche zugleich in der Antiseptik! Auch auf diesem Gebiete steht Deutschland ohne Nebenbuhler da, weil wir am Billigsten liefern können. Man bedenke nur, daß z. B. ganz Afrika von uns mit Chinin und zwar von Privat-Fabriken in Waldhof, Darmstadt, Erfurt versorgt wird. Die Heilmittel werden den Apothekern direkt nur ungern abgegeben, sie müssen schon viele Kilo bestellen. Vom Antipyrin verkauft der Apotheker das Gramm zu 20 Pfennig, die Fabriken, resp. die Höchster Farbwerke bemessen den Preis dem Engroshändler zu ca. 10 Pfennig und schon darauf liegt ein ganz exorbitanter Gewinn.

Die Desinfektionmittel umfassen bei uns ein weites Gebiet. Der Preis dieser Mittel schwankt außerordentlich und konnte u. A. während der vorigen Cholera um 50 Prozent steigen. Es soll bessere und billigere Mittel geben, aber kein — eingebürgerteres. Und die Gewohnheit vermag viel.

Auch in ätherischen Oelen werden wir bald alleinherrschend sein und zwar in künstlichen und natürlichen. Hierin ist eine einzige Privatfabrik in Leipzig völlig tonangebend. Diese hat sogar bei Pleisse-Athen sehr große Strecken mit Rosen bepflanzt und das hieraus gezogene Oel gilt für besser als das Türkische. Was die chemische Natur des Rosenöls betrifft, so ist diese von Poleck glücklich aufgeklärt worden. Das Wunderbarste von Nachahmung oder richtiger Ersatz ist wohl der Baursche Moschus in Mülhausen; früher, als noch zu diesem Behufe in fernen Erdtheilen der Moschusochse geschossen werden mußte, kostete ein Gramm ein Vermögen; seit zwei Jahren ist der Preis natürlich billig geworden. Angenehm ist übrigens die Anfertigung des künstlichen Moschus keineswegs, da die Betreffenden wegen des penetranten Geruches von den Menschen gemieden sind. Scherzweise behauptet man, in Mülhausen rieche es kein Mensch mehr, so abgestumpft seien dort schon nach nicht ganz 730 Tagen sämmtliche Geruchsnerven.

Die Mineralfarben, besonders Ultramarin, sind ebenfalls noch stark in der Thätigkeit von Privatfirmen. Auch unseren gesammten Bedarf an Fabrikaten der Beize (für Gewebe) decken wir in Deutschland und exportiren noch ansehnlich. Unsere Süßmitteletablissements (in Saccharin und Dulzin) sind sehr bedeutend. Da Saccharin zwar 300 Mal süßer als Zucker ist, aber nicht nährend, so hat das Aktienwesen einstweilen ein gewisses Fernbleiben vorgezogen. Dagegen steht unsere starke Margarinfabrikation gegen Amerika zurück. Am Besten geht noch bei uns die Kokosnußbutter, die von Hamburg aus auch in diejenige rituelle Küche sich eingeschmeichelt hat, wo Fleisch und Naturbutter nicht zusammengebracht werden.

In Sprengstoffen sind die verschiedensten Länder, selbst Rußland, gleich bedeutend. Die photographischen Artikel wie Silbersalze und Goldsalze erscheinen als Nebenprodukt unserer Soda-Industrie.

Die Herstellung der Kalisalze hängt zumeist von den Bodenverhältnissen ab. Deutschland ist in dieser Beziehung führend gewesen, wie Leopoldshall, Staßfurt, Aschersleben (früher Schmittmann und Hauptbeunruhigungpunkt für Diskonto-Kommandit) und endlich Alkaliwesteregeln beweisen. Herrn Douglas hat man deshalb auch nicht umsonst den Kali-Grafen genannt, ihn, der für seine allerdings nicht ganz leichte 12-Millionen-Gründung die hübsche Provision von Mk. 400 000 gab. Auch für die Düngerfabrikation sind die Kalisalze be-

Hosted by Google

kanntlich sehr wichtig und hierbei kommt Superphosphat als Nebenprodukt der Eisen- und Stahlindustrie erst seit dem Entphosphorungverfahren von Thomas und Gilchrist vor. Der Guano, dessen Bereitung bekanntlich Herrn v. Ohlendorff in Hamburg mit 16 Millionen Mark abgekauft wurde (zumeist glänzende Dividenden), hat nichts Chemisches durchzumachen.

Auch Jod ist als Nebenprodukt interessant. Hier ist Alles von Chile abhängig, dessen Produzenten einen den Jodbeziehern höchst schmerzlichen Ring gebildet haben. Jod, das in der Medizin, der Farbenindustrie nothwendig gebraucht wird, ist bis jetzt von der Chemie nicht ersetzt worden, und es soll dies auch in absehbarer Zeit angeblich unmöglich sein.

Der Zellstoff hat an der Hand des Mitscherlich-Verfahrens eine bedeutende Industrie hervorgerufen, die besonders dann werthvoller wird, wenn der Papierfabrikation etwas passirt, was uns Menschen so schwer zu Theil wird, nämlich das völlige Abschneiden der Verbindung mit Lumpen, wie dies u. A. im vorigen Jahr während der Cholera eintrat. Herr Mitscherlich hat sich um die Verschlechterung des Papiers die größten Verdienste erworben, so daß man seine Erfindung eigentlich erst in späteren Jahren richtig würdigen wird; dennoch giebt es nahezu Romane über die wilde Jagd, welche die Konkurrenz nach diesem kostbaren Geheimniß angestellt hat und vielleicht noch jetzt anstellt.

Kommen wir nun zu den Unternehmen selbst, so ist, wie gesagt, die chemische Privatindustrie bei uns noch sehr bedeutend; es giebt u. a. eine bekannte Firma, die fast täglich ein neues Patent anmeldet, allein die gewaltige Macht liegt doch in den Händen der großen Aktiengesellschaften. Die erste ist unbestritten die Badische Anilin- und Sodafabrik, die zweitgrößte die Höchster Farbwerke. Die Badische Anilinfabrik wurde 1872 vornehmlich mit Hilfe des finanziellen Rathes von Dr. Kilian Steiner von der Württembergischen Vereinsbank gegründet. Sie hat 16½ Millionen Mark Aktienkapital, nahezu an 6 Millionen Reserven, und ihre 4000 Arbeiter sollen es besser haben, als vielfache sozialistische Angriffe glauben lassen könnten. Der Sitz ist in Mannheim, das Verkaufsgeschäft in Stuttgart, wo der bekannte Nationalliberale Siegle residirt, ohne dessen Anilineinkünfte so manches ihm sonst angenehme Blatt verkrachen würde, und der Betrieb endlich ist in Ludwigshafen. Mannheim, dem es übrigens nachträglich furchtbar leid thut, wollte damals wegen des Gestankes und der Gesundheitschädlichkeit nichts von dem Betriebe in seinem Weichbilde wissen, und so zog man denn nach Ludwigshafen, das seitdem durch die verschiedensten Umstände der Hauptsitz der mannichfaltigsten chemischen Industrien geworden ist. Dr. Caro, einer der Erfinder der Anilinfarben, wohnte dort, es waren billige Arbeitkräfte zur Hand, die Nähe mehrerer Universitäten, die Grenze und die Kapitalien, Mannheim, sowie der enorme Transitverkehr dieses Platzes. Die Badische Anilinfabrik mit ihren Filialen in Neufville (Frankreich) und Moskau hat geringstens 7 Prozent vertheilt, ging dann von 25 wieder auf 12 Prozent Dividende zurück, ist aber in den letzten Jahren von 20 auf 22, sogar auf 27 Prozent gekommen. Bei diesem Satze haben die Tantièmen nicht weniger als 1 056 000 Mark betragen. Ob auch die Arbeiter daran Antheil haben, ist nicht zu ersehen. Die Höchster Farbwerke, vormals Meister, Lucius und Brüning, wurden zwar 1879 pro forma gegründet, aber die Aktien kamen erst 1888 an den Markt. Angeblich erfolgte die ganze Umwandlung nur wegen der besseren Theilung unter den einzelnen Familiengliedern. Das Kapital beträgt 12 Millionen Mark, die Reserven schon

Hosted by Google

jetzt über 3 Millionen. Hier ist für die Arbeiter selbst in wohnlicher Beziehung so gut gesorgt, daß kein Sozialdemokrat unter ihnen sein soll. Beide Etablissements: die Badische Anilinfabrik und die Höchster Farbwerke, sind scharfe Konkurrenten, aber diese Gegnerschaft verwandelt sich sofort in völlige Uebereinstimmung, wo ein dritter Rivale plötzlich ernst zu nehmen ist. So unterfing sich einmal eine österreichische Fabrik, einen Farbstoff bedeutend billiger zu liefern, — und was blieb den armen Großindustriellen in Ludwigshafen und Höchst anders übrig, als sich zu einem noch weit billigeren Preise die Hände zu reichen! Die Geschichte kostete zwar ein paar Mal hunderttausend Mark, aber jene österreichische Fabrik mußte liquidiren. Nie ist eine gewaltige Kapitalsmacht kälter und überlegener angewandt worden als gerade auf diesem Gebiete. In Norddeutschland ist es besonders Scherings Grüne Apotheke, deren Dasein oft stärker vermerkt wurde. Die Gründung von Schering geschah 1871. Vertheilt wurden zuerst 8 Prozent, dann fünf Jahre wenig oder nichts, dann wieder bis 24 und herab bis 13 Prozent. Die Kurse sind oft so wild schwankend gewesen, daß sie 1887/88 an einzelnen Tagen oft 20—40 Prozent variirten. In den Generalversammlungen wußten die Aufsichträthe niemals Auskunft über diese seltsamen Erscheinungen zu geben. Der Kurs war 1872: 130, 1874: 19½, 1889: 154, 1883: 210, 1885: 575, 1886: 375, 1891: 213 Prozent.

Es fragt sich nun, wie lange das deutsche Uebergewicht auf diesem Gebiete dauern wird. Amerikanische und englische Firmen machen seit Jahr und Tag in deutschen Fachblättern die verlockendsten Versprechungen, aber es ist ihnen bisher nur ganz ungenügend gelungen, Kräfte zu sich hinüberzuziehen. Würde aber die Konkurrenz wirklich ernsthafter nachkommen, so hätten die deutschen Unternehmer schon wieder viele Sachen parat, entweder ganz Neues oder: Altes billiger herzustellen. Alle Erfahrungen stimmen darin überein, daß auf Dezennien hinaus die deutsche Vorherrschaft gesichert erscheint.

Natürlich haben fast sämmtliche chemische Firmen in der Kunst des Geheimhaltens eine bewunderungwürdige Virtuosität erreicht, der jetzt nur noch die Elektrotechnik nachzuleben sich anschickt. Die Betriebe der einzelnen Farben sind derart von einander getrennt, daß der eine Chemiker von der Thätigkeit der andern absolut nichts weiß. Vielleicht ist dies auch durch die Anspannung in der Einzelbranche schon an sich bedingt. Allein sehr oft sind die Beamten nicht allein ehrenwörtlich verpflichtet, über ihr Tagewerk gegenüber den Kollegen zu schweigen, sie dürfen oft auch über ihren Gehalt nicht mit einander sprechen. Besonders vorsichtig ist man auch gegen die Vorarbeiter und Werkführer. Wird z. B. ein neuer Betrieb eingerichtet, so läßt man oft das Haus von Verschiedenen bauen, die Kesseltheile werden in verschiedenen Fabriken bestellt, und endlich die Fensterscheiben des Hauses weiß angestrichen.

Die Großartigkeit unserer chemischen Industrie, die eherne Mauer, die um ihre kleinen und großen Geheimnisse gezogen ist, die scharfen Augen, die in diesem fortströmenden Fluß von Erfindungen die einzelnen Chemiker überwachen, um sie, die Ahnungslosen, vielleicht noch rechtzeitig vor der Erfindung selbst, auf ein anderes Versuchsfeld zu verpflanzen, dieses ungeheure Ganze, wo die begabtesten Menschen nur als Schrauben und Räderchen an einer Maschine dienen, ist noch nicht beschrieben und nur der Halbbruder der Poesie, wie Schiller den Roman nennt, könnte dies vollbringen. Pluto.

Hosted by Google

Strecken-Rapport.

Am Wahltage, da ich für Richard Fischer, für Rudolf Virchow und Adolf Wagner mich doch nicht entscheiden konnte, hatte ich einen Ausflug aufs Land unternommen. Die Politik, und was so mit ihr zusammenhängt, hatte ich herzlich satt und die süßen Düfte, die der erste pralle Sonnenschein aus den Straßen der Haupt-, Residenz- und Musterstadt Berlin hervorzulocken pflegt, stiegen mir nicht angenehmer in die Nase als die letzten, verzweifelten Kandidatenreklamen der Tageblätter. Aber auch der Gutsbezirk, wo ich verweilen durfte, gehörte, wie sichs gebührt, zu einem Wahlkreise, und auf einsamen Waldwegen sogar, kunstlos an niedres Gesträuch geheftet, fand ich Aufrufe, die dem etwa vorüber Wandelnden angelegentlichst empfahlen, wenn er nicht für einen Idioten gelten wolle, unbedingt für den oder jenen Rechtsanwalt, Schneidermeister oder Regirungsrath seine Stimme „abzugeben" — das heißt: für die Dauer der Legislaturperiode sich selbst für politisch bevormundet zu erklären, von dem Rechtsanwalt, dem Schneidermeister oder dem Regirungsrath. Ich hatte hier keine Stimme abzugeben und konnte in aller Gemächlichkeit deshalb zusehen, wie auf dem Lande das Wahlgeschäft vor sich ging. Langsam nur fanden die Wähler sich ein, meistens in Gruppen, wie sie vom Feld, von der Taglöhnerarbeit, aus der nahen Fabrik eben kamen. Vor dem Wirthshaus, das für diesen Tag zum Schauplatz des Volksgerichts geworden war, empfingen sie dann ihren Zettel, tranken im Gastzimmer sich Muth und traten endlich an den Tisch, wo, hinter der weißen Suppenterrine, als Wahlvorsteher der Oberförster saß, mit drei seiner Waidwerksgenossen und zwei anderen würdigen Männern. Das währte, wie es vorgeschrieben war, vom Morgen bis sechs Uhr abends, und als der Stimmenfang dann, für den vier wackere Förster hier aufgeboten waren, beendet und der Bauch der Terrine vom Zettelkram entleert worden war, da ergab sichs, daß von den drei offiziellen Kandidaten der konservative 144, der sozialdemokratische 46 und der freisinnige 2 — in Buchstaben: zwei — Stimmen erhalten hatte.

Hosted by Google

Beim Abschiedsschluck meinte der Oberförster: „Na, den Freisinn hätten wir diesmal hier endlich zur Strecke gebracht!"

Später erfuhr ich dann, daß in den anderen Bezirken das Schicksal nicht anders entschieden hatte und daß der Volksvertreter, der unentwegt und auch voll und ganz so lange die Bahn des allein echten und sturmerprobten Liberalismus geschritten war, einem schnöden Lebensmittelvertheurer und Geldverschlechterer nun weichen mußte. Der glorreich Besiegte gehörte der freisinnigen Vereinigung an, der auserwählten Leibgarde des Generalkanzlers, die vor der Fonds- und Produktenbörse zugleich auch den Ehrendienst zu versehen hat, und ich wollte an Eugen Richter, der vor einem Erfolge der Hinzemännchen mehr wahrscheinlich als vor dem Gelingen der Militärvorlage noch zitterte, schon durch eigenen Drahtbericht die frohe Kunde übermitteln, daß von den Rückgratlosen Einer den Hals gebrochen habe. Fast bedauere ich jetzt, daß ichs nicht gethan habe; in diesen schweren Tagen, die eigentlich nur die frohe Botschaft aus Oldenburg ihm verklärte, hätte der feiste Vater der Strampel-Anna so doch eine kleine Freude erlebt. Was er sonst an Telegrammen erhielt, aus den Hochburgen des Freisinns sogar, das glich doch sehr bedenklich einem Strecken-Rapport, wie er nach den Jagdvergnüglichkeiten hoher und höchster Herren präsentirt zu werden pflegt, und es kann den geschlagenen Mann von Hagen kaum trösten, daß auch sein magerer Widersacher, Herr Theodor Barth, von seiner mit der neuen Walduniform sehr zierlich geputzten Truppe keine bessere Nachricht empfing.

In Berlin wars, als ich wieder zurück kam, inzwischen recht amusant geworden. Ich bin, weil sie meist in reinlichem Deutsch geschrieben ist und weil man nicht mehr als fünf Minuten daran zu lesen hat, Abonnent der Vossischen Zeitung und freute mich während der Bahnfahrt schon auf die schönen Artikel, in denen die auf ihre besondere Art auch sturmerprobte Tante mir erzählen würde, man könne auch mit Ehren fallen — victrix causa diis placuit, sed victa Catoni — und überhaupt sei der liberale Gedanke lebenskräftiger als jemals zuvor; aus langer Erfahrung weiß ich ja, wie vortrefflich Herr Levy so etwas zu machen weiß. Diesmal kams aber anders. Ich fand zwei Leitartikel, in denen für Langerhans, Virchow, Munckel, Baumbach und Richter, die Berliner Kandidaten der freisinnigen Volkspartei, mit vollen Backen Alarm geblasen wurde, und ich fand zwei andere Artikel, von den Tagen nach dem 15. Juni, worin die freisinnige Volkspartei beinahe als eine Mißbildung bezeichnet und Eugen, der seit dem Fall Marx sonst doppelt Sakrosankte, mit spitzigen Stichen arg geärgert wurde. Das war aber nur ein unschuldiges Kinderspiel gegen die klotzigen Hiebe, die aus den Blättern der Herren Levysohn und Davidsohn

Hosted by Google

auf das blühende Fett des all in seiner Fülle so düsteren Eugen herniedersausten. Als sollte ein rituelles Verbrechen gesühnt und Sems ganzer unsäglicher Jammer an der derben Haut eines hochmüthigen Ariers gerächt werden, so tobten und wütheten die von Mosses und Sommerfelds Gnaden regirenden Herren gegen den Mann, den sie kurz vorher noch so laut gepriesen hatten, weil er den schlimmen Ententeich vereitelt und in klammernder Umarmung den schlimmeren Ahlwardt erstickt haben sollte. Da fiel mir, als ich so den Wechsel des Menschlichen sah, ein Wort Bismarcks ein, der den murrenden Fortschrittsleuten einst zugerufen hatte: „Wenn ich erst einmal fort bin, werden Sie sich unter einander auffressen!“

Sie sind eben dabei, und weil er den fettesten Braten bietet, muß der arme Eugen zuerst an das Messer. Er soll, er ganz allein, es verschuldet haben, daß die weiland deutsche freisinnige Partei von 67 Mandaten aus eigenem Vermögen in diesem Wahlkampf nur eins zu retten vermocht hat, — nur eins, das von Hirschberg, denn in Bremen haben die sogenannten „Ordnungsparteien“ gesiegt, und Herr Thomsen, der Dritte im Bunde und als liberaler Renommirbauer sehr beliebt, obwohl er nebenher noch Direktor einer Dampfschiffahrt-Gesellschaft ist, pflegte mit Stolz sich zu den Wilden zu zählen. Soweit das Gedächtniß zurückreicht, hat niemals zuvor eine Partei eine ähnliche Niederlage erlitten; noch nie aber hat auch eine geschlagene Partei mit so erbärmlicher Niedertracht eigenes Verschulden auf den begabtesten und an — freilich flüchtigen — Erfolgen reichsten Führer abzuwälzen versucht. Bis nach Frankreich muß man gehen und des Dankes sich erinnern, den Bazaine und Mac Mahon fanden, um für diesen Akt deutscher Treue ein Gegenstück zu entdecken.

Der Assessor a. D. Eugen Richter, dem eine verhängnißvolle Strenge des Ministers Grafen Fritz Eulenburg die Beamtenlaufbahn verschloß, ist ganz gewiß keine angenehme Erscheinung in der deutschen Geschichte und ich brauche hier, wo er in den Tagen seines Glanzes so oft gezaust worden ist, nicht zu versichern, daß ich für diesen beschränkten Budgetknauser und kleinbürgerlichen Parlamentsbureaukraten nicht die allerbescheidenste Sympathie empfinde. Heute aber, da der Thiergartenfreisinn ihn zum Katerfrühstück verspeisen möchte, sollten alle nicht in Fraktionen gepferchten Menschen, denen auch in der Begrenztheit einer kleinlichen Anschauung ein Charakter noch etwas gilt, dem Vervehmten das Zeugniß nicht versagen, daß er auf den schlüpfrigen Pfaden des beginnenden und des unter sehnsüchtigen Hilferufen verscheidenden Caprivismus standhaft sich aufrecht gehalten hat. Als das strebende Gelocke des Herrn Heinrich Rickert lobesam zu erstem Gruß vor dem neuen Kanzler demüthig schon sich neigte, blieb Herr Richter, mißtrauisch abwartend, auf einem Posten und er scheute sich später nicht, in der für den Freisinn

Hosted by Google

immer gefährlichen Militärfrage entschlossenen Widerstand zu leisten, obwohl ihm gewiß doch nicht unbekannt war, wie anerkennend über seine Sozialistenvernichtung an höchster Stelle das Urtheil gelautet hatte. Er war, wie man wohl sagt, „der Nächste dazu", und während man rechts durch ein in drohende Aussicht gestelltes Ministerium Rickert, links durch den an die Wand gemalten Puttkamer oder Waldersee sich zur Gefügigkeit scheuchen ließ, blieb er dennoch seiner Tribunenrolle getreu, weil, was er nun einmal unter Liberalismus versteht, ihm auch jetzt nicht zu verwirklichen schien. Solche Standhaftigkeit ist bei uns zu Lande viel zu selten geworden, als daß ihr die Anerkennung versagt werden dürfte, auch wo sie von ganz falschen Ausgangspunkten zu ganz falschen Zielen hinzugelangen versucht.

Herr Richter ist der Typus, der vollkommenste, den man sich denken kann, des Parteibrillenträgers, der jedes Maß für die Dinge und die Persönlichkeiten verliert und am Ende gar nicht mehr weiß, daß auch außerhalb des Fraktionverbandes doch immer noch Leute wohnen. Beinahe aber könnte man ihn liebgewinnen, wenn man das Verhalten seiner Gegner betrachtet, die gestern noch vor ihm krochen und heute ihm schon einen Fußtritt verabreichen möchten. Da ist Herr Barth, ein kaum mittelmäßiger Journalist, der es zu seinem Heil nicht nöthig hat, von dem Ertrag seiner Schriftstellerei zu leben, denn die Herren Levy und Levysohn, die er von seiner Höhe herab gern belächelt, verstehen ihr Handwerk viel besser als er; über die Cobdenlehre, über Bambergers Kapitalistenfeuilletons und die Artikel englischer Freihandelsrevuen sind seine Kenntnisse nicht hinausgelangt und den Volkswirth darf er nur im engsten Cirkel zu spielen wagen. Dieser mit höflichen Sitten und taktischer Schlauheit begabte Herr, der noch nie einen eignen Gedanken gehabt, noch nie auch nur den Muth eigner Meinung bewiesen hat, empfängt in den letzten Märztagen einen Interviewer und erzählt ihm, nachdem er von Bismarcks „zügelloser Frivolität" und von der Sucht der Junker, auf Kosten des Staates sich zu bereichern, Einiges gefaselt hat, die folgende hübsche Geschichte: „Wir können uns im Sinne einer gedeihlichen Entwickelung einen besseren Minister als Caprivi nicht wünschen; die Junker können für sich keinen schlimmeren fürchten. Wir haben alle Ursache, ihn zu halten; sie haben alle Ursache, ihn zu stürzen. Aber nun sind wir, in der Militärvorlage, durch unsere Wähler gezwungen, gegen ihn zu stimmen, dessen Fall Niemand aufrichtiger als wir beklagen würde; und die Junker sind gezwungen, für ihn zu stimmen, dessen Fall Niemand dringlicher wünschen kann als sie ... Die Zukunft ist, wohin wir immer blicken, trübe, und es giebt eine einzige Hoffnung: das sind die Arbeiter, das ist der Sozialismus. Die Sozialisten sind die verläßlichsten Hüter der Freiheit, die ehrlichsten Diener einer gesunden Ent-

Hosted by Google

wickelung. Wir können nichts eifriger wünschen, als daß sie das nächste Mal ihrer 72 statt 36, die sie jetzt sind, ins Haus kommen, und es ist selbstverständlich, daß wir zwischen einem Konservativen und einem Sozialdemokraten immer und überall den Sozialdemokraten wählen werden." Herr Barth stimmte dann in zwei Lesungen gegen die Militärvorlage. Darauf erfolgt die Auflösung des Reichstages und die Spaltung des Freisinns und — siehe da! — plötzlich ist nun Herrn Barth nicht allein die Erkenntniß gekommen, daß man, ist nur die zweijährige Dienstzeit gesichert, unbedingt für die Militärvorlage stimmen muß; er läßt auch in seinen Blättern und Blättchen, während er selbst freilich im Hintergrund bleibt, für die Stichwahlen von den entsetzlichen Junkern Hilfe erbetteln und es für einen Verrath an der gemeinsamen Sache aller bürgerlichen Parteien erklären, wenn ein Liberaler einem Sozialisten seine Stimme giebt. Das ist der Mann, der sich erdreistet, Bismarck einem „abgetakelten Komödianten" zu vergleichen und über „die cynische Unbedenklichkeit seiner Politik" laut zu jammern.

Noch ergötzlicher ist Herr Alexander Meyer, der in Halle mit einem Sozialdemokraten den Strauß zu bestehen hat, und der deshalb krampfhaft versucht, vor kartellparteilichen Augen rasch noch bierehrlich zu werden. In der vorigen Woche wurden aus seinen fulminanten Artikeln gegen den Spuk des Militarismus hier einige Stellen citirt; mit den Angriffen allein, die er gegen die Militärvorlage gerichtet hat, könnte man einen stattlichen Band füllen. Jetzt ist er der zärtlichste Pfleger des Hueneschen Wechselbalges, mit oder ohne gesetzlich festgesetzte zweijährige Dienstzeit, und nachdem er vor wenigen Wochen noch die Jesuitenhetze mit der Judenhetze auf eine Stufe gestellt und beide verworfen hat, giebt er nun eine Erklärung ab, die ihn verpflichtet, gegen die Aufhebung der Jesuitensperre zu stimmen. Hoffentlich verweigert er jetzt auch dem konservativen Antrag seine Unterschrift nicht, der die Einwanderung fremder Juden verhindern will.

Was von der Herrlichkeit des stolzen liberalen Gedankens noch verlockend erscheinen konnte, das haben diese Leute redlich ruinirt und sie allein trifft die Schuld, wenn die ganz natürliche und längst voraus gesehene Niederlage des Freisinns nun so zerschmetternd geworden ist. Die Manchesterweisheit findet nirgends mehr Glauben; die nachwachsende Jugend hat, soweit sie an dem politischen Getriebe überhaupt noch Gefallen findet, sich zu den Lehren der Staatssozialisten oder der Sozialdemokraten gewandt; in keiner Partei sah man so viele graue und weiße Häupter wie auf den Bänken der freien Handelsleute und die Zeit ließ sich mit ziemlicher Sicherheit schon berechnen, wo mit den müden Greisen auch das abgelebte Dogma ins Grab sinken würde. Der Tod ist beschleunigt worden, weil beim ersten Frührothschein der Gnadensonne ein Theil der Hungernden den in der langen

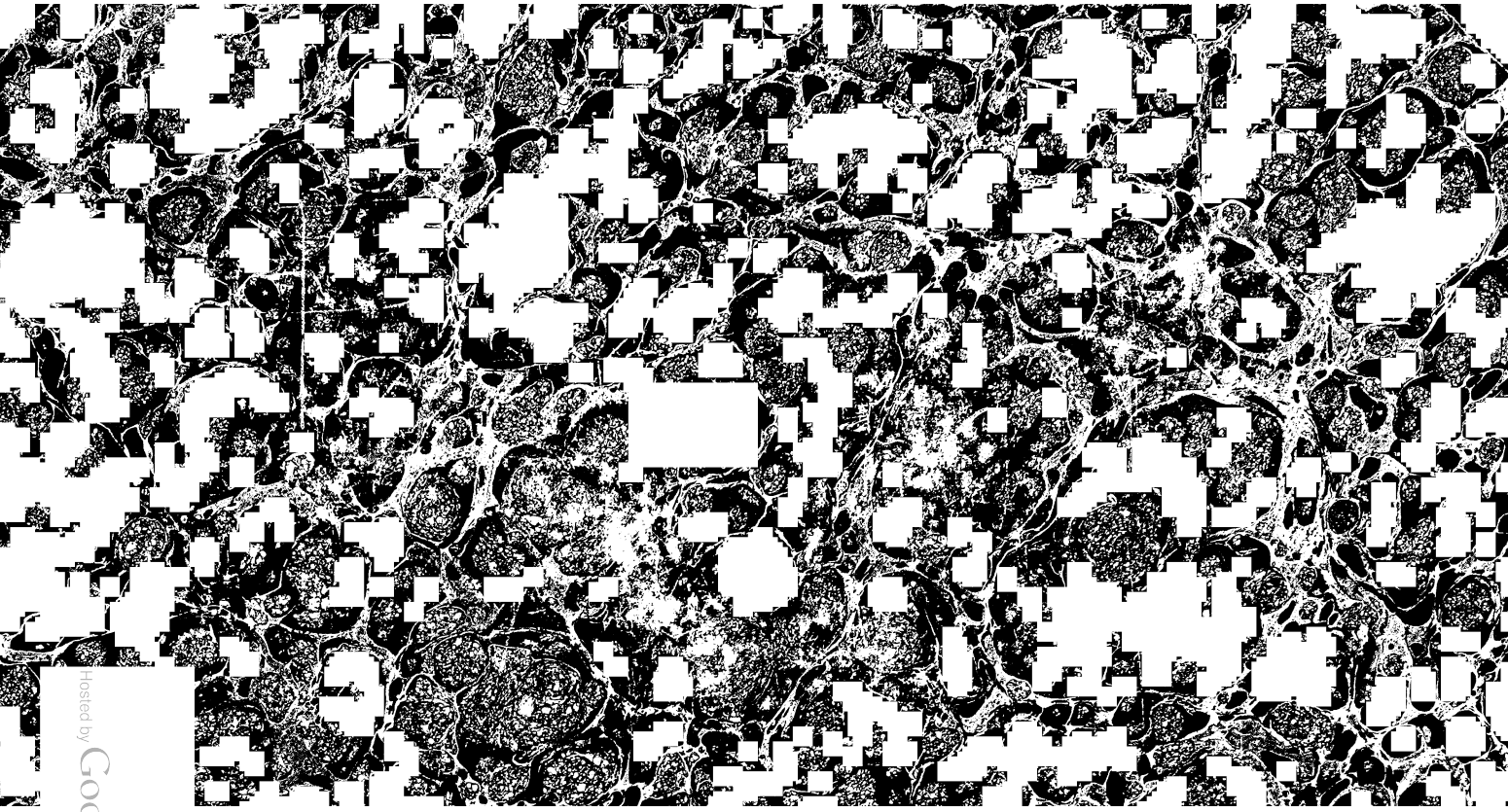
Hosted by Google

Nacht der ihrem Gelüsten unholden bismärckischen Aera mächtig angewachsenen Appetit nicht mehr bezähmen konnte und alle die großartigen Prinzipien eiligst nun zu bestatten begann. Schon Rodbertus sagte, daß man den Kapital-Liberalismus in seinem verderblichen Gange nicht aufhalten könne, so lange er noch einige seiner falschen Ideale der Masse als Lockspeise vorzuhalten habe; erst wenn er selbst ans Ruder gekommen sei, werde sich seine ganze tiefe Heuchelei offenbaren; er werde dann alle angeblichen Ideale von Freiheit und Gleichheit verleugnen und in eine unbarmherzige Reaktion umschlagen, die mit Polizei, Strafrichter und in letzter Instanz mit Bajonneten jede widerstrebende Regung unterdrückt. Die äußerste Probe auf dieses Exempel ist uns einstweilen erspart geblieben und Boykott und Hungerpeitsche müssen für die Polizeigewalt den modernen Ersatz bieten. Wie aber, wenn sich auch nur die Möglichkeit zeigt, ans Ruder zu kommen, die Ideale zerflattern, das hat die freisinnige Sezession uns gelehrt.

Jahre lang, und in den letzten Monaten lauter noch als vorher, wurde verkündet, dem Wüthen und Wuchern des Militarismus müsse ein Ende bereitet werden. Bis zum März zogen alle freisinnigen Abgeordneten unter Richters Banner einher, in geschlossenen Reihen, und mit hellen Friedensschalmeien spielte das ganze freisinnige Kuliorchester ihrem Zuge auf. Dann winkte die Hoffnung auf Freihändlerei, vielleicht auf Titel und Würden, und von dem Zug sonderte geschwind sich ein Fähnlein ab: die Matadore der Friedenskongresse vertauschten den Oelzweig mit der Muskete und entdeckten mit gar nicht bedächtiger Schnelle ihr patriotisches Gewissen, ihr ängstlich besorgtes. Es war unmöglich, mit diesem versprengten Haufen in einen Wahlkampf zu ziehen, in dem der vormärzliche Freisinnige jeden Anhänger einer wirklichen oder vermeintlichen Heeresverstärkung als einen Volksfeind befehden mußte. Und weil Herr Richter das begriff und weil ihm hier wenigstens, wo neben dem Prinzip auch der Eigensinn noch im Spiel war, das Fraktioninteresse nicht so viel galt wie das Festhalten an der einmal erfaßten Fahne, deshalb mußte er die Scheidung vollziehen, ohne die das Treffen schon verloren gewesen wäre, ehe es noch begann.

Jetzt wird natürlich ein Prügeljunge gesucht und die Thiergarten-clique kühlt ihren alten Haß an dem ungelinden Tyrannen. Aber die Wahlerlebnisse des Centrums, der süddeutschen Volkspartei und namentlich der Sozialdemokratie zeigen zu deutlich, wie gut diesmal geschlossen auftretenden Parteien der Widerstand gegen den Militärplan bekommen ist, als daß die geschäftig verbreitete Legende irgend einen Erfolg haben könnte. Der Freisinn ist gestorben, weil er zum Sterben reif war, weil er vor den wirthschaftlichen Bedürfnissen einer veränderten Zeit rathlos und verschollene Sprüche lallend stand und weil die durch dreißig Jahre in alle Gassen

Hosted by Google



Hosted by Google